16.7.29
H[redacted]7.29.

Die Kunst

im

Zusammenhang der Culturentwickelung

und

die Ideale der Menschheit.

Von

Moriz Carriere.

Dritter Band.

Das Mittelalter.

Zweite Abtheilung.

Das europäische Mittelalter.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1868.

Das europäische Mittelalter

in

Dichtung, Kunst und Wissenschaft.

Ein Beitrag zur Geschichte des menschlichen Geistes.

Von

Moriz Carriere.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
—
1868.

Vorwort.

Ich habe in der ersten Abtheilung dieses Bandes die beiden neuen Religionen geschildert, welche die Menschen, nachdem das Naturideal vielfältige Gestalt gewonnen, zur Verehrung des einen geistigen Gottes beriefen, und damit zur Erhebung über die Natur, zur Einkehr ins eigene Innere, zur Ausbildung der Gemüthswelt führten. Ich habe gezeigt wie das sittliche Ideal in Jesus verwirklicht ward, wie das Christenthum unter den alten Culturvölkern sich entwickelte, wie dann die Araber durch Muhammed zu weltbewegender Macht und für Jahrhunderte zu Culturträgern geworden. Um das Gemüthsideal jedoch zu entfalten und zu vollenden bedurfte es auch neuer Völker, die von Haus aus nicht sowol in der Anschauung, im öffentlichen Leben, in der Außenwelt sich bethätigen und befriedigen, sondern mehr in der Innenwelt leben, durch Tiefe und Beweglichkeit des Gefühls sich auszeichnen, und die Empfindungen des Herzens, die Vorstellungen der Seele ausdrucksvoll und phantasiereich darstellen. In diesem Sinn hab' ich die Slawen, Kelten und Germanen nach den Grundzügen ihres Wesens und in ihrem volksthümlichen Heidenthume betrachtet, die erstern auch sogleich nach ihren Volksliedern charakterisirt und bis ins Mittelalter begleitet, und den finnischen Stamm und sein Epos ihnen angereiht. Die Germanen nehmen bei ihrem Eintritt in die Weltgeschichte das Christenthum an und verjüngen die alte Welt durch die Völkerwanderung; sie kommen nicht um zu verwüsten, sondern um die Erbschaft der

Cultur anzutreten. Mit ihrem gesunden Blut erfrischen sie die Länder des römischen Reichs, und die gleiche Religion hilft dazu daß Italien, Frankreich, Spanien, England und Deutschland sich in beständiger Wechselwirkung entwickeln, daß in gemeinsamer Arbeit eine gemeinsame Bildung und Gesittung gewonnen wird.

Es war meine Aufgabe dies darzustellen; der romanische und gothische Baustil wie das Ritterepos und die Liebeslyrik lassen es am deutlichsten erkennen. Man sagte im Mittelalter Deutschland habe das Reich, Italien die Kirche, Frankreich die Wissenschaft; Frankreich hatte auch die Initiative im Ritterthum und seiner Dichtung wie in der Scholastik; der auf Neues sinnende und zugleich formgewandte Geist des Volks, in welchem keltische, römische und deutsche Elemente sich durchdringen, begann die Kreuzzüge, und stand dadurch auf der Höhe der Zeit, während Italien und Deutschland in vielhundertjährigem Ringen um der Ideale des Kaiser- und Papstthums willen ihre reale Kraft verbrauchten und lange nicht zu der staatlichen Einigung und Verfassung kamen die ihnen gemäß ist, und zu der gerade unsere Gegenwart endlich bedeutende Schritte thut. Aber auf dem Standpunkte der Geschichte des Geistes erfreuen wir uns der edlen Früchte jener deutsch-italienischen schicksalvollen Beziehungen: in der Malerei gehen beide Nationen voran; Dante, Michel Angelo, Rafael wären ohne die Einwirkung des Germanenthums ebenso wenig dort erstanden, als hier Mozart's Don Juan, Goethe's Iphigenie und Cornelius' Fresken ohne den Einfluß Italiens; und Deutschland gab der Welt die Reformation, Italien den Humanismus und die Kunst der Renaissance.

Die mittelalterliche Bildung schreitet fort indem sie von einem der drei Stände zum andern gelangt: die Geistlichen, die Ritter, die Bürger bezeichnen damit die drei Epochen, nach denen die Kunstgeschichte sich gliedert. Die Lyrik des Gemüths, der Minnegesang und das malerische Princip walten vor, wenn auch zunächst noch nicht das individuelle, sondern das gemeinsame Leben, Fühlen und Denken sich in der Architektur und im Epos ausprägte. Bei diesem letztern unterscheiden wir das nationale,

wie das französische Rolandslied, den spanischen Cid, die deutschen Nibelungen, von dem höfischen oder der über Europa verbreiteten ritterlichen Kunstdichtung. Hier bei der Arthur-, Gral- und Tristansage habe ich den Satz durchgeführt daß die Kelten die Stofferfinder sind, die Romanen die poetische Form geben, die Germanen eine ideale Vertiefung durch Seelenmalerei und Gedanke hinzufügen; so tritt die gemeinsame Culturarbeit je nach der Eigenthümlichkeit der Nationen gerade auf diesem Gebiete klar hervor. Doch ist diese Frage gleich der über Homer und die Evangelien von der Art daß wer sich mit ihr beschäftigt und den schwebenden Debatten folgt, allmählich zu einer subjectiven Ueberzeugung kommt, die das Ergebniß vieler kleiner Eindrücke ist, die man deshalb andern nicht leicht andemonstriren kann, und die sich darum auch nicht für Gewißheit, sondern für Wahrscheinlichkeit gibt. Ich habe mich sonst bemüht im Thatsächlichen und Besondern stets das Gesicherte und bei den einzelnen Fachmännern Bewährte zu bieten, weil die Entdeckung der innern Zusammenhänge, der leitenden Ideen und danach die Organisation der Stoffesfülle zu einem harmonischen Ganzen der Zweck meines Buchs ist. Innerhalb der großen Linien des Vernunftwahren und Gesetzlichen soll die persönliche Freiheit, die Eigenthümlichkeit der wirkenden Kräfte ihr Recht haben; sie zu bestimmen bedarf es der vielfältigen Thätigkeit in der Literatur- und Kunstgeschichte, der Monographien und Abhandlungen aller Art, und wenn auch meine eigene Lectüre der Dichter und Denker, meine eigene Anschauung der Bau- und Bildwerke die erste Quelle der Darstellung ist, so habe ich gern meine Eindrücke und Urtheile ergänzt, berichtigt und geläutert durch das was die ausgezeichnetsten Forscher im einzelnen errungen haben, und immer wieder gern ein erstes entscheidendes und maßgebendes Wort auch seinen Urheber selbst sagen lassen; den rechten Ausdruck für den Kunststil einer Epoche oder eines Meisters zu finden das ist eine Entdeckung für die Geschichte des Geistes, wie die Erfassung und Ergründung einer elektrischen Erscheinung, eines chemischen Vorgangs eine Entdeckung für die Naturlehre ist.

Der Gedanke den ich seit vielen Jahren in meinen Vorlesungen darlege und längst im Druck veröffentlicht habe, daß nämlich die einzelnen Künste wie das System der Aesthetik sie entwickelt, so auch in der Geschichte der Reihe nach tonangebend werden, er bewährt sich auch hier und ich sehe mit Freuden daß er in die Literatur eingeht; vielleicht geschieht es auch so mit dem andern Princip das durch mein Buch sich hinzieht, ohne daß ich es Andersdenkenden aufdringlich werden lasse, daß nämlich alles Große im Leben, in der Kunst und Wissenschaft wie in der Religion sich im Zusammenwirken göttlicher und menschlicher Kraft vollzieht; die Vorsehung greift aber nicht von außen her durch Wunder und gewaltsam in den Gang der Dinge, sondern sie ist die natürliche und sittliche Weltordnung selbst, und ihr besonderes Walten geschieht von innen heraus durch begeisternde Antriebe, durch erleuchtende Regungen in der Menschenseele; diese hat die Aufgabe solche zu verstehen und zu entfalten.

Die Ideale des Mittelalters hat Dante zusammengefaßt und herrlich ausgesprochen; ich habe ihn daher ausführlich behandelt, und von Karl dem Großen an schon Fäden gezogen die zu ihm hinleiten, wie andererseits Giotto und Orcagna seinen Einfluß auf die Malerei bezeugen, und später die größten Meister bezeugen werden. Zeitalter sind nicht durch Mauern und Klüfte getrennt, sondern sie gehen ineinander über; darum habe ich was auch durch das 15. Jahrhundert hin specifisch mittelalterlich erscheint hier angefügt, anderes aber, wie die Erweckung des Alterthums, das Volkslied, der Realismus der bildenden Kunst bleibt der Periode der Renaissance und Reformation vorbehalten.

München, im Mai 1868.

Moriz Carriere.

Inhaltsübersicht.

Seite

Vorwort . . . . . V—VIII

Die neuern Völker.

A. Das Slawenthum.

Die Slawen sind passiver als die Germanen, ruhiger als die Kelten. Ackerbau, Familienliebe; Sprache. Die der deutschen und altitalischen nahverwandte Mythologie. Der lichte und dunkle Gott. Naturgefühl und Naturgeister. Russische, preußische, wendische, serbische Besonderheiten. Das Volkslied und seine Melodie; litauische, lettische, böhmische, donische, russische Lyrik. Russische Heldensage. Die Königinhofer Handschrift. Die Poesie der Serben: Frauen- und Heldenlieder; Marko; die Schlacht auf dem Amselfeld . . . . . 1—45

B. Der finnische Stamm.

Land, Volk, Mythologie. Das finnische Epos Kalewala, das estnische Kalewi-Poeg . . . . . 45—63

C. Das Keltenthum.

Beweglicher Sinn und Wanderungen der Kelten. Gegensatz des Kimrischen und Gallischen. Grundzüge der Mythologie: Feen und Elfen. Das Druidenthum. Die Steinpfeiler und Steinringe. Die Britten. Wales und seine Barden. Merlin der Zauberer. Die irische Finsage und ihre Uebertragung nach Schottland. Ossian. Die Volkslieder der Bretagne. Der Reim und seine Bedeutung als Kunstform . . . . . 63—95

D. Das Germanenthum.

Persönliche Selbständigkeit und Gemüth; Naturgefühl. Gemeinsames Singen; Stabreim und Runen. Entwickelung der My-

Seite

thologie; Tyr, Donar, Wodan. Die Walkyrien. Skandinavische Häuser und Götterbilder. Island und die Edda: Götterſage und Götterdämmerung; Helgi- und Sigurdlieder; Spruchweisheit. Die Skalden der Skandinavier. Die Heimskringlaſage . . . . . 95—122

Die Völkerwanderung.

Providenzielles Zuſammentreffen der Zuſtände in der alten Culturwelt und bei den friſchen Völkern. Die Bewegung derſelben. Theoderich der Gothe als Erbe und Fortſetzer antiker Bildung; Boethius. Das Chriſtenthum; Ulfila's Bibelüberſetzung. Der Heldengeſang als die Stimme der Zeit. Mythologiſche und hiſtoriſche Grundlage des deutſchen Volksepos in der Dietrich- und Siegfriedſage. Das Hildebrandlied und der Beowulf . . . . . 123—138

Karl der Große und die Zeit der Karolinger.

Karl der Große in der Geſchichte; das Ideal des Mittelalters im römiſchen Reich chriſtlich germaniſcher Nation; Kaiſer und Papſt. Karl's Pflege von Kunſt und Wiſſenſchaft. Alfred der Große und die engliſche Verfaſſung. Scotus Erigena. Karl's Bauten und ihr Bilderſchmuck. Iriſche und angelſächſiſche Miniaturen. Die romaniſchen Sprachen. Der Heliand, Otfried's Chriſt, Kynewulf. Karl der Große in der Sage; Niederſchlag alter Göttermythen und Vereinigung der Erzählungen von Karl Martel und Karl dem Einfältigen auf ihn; die Haimonskinder; Ogier; Roland. Turpin's Chronik . . . . . 139—159

Grundzüge mittelalterlicher Weltanſchauung.

Das Mittelalter der Germanen und der Menſchheit. Vielfältige Vermittelung zwiſchen antiker Bildung, chriſtlicher Religion und friſcher Volksthümlichkeit. Der feudale Staat und die Kirche. Die Gemüthsinnerlichkeit und die Aeußerlichkeit des Lebens. Die Naturauffaſſung. Die Scholaſtik. Symbolik . 159—168

Die Gründung des deutſchen Kaiſerthums und der römiſchen Hierarchie.

Heinrich und die Ottonen. Päpſtin Johanna. Culturzuſammenhang von Deutſchland und Italien. Gregor VII. und die Prieſterherrſchaft. Die Kirche an der Spitze der Zeit . . . 168—178

Der romaniſche Stil in bauender und bildender Kunſt.

A. Die Architektur.

Mittelalterliche Baukunſt. Der romaniſche Stil als Vermittelung mehrerer Principien und ſein hieratiſch kirchliches Gepräge.

Seite

Der gegliederte Pfeiler, der Rundbogen und das Kreuzgewölbe. Ornamentik. Bauwerke in Deutschland, Frankreich, England, Sicilien, Italien, Spanien . . . . . 179—201

B. Plastik und Malerei.

Ihre Eigenthümlichkeit. Elfenbeinschnitzerei und Erzguß. Die Egsternsteine. Wandmalerei in Kirchen. Anfänge weltlicher Kunst . . . . . 201—205

Wissenschaft und Dichtung in der Periode des romanischen Stils.

Die Kirche Culturträgerin. Die Anfänge der Scholastik: Anselm von Canterbury; Realismus und Nominalismus. Hrotsvitha von Gandersheim. Die Heldensage in lateinischer Nachdichtung: Waltharius; Ruodlieb. Thiersagen. Der Cardinal Damiani . . . . . 205—216

Die Kreuzzüge und ihre Folgen für Staat und Kirche.

Ihre weltgeschichtliche Bedeutung; begonnen von der Kirche enden sie mit dem Sieg des Ritterthums und dem Aufblühen der Städte. Die reale Geschichte und die ausschmückende Sage. Die Hohenstaufen, ihr Glanz und tragisches Geschick. Innocenz III. und Franz von Assisi; die Inquisition; das ewige Evangelium. Englands Magna Charta und das französische Parlament bekunden das Aufstreben weltlicher Freiheit . . . 216—230

Ritterthum und Frauendienst; Troubadours und Minnesänger.

Die Ritterwürde und die Courtoisie. Stellung der Frauen. Gemüth und Liebe Mittelpunkt der Poesie. Der Minnedienst, seine conventionellen Formen und Verirrungen. Wächter- und Tagelieder. Troubadours und Minnesänger. Die formale Kunst der Liebeslyrik, ihre Verbreitung von der Provence nach Nordfrankreich, Deutschland, Italien, Spanien. Die Sirventesen. Bertram de Born und Walther von der Vogelweide. Marienlieder. Das malerische Element im Leben und in der Dichtung . . . . . 230—258

Weltliche und religiöse Lyrik der Geistlichen.

Wernher von Tegernsee. Abälard und Heloise. Ein neuer Blütentrieb der lateinischen Sprache. Die Poesie der fahrenden Kleriker; der Erzpoet und seine Beichte. Jacopone und Thomas von Celano . . . . . 258—266

Die epische Dichtung.

Volksthümliche und höfische Poesie . . . . . 266—268

Seite

A. Das französische Volksepos; Rolandslied und Albigenserkrieg.

Die chansons de geste. Das Lied von Ronceval. Hüon und Oberon. Graf Montfort und der Kampf um Toulouse . . . 268—278

B. Spanische Nationalpoesie.

Der spanische Volkscharakter. Die Romanzen. Das Epos vom Cid . . . . . 278—285

C. Antike Stoffe in romantischem Gewande.

Die Alexandersage in der Provence, Spanien, Italien und Deutschland. Der Pfaffe Lamprecht. Die Troianersage. Heinrich von Vedelke. Apollonius von Tyrus . . . . . 285—292

D. Die Arthursage.

Ihre allmähliche Ausbildung zur Poesie des fahrenden Ritterthums und der Minne. Mythologische und historische Grundlage. Die Chronik Gottfried's von Monmouth und die Märchen des rothen Buchs. Die Kelten erfinden den Stoff, die Romanen geben die künstlerische Form, die Deutschen eine ideale Vertiefung. Chretien von Troies, Hartmann von der Aue. Iwein der Ritter mit dem Löwen; Erek und Enite; Lanzelot . . . . . 292—305

E. Die Gralsage und Wolfram von Eschenbach.

Der Gral ein Symbol der Romantik. Orientalische und keltische Elemente der Sage; verschiedene Fassungen derselben. Die Gralshüter und die Tempelritter. Perebur und Parcival. Wolfram von Eschenbach; das Epos vom innern Menschen, sein Gang vom Glauben durch Zweifel zum Heil. Titurel. Lohengrin . . . . . 305—318

F. Tristan und Isolde.

Parallele der Tristan- und Siegfriedsage bei Kelten und Germanen. Verschiedene Fassungen und Abschluß durch Gottfried von Strasburg. Seine Kunst der Seelenmalerei. Vergleichung mit Goethe's Wahlverwandtschaften, Ariost und Wieland 318—325

G. Das deutsche Volksepos.

Sein allmähliches Wachsthum, sein Abschluß in den Formen der Ritterzeit. Otnit. Wolf-Dietrich. Ernst von Schwaben. Einzelnes aus der Siegfried- und Dietrichsage. Der Rosengarten. Das Nibelungenlied; seine Größe; seine Hauptcharaktere; Vergleichung mit Homer. Die Gudrun. Die Thiersage; der Reinärt von Willem de Madoc . . . . . 326—344

Seite

II. Poetische Erzählungen, Legenden und Schwänke.

Die Geschichten der Heiligen. Pilatus. Gregor von Stein. Der arme Heinrich. Das Annolied. Meyer Helmbrecht. Aucassin und Nicolette. Französische Fabliaux; Marie de France. Schwänke . . . . . 344—352

I. Epische Gedankendichtung.

Allegorien. Der Roman von der Rose. Dino Compagni. Babylon und Jerusalem. Der Winsbeke. Freidank's Bescheidenheit. Der welsche Gast. Der Renner . . . . . 352—358

Die Anfänge des Dramas.

Die Messe, die Kirchenfeste. Geistliche Weihnachts- und Passionsspiele. Misterien, Moralitäten. Pastorale . . . . . 358—362

Die mittelalterliche Musik.

Kirchengesang. Hucbald von Flandern; Guido von Arezzo. Harmonielehre. Melodien der Troubadours und Minnesänger. Symbolisirung der Mystik und Scholastik . . . . . 362—368

Die gothische Architektur.

Sie realisirt das mittelalterliche Ideal. Der Spitzbogen, die Auflösung der Massen; Gliederung und Ornamentirung; das Maßwerk. Malerischer Charakter der Architektur; Parallele der Dome mit den griechischen Tempeln. Die Bauhütte. Ausgang des Stils von Frankreich; Entwickelung in England; der Uebergangsstil, der Hallenbau und die fränkische Weise in Deutschland; Spanien und Italien. Der Burgenbau. . . . 368—389

Plastik und Malerei im 12. und 13. Jahrhundert.

Gärung und Mischung verschiedener Elemente. Blüte der kirchlichen Plastik in Frankreich. Die goldene Pforte in Freiberg. Englische Grabdenkmale. Nikolaus von Pisa und sein Einfluß in Italien. — Glasmalerei und Miniaturen. Cimabue und Duccio di Buoninsegna . . . . . 389—400

Die Scholastik.

Ihr Formalismus. Die Universitäten. Philosophie die Magd der Theologie. Abälard's Lehre und Kampf mit der Kirche. Der heilige Bernhard und die lateinische Mystik. Stoffzufuhr durch die Araber; Aristoteles. Albert der Große, Thomas von Aquin, Duns Scotus . . . . . 400—410

Dante.

Seine Dichtung ist der Spiegel seiner Persönlichkeit und des Mittelalters, dessen Ideale er zusammenfaßt, während er in

Seite

eine neue Zeit hineinschaut. Seine Jugendliebe und das Neue Leben. Theilnahme an der Politik; die Schrift von der Monarchie; Verbannung. Das Gastmahl und die Volkssprache. Die göttliche Komödie, ihre Bedeutung; realistischer Stil bei mystischer Tiefe des Gehalts. Analyse und Charakteristik von Hölle, Fegefeuer und Paradies . . . . . 410—444

Verfall der kirchlichen und ritterlichen, Aufschwung der bürgerlichen Cultur.

Entartung von Pfaffen und Raubrittern. Die Noth der Zeit; die Gottesfreunde. Kirchenversammlungen. Das Aufblühen der Städte, die Städtebünde. Die Arbeit wird emancipirt und zur Grundlage des staatlichen Lebens gemacht. Mannichfaltige Uebergangsweisen des feudalen zum modernen Staat in Italien, der Schweiz, Deutschland, Frankreich, England. Selbstauflösung der Scholastik . . . . . 444—454

Nachblüte des gothischen Stils vornehmlich im Civilbau.

Der norddeutsche Backsteinbau. Der schmuckreiche und perpendiculare Stil in England. Der Dom zu Mailand. Städte und Stadthäuser in Flandern und dem übrigen Deutschland. Die Marienburg. Die italienischen Gemeindehäuser, die venetianischen Paläste . . . . . 454—464

Plastik und Malerei.

Ihr bürgerlicher Charakter. Schonhover in Nürnberg; Altarschreine. Andrea Pisano in Florenz; die Denkmäler der Scaliger. Deutsche Tafelmalerei in Prag, Nürnberg, Köln; das Dombild. Italienische Fresken; die Schulen von Florenz und Siena: Giotto, Orcagna, Ambrogio di Lorenzo. Lombardische Maler. Gentile da Fabriano und Fiesole . . . . . 464—488

Der deutsche Meistergesang und die Musikschule der Niederlande.

Das bürgerlich Handwerksmäßige in Dichtung und Musik; die Tabulatur. Italienische Improvisatoren. Franco von Köln. Melodie und Harmonie. Der ausgebildete Tonsatz . . . . . 488—493

Die Lyrik; Petrarca.

Epigonen des Mittelalters. Petrarca gibt der Poesie der Troubadours den künstlerischen Abschluß und beginnt die Wiedererweckung des Alterthums. Sein Zusammenhang mit Cola Rienzi. Patriotische Canzonen; die Laurasonette; die Triumphe. Die Befreiung der Schweiz und die Volksdichtung . 493—508

Seite

Allegorien. Poetische Erzählungen in Vers und Prosa.

Mancherlei Allegorien. Volks- und Ritterbücher. Die Amadisromane. Der Theuerdank. Reisebeschreibungen. Boccaccio und die italienische Novellistik. Don Juan Manuel und Juan Ruiz von Spanien. Chaucer in England . . . . . 508—518

Das religiöse Drama, die Maskenspiele und der Fasnachtschwank.

Die Schauspielbrüderschaften in Paris und Italien. Die comedia dell' arte. Deutsche Passionsspiele und Fasnachtpossen. Mirakelspiele und Moralitäten in England . . . . . 518—524

Prosa: Geschichtschreibung u. mystische Philosophie.

Deutsche Städtechroniken. Froissart in Frankreich; Dino Compagni und Villani in Florenz. Die deutsche Mystik als Philosophie im Weltalter des Gemüths: Meister Eckhart; Thomas von Kempen und Suso; Tauler; das Buch von der deutschen Theologie . . . . . 524—533

Berichtigungen.

Seite 106, Zeile 34, statt: Schicksal, lies: Schüssel
» 109, » 20, st.: 1180, l.: 1000
» 262, » 18, st.: lästiger, l.: lustiger
» 263, » 32, st.: lactius, l.: laetius

Das Mittelalter.

Die neuern Völker.

A. Das Slawenthum.

Es ſcheint daß zuerſt die Kelten aus der ariſchen Urheimat aufbrachen, während ſpäter eine zweite Volkswelle ſich loslöſte und in Europa zu Griechen und Italiern ward, eine dritte ſich in Slawen und Germanen ſchied; dann ward der Reſt, der in Aſien blieb, zu Indiern und Iraniern. Nach manchen Wanderzügen gewannen die Kelten den Nordweſten Europas, England und Frankreich; im Oſten ſiedelten die Slawen ſich an; zwiſchen beiden nahmen in Skandinavien und Deutſchland die Germanen ihre Wohnſitze, drangen aber auch erobernd in keltiſche und ſlawiſche Gebiete ein und verſchmolzen mit den Bewohnern. Auf der großen Ebene vom Weißen bis zum Schwarzen und Kaſpiſchen Meere, von Sibirien bis zur Oder und Adria breiteten die Slawen ſich aus; in dieſer weiten Strecke zerfielen ſie in mannichfache Stämme; zwiſchen Europa und Aſien gelagert bildeten ſie auch geiſtig ein Mittelglied zwiſchen beiden, zwiſchen Kaukaſiern und Mongolen, bisjetzt die mehr paſſiven unter den activen Nationen. Die Individualität tritt noch nicht recht hervor; die Slawen wiſſen bis auf dieſen Tag weniger von berühmten Männern zu ſingen und zu ſagen als die andern Culturvölker; der kühne vordringende Geiſt welcher die Germanen, die bewegliche Neuerungsluſt welche die Kelten bald zu Eroberungszügen und bald zu Revolutionen treibt, ſind ihnen fremd; ſie greifen zum Schwert um die Heimat zu vertheidigen, nicht aber um vom Waffendienſt zu leben. Während die Germanen das weſtrömiſche Reich zertrümmern, ſchieben ſich die Slawen langſam in das

oſtrömiſche ein, bis nach Hellas hinab geben ſie Flüſſen und Bergen neue Namen, aber der Kaiſerthron in Byzanz bleibt beſtehen.

Auf der ungeheuern Fläche die ſie innehaben kann man lange wandern bis der Wechſel des Klimas und des Pflanzenwuchſes ſo bedeutend wird wie er bei einer einzigen Tagfahrt in deutſchen Bergen ſich zeigt; doch hat man einen nördlichen Streifen mit einer Kette von Seen als die Zone der weißſchaftigen Birke bezeichnet, während von den Ufern der Oder bis zum Ural düſtere Fichtenwälder ſich hinziehen zwiſchen ſandigen und feuchten Fluren, und ſüdlich auf den Grasſtriften an dem Don, der Donau und Wolga die Eiche rauſcht. Friedlicher Sinn und Liebe zur Seßhaftigkeit ließ die Slawen dieſe weite fruchtbare Ebene wählen; dort finden wir ſie ſchon das ganze Jahrtauſend von 500 vor bis 500 nach Chriſtus ausgebreitet. Alte Namen waren Serben, Sorben und Wenden; Slawen wurden ſie wol allmählich als die Genoſſen einer Sprache genannt, von slowo Wort; das Beſprochene iſt das Bekannte, daher slawa Ruhm. Herder's Ausſpruch daß ihre Beſtimmung ſei den Boden zu beſitzen, hat den Sinn daß ſie geborene Ackerbauer ſind; nicht die Stadt wie bei Griechen und Römern, nicht die Burg und der Einzelhof wie bei Kelten und Germanen, ſondern der bäuerliche Weiler, die Landgemeinde bildet daher die Grundlage ihres ſocialen Lebens; die Gemeinde herrſcht über die Perſönlichkeiten der Einzelnen, das Land gehört ihr und wird den Familien auf Lebenszeit zugetheilt, ſie iſt wieder der Erbe; als ihr Glied hat jeder ſeinen Beſitz, ſeinen Verband, ſein Recht und ſeine Stellung.

Der quadratförmige Kopf, das breite Geſicht, die eingedrückte Stirn, die wagerechten Backenknochen, die concave Naſe mit rundlicher Endung auf breiter Baſis, die kleinen Augen mit den dünnen Brauen, der ſchwache Bart geben dem Typus der Slawen nicht das Gepräge der Schönheit das den gräcoitaliſchen auszeichnet und von Natur für bildende Kunſt beſtimmt. Ein ſanfter frommer Zug liegt in ihrem geiſtigen Weſen und klingt wehmüthig, ſehnſüchtig aus ihrem Gemüth in den Molltönen ihrer Volkslieder hervor. Der jahrhundertelange Druck durch die Mongolen und die Gewaltherrſchaft der Zaren hat dies nur verſtärken können. In alten Tagen waren die Slawen frei und gleich. Die Familien bildeten die Geſellſchaft, der Vater war ihr Haupt, die Familienhäupter wählten den Vorſtand der Gemeinde, die Vorſteher

traten zu Kreis- und Landtagen zuſammen, wo Recht geſprochen, die Steuer ausgeſchrieben, über Krieg und Frieden berathen ward. Aus Heerführern wurden im Mittelalter Feudalherren, ſpäter folgte Despotismus in Rußland, Anarchie in Polen. Der Slawe iſt nicht knechtiſch; Bodenſtedt hat ſein bemerkt: „Er beugt ſich vor der Macht, das Bücken macht ſeinen Rücken geſchmeidig, aber es krümmt ihn nicht; er fürchtet die Macht wie eine rückſichtsloſe Naturgewalt, gegen deren zerſtörende Wirkungen ein jedes Mittel erlaubt dünkt, aber er verehrt ſie nicht, macht ſich kein Syſtem um ſie als eine Nothwendigkeit zu begründen die man achten und als berechtigt anerkennen müſſe.“ Ehrfurcht vor dem Alter herrſcht im Hauſe; Väterchen iſt der zärtliche Ehrenname den der Ruſſe ſeinem Gebieter gibt, Mütterchen nennt er ſein Moskau, ſeine Wolga, ſeine Schenke auf der Heide. Vor allem wird die Mutterliebe in den Volksliedern gefeiert. Der gefangene ruſſiſche Jüngling ſendet vergebens nach Freunden, Brüdern und Braut; ſie haben anderes zu thun als ihm zu helfen, aber wie ſeine Bitte zum Ohr der Mutter kommt, da verkaufte ſie ſelbſt das goldene Kreuz von ihrem Halſe, das ſie nie ſeit ihrer Kindheit abgelegt, um das Löſegeld für den Sohn zu erhalten. — Wehgeſchrei füllt die Luft, Iſchenka iſt im Kampf gefallen; drei weiße Schwäne ſenken troſtlos ihre Flügel; ſeufzt wol einen Mond das Bräutlein, ſeufzt die Schweſter wol ein Jährlein, ſeufzt ſo lang ſie lebt die Mutter, Mond um Mond und Jahr um Jahr. Die Bande der älterlichen Familie ſind ſtärker, inniger als die des neuen Hauſes. Die Wila will im ſerbiſchen Liede den Verwundeten heilen, aber ſie fordert einen hohen Preis, die rechte Hand ſeiner Mutter, ſeiner Schweſter Haar, ſeines Weibes Perlenhalsband; die beiden erſtern opfern willig Hand und Haar, aber die Gattin verweigert ihren Schmuck. In der Würdigung der Frau unterſcheidet ſich der ſlawiſche Geiſt von der romantiſchen Innigkeit des germaniſchen; jener ſah in ihr die Dienerin des Hauſes, und geſtattete den Reichen mehrere. Die Braut ward dem Vater abgekauft und ſah den Eheherrn wenig vor der Vermählung. Die altariſche Heroenſitte daß das Weib ſich mit dem Mann verbrannte, erſcheint bei den Slawen, wenn ſie vorkommt, weniger wie der Ausdruck des Gefühls untrennbarer Zuſammengehörigkeit, vielmehr ſoll dem Herrn die Untergebene auch im Jenſeits nicht fehlen. Indeß erfreuen wir uns auch anderer herzlicherer Töne in der Poeſie; der Pfad des Daſeins iſt öd ohne

die Geliebte, und es verlohnt ſich nur zu leben, wenn wir ihn gemeinſam wandern. Kopitar ſagt: Tiefes Gefühl für häusliches Glück und häuslichen Fleiß, dein Name iſt Slawe!

Die reiche bildſame ſlawiſche Sprache hat in den Wortſtämmen die Verwandtſchaft mit dem Sanskrit deutlich bewahrt, der Bau ſtellt ſie dem Griechiſchen näher; ſie declinirt noch ohne Artikel, ſie conjugirt noch ohne Hülfszeitwörter und kann das Fürwort entbehren, indem ſie durch Beugung und Abwandlung den Stamm nach den mannichfaltigen Beziehungen der Rede geſtaltet; ſie bedarf keiner Umſchreibungen, ſie unterſcheidet durch die Form des Worts das Einmalige und Wiederholte, das fertig Abgeſchloſſene, Verfloſſene von der noch fortdauernden Handlung; ſie hat den Vorzug reiner Vocalendungen und freier Wortſtellung. Die Conſonanten herrſchen allerdings vor, aber weit mehr in der ungeſchickten Schreibweiſe als in der Ausſprache. Die Slawen lieben Kehl- und Ziſchlaute, aber ſie mildern die Härte der Mitlauter, und geben dem R und l den Werth von Vocalen, Srb heißt Serb, Wlk Wolk. Schaffarik ſagt: „Wohllaut und weibiſcher Weichklang einer Sprache ſind zwei ſehr verſchiedene Dinge. Betrachtet man eine Sprache vom philoſophiſchen Standpunkte, ſo erſcheinen die Conſonanten als die eigentlichen Zeichen der Gedanken, und die Vocale nur als ihre Diener; je reicher eine Sprache an Conſonanten, deſto reicher an Ideen. Der Wohllaut einzelner Silben iſt nur ein partieller und ſehr relativer; die Harmonie einer ganzen Sprache hängt vom Wohlklang der Perioden, Worte, Silben, Buchſtaben ab. Zu viele Selbſtlauter klingen ebenſo unangenehm als zu viel Mitlauter; es bedarf einer verhältnißmäßigen Zahl und Abwechſelung um den Wohlklang zu erregen. Selbſt harte Silben gehören zu den nothwendigen Eigenſchaften einer Sprache, denn die Natur ſelbſt hat harte Laute, welche der Dichter ohne den Beſitz ſolcher kaum wiedergeben könnte. Die reine und entſchiedene Vocaliſation, die es dem Belieben des Sprechers nicht anheimſtellt gewiſſe Vocale auszuſprechen oder zu vertauſchen, gewährt den ſlawiſchen Sprachen den Vortheil eines regelmäßigen Silbenmaßes neben dem Accent des Gedankens und der Senkung oder Steigerung der Stimme."

Man pflegt mit Dobrowski zwei Gruppen der ſlawiſchen Mundarten zu unterſcheiden, eine ſüdöſtliche, zu der die Sprache der Ruſſen, Bulgaren, Serben, Dalmatier, Kroaten und Slowenzen gehört, und eine nordweſtliche der Polen, Böhmen,

Wenden. Wie das Deutſche zuerſt in der gothiſchen Bibelüberſetzung Ulfilas' eine ſchriftliche Faſſung erhielt, ſo begründeten die Brüder Kyrillos und Methodios im 9. Jahrhundert gleichfalls durch die Uebertragung des Alten und Neuen Teſtaments die als Kirchenſlawiſch bekannte Schriftſprache; ausgehend von der Sprechweiſe an der Donau, entwickelt nach dem Vorbilde des Griechiſchen, reich an Wortformen wie an Wurzeln, voll urſprünglicher Kraft und fern von fremdländiſchem Einfluß und Gepräge ward ſie durch das Mittelalter hin gepflegt, und hat ſich im Gebrauch der Kirche neben den Mundarten der Völker erhalten, ein Quell ſchöner und reiner Worte und ein Typus edler Bildung für die poetiſche und proſaiſche Darſtellung in der Literatur. Das Ruſſiſche zeichnet ſich durch die Flüſſigkeit und Leichtigkeit aus mit welcher es viele fremde, mongoliſche wie ſchwediſche, tatariſche wie polniſche Worte ſich einverleibt und gleich eigenen Wurzeln behandelt; darauf beruht der Reichthum dieſer Sprache, die zwar wenig periodiſche Verbindung hat, aber durch Einfachheit und Natürlichkeit im Satzbau ſich auszeichnet; der Bauer an der Wolga wie die vornehme Geſellſchaft in Moskau ſpricht die Schriftſprache der Nation. Das Polniſche iſt für die fremde Zunge ſchwierig durch die verſchiedene Ausſprache der Vocale und die Zuſammenfügung vieler Mitlauter, und hat einen künſtlich verfeinerten grammatiſchen Bau. Die ſüdliche Sonne, die Schönheit der Landſchaft hat die Sprache wie die Poeſie der Serben zur vorzüglichſten Blüte entfaltet; man nennt ſie das Italieniſche unter den ſlawiſchen Mundarten; ſie ſteht keiner an Fülle, Kraft und Klarheit nach, und übertrifft ihre Schweſtern an Melodie und Wohllaut.

Die ſlawiſche Mythologie iſt der deutſchen und altitaliſchen nahe verwandt, zumal ſie auch gleich dieſen uns nicht in der Fülle der Dichtung und Bildwerke wie die griechiſche, ſondern im Nachklang von Sagen und Bräuchen und in den zerſtreuten Berichten der Nachbarn kund wird; ſie hat die freie künſtleriſche Entfaltung und Geſtaltung nicht gefunden, aber ein frommer Sinn hat ſich in ihr ausgeprägt. Die ariſche Ueberlieferung von dem Lichte des Himmels, in welchem das Unendliche und Göttliche dem Gemüth offenbar und veranſchaulicht wird, bildet die gemeinſame Grundlage, an welche ein Sonnen- und Feuercultus ſich anſchließt. Man hat die Uebereinſtimmung mit der deutſchen Mythologie durch ſpätere germaniſche Einflüſſe erklären wollen,

allein ſie betrifft nicht blos Einzelzüge, ſondern die Grundlage, und wenn die Lithauer den Donnergott in Liedern anflehen daß er den Gothen, den rothbraunen Hund erſchlage, ſo können ſie jenen doch nicht gut von den verhaßten Nachbarn überkommen haben. Helmold, der deutſche Chroniſt des 12. Jahrhunderts, ſagt von den Slawen ſeiner Nachbarſchaft: ſie haben tauſenderlei Götterbilder, viele mit mehrern Köpfen, Schutzgeiſter denen ſie Feld und Wald, Trauer und Freude zutheilen, aber ſie bekennen ſich zu Einem Gott im Himmel, der über alle gebietet und als der Allmächtige die himmliſchen Dinge beſorgt, während er die andern Geſchäfte den ihm untergeordneten Göttern überweiſt, die ihm entſproſſen und um ſo anſehnlicher ſind je näher ſie ihm ſtehen, — ſie ſind alſo Organe ſeines Willens, Entfaltungen ſeines Weſens, Perſonificationen ſeiner Eigenſchaften. Und ganz ähnlich ſchrieb der Byzantiner Prokopius im 6. Jahrhundert von den ſüdöſtlichen Slawen: Sie glauben an Einen Gott, den Schwinger des Blitzes, den Schöpfer und alleinigen Herrn aller Dinge, verehren aber auch Flüſſe, Nymphen und andere Mächte, bringen ihnen Opfer und knüpfen Weiſſagungen an dieſelben. — Dem himmliſchen Vater ward die Erdmutter geſellt, deren Name Dewana ſie gleich der Dione und Diana an die Wurzel div leuchten knüpft, von welcher der gemeinſame Name für das Göttliche von den Ariern entlehnt ward. (I, 346.)

Das Licht ſteht dem Dunkel, dem Tag die Nacht entgegen, und danach unterſcheiden die Slawen weiße Götter, Biel- oder Bilo-bogi von ſchwarzen, Czerno-bogi. Dem Phyſiſchen hat ſich das Sittliche geſellt, und wenn auch der Gegenſatz des Guten Lichten und des Böſen Finſtern nicht ſo durchgebildet ward wie von den Iraniern, ſo zieht er ſich doch durch die ganze Mythologie der Slawen und läßt dieſelbe dem Parſismus ſtammverwandt erſcheinen, während die vielköpfige Symbolik der Göttergeſtalten an Indien erinnert; aus der gemeinſamen Uranlage ſind die ähnlichen Ideen und Bilder erwachſen, nicht von außen entlehnt. Die ſlawiſche Phantaſie ermangelt der plaſtiſchen Klarheit, und es liegt in ihrem religiöſen Gefühl daß das Göttliche als das Eine über den Gegenſatz der Geſchlechter erhaben ſei, daher finden wir keine ſcharfe Beſtimmtheit der männlichen und weiblichen Natur, ſondern die Gottheit erſcheint in beiden Formen; Triglaw's Bild wird bald Mann, bald Frau genannt, es hat drei Köpfe um die auf, über und unter der Erde waltende Gottheit zu bezeichnen;

Perkun ist männlich bei den Preußen, Perkunatel weiblich bei den Lithauern; Protrimpos wird auch als Allmutter erklärt, Perun heißt zugleich Mann und Weib, Jüngling und Greis. Wir haben Aehnliches bei den kleinasiatischen Semiten kennen gelernt (I, 281), und wie bei diesen nimmt auch eine tiefere Auffassung bei den Slawen das Licht und das Dunkel für zwei Seiten einer und derselben Wesenheit.

Zunächst wird das Dunkel, die Macht des Todes und des Winters in Czernobog personificirt, und in der Gestalt des Bocks, des Drachen, des Wurms er selbst sammt seinen Dämonen, den Schrecken der Nacht, der Kälte, der Unterwelt angeschaut; der Wirbelwind ist ein Tanz böser Geister, der Sturm durchwühlt die Wolken oder erhebt sich aus den Wogen, ein weißzahniger Eber; und alles Böse, Häßliche, Schädliche wird mit den schwarzen Göttern in Verbindung gebracht. Aber das Bewußtsein dämmert auf daß die Böses wirkenden Gewalten im großen Ganzen doch und wider ihren Willen dem Guten dienen. Und wie das Sinnenleben selbst ein beständiges Entstehen und Vergehen zugleich ist, so wird auch ein und dieselbe Gottheit jetzt als schaffend, jetzt als zerstörend aufgefaßt, sowie sie in verschiedener Hinsicht sich jetzt als strafend, jetzt als rettend erweist. Perun ist im Gewitter zugleich der zerschmetternde furchtbare Czernobog und der milde segenspendende Bielbog; er ist der Wissende, der das Unrecht straft und das Recht schirmt. So ist Radegast bei den Wenden schwarz und weiß, und der Sonnengott, der holde oberweltliche sinkt selber am Abend hinab in die Tiefe und wird der unterweltliche, der Herr des Todtenreichs. Die Erdmutter ist zugleich die Amme und das Grab des Lebens; ihre beiden Namen in Böhmen, Wesna und Morana, bedeuten Leben und Tod, während ihre polnischen Namen Ziewonia und Marzana auf die Blütenwelt des Frühlings wie auf die Erstarrung in der Winterkälte hinweisen.

Ueberall in der Natur ahnte und ehrte auch der Slawe ein geistiges Walten; Naturgeister lodern und wärmen im Feuer, lassen die Quellen aufsprudeln und wallen auf den Wogen der Ströme dahin; holde Nixen wohnen in den Fluten, grüne Kränze in den feuchten Locken, und wenn sie die Vorüberwandelnden zum Trunk und Bad einladen, dann sie aber zu sich hinab in die kühle Tiefe ziehen, so enthüllt sich auch in ihnen das dämonisch Verlockende, Böse wie in den Sirenen. Eine koboldartige Geister-

ſchar hauſt in den Bergen, wo ſie in ihrem heimlichen Treiben nicht geſtört ſein wollen. Vornehmlich aber fühlt die ſanfte friedliche Stimmung des ſlawiſchen Gemüths gleich dem indiſchen ſich zur Pflanzenwelt hingezogen. Blumen und Kränze ſind die Freude und der Schmuck des Menſchen wie das Opfer für die Götter; der ins Waſſer geworfene Strauß wie er dahintreibt, ſchwimmt oder ſinkt, wird zum Orakel für die Liebe und die Lebensdauer. Mit Geſang und Tanz wird die Ernte gefeiert; milde Feldgeiſter haben ihren Segen geſpendet. Die Waldgeiſter, halb menſchlich und halb thieriſch, aber perſonificiren mehr die Schrecken und Gefahren des dunkeln unwegſamen Waldes als ſeine Saftfülle und ſeine Herrlichkeit. Die Erdgeiſter ziehen in das Haus um ihm Glück und Segen zu bringen, aber auch allerhand Schaden und Schabernack zu ſtiften. Sie wollen nicht erzürnt ſein. In ihnen bleiben die Ahnen den Nachkommen gegenwärtig. Wie im claſſiſchen Alterthum malt man das Bild derſelben in Schlangenform an die Wände. Die Rieſen- und Zwerggeſtalt bezeichnet hier das ſtille Wirken kleiner unſcheinbarer Kräfte, dort die plötzlichen und ungeheuern Ausbrüche der Naturgewalt. Menſchen können nicht blos durch Zauberſpruch in Thiere und Pflanzen verwandelt werden, die Verſtorbenen ſelbſt werden zu Geiſtern der Natur; die Seele fliegt als Vogel in der Todesſtunde aus dem Munde des Sterbenden, oder ſie ſchwebt als lichte Wolke am Horizont; in einem alten Liede erblickt das trauernde Mädchen im grünen Ahorn den todten Bruder und in der Eiche den Vater. Tiefſinnig ſchön iſt das ſerbiſche Gedicht von dem Knaben und Mädchen, deren Liebe durch die Aeltern getrennt worden.

Durch den Stern ließ er darauf ihr ſagen:
Stirb, o Liebchen, ſpät am Samstag lebend,
Früh am Sonntag will ich Jüngling ſterben!
Und geſchah es alſo wie ſie ſagten,
Spät am Samstag Abend ſtarb das Liebchen,
Früh am Sonntag Morgen ſtarb der Liebſte.
Beieinander wurden ſie begraben.
Durch die Erde ſchlang man ineinander
Ihre Hände, grüne Aepfel drinnen.
Wenig Monden, und des Liebſten Grabe
Sieh' entſproßte eine grüne Kiefer,
Und des Mädchens eine rothe Roſe;
Um die Kiefer windet ſich die Roſe
Wie die Seide um den Strauß ſich windet.

Die Verschmelzung des Frühlings mit dem Leben, des Winters mit dem Tode zeigt sich wie bei uns in noch erhaltenen Gebräuchen, die bald das Tod- und Winteraustreiben, bald den Kampf von Sommer und Winter darstellen. Der Tod und Winter wird als Strohmann hinausgetragen und verbrannt, ein grüner Maienbaum als Symbol des sommerlichen Lebens aufgepflanzt; die Träger beider oder auch in Stroh und in grüne Zweige eingemummte Bursche kämpfen miteinander bis der Frühling siegt. In Serbien wird die Strohpuppe in Gestalt eines alten Weibes zersägt um auszudrücken wie die Eiskruste langsam zersprengt werde, auf daß die Pflanzen wieder aufkeimen können. Der Winter wird anderwärts in das Wasser geworfen, das nun von der Eisdecke befreit die Schollen derselben wie in lebendigem Triumph von dannen führt. Der lichten Wärme in der Natur entspricht die Liebe im Gemüth. Die Sonne wird darum auch ihre Weckerin und Hüterin; die Lichtgottheiten bringen der Erde wie dem Herzen seinen Sommer, der Mond ist den Liebenden hold. Lel und Polel sind Zwillingsbrüder oder Zwillingsschwestern, Lado die Schönheit ist ihre Mutter, aber neben Lel der Liebe steht auch Did, der Zweifel, der Streit, die Eifersucht, überhaupt der Gegensatz, den die Liebe löst und überwindet; Polel heißt die Ehe.

Um noch einiges Besondere von verschiedenen Stämmen der Slawen anzuführen beginne ich damit daß in den zwei großen Cultusstätten des alten Rußlands, in Kiew und Nowgorod, der weiße Gott unter zwei verschiedenen Namen mit vorzugsweiser Betonung einer bestimmten Seite seines Wesens verehrt ward, hier als Znitsch, die Lebenswärme, das ätherische Feuer, dem immerdar ein irdisches brannte, dort als der blitzende donnernde Perun. Vom allumfassenden Himmelsgott hat sich der blaue heitere Himmel abgelöst, Pogoda, ein schöner Jüngling in blauem silberdurchwirkten Gewande, mit blauen Flügeln, blauen Blumen geschmückt; seine Geliebte ist die Göttin des Lichtaufgangs, die Morgenröthe des Tages wie der Frühling des Jahres, Zimsterla, die rosenumgürtete, lilienduftathmende. Kupalo heißt die Sommergöttin welche im Sonnenbrand die Ernte reift, damit aber zugleich den Halm versengt und verdorren läßt; Korscha, der auf der Weintonne reitende hopfenbekränzte ist der herbstliche Bacchus der Slawen; die winterliche Zemargla trägt einen Mantel von Reif und Schnee, eine Krone von Hagelkörnern. Hüter der Feld-

marken iſt Tſchurs, über die Hausthiere walten Woloſch und Wokoſch, über die Bienen Zoſim.

In Romowe, im Centrum des Cultus von Preußen und Lithauen waren Perkunas, dem höchſten Gotte, Protrimkos und Pikullos geſellt. In Perkunas ſind Sonnen- und Donnergott wieder zuſammengefloſſen; ſein Antlitz war feuerfarbig, ſein Haupt von einer Strahlenkrone umgeben. Land und Meer, Leben und Tod ſind ihm unterthan, und ſo ſteht er als Mann in der Mitte zwiſchen dem jugendlichen Protrimkos, dem Verleiher des Glücks, der Leben und Segen ſpendenden Schöpferkraft der Natur, und zwiſchen dem greiſen Pikullos, dem König des Todes und der Nacht, der aber das Geſtorbene unſterblich bewahrt und die Helden, die er fällt, zugleich zu dem Freudenmahle der Ewigkeit hinübergeleitet. Auch der feurige Sonnengott bedarf des kühlen Bades um ſich zu erfriſchen, und wie die an der Oſtſee Wohnenden die Sonne auf- und untergehen ſahen, ſo ward das Meer zu Perkunas' Mutter, die ihn allabendlich empfängt und in den Wogen badet. Die verſchiedenen Phaſen des Mondes werden ſo erklärt daß die Mondgöttin die Braut des Sonnengottes war, aber heimlich mit dem Morgenſtern buhlte und dafür von ihrem Verlobten in Stücke zerhauen ward. Sonſt heißen auch die Sterne Kinder von Sonne und Mond; die Milchſtraße iſt der Pfad der Seelen zur Unſterblichkeit, und die Sterne ſind die goldenen Punkte, an welche Werpega bei der Geburt des Menſchen den Lebenspfaden anknüpft den ſie ſpinnt; wenn der Faden reißt, ſo ſtirbt der Menſch und verdunkelt ſich oder fällt der Stern. Im Nordlicht und ſeinen beweglich zuckenden Strahlen erſcheint ein Geiſterkampf. Die polniſche Ausca erinnert auch im Namen an die indiſche Himmelspförtnerin Uſcha, die Morgenröthe. Die Gottheit als belebende Frühlingsmacht heißt den Böhmen Wesna, als Nacht und Tod Marzana.

Der höchſte Gott hieß bei den Wenden Swantowit; auf Rügen ſtand ſein Bild, mit vier Köpfen nach allen Himmelsrichtungen ſchauend, in der Linken das Horn der Fülle und des Segens, in der Rechten den fern treffenden Bogen des ſtrafenden Rächers; er iſt der Allvater, ſein Schild das Himmelsgewölbe; er iſt der Sonnengott der auf weißem Roſſe zum Kampf gegen die Finſterniß reitet und der kundig der Zukunft Orakel gibt; ſein Name ſcheint den heiligen Seher zu bezeichnen. Als der dreihäuptige hieß er zu Stettin Triglaw, der im Himmel, auf Erden

und in der Unterwelt Waltende. Vom Morgenlichte, Jutrabog, erhielt das Städtchen Jüterbogk den Namen; der Morgenstern, die Morgenröthe, die aufgehende Sonne waren Zeichen der siegreichen Macht des stets neu aufgehenden Lichtgottes. In dem Volksglauben und in den Liedern der Serben spielt die Wila eine Hauptrolle; sie ist bald Schicksalsgöttin bald Nymphe; jung und schön, mit fliegendem Haar, im weißen Gewand, bald auf windschnellem Rosse reitend, bald mit den Töchtern und Schwestern singend und tanzend, bald liebevoll theilnehmend, bald lieblos schadenfroh in Bezug auf den Menschen, wie er ja Lust und Schmerz aus der Hand der Natur empfängt. Die Wilen versammeln die Wolken und beherrschen das Wetter, sie holen die Helden ab in die Unterwelt oder erlegen sie mit ihren Pfeilen, walkürenhaft, und sind dann auch wieder hülfreiche Bundesschwestern derselben. Unheimlich ist die lithauische Pestjungfrau, aber unheimlicher noch der Vampyr, eine Ausgeburt südslawischer Phantasie, die von dort aus in die nachchristliche griechische Literatur gekommen sein mag: Verstorbene, die im Grabe noch fortleben, kommen aus demselben auf die Oberwelt und saugen den Lebenden das Blut aus.

Die Götter wurden auch bei den Slawen ursprünglich auf Höhen und in Hainen verehrt. Wie bei den Germanen war der Baum ein Sinnbild des Lebens, und die Eiche dem Donnergott heilig, wie zu Romowe, wo um den gewaltigen Stamm ein Raum durch Vorhänge als besonderes Heiligthum abgegrenzt war. Swantowit's Bild stand in späterer Zeit in der Mitte von vier Säulen, die gleichfalls durch Vorhänge miteinander verbunden waren, während Holzschranken mit Schnitzereien ein äußeres Quadrat umzäunten. Geopfert wurden nicht blos Blumen und Früchte, auch Thiere, deren rauchendes Blut der Priester trank um sich zur Wahrsagung zu begeistern, und bei wichtigen Angelegenheiten selbst Menschen, — so kriegsgefangene Feinde am Beginn oder Ende des Kampfes. In Lithauen hatte sich das Priesterthum der Waideloten unter einem Oberhaupt, dem Kriwe, standesmäßig ausgebildet; es war Sitte daß der hochbetagte Oberpriester sich selbst zum Opfer brachte; indem er das Volk zur Buße mahnte, verbrannte er sich und stieg in den Flammen zu den Göttern empor; vom Blitz erschlagen zu werden galt für eine besondere Gnade, so rief der Himmelsgott die Seinen selber zu sich. Den Todten pflegte man alljährlich einmal um Mitter-

nacht auf dem Leichenfelde einen Tisch mit Speisen zu decken und sie zum Mahle einzuladen, wobei indeß der sie in dichterischer Sprache Beschwörende die Unterdrücker der Armen und die Verräther hinwegscheuchte. Neben dem immerlodernden Feuer der großen Opferstätten, welches das himmlische göttliche Licht veranschaulichte, war auch das Wasser geweiht als ein Element der Fruchtbarkeit wie der Reinigung. Ein Beispiel symbolischer Handlungen gibt uns der serbische Brauch zur Zeit der Trockenheit ein Mädchen mit Gras und Blumen zu umwinden und mit Wasser zu begießen; so soll Regen vom Himmel auf die Erde strömen; das Mädchen heißt Doda, und ihre Begleiterinnen singen:

Zu Gott flehet unsre Doda
Daß Thauregen niederrinne,
Daß naß werden alle Aecker,
Alle Ackrer, alle Gräber,
Selbst im Hause alle Knechte.

Die Sonnenwenden feierte man mit Spiel und Tanz, mit dem Sprung durch das reinigende Feuer; am Frühlingsfest versinnbildlichten farbige Eier das nun neu hervorbrechende blühende Leben; sie haben sich am christlichen Ostertag erhalten.

Der steigende Handelsverkehr und der dadurch gewonnene Reichthum führte in den slawischen Städten auch zu Götterbildern, doch blieb die eigene Kunst in rohen Anfängen, und man hat Denkmäler gefunden deren Inschrift durch griechische Buchstaben auf byzantinische Werkmeister hinweisen. Als die Russen das griechische Christenthum angenommen, wurden von Wladimir und seinen Söhnen in byzantinischem Stil mit Hülfe griechischer Arbeiter Kirchen erbaut; selbst das Material des Marmors und der Glasmosaiken ward aus der Fremde eingeführt. Die Grundform ist quadratisch mit einer Kuppel über der Mitte, die übrigen Räume durch Tonnengewölbe bedeckt; eine Seite hat eine dreifache Chornische; an den drei andern sind Eingangsthüren. Bald nachher liebte man es vier kleinere Kuppeln um die große in der Mitte zu stellen und so auch nach außen die Kreuzform sichtbar zu machen. Während das westeuropäische Mittelalter im romanischen und gothischen Stil eine Fülle individueller Mannichfaltigkeit in eigener Schöpferfreudigkeit zeigt, hielt das nachahmende Rußland die erwähnten überkommenen Formen beständig fest und gab ihnen nur den Zusatz des nationalen Walmdachs, das im

Häuſerbau üblich war, indem von den vier Mauern ſchräg aufſteigende Dreiecke ſich pyramidaliſch in einer gemeinſamen Spitze vereinigen. Durch dies Walmdach brachen aber ohne alle organiſche Vermittelung die Kuppeln auf den Ecken und in der Mitte hindurch, und wurden um mächtiger hervorzutreten durch einen trommelartigen Unterbau erhöht.

Der Ausſpruch des Czechen Kollar iſt berühmt geworden: alle Völker Europas hätten ſchon ihr Wort geſprochen, jetzt ſei die Reihe es zu führen an den Slawen. Wir müſſen es der Zukunft überlaſſen ob die Slawen ihre Herolde und Führer werden, ob ſie das erlöſende, befreiende, weiter geſtaltende Wort für die Menſchheit reden, indem ſie zugleich ihr eigenes Weſen zu klarem Bewußtſein, zu voller Verwirklichung bringen, und erinnern mit dem großen polniſchen Dichter Mickiewicz daran daß in Religion, Sitte, Thaten und Volksliedern allerdings ſchon eine beachtenswerthe Lebensäußerung des ſlawiſchen Geiſtes vorliegt. Seiner Natur nach iſt derſelbe weniger auf Anſchauung, auf die bildende Kunſt, als auf Innigkeit des Gefühls, auf Muſik und Poeſie geſtellt. Bauten, Statuen, Gemälde der andern Völker, ſagt der Czeche Ludewit Stur, ſind bei den Slawen in Töne, Stimmen und Lieder zerfloſſen. Wie die Lieder ſich durch tiefe ſtille Empfindung auszeichnen, ſo iſt es beſonders die Melodie welche dieſer den rechten Ausdruck verleiht. Freude an der Muſik und Anlage für dieſelbe iſt ein Grundzug des Slawenthums. Der paſſive weiche Sinn, das umſchleierte Gemüth gibt ſich hier vornehmlich in Molltönen kund, es iſt die Wonne der Wehmuth was uns in ihren Melodien ſo rührend ergreift. Der Gedanke ſelbſt wird im Worte wie ein Seufzer der Seele leiſe hingehaucht, und wir ſehen wie es ſo häufig der Schmerz iſt welcher das Gemüth treibt ſich gerade dadurch einen Troſt im Leide zu ſuchen daß es ihn künſtleriſch geſtaltet, und nun verſenkt ſich um der Schönheit der Darſtellung willen das Herz mit einer eigenthümlichen Luſt in die Süßigkeit des Grams; das Leid löſt ſich im Lied, es wird ſelbſt zum Wohllaut. Und wie in aller Poeſie ein muſikaliſches und plaſtiſches Element liegt, das im Vers und in der Bildlichkeit der Rede Form gewinnt, ſo tritt uns bei den Slawen vornehmlich jene Weiſe des Volksliedes entgegen daß das gepreßte Herz für ſich das klare Wort noch nicht finden kann, aber ein Naturgegenſtand, eine äußere Erſcheinung ihm zum Symbole des Gemüthszuſtandes wird, der ſich ſelber

erſt an jenem erkennt, und darum ſich ſinnbildlich darin andeutet, oder das Naturbild zum Ausgangspunkte nimmt um an ihm ſich zum ſelbſtbewußten Ausdruck der Innerlichkeit emporzuarbeiten. Wir finden dieſe Weiſe in China wie in Deutſchland, nirgends aber dient ſie ſo ſehr zum Stilgepräge wie im ſlawiſchen Volksliede. Freilich wäre es eine langweilige Eintönigkeit, wenn ſie überall herrſchte, — eine Pedanterie der Form die mehr dem abſterbenden Alexandrinerthum der Kunſtdichtung als der urſprünglichen Friſche der Naturpoeſie zukommt; gar oft iſt auch das Lied der herzliche ſchlichte Ausdruck eines Gedankens oder ein abgeriſſener Stimmungslaut wie ein Aeolsharfenklang, gar oft fängt die Erzählung unmittelbar mit der Sache ſelbſt an, oder der Dichter ſtellt auch den Naturerſcheinungen das menſchliche Leben entgegen, das noch mehr iſt als ſein Spiegel in der Außenwelt. Ein altruſſiſches Volkslied beginnt mit der Birke die ſchlank und weiß emporwächſt zwiſchen zwei hohen Bergen, wo ſie die Sonne nicht wärmt und die Sterne kein Licht auf ſie ſtreuen, wo nur der Wind ſie bewegt und der Regen begießt, und geht von ihr über auf das Mädchen, das einſam zwiſchen den Nachbarn aufſproß und doch unter den Jungfrauen die ſchönſte, die heiterſte war; aber ihr Geliebter liegt im Sterben, und nun wird ihr keine Freude mehr, ſondern nur Thränen, bis der Tod ſie mit ihm vereint. In einem andern ruſſiſchen Klagegeſang ſpinnt das Gleichniß ſich bis ans Ende fort:

Ach du Feld, ach du mein weites Feld,
Ach du Thal, ach du mein breites Thal!
Alles wol, alles ſchmückt dich, o Feld,
Kornblumen und bunte Blümlein,
Laub und Gräſer auch, und Sträucher viel,
Ach doch eines, nur eines entſtellet dich!

Mitten auf dir ſteht ein Heideſtrauch,
Neben ihm ſitzet ein grauer Aar,
Der zerreißt einen Raben ſchwarz,
Saugt aus ſein heißes Herzblut
Und tränkt die feuchte Erde damit.
O ſchwarzer Rabe, du guter tapfrer Jüngling,
Dein Mörder iſt der graue Aar.

Nicht eine Schwalbe iſt's die durch die Lüfte flattert
Und trauernd ſchwebt zum kleinen warmen Neſt,
Um den todten Sohn windet die Mutter ſich,

Und wie ein breiter Strom so fallen ihre Thränen;
Die Schweſter weint wie des Baches Rieſeln,
Wie Nachtthau träufelt die Thräne der Geliebten,
Geht die Sonne auf, ſo trocknet ſie den Thau.

Sonſt pflegt das Naturbild nur zu beginnen: Keine weiße Schwänin wandelt durchs grüne Gras, eine holde herzige Jungfrau iſt's — und der Dichter ſpricht nun ihre Stimmung aus, erzählt ihr Geſchick und ihre Empfindungen. Bekannt iſt durch Goethe's Nachdichtung der Anfang des morlackiſchen Klagegeſangs, der die in Serbien beliebte Fragform hat:

Was iſt Weißes dort am grünen Walde?
Iſt es Schnee wol oder ſind es Schwäne?
Wär' es Schnee, er wäre weggeſchmolzen,
Wären's Schwäne, wären weggeflogen.
Iſt kein Schnee nicht, es ſind keine Schwäne,
'S iſt der Glanz der Zelten Aſan Aga's.

Ein bei allen Slaven beliebter Rhythmus iſt der vierfüßige Trochäus; der Reim ſtellt ſich in alten Zeiten manchmal ungeſucht ein, neuere Lieder verwerthen ihn auch als regelmäßiges Kunſtmittel. Zu dem Naturbild aber hat das urſprüngliche Naturgefühl hingeführt, und in vielen noch heute geſungenen Liedern liegt nichts Chriſtliches, ſondern wirken die mythologiſchen Anſchauungen fort, welche die Gegenſtände der Außenwelt beſeelte. Da reden die Thiere, das Roß warnt den Reiter vor der Gefahr, ahnt deſſen Tod und betrauert ihn; die Sterne werden Boten, mitleidig hüllt ſich der Mond in Wolken, und der Jüngling ſchließt ein Freundſchaftsbündniß mit dem Brombeerſtrauch, damit dieſer die Kleider der Geliebten fange, wenn ſie ſeinen Küſſen entrinnen will. Eine ſerbiſche Erzählung hebt an:

Schalt der Mond und ſprach zum Morgenſterne:
Morgenſtern, wo biſt du doch geweſen?
Sprich wo haſt du deine Zeit verſäumet,
Deine Zeit verſäumt drei weiße Tage?
Und es ſprach der Morgenſtern dagegen:
Bin geweſen, hab die Zeit verſäumet
Dorten über Belgrads weißer Feſte,
Anzuſchaun ein wunderbar Ereigniß
Wie zwei Brüder ſich ins Erbe theilten.

Und nun erzählt der Morgenstern die Begebenheit aus dem menschlichen Leben, an dem er innigen Antheil nimmt. Auf lustige satirische Weise wird die Thierwelt in das menschliche Treiben in jenen Hochzeitliedern hereingezogen, deren Frischestes Herder bereits aus dem Wendischen mitgetheilt:

Wer soll Braut sein?
Eule soll Braut sein.
Die Eule sprach:
Ich bin ein sehr gräßlich Ding,
Kann nicht die Braut sein.

Der Zaunkönig soll Bräutigam sein, entschuldigt sich mit seiner Kleinheit, die Krähe Brautführer — ist ja zu schwarz, — der Wolf Koch, — ist selbst zu gefräßig, der Hase Einschenker — ist zu zappelig, der Storch Spielmann klappert mit dem Schnabel, und der Fuchs bietet endlich seinen Schwanz zum Tisch.

Der Grundton der slawischen Lieder ist melancholisch, jungfräulich zart, ein sinnender Ernst, eine sentimentale Wehmuth; doch fehlt es auch nicht an frischen und kecken Empfindungslauten naiver Sinnlichkeit, und die Jugendkraft ergießt sich in jovialer Frische; indeß bleiben Unverschämtheit und Gemeinheit fern, sammt jener Mischung tugendhafter und lasterhafter Gefühle, die immer das Zeichen der gleichmäßig entarteten Sitte und Kunst ist.

Heldenthum und Liebe sind der Inhalt der Volkspoesie; die Germanen, zugleich voll Kraft und Gemüthstiefe, haben beides ineinander gearbeitet, der thatkräftige Hellene hat das männliche Epos, der passivere Slawe die weibliche Lyrik vornehmlich gepflegt. Das plastische Compositionstalent des selbstbewußten Geistes führte in Griechenland früh zu einem großen Kunstganzen; dies fehlt den Slawen, aber die Naturlaute des Gefühls erklingen wie Vogelgesang im Worte und die Lieder sind voll Duft und Farbe den wilden Feldblumen gleich. Der Duldmuth der Slawen findet seinen Lohn auch in der zartsinnigen Empfänglichkeit für die kleinen Reize des Lebens, die durch die tiefgemüthliche Auffassung werthvoll werden. Ein Ausspruch Görres' kann hier Anwendung finden: „Während die großen epischen Ströme den Charakter eines ganzen weit ausgedehnten Ufergebiets widerspiegeln, sind diese kleinern lyrischen Ergüsse die Quellen und Brunnen die mit ihrem Netzwerk von Bächen das ganze Land bewässern und tränken und seine innersten Geheimnisse an den

Tag bringen, die Bewegungen seines geheimsten Herzblutes offenbaren."

An den lithauischen Dainos oder weltlichen Liedern rühmte schon Lessing den naiven Witz, die reizende Einfalt, und führte sie zum Beweis an daß Poesie eine Naturgabe sei; Rhesa und Nesselmann haben sie gesammelt und übersetzt. Ihnen verwandt sind die Lieder der Letten, die ihren zarten sanften Ton auch daher haben daß hier vornehmlich die Mädchen und Frauen singen. Noch klingt das Heidnische mild und wehmüthig nach. Wenn der Morgenstern der Sonne Feuer anzündet, der Abendstern ihr bettet, so ist sie selber die liebe Gottestochter, oftmals fern in den langen Nächten; aber dann weilt sie hinter dem See und hinter dem Hügel, wo sie arme Hirten wärmt und über verwaiste Kinder wacht. Ein schwarzer Rabe bringt vom Schlachtfelde, wo man Zäune aus Schwertern flocht, der Braut die weiße Hand mit dem Ring des gefallenen Geliebten, und drei Schwäne setzen sich auf sein Grab, Mutter, Schwester und Braut. Ulmen und Rauten wachsen im Garten und klagen mit dem Mädchen um seine jungfräulichen Tage. Treu ist die Liebe des Herzens, rein wie das Wasser der Quelle. Das Mädchen gelobt dem Jüngling die Frühlingsblumen zum Strauß, er ihr die Aepfel des Herbstes zur Liebesgabe. Wohl träuft der Kranz der Locken und rostet der Ring am Finger vom Schweiß der sauern Arbeit; aber der Jüngling kommt geritten über die Heiden an den Seen vorüber um sie zu holen die es ihm angethan mit den sanften Augen.

Was saust der Wind,
Was seufzt der Wald,
Was schwankt die Lilie hin und her?

Die Schwester weint,
Die Jungfrau zart,
Das Kränzlein schwanket hin und her.

Sie klagt daß der Kranz nun nicht mehr grüne auf dem Haupt, die Flechten nicht mehr funkeln in der Sonne; ein Häubchen wird sie bedecken.

Ist ein zarter Jüngling auch mein Lieben,
Trauert doch mein Herz um meine Tage.
Muß hinaus in fremde Gegend,
Lassen die geliebte Mutter!

Krähet nicht, ihr braunen Hähne,
Daß die Nacht verzögert werde,
Daß ich länger weilen könne,
Länger mit der Mutter reden!

Auch bei den Letten iſt es die Seele eines Bruders die der Schweſter im Duft der Roſe entgegenhaucht, iſt es die Seele der Schweſter die aus der Harfe hervortönt welche der Bruder aus dem Aſte des Lindenbaumes geſchnitzt, und der Waiſenknabe umarmt die Eiche fragend ob ſie ſich nicht in ſeinen Vater verwandle; und das arme Mädchen muß darben, da hell wie Silber der Thau in den Blumen auf dem Grabe der Mutter glänzt. Rauda's, Klagelieder, bilden mehr als die Hälfte deſſen was das Volk der Letten und Lithauer ſingt, und die Melancholie des Heimwehs wie des Abſchieds zeigt die Liebe des Volks für das Stillleben in der Familie, in der Waldeinſamkeit. Das Mädchen ſagt:

Unter Brüdern wuchs ich auf
Gleich der rothen Preiſelbeere,
In der Fremde werd' ich blaß
Gleich dem welken Birkenlaube.

Auch aus Polens Vorzeit klingen Volkslieder zu uns herüber in ähnlichem Tone, doch mit mehr Anlehnung an die kriegeriſchen Geſchicke der Nation. Ihre Tänze, bald anmuthig behaglich, bald kühn im Schwung, wurden von Geſängen begleitet, deren Melodie ſie lenkte, deren Text häufig aus dem Stegreif gedichtet ward wie die Gelegenheit es mit ſich brachte. Hören wir eine Liebeswerbung:

Schönes Mädchen, liebes Mädchen,
Warum willſt du mich nicht lieben?
Iſt mein Pferd mit Gold beſchlagen
Und geziert mit großen Perlen,
Und ein Herz hab' ich im Buſen
Mehr als Gold und Perlen werth.
Und es weint und ſpricht das Mädchen:
Ach ich möchte wol dich lieben,
Doch du zieheſt in die Schlacht,
Und die goldnen Hufe wird
Deinem Pferd der Türke nehmen,
Und die Perlen, deine Perlen,
Wird er ſeinem Mädchen bringen,
Und dich ſelber mit dem Pfeile
Wird er tödten im Gefecht,

Deinen wunden Kopf dann wird er
Hinter seinem Pferde schleifen,
Ach und dann dein schönes Herz
Hin zum Fraß den Raben werfen.

Ein galizisches Liedchen ist in seiner Einfachheit von so wunderbarer Tiefe, daß man Aehnliches erlebt haben muß um seinen Werth und seine Wahrheit ganz zu ermessen:

Weiß bist du, mein Mägdlein,
Kannst nicht weißer mehr sein!
Warm lieb ich dich, Mägdlein,
Kann nicht wärmer mehr sein.

Als sie todt war, mein Mägdlein,
War viel weißer sie noch,
Und ich liebt' sie, ich Armer,
Viel wärmer dann noch.

Andere Lieder zeigen den auch in Böhmen sichtbaren deutschen Einfluß in der Balladenweise, die eine fortschreitende Handlung gern in der Form empfindungsvoller Wechselreden darstellt; so in einem Gedichte das uns zugleich als Beispiel diene wie die Slawen so gern voll Mitgefühl bei den verlassenen Waisen weilen. Hier tritt Jesus Christ zum klagenden Kinde und verweist es an das grüne Grab seiner Mutter; die fragt wer nach ihr verlange, das Kind antwortet: Nimm mich zu dir. Sie erwidert:

Geh heim, mein liebes Knäblein, der nenen Mutter sag'
Daß sie dich kämmen und bürsten, das Hemd dir waschen mag. —
„Und wenn das Hemd sie wäschet, beschmiert sie es mit Asche,
Und wenn sie das Hemd mir anzieht, dann schilt sie bitterlich.
Wenn sie das Haupt mir kämmet, da rinnt das Blut so roth,
Wenn sie das Haar mir strählet, reißt sie mich hier und dort."

Die Mutter heißt das Kind heimgehen und seine Thränen trocknen, aber die brechen immer wieder hervor, bis am dritten Tage Gott zwei Teufel und zwei Engel sendet, die böse Stiefmutter zur Hölle, das Kind zum Himmel zu holen. — Einen ähnlichen balladenartigen Gang nehmen auch krainische Heldenlieder, in denen das Volk, unter Oesterreichs Führung, seine Türkenkämpfe besungen hat.

Von der donischen Steppe hat ein polnischer Dichter gesagt daß dort die Ueberlieferung keinen Stein finde auf dem sie ausruhen könnte, ja nicht einmal einen Baum zum Anlehnen. In unzugänglichen Schlupfwinkeln fanden sich dort beim Einbruch und unter der Herrschaft der Tataren Männer zusammen welche in kriegerischer Gemeinschaft von der Beute lebten die sie dem Feinde räuberisch abgewannen, und als Kosacken, d. h. als unabhängige Kämpfer den Streit mit den Unterdrückern fortsetzten und ihre Freiheit errangen. Vor seiner Rohrhütte sitzend läßt der Kosack den Blick über die Ebene schweifen, die Erinnerung erwacht in seiner Seele und ihre Stimmungen und Bilder werden zum Gesange. Heimat- und Familienliebe, inniger Natursinn weht in diesen Liedern, und es ist merkwürdig, wie bereits ihr Uebersetzer Bodenstedt hervorhebt, daß sie nicht den erwarteten kecken heitern Ton der Kampflust und Siegesfreude anschlagen, vielmehr in Trauerklagen über verlorene Schlachten und erschlagene Genossen ausklingen; ihre Duma's sind wehmüthige Betrachtungen, die sich mit der Erzählung eines Ereignisses verweben. Auch das Kosackenmädchen, dem der Geliebte fehlt, wird seines Schicksals inne im Gleichniß der Hopfenranke die ohne Stütze am Boden verdirbt und nicht nach oben gelangt; auch dem Kosackengreis weckt der himmelanfliegende Adler die Erinnerung an seine hochstrebende Jugend, und er beweint es daß sie dahingeschwunden. Bei dem Tode eines Hetmans heißt es:

Liegt's auf dem Volk der Ukraine trüb,
Es beweint seinen Herrn der im Felde blieb.

Huben die stürmischen Winde zu sausen an:
Wo ist unser Hetman, der tapfere Pan?

Flogen kreischende Schwärme von Geiern herzu:
Wo truget ihr unsern Hetman zur Ruh?

Schrien die Adler aus den Lüften herab:
Wo ist Schwiergowsky's, des Hetmans Grab?

Kommt ein Schwarm von Lerchen gezwitschert und fragt:
Wo habt ihr ihm Lebewohl gesagt:

Der Kosacken einer zur Antwort gab:
Zuneben seinem tiefen Grab,
Unfern der Stadt, Kilia genannt,
An der Grenze vom Türkenland.

Auch die Ruſſen ſind ein ſingendes Volk und begleiten die Lebensereigniſſe von der Wiege bis zum Grabe mit Liedern, die zwar von Geſchlecht zu Geſchlecht leiſe Aenderungen erfahren, aber in der Hindeutung auf heidniſche Götter und Gebräuche die Abkunft aus dem grauen Alterthum erkennen laſſen. Von den tönereichen ausdrucksvoll ſanften Melodien ſagten die Aſchantees auf die Frage wer ſie componirt habe: Sie wurden gemacht als das Land gemacht wurde. Talvj weiſt auf die unerſchöpfliche Fülle zärtlich ſchmeichelnder Wörter hin, Verkleinerungswörter, welche die Liebe für die ihr theuern Gegenſtände erfindet; ſtrahlende Sonne, holder Mond, weißer Schwan wechſeln mit Herzchen, Seelchen. Die Ruſſen ſind im Alltagsleben leicht ergötzte joviale Leute, aber gerade ihre Feſttagsſtimmung iſt ein ſüßes Sinnen, ein träumeriſches Schwelgen in weichen Gefühlen, und das wird ihnen zum Geſang, der uns magiſch die Seele rührt, der ihnen die Laſt der Stunde tragen hilft und die ſauere Arbeit verſüßt wenn er von ihrer Lippe tönt. Dem Geſang und Spiel des greiſen Sängers lauſchen nicht blos die Wellen des Fluſſes, auch die Ufer bewegen und neigen ſich zuſammen, daß er hinübergehen kann. Seinen Duldmuth hat die Tatarenherrſchaft wie der Druck einheimiſcher Gewalthaber großgezogen, und mit ſtiller Reſignation folgt der Ruſſe dem Spruch des Zaren oder dem Willen der Aeltern; aber es bricht ihm mitunter das Herz dabei, wie in dem Abſchiedsliede:

Bleibe, mein Lieb, nicht mehr ſpät am Abend wach,
Brenne nicht mehr die Kerze aus Jungfernwachs,
Harre du nicht mein bis zur Mitternacht.
Ach dahin ſchon iſt unſre ſchöne Zeit,
Unſre Freuden hat der Wind verweht,
Hat ſie zerſtreut übers weite Feld;
Mein lieb Väterchen hat es ſo gewollt,
So befahl es mein lieb Mütterchen,
Daß ich mir zur Frau nähm' ein andres Weib.
An dem Himmel brennen nicht der Sonnen zwei,
An dem Himmel leuchten nicht der Monde zwei,
Und nicht zweimal liebt des wackern Jünglings Herz.
Doch will ich nicht trotzen meinem Väterchen,
Und will gehorchen dem lieben Mütterchen; —
Will mich ſchon vermählen wol mit anderm Weib,
Mit der Todesjungfrau, mit dem frühen Tod.
Da zerfloß in Thränen die ſchöne Maid,
Flüſtert' ihm in Thränen zu das ſchöne Wort:

Ach du Liebſter mein, Herzenstrauter mein,
Ich auch mag nicht länger wohnen in der weißen Welt
Ohne dich, mein ſüßer Hoffnungsſtern!
Findeſt nicht ein Täubchen das zwei Tauber hat,
Nicht die Schwänin die zwei Schwäne hat,
Werden auch mir zwei Herzensliebſte nie. —
Und ſie bleibt nicht mehr ſpät am Abend wach,
Doch hell brennt die Kerze aus Jungfernwachs,
Auf dem Tiſche ſteht blank ein neuer Sarg,
In dem Sarge drin liegt die holde Maid.

Mit wehmüthigem Entſagen ruft ein anderes Mädchen dem Geliebten nach:

Glücklich ſei im Arm der Auserwählten!
Liebt ſie mehr dich als ich ſelbſt dich liebte,
Dann vergiß mein! Doch liebt ſie dich minder,
Schöner Jüngling, wirſt du mein gedenken!

Aber von ſich aus ſoll der Jüngling die Treue halten, ſonſt fordert wol die Verlaſſene ſein Haupt vom wilden Räuber für den Sold ihres Kuſſes, oder der zornige Jüngling durchſtößt mit dem Speer die Abtrünnige, die mit einem neuen Buhlen koſt. Das Glück der Liebe in den gewohnten Naturbildern zeichnen die folgenden Verſe:

Keine ſchlanke Lilie ſah mein Auge,
Sondern ſah mein herzgeliebtes Mädchen,
Keine ſilberne Dromet' erſchallte,
Sondern klang Mawruſcha's Stimme:
Komm mit mir, o du mein heller Falke,
Komm mit mir, o du mein wackrer Jüngling,
In den Wald, ins grüne Eichenwäldchen,
Hilf mir Reiſig ſammeln in dem Walde.
Fiel der Sonne Strahl mir in das Herz nicht,
Sondern Freude füllte meine Seele,
Hüpften muntre Rehe durch das Feld nicht,
Sondern ſchnelle Wort' aus meinem Munde.
Gehn will ich, du meine weiße Schwänin,
Gehn will ich, du herzgeliebte Jungfrau,
In den Wald mit dir, ins grüne Wäldchen,
Helfen Reiſig ſammeln dir im Walde!

Da liegt der Reitersmann bei verlöſchendem Feuer auf dem Blachfeld und ſendet ſein Roß mit trauriger Botſchaft in die Heimat; die Kugel hat ihn getroffen und mit dem Feuer erliſcht

ſeines Auges Glanz. Da ſtört das Lied der Nachtigall das Gebet des Mönchs, daß er der Frühlingszeit gedenken muß, wo auch er an dem Arm des Mägdleins dem Sang der Vögel gelauſcht. Da ſoll der Eichenwald nicht rauſchen und die Gedanken des Räubers nicht ſtören, der gefangen weggeführt wird, und ſich einſtweilen das Verhör vor dem Zaren ausmalt; fragen wird ihn der Richter nach ſeinen Gefährten, er wird antworten:

Wol der Gefährten hatt' ich noch viere bei mir,
Mein erſter Gefährte das war die finſtere Nacht,
Und mein zweiter Gefährte das Meſſer von Stahl,
Mein dritter Gefährte mein wackeres Roß,
Und mein vierter Gefährte der Bogen ſtraff.
Als dann ſpricht die Hoffnung mein, der rechtgläubige Zar:
Brav gemacht, Kindchen, du Bauerſohn!
Wußteſt ſtehlen zu gehn, wußteſt Rede zu ſtehn,
Dafür will ich dich, Söhnchen, beſchenken auch
Mitten im Feld mit hohem Holzgebäu
Von zwei Pfählen und einem Querbalken dran.

In alten Heldenliedern ſprudelt die Luſt an Ueberſchwenglichem. Zwei Recken haben Eiſenſchwerter und Eichenkeulen aneinander zerſchmettert, da packt Warwar den Gigin und wirft ihn bis über die Wolken, worauf Gigin hart auf den Boden fällt, ſehr zornig wird und den Warwar ergreift und ihn bis über die Sterne ſchleudert, ſo hoch und weit, daß er noch immer in der Luft ſchwebt. Und der dreijährige Knabe Dula fängt ſich im Walde den Wolf und den Bären zu Spielgeſellen und ſchwingt ſich ſammt ihnen auf des Adlers Rücken, und ſingt dem Adler den Befehl zu ihn zu tragen über Land und Meer, zur Sonne und zu den Sternen, in den allerfernſten Himmel und noch tauſend Werſte weiter.

Auch in Rußland iſt die Göttermythe vom Himmel auf die Erde herabgeſtiegen und hat ſich mit geſchichtlichen Ereigniſſen zur Heldenſage verwoben. Wladimir, der Zar von Kiew, der um das Jahr 1000 ſein Volk zum Chriſtenthum überführte, ward der glänzende Mittelpunkt derſelben wie Karl der Große, wie Artus. Hatte dort der Gott Perun früher leuchtend gewaltet, ſo heißt Wladimir nun ſelbſt die helle freundliche Sonne von der weißen Stadt Kiew, die Helden ſcharen ſich unter ihm wie einſt unter dem Himmelsgott die andern geiſtigen Mächte oder Naturkräfte. Das böſe finſtere feindliche Princip ſteht ihnen in Geſtalt von

Drachen, Schlangenſöhnen, Räubern, ſchwarzen Zauberern gegenüber. Aber die Heldenlieder ſind vereinzelt geblieben und nicht von einem organiſirenden Genius zum einheitlichen Epos geſtaltet worden. Dafür indeß erhielten ſie ſich bis auf die neuere Zeit im Volksmunde, und wurden von naiven Menſchen geglaubt und geſungen durch die Jahrhunderte; die Ebene mit ihren unabſehbaren ſchwach wellenförmigen Linien brachte auch eine Ebenmäßigkeit in geiſtigen Dingen mit ſich, keine ritterliche Bildung ſchied ſich von der bäuerlichen der Landgemeinde, während in Deutſchland die alte Ueberlieferung nur in der Märchenform forterzählt wurde von Geſchlecht zu Geſchlecht, nachdem im Mittelalter das Volksgut von den Geiſtlichen und Rittern in die Formen ihres Lebens und Denkens gegoſſen war; unſer deutſcher Heldengeſang, hat C. Marthe mit Recht betont, iſt im Nibelungenlied zur Ritterzeit fixirt, Siegfried vom Wirbel zur Zehe ein Ritter geworden, und ſo verklangen die Lieder als die Burgen gebrochen, die Harniſche zerſchoſſen waren und der Bürgerſtand aufkam. Im 16. Jahrhundert machte die Leibeigenſchaft in Rußland einen Riß in die Nation, und nun gereichten die alten Schätze den Dienſtbaren zum Troſt, zur erquicklichen Unterhaltung in den ſibiriſchen Winternächten.

Der Bauerſohn iſt der eigentliche Nationalheld des Slawenthums, Ilja von Murom in Rußland wie Pioſt in Polen, Przemyſl in Böhmen. Und daß der Slawe von Haus aus paſſiv des Anſtoßes von außen bedarf, wie ihn Peter der Große den Ruſſen gegeben, das drückt die Sage damit aus daß Ilja von Kindesbeinen an viele Jahre hinter dem Ofen hockt, bis Pilger kommen und eine Schale Waſſer zum Trinken fordern; er hat gemeint er könne nicht gehen und iſt verwundert daß er auf ihren Zuſpruch das Waſſer holen kann, und als er ſelber davon getrunken, fühlte er ſich ſo ſtark daß wenn eine Säule von der Erde zum Himmel ginge und ein Ring an ihr wäre, er den ergreifen und die Erde bewegen und drehen würde. Das ſei zu viel, ſagen die Pilger, und ein neuer Trunk bringt ſeine Stärke auf die Hälfte, alſo daß er Bäume ausreißt und Hügel verſchiebt. Der ſanfte milde Geiſt des Slawenthums prägt ſich zugleich in der Sage aus, wenn Ilja nun aufbricht nach Kiew zum Großfürſten Wladimir, und der Vater ihm ſagt: Zu guten Thaten gebe ich dir meinen Segen, zu böſen nicht; thue kein Uebel unterwegs einem Tataren und tödte keinen Chriſtenmenſchen. Und

Ilja entsetzt bald darauf eine von Tataren belagerte Stadt, sagt aber zu den Feinden: Soll ich euch die Köpfe abschlagen? Das hieße ja Königssamen vertilgen. Zieht ruhig heim und verkündet der Welt daß das russische Land nicht wehrlos ist, sondern viel tapfere Helden ernährt. — Wie im Kampf gegen ausländische Horden bewährt sich das Heldenthum in der Säuberung des Landes von Wegelagerern; ein Dämon aus der Nachtseite der Natur, der wie eine Schlange zischt, wie ein Vogel pfeift und wie ein Stier brüllt daß der Wald sich zur Erde beugt, ein winterlich verwüstender Sturmgeist, ist nun zum Räuber Nachtigall geworden, der auf zwölf Eichen sein Nest gebaut. Ilja's Roß fällt vor Schreck vor demselben zu Boden, aber er nimmt Pfeil und Bogen und spricht: Fliegt hin, gestählte Pfeile, höher als der wachsende Wald, tiefer als die wandernde Wolke, trefft den Räuber Nachtigall ins warme Nest, ins rechte Auge, ins stürmische Herz! Ilja bindet darauf den verwundeten Riesen an seinen Steigbügel und reitet nach Kiew. Dort sind Krieger, Kaufleute, Bauern am Hof vereint ohne Unterschied der Stände; es scheint als späterer Zug aus den Tagen der Leibeigenschaft eingeschoben, wenn Ilja von Murom unten an den Tisch gesetzt wird, und darüber zornig hinaus in die Schenke geht und mit den Armen Brüderschaft trinkt. Der Fürst läßt ihn wieder einladen, aber er folgt nur unter der Bedingung daß drei Tage lang Wein, Bier und Meth frei in Strömen fließe für alles Volk, und nun wird ein kolossales Zechgelag bereitet, die Armen sitzen am Fürstentisch und Ilja mitten unter ihnen. Er hat sein Roß mit dem Räuber draußen gelassen und wie er sich nun rühmt daß er den Nachtigall bezwungen, wird er ein Prahler genannt; da führt er die Herren des Hofs hinaus und läßt den Gefangenen seine Kunststücke machen, und wie der zischt, brüllt und pfeift, da erzittert der Palast, beugt sich der Wald, fliegen die Ziegel von den Dächern, und wirbelt der Staub der Erde und das Wasser des Flusses hoch auf. Der Großfürst sammt seinem Liebchen und seinen Helden zitterten. Der Räuber hatte nur die halbe Kraft ansetzen sollen und die ganze aufgewandt, darum erschlug ihn Ilja. Seine Kinder kamen zu spät um ihn mit ihren Schätzen auszulösen. Wladimir hatte gute Lust die Reichthümer doch für sich zu nehmen, aber Ilja sagt: Nein, ihr jungen Waisen, behaltet ihr die Schätze die euer Vater euch hinterlassen hat; schlimm genug für euch daß ihr den Vater verloren habt, was

ſollt ihr euch auch noch in der Welt herumbetteln? Aehnlich trauert auch Ilja's Waffenbruder Dobrynia darüber daß durch ihn Väter und Mütter bittere Thränen weinen, Witwen und Waiſen umherirren müſſen. So iſt Ilja der ſtarke bäueriſche Held ſtets edelſinnig, die Verkörperung der Volkskraft wie des Volksgemüths. Als Wladimir die Frau eines Großen für ſich gewinnen will und darum den Tod des Gatten beſchließt, ähnlich wie David gegen Urias verfahren, da ſagt Ilja: Den wackern Falken wirſt du verderben, aber die weiße Schwänin doch nicht fangen. Dafür wird er in Ketten geworfen. Aber wie der wackere Falke ſieht daß ihn ſeine Waffenbrüder treulos verlaſſen damit er im Kampf umkomme, da tödtet er ſich ſelbſt, und ſeine Frau ſtirbt auf ſeinem Grabe. Der Fürſt bereut die That und läßt Ilja frei. Als ſpäter dieſer doch verbannt worden, geräth Wladimir in große Bedrängniß durch die Tataren, alſo daß er Frauenkleider anlegt und zum Beten in die Kirche geht. Ein Bettler fragt ihn warum er das thue, und gibt ſich als Ilja zu erkennen. Da beugt der Fürſt ſein Knie vor ihm und bittet um Hülfe für den Glauben, für die armen Frauen und kleinen Kinder. „Und wie lang waren mir die Pfade nach Kiew verſagt, ich meine zwölf Jahre lang", erwidert der Held. Nicht um meinetwillen, ſondern um der Frauen und Kinder willen, fleht der Fürſt. Und Ilja rettet das Volk das des Fürſten Sünde nicht büßen ſoll. Wir bemerken mit Oreſtes Miller wie hier kein Vaſallendienſt iſt, weder Gott noch der Großfürſt als Lehnsherren erſcheinen, und wie kein Befehl und kein verheißener Lohn die Triebfeder des freien Helden wird, ſondern allein die Rettung des Volks; deſſen erbarmt ſich Ilja, während in der Ilias erſt Tauſende fallen müſſen ehe Achilleus ſich verſöhnt, und in der fränkiſchen Sage der vom großen Karl beleidigte Ogier nicht eher gegen die Sarazenen fechten will bis der Sohn des Kaiſers ſeiner Rache preisgegeben worden.

Viele Abenteuer der Heldenſage leben gleichmäßig in Liedern und in Märchen fort. Alte mythologiſche Erinnerungen und Bilder ſind von den verſchiedenen Stämmen der Slawen für Ammen und Kinder mundgerecht gemacht worden und mit neuen Sitten und Begebenheiten verſchmolzen, in mannichfachen Geſtalten und Wendungen wiederholt. Die indiſchen Märchen ſind durch die Vermittelung der buddhiſtiſchen Mongolen hinzugekommen und dem heimiſchen Weſen angepaßt worden, wie ich das I, 480—490

erörtert habe. Und ſo zeigt ſich eine Fülle von Phantaſie in den ſlawiſchen Märchen, und der Preis des edeln Sinnes, der endliche Sieg des Guten und Rechten wird in wunderſamen Spielen der Einbildungskraft veranſchaulicht; der Zettel ihres Gewebes ſind die alten ſittlich-religiöſen Ueberlieferungen der Menſchheit, wie ſie im Mythus ausgeprägt worden, daher das immerdar Anziehende, die Verbindung des Tiefſinns mit dem Kindlichen und Phantaſtiſchen. So klingt es auch ganz märchenhaft wenn eins der Heldenlieder davon ſingt daß Ilja einen großen Rieſen kommen ſieht und auf einen Baum ſteigt um denſelben, ihm verborgen, zu beobachten. Der Rieſe ſetzt ſich nieder, nimmt einen kryſtallenen Kaſten vom Rücken und öffnet ihn mit goldenem Schlüſſel; da ſpringt ein reizendes Weib heraus, bereitet ein Mahl und ſcherzt und koſt mit dem Rieſen. Als der eingeſchlafen iſt wird ſie Ilja's auf dem Baume gewahr und fordert ihn auf herabzukommen und ſich mit ihr zu ergötzen, ſonſt werde ſie den Rieſen wecken und ſagen daß der Recke ihr habe Gewalt anthun wollen. Da iſt Ilja ihr zu Willen. War es die Frucht dieſer Stunde an welche ſich ruſſiſche Lieder knüpfen die auf der gemeinſamen Grundlage mit Ruſtem und Sohrab und mit dem Hildebrandsliede ruhen, wie ich glaube ein Nachklang der Naturmythe vom Kampf des Sommers und Winters? (I, 354.) Ilja ſteht auf der Grenzwacht, da kommt ein unbekannter junger Held herangezogen und will nicht Rede ſtehen; daraus entſpinnt ſich ein Zweikampf. Ilja wird niedergeworfen, aber raſch ſpringt er wieder auf und ſchleudert nun den Gegner ſo gewaltig in die Luft daß der eine Vertiefung in den Boden fällt. Als derſelbe immer noch nicht ſeinen Namen nennen will, droht ihm der Alte die Bruſt aufzuſchneiden; da gedenkt der Jüngling ſeiner fernen Mutter, und nun hebt ihn Ilja jubelnd auf: Willkommen, mein liebes Kind! Hier ſchließt das eine Lied, aber andere laſſen den Jüngling erwidern: Du nennſt mich einen Baſtard, und meine Mutter ein Kebsweib? Sie laſſen ihn als Rächer der beleidigten Mutterehre einen Pfeil auf Ilja ſchießen, und in dieſem überwältigt nun der Kampfzorn die Vaterliebe; er packt den Sohn an beiden Beinen und reißt ihn unerbittlich in zwei Stücke auseinander, um dann in lautem Jammer ſein Geſchick zu beklagen. Kampf mit den Söhnen wird auch von Wladimir ſelbſt erzählt. Einmal will er dem jungen Metislaw die Geliebte Swetlena entreißen, die dieſer entführt hat, gibt ſich aber im Zweikampf als

Vater dem ſtarken Sohn zu erkennen, deſſen Kraft er erprobt, und überläßt ihm die Braut. Später hat er die Gattin Rogneda mit ihrem Sohne Iſeslaw verbannt, und kommt verirrt des Nachts an eine Hütte im Walde. Er wird aufgenommen, von der Verſtoßenen erkannt; doch zittert ihre Hand als ſie den Schlafenden erſchlagen will; er erwacht und will ſie enthaupten, wie aber der Knabe ſich zwiſchen beide ſtellt und zuerſt zu ſterben begehrt, da verſöhnen ſie ſich. Das Blutige und Harte der Wirklichkeit im Charakter und Leben Wladimir's wird von der Sage nicht verwiſcht, aber dadurch gemildert und veredelt daß er ſelbſt mit den Ereigniſſen ſich zum Guten wendet.

Wladimir und ſeiner Tafelrunde ſteht der fürchterliche Zauberer, der grauenvoll misgeſtaltete Katſchey gegenüber; er raubt Männer und Jungfrauen, es gilt ſie wieder aus ſeiner Gewalt zu befreien. Der ſchwarze Gott, der Dämon des Winters und der Finſterniß iſt in ihn übergegangen. Die ſchöne Milolika, die er entführt, wird noch im Liede mit der Liebes- und Frühlingsgöttin, der blühenden Natur verglichen, die ſie urſprünglich war. Tſchurilo ſprengt mit ſeinem Roß über die Mauer des Zauberſchloſſes während der Böſe ſchläft und nimmt die Jungfrau mit ſich, aber beim Rückſprung ſtreift das Roß einen Draht an der Mauerzinne, der eine Glocke nun anläutet; und der Zauberer erwacht und ſetzt den Fliehenden nach, wird aber vom ſtampfenden Roß unter die Erde verſchüttet, aus deren Grabhügel er erſt am ſiebenten Tage ſich wieder hervorwühlt, wol urſprünglich am ſiebenten Monate, wo der Winter wieder mächtig wird nach dem Siege des Lichtes und Lenzes. Vom glänzenden Tſchurilo weiß eine ſpätere Sage mit Humor zu berichten, daß er voll Stolz auf ſeine prächtigen Gewänder in die Genoſſenſchaft zu Kiew eingetreten und drei Jahre lang mit Junker Duk gewetteifert in der Stutzerkunſt, indem jeder täglich ein anderes Roß ritt, ein anderes Kleid trug. Es ward ein Tag der Entſcheidung anberaumt, wo der Schönſte dem andern das Haupt abſchlagen ſolle.

Kommt der Junker an, Tſchurilo Plenkowitſch,
War gar koſtbar die er trug die Kleidung,
War die eine Naht genäht mit reinem Silber,
War die andre Naht genäht mit rothem Golde.
Eingeflochten war in jedem Knopf ein Junge,
Und in jedes Knopfloch wars ein Fräulein;
Sie umarmen ſich ſobald er aufknöpft,
Und ſie küſſen ſich ſobald er zuknöpft.

Aber Duk Stepanowitſch:

Streichelt mit der Gert' ob ſeinen Knöpfen,
Stößt ſie aneinander, Knöpf' an Knöpfe;
Horch da klingt es wie von Vogelliedern,
Horch da brüllt es wie von wilden Thieren,
Furchtbar war der Donner ihrer Stimme
Und die Menſchen fielen hin zur Erde.

Dieſer ſiegt, aber reicht dem Nebenbuhler die Hand zum Freundesbunde.

Auch Nowgorod, neben Kiew ein alter Götterſitz, erhielt ſeinen Sagenkreis, aber Kiew ward berühmter und größer, und ſo zieht denn von dort Waſſily mit der Schar ſeiner Genoſſen zu Wladimir, und das irdene Geſchirr der Tafelrunde wird nun mit ſilbernen Schüſſeln und goldenen Bechern vertauſcht. Wie in die keltiſche, ſo kann auch in die ruſſiſche Tafelrunde jeder eintreten der ſich durch edle Thaten ihrer werth macht, und ſo erſcheint ſie als die auf die Erde verſetzte himmliſche Genoſſenſchaft des höchſten Gottes, zu welcher die Helden emporſtiegen, wenn ſie den Kampf und die Prüfungen des Erdenlebens ſiegreich beſtanden; dieſer ſittliche Grundgedanke gibt den bunten Abenteuern der Sage eine ideale Weihe.

Die Darſtellung dieſer Heldenlieder iſt voll Kraft und Klarheit; ſie ergeht ſich behaglich in epiſcher Breite, die gern mit denſelben Worten das als geſchehend erzählt was als der Entſchluß oder Befehl eines Redenden angekündigt war; die Sprache hat ihre ſtehenden Formeln für das Wiederkehrende, ihre ſtehenden Beiwörter, wie kühle Muttererde, ſtraffer Bogen, weiße Arme. Der Volkston hat zwar ſeine Kunſtvollendung durch einen harmoniſirenden Genius nicht gefunden, ſticht aber doch in ſeiner ſchlicht anheimelnden Weiſe vortheilhaft ab vor den nebelhaften Phraſen und der poetiſchen Proſa in dem Gedichte auf Igor's Zug, in welchem angeblich eine Begebenheit aus dem Jahre 1185 in der Sprache des 14. Jahrhunderts beſungen ſein ſoll. Als Muſſin Puſchkin anfing die ruſſiſchen Alterthümer zu erforſchen, kam auch 1795 die Handſchrift in ſeine Hände, die vielfach abgedruckt und überſetzt ward und gewöhnlich als Probe ruſſiſcher epiſcher Poeſie erwähnt wird. Das Original ging im Brand von Moskau unter. Die Schilderung iſt ohne alle Anſchaulichkeit, ohne Charakterzeichnung, man ſieht daß nicht das Erlebte,

sondern willkürlich Ersonnenes berichtet wird; man folgt nur mit Mühe dem unklaren, hin- und herspringenden Erzähler, dessen Prosa blos vereinzelte Anklänge an die echte slawische Naturpoesie hat und dessen Erfindungen ohne Zusammenhang mit der Mythe und Heldensage sind. Weß Geistes Kind das Ganze ist, erkennt man schon aus dem Anfang: „Wär' es nicht schön für uns mit alten Worten zu beginnen die Trauergeschichten von Igor's Heer, nach dem Geschehenen dieser Zeit, nicht nach Bojan's Ersinnen. Denn Bojan der Seher, wollte er jemanden ein Lied schaffen, so enteilte er im Geiste durch Wälder, gleich dem grauen Wolf auf der Erde, gleich dem bläulichen Adler unter den Wolken." Es ist für mich unzweifelhaft eine Nachahmung des Macpherson'schen Ossian. In sprachlicher Hinsicht bestätigt mir Bodenstedt dies durch die Bemerkung daß Ausdrucksweisen und Wörter verschiedener Dialekte und Jahrhunderte vermengt sind.

Büdinger hat in unsern Tagen auch die Echtheit der Königinhofer Handschrift bestritten, die den Böhmen alterthümlich epische Volkspoesie geben sollte. Aber während Libussa's Gericht sich wenigstens im Inhalt an die Nationalsage und in der Form an die stammverwandte serbische Dichtung anschließt, bewegt sich das Gedicht von Salwi und Ljudek sprunghafter in raschern Rhythmen, epischen und lyrischen Ton mischend, indem es den siegreichen Kampf der heidnischen Czechen gegen deutsche Christen feiert. Jedenfalls ist der alterthümliche Ton, sind die mythologischen Anklänge Zeugniß für aufgenommene und wohlverwerthete Volkspoesie, wenn auch das Ganze nicht aus dem 10. Jahrhundert herrührt, und für den Inhalt Chateaubriand, für die Form Homer von Einfluß waren. Die Stammsage läßt Krok durch Volkswahl zum Führer erkoren werden; er ist Priester und Richter zugleich und erzieht seine Töchter Kascha, Telka und Libussa zu weisen Frauen, unterrichtet sie in der Kunst des Zauberns. Die jüngste folgt dem Vater in der Herrschaft, und als das Volk in sie dringt daß sie sich vermähle, schickt sie Boten durch das Land einen Mann aufzusuchen der hinter seinen Ochsen dem Pflug nachgehe. Von Libussa's wahrsagendem Rosse geleitet finden die Boten den Bauer Przemysl, und genießen mit ihm Brot und Wasser auf seiner Pflugschar, auf dem eisernen Tische, von dem geweissagt war. Er wird Libussa's Gemahl und gründet Prag mit ihr. Nach ihrem Tode wollen ihre zehn Jungfrauen sich nicht der Herrschaft der Männer fügen, sondern rufen unter

Wlaſta's Führung die Weiber zu den Waffen und führen von der Burg Diewin aus einen ſiebenjährigen blutigen Krieg, der mit ihrem Untergang endet; — vielleicht gleich der Amazonenſage ein Nachhall männlich gerüſteter Prieſterinnen einer altheidniſchen Göttin.

Das unglückliche Wahrzeichen des dem Finger entgleitenden oder zerſpringenden Ringes, das allen Slawen geläufig iſt, begegnet uns in dem ſchönen böhmiſchen Volksliede:

Ach du Roſe, rothe Roſe,
Warum biſt ſo früh erblüht?
Kaum erblühend ſchon erfroren,
Ging dein Duft und Glanz verloren,
Und verwelkend ſankſt du hin.

Saß am Abend, lange ſaß ich
In Erwartung und in Sorgen
Bis zum Hahnenruf am Morgen;
Schon verglommen war das Feuer,
Und ermüdet ſchlief' ich ein.

Da im Traum ſah ich mir glitte
Von der Hand mein Ringlein nieder,
Und ein koſtbar edler Stein
Fiele aus des Ringes Mitte.
Ring und Stein fand ich nicht wieder,
Ach ich blieb im Gram allein!

Ein verlaſſenes Mädchen ſingt:

Kleiner Stern mit hellem Schein,
Könnteſt du doch reden!
Hätteſt du ein Herz, mein Stern,
Funken flögen aus von dir
Wie aus meinem Auge Thränen.
Alle Nacht mit goldnen Funken
Sprächſt du Stern für mich,
Die ſie von dem Liebſten traut
Um das Gold der reichen Braut
Ach auf immer ſcheiden!

Ein drittes Lied preiſt den glücklichen Tod:

In einem grünen Wald ein liebend Pärchen ſaß;
Da fiel ein Stamm herab, erſchlug ſie alle zwei.
Sie waren glücklich ſehr zu ſterben miteinander,
Das fällt doch nicht ſo ſchwer als trauern umeinander.

Für die Weltgeschichte der Kunst sind indeß die Serben unter allen slawischen Stämmen am wichtigsten; denn bei ihnen hat sich ein epischer Volksgesang schon früh entwickelt und aus der Jugendzeit der Nation bis in die Gegenwart erhalten, und er hat Gedichte hervorgebracht die historisch und ästhetisch gleich werthvoll sind. Zwischen dem Schwarzen und Adriatischen Meere im Gebirge und seinen Thalebenen auf dem Boden des griechischen Reiches angesiedelt sind sie von einem Hauch des alten Hellenenthums angeweht, und haben sie zugleich die eigene Sitte treu bewahrt und sich unbezwungen erhalten als Rußland den Mongolen erlag, Polen und Böhmen von der abendländischen Cultur beeinflußt wurden; ja Stephan Duschan trägt in der Mitte des 14. Jahrhunderts auf seinen Münzen die Weltkugel mit dem Kreuz in der Hand und nennt sich Kaiser der Romäer. Zwar entschied 1389 die Schlacht auf dem Amselfeld, der Ebene von Kossowo den Krieg mit den Osmanen zu Gunsten der letztern, Serbien mußte ihre Oberhoheit anerkennen, Moscheen wurden neben den Kirchen gebaut, aber das nationale Leben weiter nicht beeinträchtigt. Die Landgemeinde und in ihr das Familienhaus bilden seine Grundlage. Das Gefühl des älterlichen und geschwisterlichen Zusammenhanges herrscht vor; man erweitert das Familienband durch einen Freund oder eine Freundin, mit denen man sich auf Tod und Leben verbindet; auf den Gräbern der Ahnen küssen Jünglinge oder Mädchen einander durch Kränze, die sie dann austauschen, und nennen sich Wahlbrüder, Brüder und Schwestern in Gott. Das Dorf erkiest seine Aeltesten. — Noch ist das ganze Jahr von symbolischen Gebräuchen durchzogen die an die Zeit erinnern, in welcher das Göttliche dem Menschen vornehmlich in den Naturerscheinungen offenbar wurde und die ihnen den Zusammenhang mit der Natur frisch erhalten. Noch feiert man das Todtenfest im Winter und die Lebenserneuerung des Lenzes am Palmsonntag; noch wirft man Frühlingsblumen in das Wasser in welchem man badet, und der Refrain der Liebeslieder ist der Name der heidnischen Liebesgöttin Leljo; noch springt man durch das Johannesfeuer, und der Donnerer Elias wird wie der Himmelsgott der Vorzeit als Herr des Wetters angerufen. Jedes Haus hat die alterthümliche Gusle, deren Saitenklänge das Singen und Sagen der Lieder begleiten. Vorzüglich sind die Blinden die Hüter und Verbreiter der alten Liederschätze; bei den Versammlungen der Menschen bildet der Gesang die Haupt-

unterhaltung; die Kundigſten ſtimmen ihn an. Aber er würzt auch dem Hirtenknaben wie dem Landmann auf dem Felde und den Frauen im Hauſe die Arbeit. Und ſo wird das Leben in Freud und Leid von der Wiege bis zum Grabe bei allen Begebniſſen von Liedern umklungen und in ihnen abgeſpiegelt; ein glücklich gefundenes Bild, eine ſinnreiche Wendung geht von Ort zu Ort, die ſchönſten Gedichte werden allgemein und den Nachkommen überliefert, leiſe wie die Sprache ſelbſt erfahren ſie Umbildung und Fortgeſtaltung im Munde des Volks. „Die Serbier leben ihre Poeſie“ ſagt Talvj. So wird auch die Geſchichte poetiſch aufgefaßt und durch den Dichter dem Nationalbewußtſein angeeignet. Es iſt der überlieferte Ton und die herkömmliche Auffaſſungsweiſe, der Stil der Heldenſage, der den Sänger trägt und der den Erlebniſſen die Weihe der Kunſt gibt. Serbiſche Soldaten, die 1744 bei der Erſtürmung Donauwörths waren, ſangen ein Lied in 230 Verſen darüber, wie es kein deutſcher Volksdichter damals vermocht hätte, und wie es in ſeiner edeln Poeſie gar prächtig abſticht vor dem dürren Kanzleiſtil der kaiſerlichen Zeitungsberichte, und noch in unſerm Jahrhundert hörte der heldiſche Tſchupitſch Stojan ein herrliches Gedicht von ſeinen eigenen Thaten vortragen; er fiel dem Blinden ins Wort und fügte ſeine Berichtigung ſogleich in Verſen hinzu, als ihm die Erzählung nicht ganz ſachgetreu erſchien.

Die Serben ſelbſt theilen ihre Poeſie in Frauenlieder und in Jünglings- oder Heldenlieder, da ſie für den jungen Mann und den Helden nur das gemeinſame Wort Junak haben. Die erſtern ſind dem häuslichen Leben gewidmet, kürzer, und laſſen ſtatt des fünffüßigen Trochäus, dieſes in ſeinem klaren abſinkenden Tonfall ſo geeigneten Metrums für die anſchauliche epiſche Poeſie der Betrachtung, auch kürzere, mit leichtbeweglichen Daktylen untermiſchte Verſe eintreten. Der Grundton iſt zart, heiter und klar, wenn auch die Verheirathung mit einem alten Manne oder ein Streit mit Schwiegermutter und Schwägerinnen oder die Trennung der Liebenden hier und da das weibliche Herz betrübt und die Stirn umwölkt. In der Spinnſtube wie beim Waſſerholen, auf dem Felde und an Feſttagen kommen Burſchen und Mädchen zuſammen, und ergehen ſich gern in den anmuthigen Neckereien der Liebe, bald ſinnig und innig, bald ſchalkhaft und keck, ſodaß unverſchleierte Wünſche und derbe Späße nicht ausbleiben. Gern knüpft auch hier das Gefühl ſich an ein Natur-

bild. Der Burſche vergleicht das Mädchen der noch unberührten Blume, die er pflücken und küſſen möchte, und die Gefällige bietet ihm die Wange, in die er aber nicht beißen ſoll, ſonſt wird die Mutter es merken; oder er ſingt der Geliebten zu:

Du o Seele werde eine Roſe,
Ich will mich zum Schmetterling verwandeln;
Flatternd fall' ich auf die Roſe nieder,
Alles meint' ich hang' an einer Blume,
Wenn ich heimlich meine Liebe küſſe.

Eine Blüte fällt auf die ſchlummernde Jungfrau; aber dieſe ſingt:

Nicht iſt mir der Sinn wie dir geſtellet,
Habe nur mein großes Leid im Herzen.
Freit ein Jüngling mich, ein Greis erhält mich.
Iſt ein alter Gatte ein fauler Ahorn,
Weht der Wind, erſchüttert ſchwankt der Ahorn,
Regen fällt, und mehr und mehr verfault er.
Junger Gatte eine Nelkenknospe;
Weht der Wind, — es öffnet ſich die Nelke,
Regen fällt, — ſie glänzt in freud'ger Schöne,
Scheint die Sonne, — roth und röther ſtrahlt ſie.

Das Mädchen will den Ackersmann, der wol ſchwarze Hände hat, aber weißes Brot ißt; es will lieber mit dem Geliebten auf dem Felde unter dem Himmel oder auf dem Moos im Walde, als mit dem Ungeliebten auf weichem Pfühl unter ſeidener Decke ſchlafen. Den heimlichen Kuß hat die Wieſe geſehen und es der Heerde, die Heerde dem Hirten, der Hirte dem Wanderer erzählt, ſodaß die Mutter es erfahren, — wie im neugriechiſchen Liede der Stern vom Himmel fällt und es dem Meere berichtet, das Meer dem Ruder, das Ruder dem Schiffer, der Schiffer ſeinem Liebchen davon ſingt und nun die Gaſſen von dem verborgenen Glücke widerhallen.

Romanzenartige Gedichte aus dieſem Kreiſe beabſichtigen nicht eine ganze Geſchichte, ſondern nur eine Scene zu geben; ſie ſind kleine Gemälde einer beſondern Situation, und überlaſſen das Vorangegangene wie das Nachfolgende der Phantaſie des Hörers. Talvj ſagt ſehr bezeichnend: „Wenn die Darſtellung auch nicht das dramatiſche Leben der deutſchen Balladen beſitzt, ſo hat ſie doch die ſcharfbeſtimmte Form, die vorſpringenden Figuren und oft die Vollkommenheit der beſten Reliefs der alten Griechen,

und behandelt gleich diesen selten wilde Leidenschaften oder verwickelte Handlungen, sondern vorzugsweise ruhige Scenen und meist solche von häuslichem Schmerz oder Glück.“ Zum Beleg dieser reizenden Plastik diene Goethe's Lieblingsstück:

Uebers Feld hin trug der Wind die Rose,
Trug sie nach dem Zelte hin des Jovo.
Ranko war darinnen und Militza,
Ranko schreibend und Militza stickend,
Vollgeschrieben waren alle Blätter,
Alle das gebrannte Gold vernähet;
Da sprach Ranko also zu Militza:
Sage, liebe Seele, mir, Militza,
Sage mir, ist lieb dir meine Seele,
Oder dünket hart dich meine Rechte?
Aber ihm entgegnete Militza:
Glaub es, du mein Herz und meine Seele,
Theurer ist mir, Ranko, deine Seele
Als die Brüder, wären's alle viere,
Weicher, Liebster, dünkt mich deine Rechte
Als vier Kissen, wären's auch die weichsten!

Die erste Kunde von der erzählenden Volkspoesie der Serben ward dem Westen Europas vor etwa 100 Jahren durch den italienischen Abbé Fortis, der in einer Reisebeschreibung mehrere Gedichte französisch mittheilte; danach übersetzte Goethe, mit wunderbarer Intuition den Ton des Originals treffend, sodaß er für die Nachfolger Vorbild wurde, den Klagegesang der Frau des Asan Aga; Herder übertrug anderes in den Stimmen der Völker; und als nun in unserm Jahrhundert der Serbe Wuk Stephanowitz Karadschitsch nach Wien kam und mit unserer Literatur vertraut ward, da erinnerte er sich all der Sagen und Lieder, die er als Knabe gehört, deren viele er von selbst auswendig gelernt, weil er unter ihnen erwachsen war, und er reiste in die Heimat zurück und sammelte nun aus dem Munde des Volks, namentlich einiger alter Sänger die nach und nach in vier Bänden veröffentlichten Gedichte; die schönsten wurden von Fräulein Th. A. L. von Jacob (Talvj) und später von Kapper verdeutscht; Jakob Grimm sprach beim Erscheinen derselben die maßgebenden Worte: „Seit den Homerischen Dichtungen ist eigentlich in ganz Europa keine Erscheinung zu nennen die uns wie sie über das Wesen und Entspringen des Epos klar verständigen könnte. Wir sehen sich jedes bedeutende Ereigniß bis auf die allerneueste Zeit herunter

zu Liedern gestalten, die im Munde der Sänger lebendig fortgetragen werden, deren Dichter niemand verräth. Ton und Weise der neuern Lieder wird aber durch eine unergründliche Reihe der ältern aus mythischer Zeit gleichsam geweiht. Dennoch ist noch alles frisch geblieben, selbst in den ältesten, oder hat sich unaufhörlich verjüngt. Einmischung des Geisterhaften und Abergläubischen zu erhabenen dichterisch kräftigen Motiven findet auch in den jüngsten statt. An edler Haltung und Sprache gebricht es niemals; Wiederholungen epischer Beiwörter, ganzer Zeilen und Sätze erscheinen wesentlich, und doch ist kaum ein Lied das nicht durch die Neuheit einzelner Züge etwas Besonderes hätte. Wuk hat durch ihre Bekanntmachung einen unvergänglichen Ruhm errungen." In der That finden wir hier vollständig klar was den Begriff der Volksdichtung ausmacht: ein begabtes Naturvolk, aber noch ohne Verstandesbildung und Reflexion, die Individualitäten noch nicht selbstbewußt und sich selbst bestimmend aus dem Ganzen hervortretend, sondern von seinem Geist, seiner Sitte erfüllt und getragen, die Poesie im engsten Zusammenhange mit dem Leben, seine unmittelbare melodische Stimme; daher der Stil, die Redewendungen, das Metrum Gemeingut; die Gesänge dem Gemüth angeeignet und bei neuem Anlaß aus der Erinnerung hervorgerufen und oft variirt, stets wie in einer Improvisation von neuem geboren; niemand empfängt etwas Fremdes in ihnen und kann daher das Eigene hinzuthun, sie in einer leisen Modification wiederholen. Alles ist flüchtig, lebendig, oder wie Steinthal einmal treffend sagt: Es gibt eigentlich nicht Volksgedichte, sondern Volksdichten; es ist ein beständiges Produciren, kein ruhendes Werk, der Sprache gleich; es ist ein fortwährender Dichtungsstrom, — man schöpft wol einen Eimer Wasser, aber es ist keine Welle mehr. Das aufgezeichnete Lied ist nun nicht mehr Volksgut, sondern Besitz der Literatur.

Was wir aber vornehmlich bei den Serben hervorheben das ist der echt epische Ton, die klare Anschaulichkeit, der stetige und ruhige Fluß der Erzählung, der sie von der sprunghaft lyrischen Weise der semitischen Araber unterscheidet, und sie der althellenischen Dichtung noch näher stellt als die mehr innerliche germanische Darstellungsart. Viele Lieder bewegen sich um einen gemeinsamen Mittelpunkt, wie die Schlacht auf dem Amselfelde, um einen gemeinsamen Helden, wie den Königsohn Marko; selbständig für sich lassen sie doch anderes als bekannt voraussetzen. Andere

ſchildern eine beſondere Begebenheit, wie die Hochzeit von Maxim Zereojewitſch, welche an Umfang einem Geſange der Ilias gleichkommt und in der Romantik einer Novelle ſowol die Beziehungen Serbiens zu Venedig wie zu den Türken poetiſch veranſchaulicht; viele derartige Gedichte in kürzerer Form ſtehen in der Mitte zwiſchen der deutſchen Volksballade und der italieniſchen Proſaerzählung eines anziehenden Ereigniſſes.

Der Königſohn Marko iſt der eigentliche Volksheld; viele Züge und Ausdrücke weiſen auf das graue Alterthum zurück, und dabei ſpiegelt ſeine Dienſtbarkeit bei den Türken das ſpätere Geſchick der Nation, ſodaß im Laufe der Jahrhunderte alte Sagen in neue Verhältniſſe gebracht, alte Ueberlieferungen an neue Thaten angeknüpft worden ſind. Voll naturwüchſiger Wildheit und dabei edeln Sinnes erinnert er an Herakles, Ruſtem, Simſon, dieſe frohmüthige Recken; ſelbſt Drache auf dem Drachen reitet er hundertundſechzig Jahre ſein Roß Scharatz und tränkt es mit dem Wein, den er aus Becken, nicht aus Bechern trinkt. Er iſt ein Bundesbruder der Wila, die ſeinem Freund Miloſch das Singen in einem Waldthale verboten, wo gerade Marko ein Heldenlied von ihm hören will; und während er unter dem Geſang entſchlummert, ſtimmt die Wila erſt mit ein wie ein holdes Echo des Gebirges, ſchießt aber dann dem Jüngling einen Pfeil ins Herz. Der erwachende Marko jagt auf ſeinem Roß der Wila nach; ſie will in die Wolken aufflattern, aber ſein Kolbenwurf ſchleudert ſie zu Boden, und als ſie nun ihm den Genoſſen wieder geheilt, ſchwört ſie ihm Bundesbrüderſchaft. Gleich das erſte Lied beruft den jungen Königſohn zum Schiedsrichter zwiſchen drei um die Herrſchaft Streitende, unter denen ſein eigener Vater und ſein Oheim ſind; „denn es fürchtet ſich der Held vor niemand, außer nur vor dem wahrhaft'gen Gotte", und die Mutter ſagt ihm:

Nach der Wahrheit Gottes ſollſt du reden,
Beſſer wär' es dir dein Haupt verlieren
Als dir Sünde auf die Seele laden.

Er thut den Spruch ohne Anſehen der Perſon; der Vater zürnt und wünſcht ihm fluchend Dienſtbarkeit unter den Türken, aber der von ihm nach Recht und Gewiſſen in die Herrſchaft eingeſetzte Uroſch ſegnet ihn:

Stets im Rathe leuchten ſoll dein Antlitz,
Auf der Walſtatt ſoll dein Säbel hauen,
Ueber dich ſoll ſich kein Held erheben,
Ueberall geprieſen ſei dein Name
Stets ſo lange Mond und Sonne ſcheinet! —
Wie ſie ſprachen alſo iſt's geſchehen.

Die wunderſchöne Roſſanda weiſt ihn und ſeine beiden Bundesbrüder ab, als er ſie auffordert einen der drei zum Manne zu wählen; da vergilt er ihr übermüthiges Wort damit daß er ihr die rechte Hand abhaut und in die linke gibt; ja eine Mohrin, die ihn des Nachts aus dem Gefängniß gerettet, haut er mit dem Säbel nieder als ihn beim Morgenlicht in ihren Armen ein Grauen überfällt „wie ſo ſchwarz ſie war und weiß die Zähne". Dann holt er ſich die Braut vom Schloß des Buljarenkönigs; der Doge von Venedig, der ſie für ihn geleitet, entbrennt in ſträflicher Liebe zu ihr, wirbt um ihre Gunſt und ſchneidet den Bart ab als ſie ſagt daß ſie keinen Bärtigen küſſen werde; mit dem Bart entflieht ſie zu Marko's Zelt, der ſie anfangs zurückweiſt, als ob ſie vor der Vermählung bei ihm ruhen wolle, dann aber, als er die Sache erfahren, dem Dogen den Kopf abhaut. Auf den Brief den die Sultanstochter, von einem grimmen Mohren umfreit, mit dem eigenen Blute ihm geſchrieben, kommt er und überwindet den Feind im Zweikampf. So ſcheint es ward ſeine Verbindung mit den Türken angeknüpft. Aber er behandelt den Sultan barſch und rauh, er folgt dem Zuge ſeines Heldenherzens, und wenn der Großtürke ihn zur Rechenſchaft fordert, ſo kehrt er ſeinen Pelzrock um, nimmt ſeinen Kolben in die Fauſt und tritt ins Zelt des Herrſchers mit einem Blick daß er ſtatt der Strafe ſofort Wein und Gold empfängt. Großartig ſchön iſt das Lied von ſeinem Tode in Gebirgseinſamkeit. Sein Roß ſtolpert und weint; das fällt ihm ſchwer aufs Herz:

Ei mein lieber Freund, mein treuer Scharatz,
Sind es hundert doch und ſechzig Jahre
Seit wir zweie als Gefährten leben,
Und noch niemals haſt du mir geſtolpert!
Aber heute fängſt du an zu ſtolpern,
Fängſt du an zu ſtolpern und zu weinen?
Weiß der Herr, das deutet mir nichts Gutes;
Sicher gilt es hier um Eines Leben,
Um das meine oder um das deine.

Die Wila ruft ihm zu daß das Roß trauere, weil es ſich von dem Herrn trennen müſſe. Er verſetzt: das werde nie geſchehen, ſolange er das Haupt auf dem Rumpf trage. Die Wila ſpricht:

Nicht Gewalt wird Scharatz dir entreißen,
Noch vermag, Freund Marko, dich zu tödten
Heldenarm, und nicht der ſcharfe Säbel,
Nicht der Kolben, nicht die Kampfeslanze;
Aber ſterben wirſt du, armer Marko,
Durch Gott ſelbſt, den alten Blutvergießer.
Reit hinan zu des Gebirges Gipfel,
Schaue von der Rechten zu der Linken,
Sehen wirſt du dort zwei ſchlanke Tannen,
Die des Waldes Bäum' all überragen,
Schön geſchmückt ſind ſie mit grünen Blättern,
Aber zwiſchen ihnen iſt ein Brunnen.
Dorten kehre rückwärts deinen Scharatz,
Sitze ab, und bind ihn an die Tanne;
Neige dich hinab zum Brunnenwaſſer,
Daß dein Antlitz du im Spiegel ſchaueſt,
Sieheſt dorten, wann du ſterben werdeſt.

Marko that was ſie geboten, das wird mit denſelben Worten erzählt; Thränen rollen aus ſeinen Augen:

Falſche Welt, du meine ſchöne Blume!
Schön warſt du, o kurzes Pilgerleben!
Kurzes, nur dreihundertjährig Leben!
Zeit iſt's nun daß ich die Welt vertauſche.

Er zieht das Schwert, haut dem Roß mit einem Streich das Haupt ab, daß es nicht in Türkenhände falle, zerbricht Schwert und Lanze, und ſchleudert die Keule ins Meer, das fern den Horizont umſäumt:

Wenn mein Kolben aus dem Meer zurückkehrt,
Soll ein Held erſtehen der mir gleichet.

Dann ſchreibt er einen Brief, daß Marko todt ſei, und daß wer ihn finde einen ſeiner drei Beutel Goldes nehme ihn zu begraben, den zweiten um eine Kirche auszuſchmücken, den dritten für die Lahmen und Blinden, daß die ſeine Thaten ſingen ſollen. Den Brief birgt er am Fuß der Tanne und legt ſich hin zu ſterben. Nach anderer Sage aber habe der Held als das Feuer-

gewehr aufkam ſich in eine Höhle des Waldgebirges zurückgezogen, ſein Schwert dort aufgehangen und ſei entſchlafen; falle ſein Säbel nieder und habe ſein Roß das Moos um die Höhle abgeweidet, ſo werde er erwachen und wiederkommen. Hier finden wir denn die ariſche Urſage von dem des Winters in Bergeskluft oder in die Unterwelt entrückten Frühlingsgott auf den Helden übertragen, von deſſen Rückkehr das Volk beſſere Tage hofft, ſowie dieſer Mythus von Wodan auf Karl den Großen und Friedrich Rothbart niederſchlug, und wie anderwärts die Slawen auf die Wiederkunft von König Swatopluk hoffen und in Mähren feierliche Umzüge nach ihm gehalten wurden.

Es iſt ſchwer durch kurze Auszüge eine Vorſtellung von den ſerbiſchen Heldenliedern zu geben, weil ſie gerade durch die klare Ausführlichkeit und behagliche Breite ausgezeichnet ſind, Zug für Zug in ſtetigem Fortſchritt die Handlung darlegen und dadurch die umgebende Natur wie die Menſchen und die Sitten in anſchaulichem Bilde vergegenwärtigen. Doch ſeien als beſonders treffliche Geſänge noch einige erwähnt: der kranke Dojtſchin, der ſich in Linnen die gebrochenen Glieder zuſammenſchnüren läßt um die Ehre der Schweſter zu vertheidigen; der Zweikampf von Wuk mit dem Türken Sukan, die einander erſt küſſen ehe ſie um die ſchönen Frauen fechten die ihnen zuſchauen; das friſche kecke Gedicht von Haikuna's Hochzeit und das tiefempfundene vom Findling Simon, der mit der Mutter gekoſt ohne ſie zu kennen, und den der Abt im Keller einkerkern ließ, indem er den Schlüſſel des Gefängniſſes in die ſtille Donau warf; nur wenn der Schlüſſel aus der Flut zurückkehre ſei die Schuld vergeben; nach neun Jahren findet ſich der Schlüſſel in eines Fiſches Magen, und als der Abt den Keller öffnet, glänzt Simon wie die Sonne auf goldenem Stuhl, das Evangelium in der Hand. Rührend iſt die Erbauung Skadars; die Feſtung hält nicht eher bis eine junge Frau lebendig eingemauert wird; man läßt eine kleine Oeffnung an ihrer Bruſt und tränkt dort den Säugling ein ganzes Jahr lang.

Wie prächtig und heiter heben die Lieder von der Schlacht auf dem Amſelfelde mit der Jugend Zar Laſar's an, um in ergreifend elegiſcher Weiſe auszuklingen im Schmerze des Mädchens, das den gefallenen Geliebten ſucht! Da iſt Laſo der Diener des Gebieters Stephan und übergießt ihm den Becher, woraus der Herr erkennt daß der Knabe verliebt iſt und für ihn um die Tochter Jug Bodan's wirbt. Mit Militza beſteigt Laſar ſpäter den Thron

und regiert glücklich und fromm, bis der Sultan Amurad ihm die Schlüssel der Städte und Tribut abfordert; da entbietet er alle Serben auf das Amselfeld, und wer nicht erscheine dem solle kein Acker mehr Weizen tragen, noch der Weinberg Trauben. Aber es kommt auch ein grauer Edelfalke geflogen von Jerusalem, und ist der Donnerer Elias selber und läßt einen Brief vom Himmel auf des Königs Knie fallen:

Fürst Lasar, du von erlauchtem Stamme,
Sage welches Reich du dir erwählest.
Willst das Himmelreich du lieber haben
Oder willst das irdische Reich du lieber?
Wenn du dir das irdische Reich erwählest,
Sattle Rosse, zieh die Gurte fester,
Laß die Helden ihre Säbel schnallen,
Greife an mit Sturm das Heer der Türken,
Und das ganze Heer soll dir erliegen;
Aber willst das Himmelreich du lieber,
Wohl, errichte auf dem Amselfelde
Eine Kirche, nicht auf Marmorgrunde,
Nein gefertiget aus Seid' und Scharlach,
Daß das Heer zum Abendmahle gehe
Und entsündigt sich zum Tod bereite;
Alle deine Krieger werden fallen,
Du o Fürst mit ihnen untergehen.

Und der Zar bedenkt daß das irdische Reich vergänglich, das himmlische aber unvergänglich ist; das Lied wird zur Stimme der christlichen Gesinnung, die das Zeitliche opfert um das Ewige zu gewinnen. Lasar sagt beim Auszug der Gemahlin sie möge einen ihrer Brüder, der neun Jugowitschen, erwählen daß er bei ihr bleibe; aber vergebens schlingt sie einem nach dem andern die Arme um den Hals; keiner will zurückbleiben wo es gilt für das Vaterland zu sterben, für den Glauben das Blut zu verspritzen. Am andern Morgen flattern zwei schwarze Raben krächzend um den weißen Thurm des Schlosses und bringen der Fürstin Kunde von der Schlacht: von den Türken blieben wenige übrig, und die von den Serben noch leben, liegen wund und blutend auf dem Amselfelde. Dann kommt ihr Diener angeritten:

Hilf mir, Herrin, von dem Heldenrosse,
Wasche mir die Stirn mit kaltem Wasser,
Und besprenge mich mit rothem Weine;
Schwere Wunden rauben alle Kraft mir.

Und nachdem ſie ihn gelabt und geſtärkt, fragt ſie nach Gemahl, Vater und Brüdern, und ſo erfahren wir mit ihr die Erzählung von der Schlacht und ihrem tragiſchen Ausgang. Doch wir betreten an der Hand des Sängers das Schlachtfeld ſelber, und dieſer Schluß gehört zu dem Ergreifendſten und Herrlichſten in aller epiſchen Poeſie; er zeige uns die homeriſche Klarheit, die germaniſche oder indiſche Gemüthstiefe der ſerbiſchen Dichtung:

In der Früh das amſelfelder Mädchen
In der Frühe geht hinaus ſie Sonntags,
Sonntag morgens vor der lichten Sonne.
Aufgeſtreift ſind ihre weißen Aermel,
Aufgeſtreift bis zu den Ellenbogen;
Auf den Schultern trägt ſie weiße Brote
Und zwei goldne Becher in den Händen;
Einen Becher füllet friſches Waſſer,
Aber rothen Wein enthält der andre,
Alſo geht ſie nach dem Amſelfelde.

Auf der Walſtatt wandelt jetzt die Jungfrau,
Auf der Walſtatt des erlauchten Fürſten,
Kehrt die Helden um, im Blute ſchwimmend;
Aber wo ſie einen lebend findet,
Wäſcht ſie ihn mit ihrem friſchen Waſſer,
Träufelt in den Mund den rothen Wein ihm,
Speiſet ihn mit ihrem weißen Brote.
Alſo wandelnd führte ſie der Zufall
Zu Paul Orlowitſch, dem Heldenjüngling,
Zu des Fürſten jungem Fahnenträger.
Und ſie fand den Armen noch am Leben;
Abgehauen war die rechte Hand ihm
Und der linke Fuß bis an die Kniee,
Ganz zerbrochen hing die eine Rippe,
Und man ſah die weiße Lunge liegen.
Und ſie zog ihn aus den Strömen Blutes,
Wuſch ihn ab mit ihrem friſchen Waſſer,
Träufelt' in den Mund den rothen Wein ihm,
Speiſet ihn mit ihrem weißen Brote.
Als von neuem ſich ſein Herz nun regte,
Alſo ſprach Paul Orlowitſch der Jüngling:
Liebe Schweſter, amſelfelder Mädchen,
Welches große Leid hat dich befallen,
Daß du hier im Heldenblute wühleſt?
Wen doch ſucht die Jungfrau auf der Walſtatt?
Einen Bruder, einen Sohn des Bruders,
Oder ſuchſt den Greis du, deinen Vater?

Sprach das Mädchen drauf vom Amſelfelde:
Lieber Bruder, unbekannter Krieger,
Keinen ſuch' ich von den Anverwandten,
Nicht den Bruder, nicht den Sohn des Bruders,
Noch ſuch' ich den Greis hier, meinen Vater.
Weißt du wol, du unbekannter Krieger,
Wie der Fürſt Laſar dem Kriegesheere
Noch die Sakramente reichen laſſen?
All das Heer der Serben ging zum Nachtmahl,
Ganz zuletzt drei kriegriſche Wojwoden,
Miloſch der Wojwode war der eine,
Und der zweite war Koſantſchitſch Iwan,
Doch der dritte hieß Milan Toplitza.
Aber ich ſtand dorten an der Thüre
Als vorbeiging Miloſch der Wojwode.
Herrlich war der Held in dieſem Leben!
Auf dem Pflaſter ſchleppte nach ſein Säbel,
Federn ſchmückten ſeine ſeidne Mütze,
Einen rundgefleckten Mantel trug er,
Aber um den Hals ein ſeiden Tüchlein.
Sich umſchauend fiel auf mich ſein Auge;
Da den rundgefleckten Mantel löſt er
Nahm ihn ab und mir ihn reichend ſprach er:
„Mädchen, nimm den rundgefleckten Mantel,
Wolle meiner du dabei gedenken,
Bei dem Mantel meines Namens denken!
Sieh ich gehe, Kind, um dort zu fallen
In das Lager des erlauchten Fürſten.
Bete du zu Gott, du liebe Seele,
Daß ich unverletzt zurück dir kehre
Und auch dir die Gunſt des Glückes werde:
Dann will ich dich meinem Milan geben,
Meinem Milan, meinem lieben Freunde,
Dem ich Brüderſchaft einſt zugeſchworen
Bei dem höchſten Gott und Sanct-Johannes.
Pathe bin ich dann dir bei der Trauung."
Und es folgte ihm Kaſontſchitſch Iwan.
Herrlich war der Held in dieſem Leben!
Auf dem Pflaſter ſchleppte nach der Säbel,
Federn ſchmückten ſeine ſeidne Mütze,
Einen rundgefleckten Mantel trug er,
Aber um den Hals ein ſeiden Tüchlein
Und am Finger ein vergoldet Reiflein.
Sich umſchauend fiel auf mich ſein Auge,
Von dem Finger zog er ab das Reiflein,
Zog es ab, und mir es reichend ſprach er:
„Mädchen, nimm den Fingerreif vergoldet,

Wolle meiner du dabei gedenken,
Bei dem Ringe meines Namens denken!
Sieh ich gehe, Kind, um dort zu fallen
In das Lager des erlauchten Fürſten.
Bete du zu Gott, du liebe Seele,
Daß ich unverletzt zurück dir kehre,
Und auch dir die Gunſt des Glückes werde:
Dann will ich dich meinem Milan geben,
Meinem Milan, meinem lieben Freunde,
Dem ich Brüderſchaft einſt zugeſchworen
Bei dem höchſten Gott und Sanct-Johannes.
Aber ich will dir Brautführer werden."
Und es folgte ihm Milan Toplitza.
Herrlich war der Held in dieſem Leben!
Auf dem Pflaſter ſchleppte nach der Säbel,
Federn ſchmückten ſeine ſeidne Mütze,
Einen rundgefleckten Mantel trug er,
Aber um den Hals ein ſeiden Tüchlein,
Und am Arme eine goldne Spange.
Sich umſchauend fiel auf mich ſein Auge.
Von dem Arm nahm er die goldne Spange,
Nahm ſie ab und mir ſie reichend ſprach er:
„Mädchen, nimm du hin die goldne Spange!
Wolle meiner du dabei gedenken,
Bei der Spange meines Namens denken!
Sieh ich gehe, Kind, um dort zu fallen
In das Lager des erlauchten Fürſten.
Bete du zu Gott, du liebe Seele,
Daß ich unverletzt zurück dir kehre,
Liebchen, dir des Glückes Gunſt auch werde:
Dann erwähl' ich dich zur treuen Gattin."
Und ſie gingen hin die drei Wojwoden.
Siehe dieſe ſuch' ich auf der Walſtatt.

Und der Heldenjüngling ſpricht entgegnend:
Liebe Schweſter, amſelfelder Mädchen!
Siehſt du, Liebe, jene Kampfeslanzen
Wo am allerhöchſten ſie und dichtſten?
Dorten ſtrömte aus das Blut der Helden,
Stieg dem guten Roß bis an den Bügel,
Bis zum Bügel oder Steigeriemen,
Und dem Helden bis zum ſeidnen Gürtel.
Dorten ſind ſie alle drei gefallen!
Aber du geh nach dem weißen Hauſe,
Nicht mit Blut beflecke Saum und Aermel.

Als das Mädchen dieſe Worte hörte,
Floſſen Thränen über ihre Wangen,

Und ſie ging nach ihrem weißen Hauſe,
Jammerte aus ihrem weißen Halſe:
Weh, Unſelige, welch Geſchick verfolgt dich!
Griffſt du, Arme, nach der grünen Föhre,
Schnell vertrocknen würden ihre Blätter!

B. Der finniſche Stamm.

Aus der altaiſchen Völkerfamilie, welche Skythen, Tataren, Magyaren in ſich begreift und im Norden Aſiens und Europas wohnt, hat ſich die finniſche Nation durch frühe Geſittungsanfänge hervorgethan und vom Altai über den Ural zum Weißen Meer und zur Oſtſee hinauf verbreitet, wie die Grabmonumente dieſen Weg bezeugen, den ſie wahrſcheinlich einſchlug als die keltiſche, ſlawiſche, germaniſche Wanderung in immer neuen Wellen heranflutete. In der Berührung mit den Ariern, bald den Schweden, bald den Ruſſen ſtaatlich unterthan, im Innern zwar ihre perſönliche Freiheit und Eigenart bewahrend, aber vielfältigen Anregungen offen haben ſie ſich vor ihren Stammesgenoſſen entwickelt und mit den Eſten unter ſlawiſchem und germaniſchem Einfluſſe ein Phantaſieleben entfaltet deſſen ich am füglichſten an dieſer Stelle gedenke, wie ich die mittelalterliche Poeſie der Juden an die Araber in Spanien anreihte.

Finland mit ſeinen tiefen Meeresbuchten, ſeinen Granitbergen und Seen, ſeinem Wechſel des düſtern langen Winters mit dem kurzen aber lebenreichen Frühling und Sommer, Finland mit ſeinen ſchattigen Wäldern und brauſenden Waſſerſtürzen war der geeignete Boden für eine träumeriſche Einbildungskraft, die bald wie auf Windesflügeln im Ungeheuern und Maßloſen ſich nebelhaft ergeht, bald innig und ſinnig ſich in das Kleine und Gegenwärtige vertieft. Die Menſchen ſind von ſtarkem Körperbau, glattem Geſicht, hervortretenden Backenknochen; lichte Locken, die ſich ſpäter bräunen, ſind des Hauptes Zier; der Bart iſt dünn, die Augen grau. Ein ſtandhafter arbeitſamer Geiſt führt hier zu biederer Treue, zu bedachtſamem Ernſte, dort zu Starrheit und ſtillbrütendem Zorn. „Beim Wort den Mann, am Horn den Ochſen", ſagt der Finne. Er glaubt an die Kraft des Wortes wie kein anderer; alle Zaubergewalt des Schamanenthums der Turanier (I, 120 fg.) iſt bei ihm eingegangen in die ſchöpferiſche Macht des Geſanges, in welchem die hervorbringende

Phantaſie wie das bindende Maß zugleich herrſcht; ſie löſt und feſſelt den Geiſt im Menſchen und in der Natur, und ſie bezaubert den von ihr Beſeelten ſelbſt, ſodaß er zu ſehen und zu hören glaubt was ſie ihm vorſpiegelt. Nachdem vornehmlich Caſtrén die mythologiſchen Ueberlieferungen ſeines Volks geſammelt und verſtändnißinnig gedeutet, viele Sprüche, Lieder und Erzählungen im einzelnen veröffentlicht, Lönnrott die Heldenlieder der Finnen, Kreutzwald die der Eſten zu einem Ganzen geordnet, Schiefner, Schröter, Rheinthal als Ueberſetzer ſie dem abendländiſchen Schriftthum eingefügt, J. Grimm und W. Schott ſie eingehend erörtert, iſt es uns möglich ein anſchauliches Bild auch dieſes Zweiges am Baume der Menſchheit zu entwerfen, auch ſeiner Blüten uns zu erfreuen, ſeine Früchte zu würdigen und das allgemein Menſchliche ſelbſt im Abſonderlichen zu verſtehen.

Jumala, der Himmel, iſt der gemeinſame Name der Gottheit bei den finniſchen Stämmen, der eine Schöpfer, Herrſcher und Vollender aller Dinge. Aus ihm treten die beſondern geiſtigen Mächte, die beſondern großen Naturerſcheinungen hervor, und indem ſie mythologiſche Geſtalt gewinnen, ſteht dann auch er als eine Perſönlichkeit neben ihnen und heißt nun der Alte, der Vater, Ukko. Er weidet die Wolkenheerde und ſendet den Regen zum Gedeihen der Flur; der Wind iſt ſein Hauch, der Donner ſeine Stimme, der Blitz ſein Schwert, ſein Bogen der Regenbogen. Seine Gemahlin iſt die Erdmutter, die allgebärende Natur, die alles zum Leben Hervorgegangene nach dem Tode wieder in ihren Schos aufnimmt. Sonne, Mond und Sterne, Seen, Quellen und Ströme werden dann für ſich perſonificirt, das in ihnen waltende Lebensprincip wird als ein geiſtiges, menſchenähnliches gedacht, und jedes Weſen iſt in ſeinem Gebiet ein ſelbſtſchaltender Hauswirth, wenn die Sphäre ſeiner Bewegung und ſeines Wirkens auch klein iſt wie die des Nordſterns. Bald iſt der Naturgegenſtand oder das Element ſelbſt der Leib des Gottes, bald wird dieſer mehr nach Menſchenart geſtaltet, aber der Meergreis trägt dann doch das Schaumgewand und den Bart von Tang und brauſt auf wie die Brandung. Dieſe Weſen ſind bald Kinder, bald Diener, Organe des Höchſten, bald männlich, bald weiblich, vermählt, mit Kindern geſegnet, einander bei- oder untergeordnet. Tapio, der Geiſt des Waldes, mit einem Hut aus Föhrennadeln, mit einem Moospelz bekleidet, mit ſeiner Wirthin Mielliki, der lieben honigreichen Gabenmutter, waltet über die Bäume wie

über die Thiere in seinem Revier, die wieder nach den einzelnen Gattungen ihre besondern Hüter oder Pflegerinnen unter ihm haben, holde Jungfrauen die der Birke, der Tanne, des Wachholderbaums warten und in den Blumen blühen, ja jeder einzelne Organismus hat seinen in und über ihm waltenden Genius. Aber der Wald hat nicht blos seinen Segen und seine Freude, sondern auch seine Schrecken, und der schlimme Hüsi, der Waldteufel, der die Menschen in die Irre und ins Verderben lockt, ist allmählich zum Vertreter des bösen Princips herangewachsen. Von den Geistern der Verstorbenen glaubte man sich umschwebt und ihre Stimme im Flüstern des Laubes, im Knistern des Feuers zu hören; aber sie gingen auch ein in Tuoni's Reich, dessen Töchter im Augenblick des Sterbens ein ehernes Netz über die Menschen werfen um die Seele einzufangen; die Unterwelt ward mit ihren Schauern zur Hölle wo die Schlechten ihre Strafe finden.

Fählmann erzählt uns die liebliche Mythe der Esten von Koit und Aemmarik, Morgen- und Abendröthe; sie sind Jüngling und Jungfrau, der Himmelsgott hat ihnen die Sonne übergeben sie am Morgen anzuzünden, am Abend auszulöschen. Aber im Sommer geht sie nicht unter, vielmehr reicht sie dort Koit der Aemmarik dar, und beide blicken sich Aug' in Auge, ihre Hände vereinigen, ihre Lippen berühren sich; die Wangen der Abenddämmerung sind von einer sanften Röthe umflossen, und der Morgen strahlt in purpurnem Glanz; sie umarmen sich bräutlich, und der himmlische Vater segnet ihre ewig junge Liebe. So duftig zart ist auch jenes Volkslied aus Lappland, in welchem der Winter still und milde wird wie Frühlingsluft, wenn der Liebende auf der Wanderung im Felsgebirge an die geliebte Maid, die holde Blume denkt.

In der finnischen Sage schwebt die Urmutter auf dem Wasser und schwanger vom Winde des Himmels gebiert sie den Wäinämöinen, der dann die Welt schafft indem er die chaotischen Elemente ordnet; in diese Auffassung ist das Weltei hineingelegt worden, eine Ueberlieferung die wir von Aegypten, Indien, Griechenland her kennen; ein Adler legt es ihm oder ihr auf die Knie; woher freilich der Adler vor der Welt kam, wird nicht gefragt; der Rune sagt:

Aus des Eies untrer Hälfte soll die Erdenwölbung werden,
Aus des Eies obrer Hälfte soll entstehn der hohe Himmel,

Was im Ei ſich Weißes findet ſtrahle ſchön als Sonn' am Himmel,
Was im Ei ſich Gelbes findet leuchte lind als Mond am Himmel;
Aus des Eies andern Stücken werden Sterne hell am Himmel.

Wäinämöinen und Ilmarinen, die im Epos zu Heroen geworden ſind, ſtehen urſprünglich als weltbildende Götter da; ſie ſind die erſtgeborenen Söhne des Himmels, die geiſtigen Mächte, in denen der Menſch die Weisheit die im Wort und Geſang, die Kunſt die in der Geſchicklichkeit ſeiner Hände ſich offenbart, perſonificirt. Ilmarinen ſchmiedet in der Mythe der Eſten aus einer ſtählernen Platte das Himmelsgewölbe, und befeſtigt die Sterne daran, läßt ſich Sonne und Mond daran bewegen. Wäinämöinen's Geſang ruft Gras und Blumen, Thiere und Menſchen hervor, und verbreitet Heiterkeit und Freude überall. Die Weisheit kommt dem erfahrenen Alter zu, darum iſt Wäinämöinen als Greis geboren, aber voll Jugendwärme der Begeiſterung. Im Worte liegt der lebenerweckende Zauber, die geiſtige beſeelende Macht; das Wort iſt bei den Finnen weltſchöpferiſch, und als der Schmied Ilmarinen im Epos ſeine Gattin betrauert, da formt er ſich wol aus Silber und Gold eine neue ſchöne Frau, aber ſie liegt ſtarr und kalt neben ihm; als einmal Sonne und Mond ihrer ſelbſt vergeſſend dem Lied Wäinämöinen's lauſchen, da ergreift die Wirthin von Pohjola beide und birgt ſie in Felſenkluft; Ilmarinen ſchmiedet zwei neue Himmelslichter, aber ſie ſpenden keine Wärme, und ſein Bruder muß daher die Sonne und den Mond wieder emporrufen. Er, der ewige Runenſprecher, bereitet ſich die Harfe und hebt zu ſingen an. Da laſſen Lerchen und Finken ſich auf ſeinen Schultern nieder, der Adler ſchwebt über ſeinem Haupte, der Jungen im Neſte vergeſſend, munter ſpringt das Eichhorn in den Zweigen, Wolf und Bär brechen aus dem Waldesdickicht, die Fiſche kommen herangeſchwommen und den Wellenmädchen des Meeres entſinken die goldenen Kämme mit denen ſie ihr Haar ſtrählen, den Töchtern der Sonne und des Mondes die Schifflein mit denen ſie Strahlennetze um die Wolken weben, und unter Menſchen bleibt kein Herz ungerührt, Männer und Frauen, Junge und Alte fangen zu weinen an, und die Thränen des Sängers ſelbſt rinnen nieder ins Meer und werden zu Perlen. Zu dieſer prächtigen Schilderung, die im Kalewala zweimal vorkommt, fügt die eſtländiſche Ueberlieferung hinzu: Nicht alle die zugegen waren begriffen das Ganze. Die Bäume des Hains merkten ſich das Säuſeln beim Niederſteigen des Gottes, und

wenn ihr luſtwandelt im Wald und dies Säuſeln hört, ſo wiſſet daß die Gottheit nahe iſt. Der Embach merkte ſich das Rauſchen ſeines Gewandes, und wenn es Frühling wird ſo rauſchen und brauſen die Wellen. Die Singvögel lernten das Vorſpiel der Harfe, vornehmlich Lerche und Nachtigall. Nur der Menſch allein faßte alles; er verſtand und behielt den Geſang, daher bringt auch ſein Lied hinab in die Tiefe der Herzen und hinauf zu dem Throne Gottes.

Auch in Finland und Eſtland ſehen wir wie bei den Ariern daß das Volksepos aus Liedern erwächſt die zunächſt einzeln geſungen und von Geſchlecht zu Geſchlecht überliefert werden. Ideale Mittelpunkte werden für ſie gewonnen, und ſie werden danach als Glieder eines organiſchen Ganzen wiedergeboren, das dann ſpäter ſeine Aufzeichnung findet. Wir ſehen daß das Epos auf der Sage beruht, die nicht der Einzelne erfindet, ſondern die wie ein Naturgebilde ſich aus dem Volksgemüth erzeugt. Auch dort hat der menſchliche Geiſt die ihm einwohnende Idee des Göttlichen und Unendlichen zuerſt in der Anſchauung des Himmels ſich zum Bewußtſein gebracht, dann nach den Erſcheinungen der Außenwelt wie nach den innern ſittlichen Erfahrungen fortgeſtaltet und in Anknüpfung an dieſelben durch Symbole und Mythen ausgeprägt. Auch dort iſt dann die Götterſage vom Himmel auf die Erde herabgeſtiegen, hat ſich auf geſchichtliche Erlebniſſe niedergelaſſen und iſt mit ihnen verſchmolzen zur Heldenſage. Auch dort kann man die Jahresringe des wachſenden Epos erkennen, das dunklere Beſtandtheile ausſtößt, hellern neue Formen und Ereigniſſe anſetzt, und ſeinen geheimnißvollen Kern auf anmuthige, verſtändliche Weiſe zur Blüte bringt. Aus Siegfried's Auge blitzt die Sonne uns an, Achilleus, der Sohn der Meeresgöttin, die ihn nach kurzem ſtürmiſchen Lauf wieder aufnimmt, iſt in ſeiner Heldenſchöne aus dem Fluſſe hervorgegangen; ſo verſinnlicht Wäinämöinen die göttliche Weisheit wie ſie in Wort und Geſang ſchöpferiſch wird, Ilmarinen die mit Hülfe des Feuers formengebende bildneriſche Künſtlerkraft, Lemminkäinen den kühnen in die Ferne dringenden Muth, die Thatfreude; jene beiden tragen auch als Helden das Siegel der göttlichen Abkunft. Noch heute herrſcht in Sibirien die Sitte daß der Jüngling mit der Stärke ſeines Armes ſich eine ſchöne Jungfrau erobert. Freierfahrten und ihre Abenteuer ſind noch heute dort der Inhalt der Lieder, wie ſie den menſchlich geſchichtlichen Kern des finniſchen Epos

ausmachen. Das Volk hatte ſich im grauen Alterthum in abgeſonderte Geſchlechter geſchieden, die untereinander treu zuſammenſtanden, nach außen aber gleich den Nomaden der arabiſchen Wüſte gern durch Plünderungszüge den Nachbarn Beute für eigenen Lebensunterhalt abgewannen. Es war dabei Herkommen daß der angeſehene Jüngling die Braut ſich aus fremdem Geſchlecht holte, ſei es mit Gewalt, ſei es durch Gaben die er den Aeltern brachte oder durch Leiſtungen die er für ſie ausführte. Manches erinnert an Aufgaben die der Minnedienſt ſtellte. Die Jungfrau, die auf dem Regenbogen thronend ein Gewebe von Gold und Silber wirkt, will nur dann Wäinämöinen folgen, wenn er ein Pferdehaar mit einem Meſſer ohne Spitze ſpaltet, Rinde von einem Stein ſchält, aus einem Splitter ein Schiff zimmert. So ſuchen denn die Söhne Kalewala's ſich Frauen von Pohjola. Geſänge von Abenteuern, die urſprünglich noch in Aſien entſtanden waren, nahmen die Finnen mit nach Europa, und die Heimat des Kalewa, des Heldenvaters, ward nun zu Finland, während das andere Geſchlecht nach Lappland verlegt ward. Kalewala, Heldenheim, ward der paſſende Name für das Epos. Ruſſen, Schweden, Deutſche werden wol im Lied erwähnt, aber im Inhalt der Sage kommen ſie nicht vor; auch das ein Zeugniß für das hohe Alter des Stoffes und ſeine allmählich reifende Darſtellungsform. Eine Frau als Grund des Kampfes zwiſchen Finland und Lappland mag uns an die Ilias erinnern; ein zauberkräftiger Hort, ein Talisman, der von Kalewa's Helden nach Pohjola gegeben, aber zurückerobert wird und im Meere verſinkt, klingt an das Nibelungenlied an; aber beide male iſt die Entfaltung und Ausführung ſo eigenthümlich daß an eine Entlehnung nicht zu denken. Das rege ſinnige Naturgefühl, die ſprudelnde Fülle von Mythen und Bildern, die Verherrlichung des zaubermächtigen Geiſtes, der gleich den weiſen Büßern am Ganges hier die größten Thaten vollbringt, zeigt eine Verwandtſchaft der finniſchen und indiſchen Phantaſie; und gewiß iſt hier wie dort der anfangs einfache Kern von den Ranken der Wunder allmählich umwuchert worden. Gewöhnlich ſind die Gegenſtände mit warmer Empfindung aufgefaßt, mit treuer Beobachtung geſchildert, ſodaß das Epos zum klaren Spiegel des Landes und der Sitte wird; dazwiſchen aber ergeht ſich die Einbildungskraft im Maßloſen und Ungeheuern. Die Pohjolawirthin ſchlachtet zur Hochzeit der Tochter einen Ochſen von ſolcher Größe daß das

Wieſel während einer Woche längs des Weidenbandes an ſeinem Halſe läuft, die Schwalbe den ganzen Tag braucht um von einem Horn zum andern zu fliegen, das Eichhorn einen Monat um von der Schulter zum Schwanz zu hüpfen. Wäinämöinen ſucht im Meere nach ſeiner Harfe mit einer Harke, deren Zinken hundert Klafter lang ſind; er ſingt einmal von einer Fichte mit einer Blumenkrone, und ſie ſprießt ſofort auf bis in die Wolken, da ſingt er den Mond und den großen Bären in ihre Zweige. Dem Kalewi-Poeg erzählt ein Mann warum er ſo müde ſei; er habe in einer Stube mit zwei Rieſen übernachtet, deren Abendmahlzeit eine ſo luſtige Wirkung gehabt daß er, einmal in den Windzug aus ihren Hinterpforten gerathen, ſtundenlang wie ein Fangball von einer Wand zur andern geſchleudert worden. — Einzelne Sagen und Worte haben die Finnen und Germanen getauſcht; lebten doch die Schweden dort ſeit der Eroberung einträchtig unter den alten Einwohnern des Landes, die freie Männer blieben. Schiefner hat bei vielen Märchen hier den ruſſiſchen, dort den germaniſchen Urſprung nachgewieſen, und wenn uns unter finniſchem Gewande auch Oedipus und Odyſſeus entgegentreten, ſo mögen bald Mönche, bald Kaufleute den Verkehr vermittelt haben. Namentlich iſt die Odin- und Thorſage deutlich in vielen Zügen bei Wäinämöinen und Lemminkäinen zu erkennen, und ſo mag ſelbſt die poetiſche Form des Stabreims, welche die ſinnſchweren Worte miteinander verbindet, als Kunſtgeſetz unter germaniſchem Einfluß ſtehen, während den Finnen eigenthümlich iſt daß ſtets ein zweiter Vers oder Halbvers das Echo eines erſten bildet, ihn variirt, ein neues Bild für dieſelbe Sache bringt oder den Gedanken erweiternd wiederholt. Dadurch wird die Sprache wortreich und ergeht ſich ins Breite mit träumeriſchem Behagen, während unſerer nordiſchen Poeſie in der Edda die Schlagkraft der Kürze eignet. Die Form des Zauberſpruchs, der die Gegenſtände wie der Stabreim die Worte binden und in der Ausführung ſogleich ſeinen Widerhall finden, das Symbol mit der Sache verknüpfen ſoll, ſcheint mir in dieſer Verſchmelzung von Parallelismus und Alliteration ausgeprägt, und hat ſich im leichtfließenden Wellenſchlag der Trochäen über die ganze Dichtung ausgebreitet. Eine Probe geben die Worte die Wäinämöinen zur Birke ſpricht, die er zur Harfe wählt. Er hörte ſie ſeufzen daß der Wind und Reif ſie entkleide und der Froſt ſie zittern mache.

Sprach der weiſe Wäinämöinen, er der rechte Runenſprecher:
Weine nicht im weißen Gürtel, ſeufze nicht im Saum der Blätter;
Sollſt ein lieblich Los erlangen, voller Luſt ein neues Leben,
Wirſt ſogleich vor Wonne weinen, klar im Klang der Freude klingen!

Elias Lönnrott, ſelbſt ein hochbegabter Runenſprecher, ſammelte zu dem was er von Jugend auf auswendig wußte noch vieles aus dem Munde des Volks, und gab 1835 etwa 12000 trochäiſche Verſe in 35 Geſängen heraus. Es waren mehrere Gruppen, Lieder von Freierfahrten, Lieder vom Sampo, Lieder von Kullervo; die drei Brüder, die Kalewaſöhne, ſtehen im Mittelpunkte, gleichmäßig auf der Brautwerbung wie um den Sampo bemüht; man gewahrt wie bereits im Volksgeiſt ſich allmählich die Idee eines Ganzen gebildet hatte, von dem aus nun die einzelnen Lieder als ſeine Glieder, Zweige eines gemeinſamen Stammes, vorgetragen werden. Die neue vervollſtändigte Ausgabe gab 15 Jahre ſpäter mancherlei Abweichungen, ſie brachte 10000 Verſe mehr und 50 Geſänge; eine Fülle von Einzelrunen ſind in den Organismus aufgenommen, den Lönnrott's ordnender kunſtgebildeter Dichtergeiſt zur klaren Geſtaltung brachte, indem ihm ſelbſt durch neugefundene Bauſteine die im Volksgeiſt angelegte Einheit, die Wechſelbeziehung und der Zuſammenhang der einzelnen Lieder immer deutlicher ward. Und ſo iſt er der Dichter und Diaskeuaſt zugleich, der im Strome der Ueberlieferung ſtehend zur rechten Zeit mit organiſatoriſchem Sinne aus den Liedern, denen der volksthümliche Stoff gemeinſam war, ein großes Epos in unſern Tagen bereitet hat, das als ſolches vor ihm nur der Möglichkeit nach, nur in zerſtreuten Gliedern vorhanden war, das er zum Ganzen abgerundet hat.

Das Werk hebt an mit der Schöpfungsſage, mit der Geburt Wäinämöinen's, durch den Leben, Ordnung, Schönheit in die Natur kommt; die Bäume ſprießen, die Vögel ſingen; er lichtet den Urwald, läßt aber die Birke zum Neſte des Adlers ſtehen, der ihm aus Dankbarkeit das Feuer anzündet; er begründet den Ackerbau und iſt berühmt durch Geſang und Weisheit; ſeine Sprüche bannen den jungen Jukahainen, der mit ihm wettkämpft, in einen Sumpf; er freit um deſſen Schweſter, aber ſie will keinen alten Mann, geht trauernd ans Meer um zu baden und verſinkt in den Wellen. Ihm räth ſeine Mutter eine Freierfahrt nach Nordland. Die Wirthin von Pohjola will ihm aber nur dann die Tochter geben wenn er den Sampo ſchmiede und ihr darbringe.

Darum bittet er seinen Bruder Ilmarinen, der den Talisman, eine Art Wunschmühle, aus einer Schwanenfeder, einem Gerstenkorn, einem Wollenflocke und der Milch einer güsten Kuh herstellt; der Segen des Ackerbaues und der Viehzucht, der Reichthum des Landes ist durch diese Bestandtheile an das Kleinod geknüpft. Die Skalda kennt das Vorbild des Sampo in der Mühle Frodi's, die alles mahlt was man begehrt; zwei Riesenmägde drehen sie um Gold, Frieden und Glück zu bereiten; sie wird geraubt, auf dem Meere fordert der Entführer Salz von ihr, das sie nun ununterbrochen fortmahlt, sodaß das Schiff untersinkt und die See salzig wird.

Ehe indeß beide Brüder um die Pohjolatochter werben, hat der ältere manche Abenteuer zu bestehen, die gerade an Besprechungen mancher Art reich sind. Um ein Boot durch Gesang zu zimmern fehlen ihm einmal drei Worte; sie zu holen steigt er ins Todtenreich ohne sie zu finden, sie zu holen wandert er auf Eisenschuhen eine Strecke über der Weibernadeln Spitze, der Männerschwerter Schärfe, der Heldenbeile Schneide zum Grab des Riesen Wipumen, fällt die Bäume auf demselben, stößt eine Eisenstange in den Mund des Schläfers, und wird von dem Erwachenden verschlungen, zimmert aber aus dem Heft seines Messers sich ein Boot, auf dem er im Magen herumfährt, Feuer anzündet und so zu schmieden und zu hämmern anfängt daß der Riese nun in Hunderten von Versen alle seine Zaubersprüche hervorsprudelt, darunter auch die Worte die Wäinämöinen vermißte, der nun wieder hervorsteigt und seine Arbeit fertig macht.

Während der Sampo geschmiedet wird, tritt auch der dritte Bruder Lemminkäinen hervor, der frohmüthige, der aus eigener Abenteuerlust seine Kraft versucht, während die beiden andern bei ihren Thaten stets auch das Volkswohl im Auge haben. Er raubt sich eine Braut, Kyllikki, die ihm unter Thränen seine Kriegslust vorwirft; er verspricht daß er in Frieden leben will, wenn sie die Tanzesfreuden des Dorfes meide. Als sie ihr Gelübde vergißt, verstößt er sie und will sich ein neues Weib im Norden holen. Seine Mutter warnt ihn vor der Gefahr, er lacht und versetzt daß so wenig aus seinem Leib wie aus seiner Haarbürste Blut fließen werde. Die ersehnte Jungfrau zu verdienen soll er ein Elennthier einfangen, ein feuerschnaubendes Roß zügeln, den Schwan auf dem Flusse des Todtenreichs schießen. Die ersten Aufgaben löst er, am Flusse aber fällt er durch tückische

Rachſucht und ſein zerſtückter Leib wird ins Waſſer geworfen. Die Bürſte fängt zu bluten an, und die trauernde Mutter ſucht nach dem Sohne; vergebens fragt ſie den Baum, den Weg, den Mond; aber die haben ſelber ein hartes Los und genug mit ſich ſelbſt zu thun, der eine der umgehauen und verbrannt, der andere der mit Füßen getreten wird, der dritte der einſam in kalter Nacht des Winters wachen muß; erſt die Sonne erzählt ihr das Geſchehene, und nun fiſcht ſie die einzelnen Theile vom Körper Lemminkäinen's zuſammen aus der Tiefe, fügt ſie mit Zauberſprüchen aneinander und kehrt mit dem Geretteten heim. Indeß ſind Wäinämöinen und Ilmarinen mit dem Sampo in Pohjola fertig, und die Schöne, das ſtrahlende Licht im dunkeln Lande, wählt den jüngern Bruder, der jedoch erſt noch ein Schlangenfeld ackern, den Bären und Wolf der Unterwelt fangen muß. Die Jungfrau leiſtet ihm Hülfe mit gutem Rath wie Ariadne dem Theſeus, Medea dem Jaſon. Als eine Probe der Zauberſprüche gebe ich die Schlangenbeſchwörung formgetreu:

Schlange du von Gott geſchaffen, was empor den Rücken reckſt du?
Wer hieß dich den Hals erheben, mit dem Kopf keck aufwärts krümmen?
Weiche weg nun aus dem Wege, ſchleiche ſtill dich in die Stoppeln,
Berge dich in Buſch und Blätter, winde dich im Wieſengraſe!
Willſt von dort das Haupt du heben, wird dich Ukko überwinden,
Das Geſchoß der Schloſſen ſchleudern, mit dem Stahl des Pfeils dich ſtrafen!

Des Bieres Urſprung wird erzählt, das zum Trunk beim Schmauſe gebraut werden ſoll; eine Biene hat aus Blumen den Honig geholt der den Gerſtenſaft gären macht; der erfreut das Herz der Braven, bringt die Frauen zum Lachen und nur Thoren zu tollen Streichen; wie er im Faſſe brauſt und ſchäumt, verlangt er beſungen zu werden. Lemminkäinen wird ſeiner Streitſucht halber nicht zur Hochzeit geladen. In dem ausführlichen Gemälde der Hochzeitsfeier ſteht rührend die Wehmuth der Braut die aus der Heimat ſcheiden ſoll; ſie ſoll vom Hofe des Vaters weggehen, ihre Spur ſoll dort verſchwinden wie der Fußtritt auf dem wegſchmelzenden Schnee und Eis des Lenzes; darum iſt es dunkel in ihrem Herzen.

Alſo iſt der Sinn der Sel'gen, der Beglückten Stimmung dieſe:
Wie des Frühlingstages Anbruch, wie des Frühlingsmorgens Sonne.
Welche Stimmung hab' ich Arme, welchen Sinn ich Trauerreiche?

Gleich dem flachen Strand der Seen, wie der dunkle Rand der Wolken,
Wie die finstre Nacht des Herbstes; trüb wol ist der Tag im Winter,
Trüber noch ist meine Stimmung, düstrer als die Nacht des Herbstes.

Die alte Schaffnerin, die Mutter entlassen sie mit der Schilderung echter Frauensitte. Der Bräutigam wird um der Braut willen gepriesen und gemahnt sie gut zu behandeln. Endlich im tröstlichen Gedanken daß Sonne und Mond Gottes auch in dem neuen Lande leuchten, sagt sie der Heimat Lebewohl, noch einmal den Wald und seine Beeren, die Wiese und ihre Blumen, den See mit seinen Birken am Ufer grüßend, während Ilmarinen sie im Schlitten dahinfährt; eine Hand hat er am Lenkseil, in der Jungfrau Arm den andern.

Lemminkäinen zieht nun als ungebetener Gast nach Pohjola: seine Ladung liege in dem Schwert mit Feuerschneide, in der funkenreichen Klinge. Er fordert den Herrn des Landes zum Zweikampf und haut ihm das Haupt ab. Verfolgt von dessen Gattin flüchtet er auf ein abgelegenes Eiland, wo er mit den Frauen und Jungfrauen seine Lust hat, aber von den Männern wie billig gehaßt wird. Vor ihrem Dräuen geht er in die Heimat zurück, findet aber sein Haus verwüstet, seine Mutter im Walde versteckt; die Pohjolawirthin zaubert Frost, als er einen Seezug zur Rache rüstet, daß die Schiffe einfrieren und er nicht hingelangt.

Ilmarinen's eheliches Glück war von kurzer Dauer. Nach dem Tode der Gattin freit er um die jüngere Schwester, raubt sie als seine Werbung zurückgewiesen ward, und verzaubert sie auf der Heimfahrt in eine Möve, die um die Klippen schrillen soll, weil sie ihm stets nur mit widerspenstiger Trotzrede begegnete. Daheim aber erzählt er wie leicht und gut sich's in Pohjola lebe, wo man den Sampo habe; dort sei Pflügen, dort sei Säen, dort sei Wachsthum jeder Weise, dorten wechsellose Wohlfahrt. Wäinämöinen macht den Vorschlag den Sampo für das eigene Vaterland zu holen. Auf dem Kriegszug bereitet er die Harfe, indem er einen riesigen Hechtkiefer besaitet; mit Sang und Klang schläfert er die Pohjolaner ein und sie entführen den Sampo, sie sind schon drei Tage wieder zu Schiff, und Lemminkäinen fordert den Bruder auf ein Siegeslied anzustimmen. Der versetzt:

Dann erst ziemet es zu singen, dann erst ist es Zeit zu jubeln,
Wenn das eigne Thor man siehet, wenn die eignen Thüren knarren.

Da fängt der muntere Recke ſelber aus rauher Kehle zu ſingen an, und ſein Geſchrei erweckt die ſchlafende Pohjolawirthin, die nun mit Heeresmacht aufbricht den Sampo wiederzuerobern. Sie beſchwört den Sturm, der nun das Meer aufwühlt, das Schiff hin- und herſchleudert, daß ſelbſt die Harfe Wäinämöinen's in die Wellen verſinkt. In Geſtalt eines ungeheuern Adlers ſetzt ſich die Alte auf den Maſt und greift nach dem Sampo; Lemminkäinen haut ihr die Kralle ab, der Sampo fällt ins Meer, und daher ſtammen die Schätze der Tiefe. Splitter treiben an Kalewalas Ufer, und Wäinämöinen ſingt:

Daher kommt des Samens Sprießen, wechſelloſer Wohlfahrt Anfang;
Daraus Pflügen, daraus Säen, daraus Wachsthum jeder Weiſe;
Daraus kommt der Glanz des Mondes, kommt der Sonne Licht voll Wonne
Auf den weiten Fluren Finlands, in Suomi's Heimatſtrecken.

Vergebens ſendet die Pohjolawirthin wilde Thiere, vergebens bringt ſie ſogar einmal Sonne und Mond in ihre Gewalt, was ihr die Göttin der Nacht zum mythologiſchen Hintergrunde gibt; Wäinämöinen's Zauberſänge zum Klang der neuen Harfe tragen den Sieg davon.

Die funfzigſte Rune ſingt nun wie Mariatta eine ſo keuſche Jungfrau war daß ſie nicht einmal das Fleiſch der Schafe aß die beim Widder geweſen, daß ſie nur mit Fohlen fuhr die noch kein Hengſt berührt. Sie lebte als Hirtin, und fühlte ſich vom Genuß einer beſonders ſchönen Preiſelbeere Mutter werden. Vater und Mutter weiſen ſie wie eine Buhlerin aus dem Hauſe; ſie betheuert ihre Reinheit, und verkündet daß ſie einen Helden gebären werde, einen Edlen, den künftigen Gebieter der Mächtigen. In einem Stalle unter den Tannen des Tapioberges geneſt ſie des Knaben. Er verſchwindet ihr; es wiederholt ſich die Frage der Mutter bei Sternen, Mond und Sonne nach dem Kinde; die Sonne ſagt ihr wo es zu finden ſei. Der alte Wäinämöinen will nicht daß der vaterloſe Knabe am Leben bleibe, dieſer aber erhebt ſeine Stimme, und empfängt die Taufe. Es iſt natürlich Chriſtus; das Heidenthum und ſeine Mythologie zieht ſich vor demſelben zurück, Wäinämöinen zaubert ſich ein kupfernes Boot und ſchwebt mit demſelben unter den Wolken zwiſchen Himmel und Erde; die Harfe läßt er zurück, das ſchöne Spiel in Suomi, zu des Volkes ew'ger Freude ſchönen Sang den Suomikindern.

Eine eigenthümliche Geſtalt im finniſchen Epos iſt der Rieſe

Kullervo, „der verkörperte Fluch der Knechtſchaft", wie Schott ihn genannt hat. Ein Bruderſtamm hat den andern feindlich überfallen, das Haus wird verbrannt, die Männer werden erſchlagen, nur eine ſchwangere Frau führt Untamo mit ſich; ſie wird in der Schwangerſchaft von Kullervo entbunden. Der droht ſchon als Knabe daß er den Vater rächen werde; er wird ins Meer und ins Feuer geworfen, aber gerettet und zum Knechtsdienſt erzogen, für altes Gerümpel verkauft. Halb Siegfried in der Schmiede, halb Eulenſpiegel thut er was ihm aufgegeben wird in Uebermuth und Ueberfülle von Kraft ſo maßlos daß es den Auftraggebern nicht zugute kommt. Ilmarinen's Gattin backt ihm zu Hohn und Strafe einen Stein ins Brot, er zerbricht daran das Meſſer, das einzige Erbe und Andenken vom Vater, jagt die Heerde, die er hüten ſoll, in den Sumpf, und treibt ſtatt ihrer Bären und Wölfe in den Stall; die Herrin wird von dieſen zerriſſen als ſie am Abend kommt um zu melken. Ein heimatloſer Flüchtling klagt er dem Himmel ſeine Noth; nur der Gedanke ſich und den Vater an deſſen Mörder und dem Verwüſter des Gutes, Untamo, zu rächen hält ihn aufrecht. Indeß iſt der Vater gerettet worden und die Mutter wieder bei demſelben; nur ein Töchterchen, das ſich beim Beerenſuchen im Walde verloren, fehlt noch als Kullervo jene gefunden hat. Von ſeinem Vater mit einem Auftrag in die Fremde geſandt trifft er ein ſchönes junges Mädchen; ſeinen Antrag zu ihm in den Schlitten zu ſteigen lehnt ſie anfangs ſpröde ab, leiſtet dann aber Folge, und er gewinnt ihre Liebe; ſie gibt ſich ſeinem ſtürmiſchen Werben hin, als er dann aber Geſchlecht und Namen nennt, wünſcht ſie lieber wie eine Blume verwelkt, wie ein Grashalm verdorrt zu ſein ehe ſie dieſe Worte vernommen; ſie ſpringt in den nahen Strom, und ſucht Erbarmen in den Wellen, Ruhe in dem Schattenreiche. Auch er iſt entſchloſſen in einem ruhmvollen Tode Erlöſung zu ſuchen; die Mutter räth ihm zur Einſamkeit, bis die Zeit ſeinen Schmerz lindere; ſie fragt was ohne ihn aus der Familie werden ſolle; das kümmert ihn in ſeiner Verzweiflung wenig, und ſo ſind auch die andern hartherzig gegen ihn bei ſeinem Scheiden. Er nimmt nun blutige Rache an Untamo; als er heimkommt ins Aelternhaus, ſind die Stuben öde und leer, und die kalten Kohlen auf dem Herde melden ihm daß die Seinen alle, auch die liebe Mutter geſtorben. Er weint auf ihrem Grabe, ihre Stimme aus deſſen Tiefe weiſt ihn nach dem Walde; dort

irrt er einher und kommt zu einem Ort wo keine Heideblume duftet und kein Halm sproßt, wo das Laub trauert, wo die Schwester in seinem Arme lag; da stürzt er sich in sein Schwert. Er ist eine tieftragische Gestalt, zum freudigen Heldenthum geboren in knechtische Verhältnisse gestellt, mit einem großen liebevollen und liebebedürftigen Herzen, das die harte Welt lieblos zerreißt; wenn er die Fessel sprengt und wilde Thaten übt, so hat der Druck der Umgebung ihn dazu gedrängt. Manche Widersprüche in der Erzählung sowie verschiedene Darstellungen einzelner Abenteuer weisen auf die allmähliche Ausbildung der Sage durch mehrere Sänger hin. In Estland ist sie der Mittelpunkt eines Epos geworden.

In Estland ist die Ueberlieferung trümmerhafter als in Finland, der Charakter des Helden erscheint in verschiedenen Darstellungen verschieden, hier burlesk und roh, dort voll heiter edlen Muthes, dort voll tiefen Gefühls; die Sage ist nur in märchenartiger Erzählung vorhanden, in welcher sich vereinzelte Verse erhalten haben, und Kreutzwald hat für sie die metrische Form hergestellt, als er ein Ganzes in zwanzig Runen und fast ebenso viel tausend Versen zusammenordnete. Hügel, Erdwälle, Steine, Gewässer sind nach dem Helden benannt, dem jüngsten Sohn von Kalew, der mit dem Riesen Kalewa, dem Vater der Helden in Finland, identisch ist; Kalewi-Poeg, der Titel des Epos, heißt Kalewsohn. In Estland kommt dieser zur Herrschaft, als er seine Brüder im Wettkampf überwunden, setzt aber sein Abenteuerleben bis zum frühen tragischen Tode fort. Der urgewaltige Naturmensch geht auf dem Hintergrunde der Naturmythe bis in das 11. Jahrhundert vor, bis zum Kampf mit den Deutschen Rittern, denen Estland erlag, die im Bunde mit den Pfaffen das Volk knechteten. Durch physischen und moralischen Druck ward dieses verdüstert und in sich zurückgedrängt, und so kam in die ursprüngliche Freudigkeit der Heldenlieder ein Ton der Klage, ein düsterer lyrischer Zug, der sie vom finnischen Epos unterscheidet; der Sänger betrachtet mit Schwermuth die entflohene freie Jugendzeit seines Volks, dessen Erinnerungen er zum Troste der Gegenwart hütet und verträgt. Kalewala, sagt Schott treffend, ist ein frischer Frühlingsmorgen mit Silberwölkchen im blauen Aether, Kalewi-Poeg ein in bunter, zuweilen phantastischer Farbenmischung schillernder Herbstabend. Ich möchte hinzufügen daß die finnische Poesie der germanischen, die estische der slawischen

näher ſteht, und namentlich in idylliſch-melancholiſchen Volksliedern der lettiſchen verwandt iſt, wenn ſie auch mehr die objectiv erzählende als die ſubjectiv lyriſche Form liebt.

Die berühmten Söhne des Himmels die mit den Töchtern der Erde das Rieſengeſchlecht erzeugen, zu dem Kalew gehört, ſind wol im Anſchluß an die hebräiſche Sage ſo geſtaltet; national und in Volksliedern widerklingend iſt dagegen die Dichtung daß aus dem Ei und dem Küchlein zwei holde Jungfrauen erwachſen, die auch von Sonne, Mond und Sternen umfreit werden; die eine wählt den Nordſtern, die andere, Linda, den Kalew. Nach deſſen Tode gebiert ſie das jüngſte Kind, unſern Helden, der ſchon in der Wiege die Windeln zerreißt. Die Mutter weiſt neue Freier im Hinblick auf ihre drei jungen Adler mit Eiſenkrallen zurück; als die Jünglinge aber einmal auf der Jagd abweſend ſind, wird ſie von einem Zauberer geraubt, und während auf ihr Flehen Ukko's Wetterſtrahl den Frevler trifft, erſtarrt ſie ſelbſt zu einem Felſen. Trauernd ſuchen die Söhne nach ihr. Unſer Held macht ſich auf um nach ihr übers Meer gen Finland zu ſchwimmen. Der Nachtruhe bedürftig landet er an einer Inſel, wo er lieblichen Geſang hört und ein Mädchen beim Feuer unter einer Eiche ſitzen ſieht, das bleichende Linnen hütend. Er antwortet ſingend und lockt ſie heran; Liebeszauber feſſelt die Herzen, und in Kindeseinfalt ſetzt ſich das Inſelmädchen aufs bemooſte Felſenbette zu dem fremden Manne. Der Sänger fährt fort:

Inſelmädchen, Brombeerauge,
Was für Leid iſt an dich kommen, warum doch ſo plötzlich ſchreiſt du?
Weinend mit des Wehes Tönen fängſt du an um Hülfe rufen?
Ward im Arm des Kalewſohnes, als den Schos die Lieb' erwärmte,
Dir berührt die Hüfte kniſternd, knackend dir der Schulterknochen?
Wer hat Streit mit dir begonnen, wer ein Weh dir angethan?

Als dann die Aeltern kommen und Kalewi-Poeg ſein Geſchlecht und ſeinen Namen rühmt, da erſchrickt das Mädchen, wankt zum Strand und ſtürzt von der Klippe ins Meer. Daß ſie ſeine Schweſter ſei, kündet ihm ſpäter ihr Lied aus der Tiefe. Noch ahnt er es nicht, und ſucht vergebens ſie zu retten; ſcheidend ſagt er zum betrübten Vater: wir ſind Leidensbrüder, das Meer raubte dir die Tochter, des Diebes Netz mir die Mutter. Immer nach dieſer ſuchend findet und erſchlägt er den Zauberer in Fin-

land; ſie erſcheint ihm dann im Traume, auf einer Schaukel ſich wiegend, ein lebensfrohes Lied ſingend:

Schaukelburſchen, liebe Brüder, laßt die Schaukel höher ſteigen!
Daß ich leuchte bis zur Sonne, ſchimmre bis in Meereswellen,
Daß mein Kopfſchmuck mit den Bändern in des Himmels Wolken ſcheine,
Mein Gewand dem Donnergotte und den Sternen ſichtbar werde!
Komm der Sonnenknab ein Freier, komm der Mondesknab ein Freier!
Beßrer Bräutigam iſt Nordſtern, Beſter der aus Kalew's Lande.

Die durch den Kitzel des Schaukelns zum Uebermuth geſteigerte Lebensluſt kann nicht treuer gemalt werden; den heitern Traum deutet Kalewi-Poeg ſich trauernd dahin daß die Mutter für ihn verloren, aber zu den Seligen eingegangen ſei. Er kommt zur beſten Schmiede des Landes, prüft die Klingen, kauft eine, mit der er den Amboß ſpaltet, und trinkt mit dem Schmied und ſeinen Söhnen. Trunkenen Muthes rühmt er ſich jener unſeligen Liebesnacht: „Hab gepflückt des Mägdleins Blüten, hab geknickt der Freude Blume, Glückes Schoten aufgebrochen!“ Einer der Schmiedſöhne verweiſt ihm das, und erzürnt im Streit haut er denſelben das Haupt ab; der Alte ſetzt den Fluch darauf daß das eigene Schwert ſelbſt dem Mörder die Schuld zahlen ſolle. Als Kalewi-Poeg den Rauſch ausgeſchlafen erſcheint ihm der Vorgang wie ein wüſter Traum, aber was in ſeinem Innern, im Gewiſſen ſich regt, das hört er bei der Heimfahrt aus den Wellen rauſchend erklingen: Der Bruder ſchifft durch die Wogen, die Schweſter ſchlummert unten im kühlen Bette, in der Wogen Wiege geſchaukelt. Einmal unbedachtſam, abſichtslos das andere mal frevelnd ſoll er lang im Waſſerwirbel kreiſen, bis auch er im Schos des Friedens einſchlummern wird. Und in der Heimat hört er im Winde der Mutter Stimme daß er vor dem Schwert an ſeiner Seite ſich hüten möge; denn Blut verlange Blutes Lohn. Am Grabe des Vaters wird ihm die Mahnung er ſolle die unbedachtſam böſe That wieder gut machen; des Lebens Wellen fließen unter göttlicher Leitung dahin.

Er und die Brüder erzählen ſich ihre Fahrten; dann ſchleudert er das Felſenſtück am weiteſten und erhält die Herrſchaft, ſie ziehen ins Ausland. Er aber ſpannt ſeinen rieſigen Schimmel an einen rieſigen Pflug und macht ackernd das Land urbar; dann bekämpft und vertilgt er die Raubthiere, die ihm des Nachts den Gaul zerfleiſcht. Ein Traumgeſicht belehrt ihn daß der Stärkere

um ſo mehr arbeiten müſſe; ein König hat zehn Laſten, ein Herrſcher hundert Plagen. Es iſt Gott ſelbſt der ihm das ſagt, er der als älteſter Freund der Helden von Jugend auf im Winde ihn gegrüßt, im Thau ihn erquickt, im Sonnenlicht ihn erzogen habe. Kurzer Segen und lange Noth nachher werde ſeines Volkes Los ſein; ihn ſelbſt fordere des Schmiedes Fluch, der Schweſter Thräne vor Gericht. Kalewi-Poeg ſendet dem Schmied Geld für das Schwert, urſprünglich wol Wergeld für den erſchlagenen Sohn, und beſteht allerhand Abenteuer. Ein Zauberer raubt ihm das Schwert und läßt es in einen Bach fallen; die Nixen haben es dorthin gelockt und pflegen ſein, wiewol es lieber von Heldenhand im Streit geſchwungen würde. Kalewi-Poeg ſagt der Waffe Lebewohl mit dem doppelſinnigen Spruch: Entdeckt dich ein Mann gleich mir, ſo ſteige wirbelnd aus der Flut und vermähle dich ihm; taucht der dich ſelber trug die Ferſe in den Bach, dann zerſchmettere ihm die Füße, — er meint den Zauberer, es kann auch von ihm ſelber gelten. Er erſchlägt die Söhne des Zauberers, der ihn dafür in einen langen Schlaf verſenkt. Später ſteigt er auf ſeinen Fahrten hinab in die Hölle, bricht das Thor mit einem Fauſtſchlag und befreit drei Jungfrauen, die dorthin lebendig entrückt worden und ſtets jung bleiben ſollten ſolang der Köcher unverletzt, die Schote unzerbrochen ſei; aber ſie ſehnen ſich nach der Oberwelt, nach den Freuden der Liebe. Den Höllenfürſten rammelt er wie einen Zaunpfahl in den Boden ein, nimmt ein Schwert, ſetzt einen Wünſchelhut auf und entkommt mit den Mädchen zur Oberwelt, wo er eine Laſt von Bohlen liegen ließ, die er zur Vertheidigung ſeines Landes herbeiſchaffen wollte. Hier ſind mancherlei Nachklänge deutſcher Siegfriedsmärchen zu erkennen. Die drei Schweſtern werden Waffenbrüdern vermählt, eine Burg wird gebaut. Aber ihn treibt die Luſt an Abenteuern in die Ferne, er will das Ende der Welt aufſuchen; auf ſilbernem Schiff kommt er an die Funkeninſel, wo die Berge Feuer und ſiedendes Waſſer ſpeien, und zur Rieſenküſte, wo die Rieſentochter mit Blättern für ihre Küche ſechs ſeiner Mannen packt, aber ſpäter freundlich zurückbringt. Er ſieht den Kampf der Nordſcheingeiſter und freut ſich daß ihm ſtatt Mond und Sonne ihre Feuerbogen nun die Nacht erleuchten. Endlich meldet ihm ein Weiſer daß er nicht das Ende der Welt, ſondern ſein eigenes finden werde, wenn er noch weiter ſteuere. Wie er die vaterländiſche Flur wieder betritt, begrüßt ihn des Kukuks Ruf:

Glück erblüht im Vaterlande, beſſer labt daheim das Leben,
Bellen froh des Hofes Hunde, kommt der Blutsfreund ſegenwünſchend,
Hold erglänzt daheim die Sonne, ſchimmern hell des Himmels Sterne.

Nun regiert er ſieben Jahre in Frieden, nachdem er eine Stadt gegründet und zu Ehren ſeiner Mutter Lindaniſa genannt; dann ſchlägt er ein feindliches Heer in blutiger Schlacht und ermahnt das ſiegreiche Volk daß ſein Land immer eine Braut, eine Erbin der Freiheit ſei. Noch einmal ſteigt er mit einem Zauberglöcklein in die Unterwelt, trinkt Kraft aus dem Waſſer des Lebens, bezwingt den Teufel und ſchmiedet ihn an die Felsmauer. Nach der Rückkehr gibt er einem treuen Steuermanne aus Lappland ſeinem Verſprechen gemäß was daheim angekettet ſei; es iſt ein Geſetzbuch in welchem der Altvordern Freiheit und Unabhängigkeit verzeichnet iſt, der Machtloſen edelſtes Kleinod. Dann aber kommen Eiſenmänner vom Meere her, und die junge Mannſchaft kann die Ritterrüſtung nicht mit dem Beil zerſpalten. Klagend rollen die Wogen, ſeufzend weht der Wind, der Thau iſt trüb, das Auge der Wolke weint, und die Geiſterſtimme ſchweigt im Grabe des Vaters. Das Kriegshorn ſchallt, die lieben Waffenbrüder Kalewi-Poeg's kommen um, und ſo bricht ihm der Sieg ſelbſt das Herz.

Eh' der Sommer noch geboren ſind verwelkt der Wonne Blumen;
Gleich im Lenz verdorrter Birke, ohne Freund' und Brüder bin ich;
Sind dahin die Freudentage, kam der Abend meines Glückes.

Er lebt allein in der Einſamkeit; die Eiſenmänner ſenden Meuchelmörder nach ſeinem Aſyl, die er aber erſchlägt. Er duldet keine Feſſel, er will lieber allein nach armer Leute Weiſe leben als einem andern unterthan ſein. Unmuthsvoll wandert er durch nie betretene Waldung und kommt wieder zu dem Bach, in welchem ſein Schwert verſenkt iſt; ſehnſüchtig greift er danach und verblutet an der Wunde die es ihm verſetzt; die freie Seele fliegt wie ein Vogel gen Himmel, und der verklärte Held ſetzt ſich zum Mahle der Götter. Später wird er zum Wächter des Schattenreichs, damit der Höllenfürſt nicht wieder loskomme. Er haut mit einer Fauſt gegen das Felſenthor, aber die Hand bleibt ihm in der Spalte eingeklemmt, und ſo feſſelt er ſelbſt ein Gefeſſelter die hölliſchen Scharen. Aber einſt wird ein großes Feuer ſeine Rechte losſchmelzen, und dann kehrt er in die Heimat

zurück, neu das Eſtenvolk zu ſchaffen, ſeinen Kindern Heil zu bringen.

So ſchließt auch dieſes Epos mit der Hoffnung des Volks auf eine ſchönere Zukunft, während die Gegenwart trüb und ernſt, und wenn Herder eine Klage der Leibeigenen mittheilt, ſo läßt ſchon unſer Epos die drei Heldenbrüder am Strande niederſitzen und der in die Wellen verſinkenden Abendſonne nachſchauen mit düſterer Trauer um die verlorene Mutter.

Muntrer Wellen Schaukelſpielen, Waſſers ſchönes Wirbelkreiſen,
Sternesauge hoch am Himmel, Mond und Sonn' in heitrem Glanze
Fragen nicht nach unſrer Freude, nicht nach unſerm Seelenſchmerze.
Welle rollet hinter Welle, wälzt ſich an das Felſenufer,
Bricht zu Schaum ſich an den Felſen, muß als Waſſerſtaub zerſtieben,
Doch ſie bringet keine Kunde, keine Antwort je dem Frager.
Unſers Lebens kleine Wellen rollen in der Abendkühle
Schwankend gegen Kalma's Hügel unter Grabes Raſendecke.
Sternesauge blickt vom Himmel, Mondesauge aus der Höhe,
Sonne ſtrahlt mit heitrem Antlitz auf die Sterbenden, die Todten.
Aber Sprache hat das Grab nicht, Wort iſt nie in Sternes Munde,
Mond verſtehet nicht zu reden, auch die Sonne kann nichts künden,
Nicht dem Frager Antwort geben.

C. Das Keltenthum.

Die Kelten ſind durch die vergleichende Sprachforſchung ſicher an die Arier angeſchloſſen; aber das Band iſt lockerer als das welches Griechen an Indier, Slawen an Germanen knüpft; ſtatt der organiſchen Formenfülle des Sanskrit drückt das Keltiſche die Beziehung der Wörter mitunter noch unmittelbar durch ihre Stellung aus und bewahrt die Beugeendungen der Nenn- und Zeitwörter auch noch als ganz oder halb ſelbſtändige Präpoſitionen, Verba und Pronomina, ſodaß wir die Sprache ſelbſt auf einer Uebergangsſtufe erblicken, und folgern daß die Kelten früher als jene überſchritten ward aus der gemeinſamen Heimat aufgebrochen. Dem entſpricht es wenn bereits die Phönizier ſie tauſend Jahre vor Chriſtus im heutigen Frankreich finden, wenn vier Jahrhunderte ſpäter Pelta, die Tochter Nan's, dem Hellenen Euxenes die Trinkſchale reicht um den ſchönen Fremdling zum Bräutigam zu erküren, und dann die Phokäer, vor der Perſermacht um der Freiheit willen auswandernd, die Rebe, den Oel-

baum und die Buchstabenschrift zum Gastgeschenk bieten und Massilia gründen. Von Frankreich aus setzten Keltenzüge nach England und Irland über und fanden eine neue Heimat; andere verbreiteten sich über die Pyrenäen und verschmolzen mit den Iberern; andere brachen in Italien ein, besetzten die Poebene und belagerten Rom, andere wanderten ostwärts zurück bis nach Griechenland und Kleinasien, wo wir ihren Bildern in den plastischen Werken der Schule von Pergamos begegneten. Es dauerte lange bis sie seßhafte Ackerbauer wurden. Sie hielten es für schimpflich das Feld mit eigenen Händen zu bestellen, und lagerten lieber mit ihren Schweineheerden unter den alten Eichen, die Wanderer zwingend ihnen Rede zu stehen und von fremden Ländern und Völkern zu erzählen, woran sie sich ebenso ergötzten wie die Orientalen an Wundersagen und Märchen. Sie liebten das wogende Meer und befuhren den Ocean mit Segelschiffen. Angesehene Familienhäupter traten an die Spitze der Geschlechter, aber die politischen Bande blieben locker; Muth und Kraft gab einzelnen Heerführern oder Brennen größeres Gewicht und kriegerische Zucht ersetzte dann die bürgerliche Ordnung. Ihre Städte waren Festungen, nicht Sitz und Ausgangspunkte des staatlichen Gemeindelebens wie im Alterthume bei Griechen und Römern. Der keltische Sinn war kühn, beweglich, jedem Eindruck offen; das machte sie neugierig und zu Neuerungen geneigt; dadurch sind sie im Mittelalter die Stofferfinder der Poesie geworden, dadurch erlangte der Staat dessen Grundstock sie bilden noch in der Neuzeit die Initiative der Politik und der Mode. Tapferkeit und prahlerische Eitelkeit gingen Hand in Hand; die alten Gallier vollbrachten in glänzenden Waffen glänzende Thaten; hochgewachsen, den Helm mit Stierhörnern oder Adlerflügeln, den Hals mit einem Ring, den Schild mit Wappen geschmückt, schnurrbärtig, wilden Trotz im blauen Auge forderten sie die Feinde oder sich untereinander zum Einzelkampf um angesichts der Heere die Stärke zu zeigen. Sie hatten eine Vorliebe für Reiterei, die Clanhäupter wurden früh zur Ritteraristokratie, und der Geist der Ritterlichkeit hat sich bei ihnen ausgebildet und erhalten bis in die Galanterie und die raffinirte Sinnlichkeit späterer Jahrhunderte, doch ohne die tiefe innige Achtung vor der Weiblichkeit wie der Germane sie hegte. Fechten und geistreich sein nennt schon der alte Cato zwei Dinge die bei den Galliern viel gelten; esprit und gloire sind Zauberworte für sie bis auf den heutigen Tag

geblieben. Ihre Lebhaftigkeit führte sie zur Lust am Abenteuerlichen in der Wirklichkeit wie in der Einbildungskraft, und mit ihrer Redseligkeit verbunden zu Uebertreibungen im Ausdruck.

Die Kelten waren unter sich selbst in zwei Stämme geschieden, die uns an den Gegensatz der Jonier und Dorier in Griechenland erinnern: die Gallier und die Kimren; manche wollen sie zwei zeitlich weit getrennten Einwanderungen zuweisen, und Friedrich Karl Meyer's Muthmaßung einer nördlichen und einer südlichen die über Afrika den Weg genommen, findet neuerdings eine Stütze an den Steindenkmalen bei Constantine, bei Algier, in Numidien, während man die Kimren in den Kimeriern Homer's, die der Krim den Namen gegeben, wie in den Gomern der mosaischen Völkertafel wiedererkennt, und Kelten in den Galatern sieht an die Paulus schrieb. Die Kimren haben sich in der Bretagne und in Wales erhalten, und auch damit ihre Zähigkeit, ihren mehr beharrlichen, ernsten, zum Mystischen geneigten Sinn erwiesen neben der Erregbarkeit, Munterkeit, Wandelbarkeit, welche die Gallier bald in Romanen und Franken aufgehen ließ. Der gallische Geist lebt in Voltaire, Molière, Beranger, — Châteaubriand, Lamennais, Brizeux sind echte Bretagner.

Als Cäsar mit den Galliern bekannt wurde, hatten sie längst die patriarchalische Zeit hinter sich, in welcher sie das Göttliche vornehmlich als wohlthätige Naturmacht im Lichte des Himmels und im Frühling der Erde verehrten; sie hatten auf ihren Wanderzügen bereits das Heldenalter durchlebt, in welchem die Phantasie die Thaten und Geschicke des Volkes nicht blos von den Göttern geleitet werden ließ, sondern diese selbst mehr und mehr vermenschlichte, ihnen menschliche Gestalten und Leidenschaften lieh, wie bei Homer und im Volksepos der Indier nach der Periode der Vedas geschah. Cäsar nennt den Mercur den höchsten Gott bei den Kelten wie Tacitus bei den Germanen. Der blitzende donnernde Zeus oder Jupiter, in dem sich bei Griechen und Römern der Gott der Urzeit erhalten und fortgestaltet, war dem beweglichen Geiste der Kelten und Germanen als Tarran und Thor in den Hintergrund getreten, und das Göttliche schauten sie nun vornehmlich als bewegende Macht an, die in der Natur wie in der Menschheit alles erweckt und geleitet. Der Teutates, der Cäsar an den heimischen Mercur erinnert, ist für die Gallier ähnlich wie Wodan für die Deutschen der Urheber der Künste,

die Perſonification des erfinderiſchen Geiſtes, der die Menſchen und das Volk auf Weg und Steg, in Tod und Leben Geleitende, der Seelenführer wie der Förderer von Erwerb und Handel, die treibende Kraft im Getriebe der Welt und im Verkehr der Menſchen. Damit iſt er das Ideal des Keltenthums, der Nationalgott der Gallier. Es bleibt zweifelhaft ob der Minerva eine beſondere Göttin entſprach, welche die Künſte des Friedens lehrte, oder ob der Römer die Spinnerin und Weberin dafür nahm, die den Faden des Lebens hervorzog und abſchnitt und das Geſchick wirkte; daß die Kelten eine ſolche Schickſalsmacht und unter ihr oder aus ihr entfaltet mehrere gleich den Parzen und Nornen verehrten, beweiſt der gerade bei ihnen ausgebildete und erhaltene Feenglaube. Feen legen den Neugeborenen die ſchickſalsvollen Geſchenke in die Wiege, Heil und Unheil, ihr Zauberſtab ſchafft was ſie wollen. Sie ſind die in den Inſchriften oft erwähnten Matres, Mütter, oder Matronae. Die Feen verſchmelzen wieder mit den Elfen und beide leben bis heute im Volksglauben, in Liedern und Märchen, wie im Epos Spenſer's und im Drama Shakſpeare's; ich erinnere nur an den Sommernachtstraum und an die reizende Schilderung der Feenkönigin Mab in Romeo und Julie. Die Elfen heißen das ſtille oder gute Volk; ſie ſind luftig zart, ſodaß ein Thautropfen, wenn ſie darauf ſpringen, zwar zittert, aber nicht auseinanderrinnt; Blütenglocken ſind ihr Helm, ſie freuen ſich an Tanz und Muſik. Sie ſind das Geiſterreich, dem die Menſchenſeele entſtammt und zu dem ſie heimkehrt, daher feiern ſie die Beſtattung der Todten wie ein Geburts- oder Hochzeitsfeſt. Die Zeit hat keine Macht bei ihnen; wer jahrelang unter ihnen geweilt dem dünkt es wie ein Augenblick, und die Unterwelt heißt deshalb das Land der Jugend. Wer von ihrer Koſt genießt wird an ihre Geſellſchaft gebunden. Unſichtbar erfüllen ſie die ganze Natur und ſind die wirkenden Kräfte derſelben in den Tiefen der Erde, in den Quellen und Bächen, in Wolken und wärmenden Sonnenſtrahlen, im Schimmer des Mondes und der Sterne; daher ihre Farbe bald nächtlich düſter und fahl, bald licht und glänzend; der Unterſchied des Guten und Böſen reiht ſich daran, doch ohne tiefere Durchbildung. Sie wollen nicht geſtört ſein, ſie necken gern; ſie verſinnlichen die Naturmacht, die den Menſchen ebenſo hold und ſegensreich iſt als ſie auch Schaden bringt. Das chriſtliche Mittelalter ſah vom Himmel geſunkene, doch nicht in die Hölle ver-

ſtoßene Engel in ihnen, die um ihr künftiges Heil in ſorgenvoller Ungewißheit ſind.

Dem Mars der Römer entſprach bei den Galliern zu Cäſar's Zeit Eſus, der Lenker der Schlachten. Apollon, der Sonnengott Belen, ward beſonders auch als Heiler der Krankheiten angeſehen; daß er der Poeſie vorſtand, lehrt uns der Bericht Lukian's von einem Keltengott mit Keule, Bogen und Löwenhaut, der ihn an Herakles erinnert; er ward aber als Greis dargeſtellt, und von ſeiner Zunge gingen Ketten von Gold und Bernſtein aus und banden die Ohren umſtehender Menſchen an ihn; lächelnd ſah er ſie an und ſie folgten ihm mit Wohlgefallen. Der Grieche ließ ſich das räthſelhafte Bild von einem Kelten deuten. Es iſt der Gott der Stärke zugleich der Gott der Rede; es iſt der Zauber und die Macht des Wortes, die alle bindet und lenkt; und der Gott wird als Greis dargeſtellt, weil erſt im Alter die Weisheit der Rede ihre volle Kraft verleiht. Das zeigt uns ſchon die Stufe prieſterlicher Reflexion, wie wir ſie als die dritte der Religionsentwickelung in Indien kennen gelernt haben, und in der That entſprechen die Druiden, wie Cäſar und andere ſie ſchildern, den Brahmanen und ihrer Herrſchaft.

Iſt das Druidenthum und ſeine Lehre auch vornehmlich unter den Kimren entwickelt, ſo brauchen wir daſſelbe doch nicht mit Henri Martin durch eine ſpätere kimriſche Wanderung an die Brahmanen anzulehnen, noch weniger mögen wir es mit Leroux von dem Siwacultus ableiten, deſſen ſpätere Ausbildung uns bekannt iſt (I, 466 fg.); nicht ſolche Früchte, die Keime und Wurzeln haben wir als das Gemeinſame zu erkennen, und ſie haben unter verwandten Verhältniſſen ähnliche Zweige getrieben. Weder in Griechenland noch in Deutſchland hat ſich ein Prieſterſtand gebildet, bei Indiern und Kelten iſt es geſchehen, und er hat die Herrſchaft erlangt. Die Druiden haben den Namen Eichenmänner von dem Baum unter dem ſie opferten, deſſen Blätter ſie ſich zum Kranze flochten; ſie ſind die Sängerprieſter der Urzeit, aber nun in dreifach geſonderter Gliederung: als Prieſter, naturkundige Wahrſager und Barden. Die erſtern heißen Senanen, die Ehrwürdigen; ſie ſind die Lehrer des Volkes, ſeine Berather in Sachen des Glaubens, die Richter über peinliche Anklagen wie über Streitigkeiten um Beſitz und Erbſchaft; ſie beſtimmen Strafe und Belohnung und verhängen einen Bann gegen den Unfügſamen, der dadurch vom Opfer und vom bürgerlichen Ver-

kehr ausgeſchloſſen, für ehr- und rechtlos erklärt wird. Ein Oberprieſter ſteht an der Spitze der Druiden; nach ſeinem Tode folgt der Angeſehenſte; ragt keiner entſchieden vor den andern hervor, ſo wird über die Bewohner abgeſtimmt, oder ſie rufen in einem Zweikampf mit Waffen ein Gottesurtheil an. Im Lande der Karnuten, bei Chartres, hielten die Druiden an heiliger Stätte, „im Mittelpunkt der keltiſchen Erde", eine Jahresverſammlung, Bei dieſer ſtand die höchſte geſetzgebende und entſcheidende Gewalt in allen geiſtigen Angelegenheiten. Die Druiden waren vom Kriegsdienſt und allen öffentlichen Laſten entbunden. Der Eintritt in ihren Stand war allen freien Kelten offen; aber er bedingte eine Erziehung, die ſich über viele, oft über 20 Jahre ausdehnte, und für die ſie wol unter der Jugend die Begabtern auswählten. Ihre Weisheit war in Verſen und Formeln niedergelegt, aber nicht ſchriftlich aufgezeichnet, ſie lebte im Gemüth und im Gedächtniß.

Neben den Prieſtern oder Senanen ſtanden die Eubuten, die ſich mit dem Studium der Natur beſchäftigten, die Geſtirne beobachteten, die Kräfte der Dinge erforſchten, um durch Arzneikunſt wie durch Magie und Wahrſagung aus dem Flug der Vögel oder den Eingeweiden der Opfer Vortheile für ſich und das Volk zu ziehen. So manche abergläubiſche Gebräuche, die ſich durch das Mittelalter erhielten, haben hier ihre Wurzel. Ein Eubute war es der die auf Eichen wachſende Miſtel mit goldener Sichel abſchnitt; ein anderer fing mit weißem Tuch ſie auf; ſie ſollte die Erde nicht berühren; wie ſie immergrün auf dem heiligen Baum aufſproß, ward ſie zum Symbol des höhern aus dem irdiſchen ſich erzeugenden Lebens und ein Heiland aller Schmerzen. Die Eubuten weihten Amulete und hatten Zauberſprüche zu Segen und Fluch. Die Barden hatten durch Geſang Ruhm und Tadel der Männer zu verkündigen und die Erinnerung an die Thaten der Vergangenheit wie der Gegenwart zu erhalten. Sie nahmen theil an der Erziehung der Jugend, ſie begeiſterten zum Kampf, ſie erheiterten beim Mahl, ſie gaben der Trauer um den Todten das ehrende Wort, ſie waren die Stimmführer der öffentlichen Meinung. Endlich werden auch Druidinnen erwähnt, und wir haben Kunde von Griechen und Römern daß keltiſche Frauen bei der Schlichtung von Streitigkeiten, bei der Berathung über Krieg und Frieden mitgewirkt. Es waren theils Druidenfrauen, theils jungfräuliche Dienerinnen der Götter. Pomponius Mela berichtet

von den Vorſteherinnen des Orakels auf der Inſel Sena (Isle de Sain), man glaube daß ſie durch ihren Geſang Wind und Meer aufregen, daß ſie Krankheiten heilen, die Zukunft wiſſen und beliebig Thiergeſtalt annehmen können. Sie weiſſagten aus dem Keſſel, in dem ſie Zaubermittel bereiteten; Shakſpeare's Hexen ſind ein Nachklang von ihnen, und der Volksglaube des Mittelalters läßt in einem Liede der Bretagne Heloiſe davon ſingen wie ſie eine Neſtel knüpfe, barfüßig im Sonnenaufgang Kräuter ſammle, Krötenherz und Rabenauge in den Zaubertrank werfe, Schlangen mit dem Blut ungetaufter Kinder nähre, wie ſie ein Lied wiſſe um das Wetter zu machen, wie ſie ſich in eine Hündin, einen Vogel oder Irrwiſch verwandeln könne.

Ueber die Weisheit der Druiden iſt viel gefabelt worden, beſonders nachdem Davies in England, Mone und Eckermann in Deutſchland die dunkeln und allegoriſchen Ausſprüche mittelalterlich waliſiſcher Barden für alterthümliche Ueberlieferung genommen und myſtiſch zu deuten geſucht. Die Form war allerdings die ſtets üblich gebliebene Triade, ein dreifach gegliederter Vers, und mit Diogenes von Laerte ſtimmt die Triade von der oberſten Weisheit des Druidenthums: Verehrung und Gehorſam gegen Gott, Sorge für das Wohl der Menſchen, Stärke in den Wechſelfällen des Lebens. Auch dagegen will ich nicht ſtreiten daß die Prieſter in den verſchiedenen Göttern nur Eigenſchaften der einen Gottheit erkannt, die nach ihrem verſchiedenen Walten mannichfache Namen empfangen. Die Welt ſchauten die Druiden als ein Rieſenthier an, das aus der Tiefe der Urnacht aufgeſtiegen; aber darum iſt ſie noch nicht böſe und ein Werk des Satans, das Leben vielmehr ein Aufſtreben aus Nacht zum Licht; auch Cäſar ſagt in ſeiner Sprache daß die Gallier ihren Urſprung auf den Vater Dis, den Gott der Unterwelt, bezogen. Feuer und Waſſer waren Grundelemente, der Menſch ein Auszug der Grundkräfte der Natur. Die Seele galt für unſterblich, und gleich den Brahmanen haben die Druiden die Lehre von der Seelenwanderung durch viele Geſtalten ausgebildet. Sie bezeichnen drei Kreiſe des Daſeins. „Wir gehn dreimal durch Todesnacht, eh' wir zur Ruhe ſind gebracht", heißt es in einem alten Volksliede, und waliſiſche Triaden reden von einem Zuſtande des Anfangs in der Tiefe, wo alle Dinge noch in dem Urgrunde ruhen, von einem Zuſtande der Entäußerung, der Selbſtändigkeit und Gegenſätzlichkeit der gegenwärtigen Welt, und von einem Zuſtande der

Glückſeligkeit und der Liebe. Dieſer iſt die himmliſche Vollendung; in ſie geht der Vollkommene ein; der Unreine, der Sündige kommt nach dem Tode zu einer neuen Prüfung auf die Erde oder wird in Thälern des Blutes, in Seen der Angſt geſtraft und geläutert. Todtenſchiffer ſetzen die gereinigten Seelen nach Inſeln der Seligen im Weſten über, wo ſie aus dem Brunnen des Lebens trinken, ihre Lieben wiederfinden, und auf immergrünen Matten unter lieblichen Apfelbäumen an Geſang und Weisheit ſich erfreuen. Darin ſtimmen die Nachrichten der Alten mit keltiſchen Volksliedern und Triaden überein.

Blut fordert Blut und kann nur durch Blut erſetzt werden, war keltiſcher Glaube. Daher die vielfachen Opfer. Nicht blos daß ſie dem Kriegsgotte die Beute für die Verleihung des Siegs gelobten und aufhäuften, wer immer in Noth war oder an Krankheit litt ſuchte das Weh oder den drohenden Tod auf ein ſtellvertretendes Weſen, auf ein Thier oder einen Menſchen zu übertragen, und hoffte daß die Götter ſich dadurch befriedigen ließen. Die Druiden beſprengten die Altäre mit dem Blute der Opfer und weiſſagten aus den Eingeweiden. Bei einigen Stämmen fertigte man ungeheuere Götterbilder aus Weidengeflecht, füllte ſie mit lebendigen Menſchen an und ſteckte das Ganze von unten auf in Brand. Man wählte Verbrecher zum Opfer, doch wo ſie fehlten traf auch Unſchuldige das Los; oft gingen Anhänger eines Häuptlings freiwillig und freudig für ihn in die andere Welt. Auf dem Scheiterhaufen wurden die theuerſten Beſitzthümer, Roſſe und Hunde, in früherer Zeit auch Sklaven und Schützlinge, die dem Herrn beſonders lieb waren, mitverbrannt; er ſollte das gewohnte Gefolge im Jenſeits wiederfinden. Die Römer eiferten gegen die religiöſen Greuel des Druidenthums; den Eindruck des Schauerlichen, finſter Feierlichen, den ſie durch den Cultus der Kelten empfingen, gibt Lukian's berühmte Schilderung jenes Haines bei Maſſilia wieder, den nie die Axt berührt, den kein Sonnenſtrahl durchdringt; aber ein jeglicher Baum iſt mit dem Blute der Menſchenopfer geröthet. Dort ſcheut das Wild ſich zu lagern, die Vögel fürchten auf den Zweigen zu niſten; dort flüſtert kein Lufthauch, leuchtet kein Blitz; die moosbedeckten Stämme ſelbſt ſind zu unförmlichen Götterbildern behauen. Es geht die Sage daß umgeſtürzte Bäume von ſelber ſich wieder erheben, daß drohende Stimmen aus dem Boden erdröhnen, daß der Hain ohne zu brennen im Feuerſchein glüht

und Drachen an den Eichen sich emporringeln. Nie geht das Volk in das Schattendunkel ein und der Priester selbst bebt davor daß die Erscheinung des Gottes dort ihm entgegentrete.

Reste keltischer Kunst führen uns zu den ersten Anfängen; Erde wird aufgeschichtet um ein Denkmal zu gründen, einen Ort zu weihen; das Geheimnißvolle, das Seltsame, das Gewaltige ersetzt noch das Schöne. Wie der große Mann im Leben so soll das Grab über dem Todten hervorragen; es wird zum Hügel aufgeschüttet, wie sich der von Silbury in England bis zur Höhe von 200 Fuß erhebt; Gänge leiten zu der Grabkammer im Innern; sie ist mit großen Platten gedeckt, die auf festen Mauern ruhen, deren zwei wol auch schräg gegeneinanderlehnen und ein spitzes Dach bilden. Ein Graben, ein Steinring umkränzt den Hügel, ein Felsblock, ein Pfeiler krönt mitunter den Gipfel. Solche Steinpfeiler wurden außerdem vielfach aufgestellt, sie heißen Menhirs oder Peulven, einer in der Bretagne, der kolossalste, maß 60 Fuß. Zwei Pfeiler, nah aneinander und thorähnlich durch einen dritten verbunden, heißen Lichaven; stützen mehrere freistehende Steine eine Platte, oder rücken sie unter ihr zur Mauer zusammen, so entstehen die Dolmen oder die Steinkisten. So wurden ganze bedeckte Gänge gebaut, die das Völk Feengrotten nennt. Eigenthümlicher Art sind die Wagsteine, rockingstones, Felsblöcke die auf einer Unterlage mit dem spitzen Ende aufgesetzt sind, sodaß sie leicht in Bewegung gebracht werden können. Reihen von Steinpfeilern bilden Gassen und führen zu Steinringen hin, und hier laufen Kreise höherer oder niederer Pfeiler, bald paarweise, bald alle durch Deckplatten verknüpft, um einen gemeinsamen Mittelpunkt. So umschließt das Steingehege (Stonehenge) nördlich von Salisbury zunächst einen großen Block durch dreißig kleinere Pfeiler; zehn größere bezeichnen einen zweiten, dreißig von 16 Fuß Höhe einen dritten Kreis von 108 Fuß Durchmesser. Das Feld von Carnac läßt noch mehr als 1000 Pfeiler und Blöcke zählen; Gassen führen von einem großen Kreis, der 1600 Fuß Durchmesser hat, zu kleinern Ringen hin. Der Denkstein konnte das rohe Bild eines Gottes, eines Helden sein; die Verbindung der tragenden Pfeiler mit dem Balken oder der Platte gab die erste Sonderung und Verknüpfung von Kraft und Last, von verticaler und horizontaler Richtung; der Ring begrenzte einen geweihten Raum.

Ehe Cäsar nach Gallien kam, war dort neben den Priestern

die weltliche Ariſtokratie edler Geſchlechter herrſchend geworden, die das Volk in Abhängigkeit und Hörigkeit gebracht hatten; in Parteien zerſplittert war das Land zwiſchen die Römer und die Deutſchen geſtellt, Cäſar's Sieg über Arioviſt machte es zum Bollwerk der antiken Civiliſation und dämmte den Strom der Völkerwanderung auf Jahrhunderte über den Rhein zurück. Aber die Unterwerfung unter Rom rief noch einmal das keltiſche Nationalbewußtſein wach und einigte Gallien unter Cervingetorix zum Befreiungskampf; noch einmal flammte die Begeiſterung empor, um ebenſo raſch nach den erſten Schlägen zu erlöſchen; der ritterliche Held opferte ſich zur Sühne für ſein Volk, und ſein Blut floß am Tage von Cäſar's Triumphzug am Fuße des Capitols. Auch hier geſchah es daß die Nation vor dem Untergang oder der Umgeſtaltung ſich noch einmal in einem großen Mann concentrirte, deſſen Heldenbild wie zu tragiſchem Geſchick beſtimmt, wie vom Glanz der Abendſonne umfloſſen erſcheint. — Unter Auguſtus ward dieſem ſelbſt und der Göttin Roma ein Tempel am Zuſammenfluß der Rhone und Saone geweiht; die Namen der ſechzig galliſchen Städte, die ihn gebaut, waren auf dem Altar eingeſchrieben und ihre Bildſäulen umſtanden einen Koloß der Gallien perſonificirte. Galliſche und römiſche Götter wurden identificirt, lateiniſche Sprache, Schrift und Literatur mit großer Schnelligkeit verbreitet, und bald wollten die Gallier welche die Aeneide laſen auch von troiſchen Flüchtlingen abſtammen. Das Druidenthum zog ſich in die Wälder, an die öden Küſten zurück, aus Rittern wurden Senatoren, und Marmorpaläſte entſtanden in den Städten, die ehemals durch eine Umwallung befeſtigt waren deren Eigenthümlichkeit darin beſtand daß von innen nach außen in einer Entfernung von zwei Fuß Holzbalken gelegt, die Zwiſchenräume aber mit Felsblöcken und hinter ihnen mit Erde ausgefüllt wurden; in einer zweiten, dritten Reihe ruhte dann ſtets Holz auf Stein, Stein auf Holz, was gegen Brand und Mauerbrecher gleichen Schutz, dem Auge aber einen Anblick regelmäßigen Wechſels gewährte.

England war durch wiederholte keltiſche Einwanderung bevölkert; die Bewohner Irlands und Schottlands unterſchied man von den Briten im Süden der Inſel, die indeß auch nach der Bekanntſchaft mit den Römern ihren Namen nicht mehr an einen einheimiſchen Herrſcher Prid, ſondern an einen Nachkommen des Aeneas, Brutus, knüpften, der das Land unter ſeine drei Söhne

getheilt haben sollte. Die Römer stießen auf eine streitbare Bevölkerung im losen Verband unter Königen; dem Hause stand der Hausvater vor. Die Geschlechter waren durch Blutsverwandtschaft bis ins neunte Glied oder durch Aufnahme in dieselbe vereinigt und zu Schutz und Trutz in jeder Lebenslage verpflichtet; sie bildeten die Gaugenossenschaft oder den Clan, ein Häuptling leitete ihn in Krieg und Frieden. Nach Geschlechtern ordnete man sich zur Schlacht wie zum Festgelage; sie hatten ihre Ueberlieferungen, Lieder und Wappen, sie standen für ihre Habe, ihre Ehre gegen jeden Angriff von außen zusammen, sie forderten Blut für Blut oder ein Wergeld zur Sühne. Der König sollte den Frieden des Landes aufrecht halten, den Rechtsbruch strafen; die Aeltesten oder Häuptlinge der Geschlechter standen ihm zur Seite, und die Gesetze erließ er nach der Zustimmung der Landesgemeinde, die auch gegen ihn angerufen werden konnte, wenn über Druck und Willkür geklagt wurde. Königthum, Volksversammlung und Rechtspflege nennt eine Triade die drei Säulen der Gesellschaft. Die Volksversammlung soll Harmonie und Ordnung schaffen, neue Lehre und Kunst einführen oder verbieten. Im Mittelalter finden wir Edle, Gemeinfreie, Hörige; ursprünglich aber adelt der Beruf und die Beschäftigung, die Barden, die Weisen, die Künstler als Erzarbeiter, Bauhandwerker haben eine bevorzugte Stellung; der Häuptling soll Rathgeber und Richter, ein Mann von erprobter Weisheit und Dichtkunst sein. Verbrecher verloren die Waffenehre und den Antheil am Staat und bildeten mit Vagabunden und Fremden die Schutzgenossen und Hörigen der Geschlechter. Durch Verheirathung mit Freien oder wenn sie die Bardenschule durchmachten erlangten sie die Freiheit.

Die Römer brachten ihre Bildung und Verwaltung, ihre Gewerbe und Genüsse auf die Insel und legten zahlreiche Städte an; aber das keltische Wesen hatte seine Stütze an den Druiden und Barden, welche Religion, Sitte und Geschichte der Väter und damit das Nationalgefühl in dem Herzen des Volks wach erhielten; berichtet doch auch Cäsar daß von Gallien aus solche die sich genau unterrichten wollten nach Britannien wie auf die hohe Schule des Druidenthums gegangen seien. Am Anfang des 5. Jahrhunderts mußten die Römer die Provinz wieder sich selbst überlassen, und die eindringenden Sachsen nöthigten das Volk sich unter Oberkönige zu scharen, unter denen Urien und Artus oder Arthur genannt und besungen werden. Doch wurden die Kelten

nach der Weſtküſte hingedrängt oder zur Auswanderung nach Armorika hingetrieben; die Nordküſte Frankreichs erhielt daher den Namen Bretagne und es blieb ein reger Verkehr der verbrüderten Stämme. Nachdem Kadwallon 634 in der Schlacht gefallen, ging Gau um Gau verloren und nur Cambrien oder Wales behauptete die alte Nationalität, wenn auch unter ſtets erneuten Kämpfen mit Sachſen und Normannen, wenn auch tributpflichtig an die Krone von England, bis gegen Ende des 13. Jahrhunderts das Haupt des letzten Britenfürſten mit ſilbernem Reif geſchmückt auf einem Spieß durch Londons Straßen getragen ward um höhniſch die Prophezeiung zu erfüllen daß er mit dem Diadem des Herrſchers dort einziehen werde. Doch bewahrte das Volk ſeine Sprache, ſeine Sitte, ſein Recht, und wie es mit ſtolzem Selbſtgefühl ſich als den rechtmäßigen Herrn der Inſel anſah, ſo pflegte und hegte es die alten Ueberlieferungen. Die Führer, Träger und Sprecher des Keltenthums aber waren die Barden. Sie, die Sänger, blieben wie ſie das Erſte und Urſprünglichſte geweſen, als die Wahrſager und die ſenaniſchen Druiden dem Chriſtenthum, ihr Lehramt den Kloſter- und Biſchofsſchulen gewichen, ja ſie fühlten ſich im Gegenſatze gegen die Mönche, wie ſie die Seele der Oppoſition gegen Römer, Sachſen und Normannen waren, und wenn auch chriſtliche Ideen eindrangen, ſo faßten ſie doch die alterthümliche Weisheit in ihren Sprüchen zuſammen. Wir finden hier die ganz eigenartige Erſcheinung daß die Poeſie in der zünftigen Abgeſchloſſenheit eines Standes gepflegt wird. Allerdings ergänzt derſelbe ſich nicht durch Geburt und Erbfolge, ſondern durch Begabung und Wahl, und die Triaden nennen das poetiſche Genie doch als das Unentbehrlichſte, wenn ſie auch den Unterricht bei einem Barden und dann die Beſtätigung durch den Bardenconvent zu Bedingungen des Bardenthums machen. Die Barden führten ſtatt der Waffen einen Stab, kein Schwert durfte vor ihnen entblößt werden, ſie galten bei Freund und Feind für unverletzlich. Sie waren Erfinder und Fortpflanzer der Kunſt, ſie führten die Geſchlechtsregiſter, ſie bewahrten das Gedächtniß der Helden und Thaten; die Verkündigung der Wahrheit und des Wiſſens, die Veredlung der Sitten, der Sieg des Friedens über Geſetzloſigkeit und Gewalt wird als ihre Sendung bezeichnet. In den einzelnen Landſchaften waren Bardenſtühle errichtet, die ihre Regeln und Loſungen hatten; ſo leſen wir die Wahlſprüche: Wahrheit gegen alle Welt unter Gott

und ſeinem Frieden; erwacht, es iſt Tag! Von da ging der Unterricht aus, da fanden die Verſammlungen ſtatt und wurden die Schüler geprüft und mit dem Grade der Selbſtändigkeit bezeichnet. Ein ausgezeichneter Dichter war Meiſter des Stuhls. Um ihn ſcharten ſich die Seinen; aber es fanden auch Bardenverſammlungen des ganzen Reichs ſtatt, die lang vorher berufen und an altheiligen Anfangstagen der Jahreszeiten gehalten wurden. Hier wurden die Anordnungen über die Kunſt und Lehre feſtgeſetzt, hier wurden neben den Erinnerungen der Vorzeit die ſchönſten neuen Geiſteserzeugniſſe Gemeingut. Preisrichter thaten ihren Spruch, den Blick in das Auge des Lichts, das Antlitz der Sonne gewandt; um eine Erhöhung auf Raſengrund bezeichnete ein Steinkreis den Ring den nur die Barden betreten durften. Die Jünger ſchloſſen ſich an einen zum Lehrer berechtigten Barden an; ſie hießen zuerſt ungehobelte, danach geſchulte Schüler, dann wurden ſie für ſelbſtändig erklärt; aber nun bedurfte es von Jahr zu Jahr dreier Siege, wenn einer Druidenbarde oder Meiſterſänger werden wollte. Doch konnte dazu auch einer ohne dieſe Lehrjahre von der großen Bardenverſammlung um des Genius und der Kenntniſſe willen ausnahmsweiſe geweiht werden. Wir finden Barden als Fürſten, Richter, Helden, Erzieher; ſtets war die poetiſche Form die Trägerin ihres Wiſſens und Wirkens, und mit der Dichtkunſt ſtand die Muſik in engſter Verbindung, die Versmaße hatten ihre Melodien, die Harfe (Telyn), die Geige (Kruth), oder die Pibeu (Querpfeife) begleitete den Geſang. Je mehr die Barden auch Gelehrte geworden, deſto ſelbſtändiger ſtanden Muſiker und Sänger neben ihnen, beide aber ſtellten ſich ſtolz den unzünftigen fahrenden Sängern, Fiedlern und Pfeifern gegenüber. Indeß war die Freude am Geſang allgemein, ein Lied bei Saitenſchall erklang in jeder Familie und das Schwert wie die Harfe waren Kleinode des Hauſes, die gerichtlich nicht mit Beſchlag belegt werden durften.

Jeder Barde hatte ein Recht auf fünf Acker Landes. Ward er zum Hausbarden eines Königs beſtellt, ſo erhielt er von dieſem eine Harfe, von der Königin einen Goldring. Lobgedichte auf ruhmvolle Thaten, die das ganze Volk angingen, trugen, wenn die Bardenverſammlung ſie krönte, dem Dichter einen Rundgang ein, im ganzen Reich empfing er einen Pfennig von jedem Pflug. An hohen Feſten hatten außerdem Barden und Bardenſchüler die Befugniß des Rundgangs im Bezirk ihres Stuhls; wie ſie auf

den Wanderungen Kunde der Ereigniſſe ſammelten und verbreiteten, ſo wurden ihnen bei angeſehenen Familien freie Aufnahme und Geſchenke zutheil. Ebenſo bei der Feier der Begräbniſſe, der Hochzeiten, wo der Preis ihres Liedes nicht fehlen ſollte. Sonderbar iſt eine Beſtimmung in Howel's Geſetzbuch. Wenn der Barde zum König kam um für ſich oder einen andern etwas zu erbitten, ſo hatte er nur ein Gedicht vorzutragen, beim Edelmann aber drei, und beim Bauer hatte er bis in die Nacht zu ſingen ſo lang er konnte. Glaubte man daß der Höhergeſtellte den Werth eines Liedes richtiger würdige, wie Walter ſagt, oder wollte man, wie Roſenkranz meint, die Selbſterniedrigung der Barden verhüten?

Dieſer feſten zunftmäßigen Ordnung verdankt es die kimriſche Literatur daß ſie während anderthalb Jahrtauſende ſich innerhalb beſtimmter Anſchauungen, Empfindungen, Ausdrucksweiſen und Formen ſo friſch oder ſtarr erhalten, ſo wenig fortbewegt hat, ſodaß mit geringen Aenderungen der heutige Barde wie ſein heidniſcher Ahne ſingt. Die Abgeſchloſſenheit des Volks, die Zähigkeit ſeines Charakters, die Geiſtesrichtung auf eine ruhmreiche Vergangenheit aus dem Kampf und der Noth der Gegenwart haben das möglich gemacht. Schon die Druiden mußten dem Gedächtniß zu Hülfe kommen, wenn ſie ihre Lehren nicht ſchrieben, dieſelben aber doch unveränderlich treu überliefert werden ſollten, und das geſchah durch die gebundene Rede, durch den gleichen Auslaut, der die Sätze aneinanderfügte, und durch die Dreigliederung, welche ſtets drei Gegenſtände, Männer, Ereigniſſe, Sittenſprüche, unter einem Geſichtspunkt zuſammenſtellt und dadurch den Gedanken in derſelben Weiſe formt wie eine Ebene, eine Figur durch drei Punkte, ein Körper durch drei Richtungen, ein Vorgang durch Anfang, Mitte und Ende beſtimmt iſt. So binden denn ganz alte Bardenlieder, z. B. der Klaggeſang auf Urien's Tod, drei Zeilen durch den Reim.

Ein Haupt ich trag in meinem Schild,
Das Haupt Urien's, des Herren mild,
Sein Leib liegt blutig im Gefild.

Ein Haupt ich trag bei meinem Schwert,
Das Haupt Urien's, des Helden werth,
An ſeinem Rumpf der Rabe zehrt.

Längere Verſe reiht nicht blos der Endreim aneinander, auch der Binnenreim wiederholt den gleichen Klang im Innern, während der Fortgang der Rede ein eben gebrauchtes Wort wieder auf-

nimmt und so die Gedanken ineinanderschlingt. Das zeigt schon die Opferhymne aus der Heidenzeit an den Sonnengott Beli, der hier auch Man Ogan angerufen wird und wol der obenerwähnte Herkules Ogmius Lukian's ist.

Spend' im Goldhorn, Goldhorn in Hand, Hand am Stahl hie,
Stahl am Schlachtthier sing ich Preis dir, König Beli!
Dich Man Ogan ruft mein Lied an: hold herab sieh,
Schütz das Recht der Beliburg, Herr, dir gehört sie.

Opfer- und Schlachtgebete, Kriegsgesänge, Preislieder auf Thaten, ehrende Todtenklage und Sittensprüche sind die ältesten Denkmale der Bardenpoesie; wie sie an der Grenze des Heiden- und Christenthums liegen, so kämpft in ihnen das Volk um seine Selbständigkeit. Aneurin, Lywarch Henn, Talieſin werden als Barden des 6. Jahrhunderts genannt, Merlin ward ihnen angereiht und gleich dem letztern zum Mythus und zum Träger vieler untergeschobener Dichtungen. Lywarch Henn war selber Herrscher eines kleinen Reiches gewesen, hatte dann als Barde am Hofe eines andern Königs gelebt und sah im Alter, auf seinen Bardenstab wie auf eine Krücke gestützt, die Erinnerungen der frühern Tage an seiner Seele vorüberziehen. Es ist als ob eine Wolke der Schwermuth düster über dem Gemüthe schwebt, und aus ihr brechen wie Blitz und Schlag die Empfindungen, die Gedanken hervor; die Töne des Preises selbst hallen dumpf, es ist der Schmerz der Todtenklage der sie hervorruft, und der Jubelschrei des Sieges denkt an die sächsischen Mütter die das Keltenschwert weinen macht. Hören wir noch das Lied auf den Piktenhelden Tütbuch; es erinnert an die alte Sitte die Schlachtreihe durch Ketten zu binden, die wir von den Kimbern her kennen; F. K. Meyer gibt den Kyklopenbau der Verse, der die Wortblöcke nebeneinander hinwirft, annähernd wieder.

Heer zerstoben, Wehr zerkloben, Leib zerhaun!
Jüngst ein hoher Fürst durchzog er Sand und Ann,
Völker folgten seinen stolzen Königsbraun,
Jubelnd blickten seine Pikten ihn zu schaun,
Schlossen freud'ger ihrer Leiber Kettenzaun.

Weh, gefaßt heut von der Schlachtmaid ehrnen Klaun,
Starr im blutigen Hieb den muthigen Blitz der Braun,
Ein besiegter Leichnam liegt der Stolz der Fraun,
König Tütbuch, tief verhüllt von Todesgraun!
Heer zerstoben, Wehr zerkloben, Leib zerhaun!

Dieſer erſten Periode gehört auch das höchſt merkwürdige Gedicht Gododin an, gleichfalls in primitiver Miſchung epiſchen und lyriſchen Tons gehalten. Es verdankt ſeinen Urſprung der britiſchen Sitte am Anfang Mai innerhalb der heiligen Steinringe Feſtgelage mit bardiſchen Sängerkämpfen zu halten, deren Gegenſtand eben der Anlaß der Feier, der Jahreswechſel war. Dies Gedicht mußte aus ſo viel Verſen beſtehen als das Jahr Tage hat; wir haben Bruchſtücke von mehrern erhalten. 360 oder 363 Krieger rücken aus nach dem Schlachtgeſtad (Katträth) gegen den fremden Feind. Auch ſie halten ein Gelag im Steinring; trunken von Meth brechen vom Mahl ſie auf, um einer nach dem andern Tag für Tag glorreich zu fallen; nur einige, nur drei ſind noch am Leben, die Tage an denen die Gedichte vorgetragen werden; der ſingende Barde ſelbſt nennt ſich ſtets einen der Uebrigbleibenden. Der Gegenſatz des fröhlichen Lebensmuthes und des unvermeidlichen Verhängniſſes, des Feſtjubels und Todesſchweigens bildet den Grundton des Gedichtes, einzelne Tage aber tragen die Namen der volksthümlichen Helden, wie im chriſtlichen Kalender ſie nach Märtyrern genannt ſind, und ſo hält die Feier des Jahreswechſels ſie ſtets im Gedächtniß wach. Das neue Jahr dem das alte erliegt, der ſieghafte Feind iſt das Volk der Sachſen. So verweben ſich Naturbilder und geſchichtliche Erinnerungen, der Jahreswechſel wird zur Völkerſchlacht, die Frühlingsfreude zur Todtenfeier. Wir geben einige Strophen, deren Verſe ſtets derſelbe Reim abſchließt.

Kühn zum Streit nach Katträth zog die Schar,
Süßer Meth ihr Labſal und ihr Giftmahl war;
Drei dreihundert ſechzig zogen aus fürwahr,
Luſtig laut, jetzt ſchweigend immerdar.
Aller ſo da wallten hin zum Steinaltar
Dreie nur dem Tode entrannen wunderbar.

Munter lachend nach Gododin zog das Heer,
Schwert in Händen, funkelnd hell in Waff und Wehr,
Kurz und jäh ihr Jahr des Glücks, ihr Schickſal ſchwer;
Jung und alt, kühn und mild, wild und hehr,
Alle ſo da wallten hin zur Schlacht am Meer
Fielen all erſchlagen ohne Wiederkehr.

Nach Katträth die Streiter zogen früh am Tag,
Fort ſie riß des kühnen Herzens raſcher Schlag,
War ein Jahr lang Klang und Luſt und Feſtgelag,

Wein und Meth sie muthig tranken Tag auf Tag,
Aber jäh auf Stolz folgt tiefe Niederlag',
Leid auf Lust, auf lauten Jubel laute Klag.

Eines der erhaltenen Bruchstücke knüpft sein Lied an König Cymbelin an.

Dies das Lied zur großen Jahreswiederkehr,
Fürst Cymbelin, seines Landes Lust war er;
Um den Theuren ein Klaglied ist's und Klage schwer,
Burg Eydin, um dich und deiner Heil'gen Heer.
Heil dir, heilig Eiland, grün im weiten Meer!

Die Dichtung zeigt uns eine bewußte Verschmelzung von Naturereigniß und menschlicher Geschichte; sie ist allegorisch, aber damit wird nicht das Allegorische zu einer Ausdrucksweise ursprünglicher Mythologie, wie Meyer will, denn wir stehen ja in einer Zeit die längst nicht mehr die aufdämmernden Gedanken symbolisch sich selber erst durch analoge Naturerscheinungen klar macht; vielmehr haben die Druiden in der räthselhaften Ausdrucksweise, die auch griechische Schriftsteller erwähnen, gleich den Buddhisten und gleich dem Talmud ihre bereits fertigen Gedanken in Parabeln eingekleidet, die sich aber gerne an die verblassenden mythologischen Bilder anschließen und mit ihnen vereint zum Märchen werden, das den Sinn unter der Hülle durchschimmern läßt. So hat man auch im Hintergrunde von Arthur und seinen zwölf Rittern von der Tafelrunde das Jahr mit den zwölf Monaten, in seiner Gattin Gwenhwywar, der Wechselschönen, die wechselnde Jahreszeit erkannt, in dem welschen Namen Parcival's, Peredr, das Wort Stahl gefunden, seinen Vater als Graf Erzig, seine Mutter als Erzstufe, seinen Waffenbruder als Scharf von Rothschwert, und das schwarze Mädchen, das aus dem Berge befreit wird, auf das Eisen gedeutet; Peredr kehrt abends nach dem Gefechte des Tages in das Gefängniß, das Schwert in der Scheide, zurück. Im Zusammenwirken dichterischer Erfindung, altmythologischer Ueberlieferung und geschichtlicher Erfahrung bildeten sich nun in der zweiten Hälfte des 1. Jahrtausends die Sagen, die den Chroniken von Nennius und Gildas zu Grunde liegen, die vornehmlich aber Gottfried von Monmouth sammelte. Seine Geschichte des britischen Reiches ward gleich den Märchenbüchern (Manibogion) eine Fundgrube der höfischen Poesie bei Romanen und Germanen, wie wir später darlegen

wollen. Hier sei noch erwähnt wie zwei alte Barden selbst zum Mythus werden. Dem Talieſin legen nicht blos ſpätere Jahrhunderte ihre allegoriſche Weisheit durch untergeſchobene Gedichte in den Mund, ſie laſſen auch leicht durch den bunten Schleier der Erzählung auf den Grund ſehen und in der Glanzſtirn, wie ſchon ſein Name beſagt, den Dichter erkennen, den Ceridwen, die bardiſche Muſe, ſelbſt geboren. Giwion, der den Keſſel rührt in welchem ſie den Trank der Begeiſterung, Weisheit und Zauberkunſt kocht, ſteckt den Finger, auf den drei Tropfen geſprüht, in den Mund und blickt dadurch in die Zukunft; als Haſe flieht er von Cerwidmen, ſie folgt ihm als Windhund; er verwandelt ſich ins Weizenkorn, ſie verſchluckt ihn als Henne; aber nach neun Monaten gebiert ſie ein Kind, wickelt es in einen ledernen Sack und wirft es in die See. Dort fiſcht es am erſten Mai der arme Elphin, und nennt das Kind nach der glänzenden Stirn. Der Knabe ſingt ſofort dem Bekümmerten ein Troſtlied und bezeichnet ſich ſelbſt als den durch alles Lebendige hindurchſchreitenden, in alle Geſtalten ſich verwandelnden Geiſt. Dann wird Elphin vom König Maelgon gefangen; aber Talieſin geht an den Hof, und die Barden die mit ihm wettſingen wollen bringen nur den Ton blerom blerom heraus, indem ſie mit dem Finger auf der Unterlippe wie auf einer Saite ſpielen; die angelernten Künſte machen ſich lächerlich vor dem Genius, bei deſſen Lied nun die Feſſeln Elphin's von ſelbſt abfallen, und ſo zeigt es die befreiende Macht der Poeſie; und es offenbart ſich der Dichter als wahrhafter Seher, wenn er dem König ein Strafgericht droht und ſofort der Sturm ſich erhebt daß der Palaſt in ſeinen Grundfeſten erzittert.

In Merlin dem Zauberer und Propheten ſind mehrere Geſtalten verſchmolzen und an ſeiner Sage hat ein halbes Jahrtauſend gedichtet. Ein Barde zu Arthur's Zeit, der nach verlorener Schlacht wie von wahnſinnigem Schmerz ergriffen ſich in den Wald flüchtete, iſt Merlin der Wilde, von dem auch bretoniſche Volkslieder ſingen. Eine ältere Geſtalt iſt Merlin Ambroſius, das Kind das ſeinen Vater nicht kennt, die Frucht der Liebe einer Britin und eines Römers. Der König Vortigern kann den Grund einer Burg nicht legen, das Blut des Knaben ſoll der Kitt werden, derſelbe aber entdeckt die Geheimniſſe des Orts, und man findet einen rothen und weißen Drachen; der letztere ſcheint überwunden, doch vertreibt er ſiegreich den andern; Merlin

deutet das auf die glückliche Erhebung der Kelten gegen die Sachsen. Und von hier aus ward er zum Träger der volksthümlichen Weissagung des Bardenthums, und Dichter des 12. Jahrhunderts legten ihm ihre eigene Hoffnung als Verkündigung der Zukunft in den Mund. So entstand unter andern der berühmte Gesang von Avallenau, dem Apfelgarten; dieser bezeichnet das Vaterland und das Leid Merlin's ist das des Volks; die Nymphe des Hains ist der Schutzgeist des Keltenthums, dem sie Rettung verheißt, und der Verfasser schildert in einer Reihe von Strophen die Vergangenheit in symbolischen Andeutungen, um dann in ähnlichem Tone von der Zukunft zu sagen:

Süßer Apfelbaum, Süßes bringt er hervor,
Wachsend in Celyddons Waldeinsamkeit;
Umsonst wird es sein nach seinen Früchten zu ringen,
Bis Cadwalladr kommt, der Herrscher der Schlacht,
Zusammen mit dem Adler der Ströme Towy und Teiwy.
Jeder wird haben sein Recht und Britannien freudvoll sein,
Singend zum Trinkhorn des Friedens Preislied.

Das Mittelalter machte einen Dämon zum Vater Merlin's und ging noch einen Schritt weiter: der Teufel selbst hat ihn als Gegensatz gegen Christus mit einer Jungfrau erzeugt; aber er hat nur den Leib der Schlummernden bewältigt, nicht ihre fromme Seele verführt, und so wird das Kind allerdings zaubergewaltig und der Zukunft kundig, aber ein Gott dem Herrn dienender Genosse von Arthur und der Tafelrunde, ein Prophet seines Volkes. Er wird in die Arthur- und Gralsage verflochten, und der ritterlich romantische Sinn macht aus dem wilden Wald, in den der alte Sänger flüchtet, ein Zaubergefängniß der Minne. Der schönen Viviane, seiner Geliebten, hat er seine magischen Künste anvertraut, und damit sie ihn allein für immerdar besitze, hat sie die blühende Weißdornhecke im Wald Brezlliande, wo sie sich der Minne gefreut, nachdem er entschlummert war, neunmal mit ihrem Schleier umzogen, und dem Erwachenden dünkt es er liege im festen Thurm. Niemand kann den Bann brechen, nur Viviane vermag aus- und einzugehen, doch blickt Merlin hinaus in die Welt und Vorüberwandernde hören seine Stimme.

Es war im Jahre 1100 daß König Grüffyd ap Kynan, aus der Verbannung aus Irland zurückgekehrt, eine große Bardenversammlung zu Kaerwys hielt, auf welcher eine Reihe technisch poetischer Gesetze angenommen und die Insel Mona (Anglesey)

zum Hauptſitz der neuen Schule gemacht wurde. Nun folgte während mehrerer Jahrhunderte zur Zeit der Troubadours und Minneſänger auch in Wales eine zweite Blütenperiode des Bardenthums, die ſich eng an die erſte anſchloß und in Ehren- wie Rügeliedern den nun durch die Angelſachſen unterſtützten tragiſchen Kampf der Kelten gegen die Normannen ſchürte wie abſpiegelte. In betäubender Pracht der Bilder und Klänge zeigt ſich eine bunte Miſchung leidenſchaftlicher Wildheit und ſtrenger feiner Künſtlichkeit. Gwalchmai, Owain Kyveiliog, Kyndelo und Trahaiarn-Kasnodin ſind unter vielen die gefeiertſten Namen. Eine Siegsode des erſtern vergleicht den König, dem ſie gewidmet iſt, mit Helden der Vorzeit, und durch die Erinnerung an ſie verherrlicht er gleich Pindar die Gegenwart. An dieſen erinnert überhaupt die bardiſche Darſtellungsweiſe, die im freien Flug der Begeiſterung hinſchwebt und da oder dort den Glanz der Dichtung auf Einzelnes ausſtrahlt ohne alles mit epiſcher Stetigkeit zu erzählen. Der Dichter preiſt den Helden vom Blut des Rodrich, und der Reim auf dieſen Namen beherrſcht die ganze Ode, während dazwiſchen kleinere Wortgruppen durch Binnenreime gebunden werden. Der Dichter ſieht die Schiffe furchtbar die See durchfurchen, er ſieht das Getümmel der Schlacht, Banner flatternd, Speere ſplitternd, Schwerter ſchmetternd; ſein Held ſteht feſt und ſiegt.

In Menais Meeresſtrom unzählig
Schwimmt Leib an Leib und ſtemmt und thürmt ſich, —
Thürmt blutig grollend, Blutſtröme rollend, zur Flut anſchwellend
die Ebbe ſich.

Owain Kyveiliog, ein Fürſt in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, preiſt ſeine hervorragenden Zeitgenoſſen auf die Weiſe daß er ſie alle beim Feſtgelag am Chriſtabend nach gewonnener Schlacht verſammelt denkt und den Schenken auffordert einem nach dem andern das Trinkhorn zu füllen. Das durchzieht wie ein Refrain das Gedicht; der Sänger reiht daran bei jedem aufgerufenen Namen das Lob ſeiner Thaten. Beſonders eingreifend iſt folgende Strophe:

Füll', Schenke, bei Gefahr des Todes das Horn zu Ehren des hohen Feſtes,
Das edle Hirlas, nimm's und füll' es voll bis zum Silberſchmuck des Randes;
Dem Tudor dort, dem Tapfern, reich es, dem Aar der Schlacht, voll klaren
Weines;

Ihm und Moreidig, Freund des Sanges, ſing ich zu Ehren der Lieder ſchönſtes,
Dem Brüderpaar ohn' Furcht und Fehle, adelicher Seele, hohen Sinnes!
Was ſie mir thaten, Gott vergelt' es, hülfreiche Wölfe wilden Kampfes,
Zum Schutz des Reichs, zum Trutz des Feindes, ſie Mochnant's Söhn' im Lande Powys!
Nehmt beide hin den Lohn des Liedes, weh, Todtenlieds! — verlaſſen wehe,
Seh ich ihren Sitz im Kreis des Mahles! Gefallen ſie! O weh des Leides!

Der Dichter ſchließt:

Füll', Schenk, nun mir das Horn mit ſüßer Kühlung, ſchwer war der Tag dem Streiter;
Aus kühnem Horns gefüllten Silber trinkt ſeiner Mühe verdienten Lohn er.
Der Könige ſorgenvollen Schlummer kennt keiner als Gott und ich ſelber.

In einem Klagelied auf König Madog's und ſeines Sohnes Tod ruft er aus: Vergehn laß, Gott, die Welt in Verzweiflung! und fährt dann fort, indem er den Lieblingsaufenthalt des Freundes ſchildert, in einem Versmaß, das die dritte Zeile der Strophe in der Mitte der vierten reimen läßt:

Mit Schmerzen ſei mir gegrüßt,
Du Palaſt, wo der Dwy fließt,
Raſen ſanft am Prachtgebäu,
Wo ſtündlich neu mein Gram ſprießt.

Gegrüßt ſei mir, du Wieſengrund,
Garten wol den Barden kund,
Thor, das ſtets von nah und fern,
Den Gäſten gern offen ſtund.

Am Ende ſchwillt die Klage in einer Reimweiſe an, die in jeder Strophe dieſelben Endconſonanten hat, aber mit den Vocalen vor ihnen wechſelt.

Mit Madog ſchwand alle Luſt,
Wüſt' ohn' ihn Wieſ' und Palaſt,
Die Meut' im Stall heult verwaiſt
Arbeit ſchläft und Werth verweſt.

Weh, todt mein milder Herr nun,
Starr im Grabe die Kraft des Leun!
Wenn Schmerz das Herz brechen kann,
Breche meins in zwei Hälften!

Wie am Ende die Dichtkunſt in Tonwitz, in Wort- und Klangſpielerei ausartet, zeige eine Stelle aus der um 1300 geſungenen Klage Trahaiarn-Kasnodin's:

Schwere Kund' ins Herz mir flog
Der Noth:
Weh todt Dyveds Herzog!
Schwarzer Schmerz den Tag umzog,
Muthlos die Welt ohne Madog!
Entriſſen jetzt Freud und Fried
Den Barden auf Erden ſeit er ſchied.
Sieg ſiecht, Sang bangt, Lohn entflieht,
Preislos ohn' ihn das Preislied!

Nachdem das Volk bezwungen war, wandte ſich die Bardenpoeſie mehr auf Stoffe des häuslichen Lebens und ſang nun auch von der Liebe in freiern Formen. David ap Gwilyn löſte die Strophen auf und reimte paarweiſe die Verszeilen, jedoch ſo, daß die Alliteration innerhalb derſelben durchklang, und daß die Reimſilbe in der einen Zeile den Accent, in der andern den Tiefton hat, was bei uns ſich ſchlecht macht; z. B.:

Einſammelnd den Seim des Lieds,
Nachtigall, Enkel David's.

Es kann ſicher nicht fehlen daß in der Maſſe der Bardenpoeſie viel Wortſchwall, viel conventionelles Preiſen und Klagen in herkömmlichen Bildern und Wendungen die Friſche der Empfindung erſetzt und einer den andern in Redekünſten zu überbieten ſucht. Selbſt die Lektüre der Geſchichte der welſchen Literatur von Thomas Stephens macht daher mitunter einen ermüdenden Eindruck, und er ſelbſt findet in der Bardenpoeſie mehr Künſtelei als Seele. Sie bietet uns das erſte Beiſpiel einer jahrhundertelang gepflegten Kunſtdichtung, die auf das Techniſche und Formale den Nachdruck legt und der Bildung der Zeit ihr Gepräge gibt. In den Triaden, in welchen die Barden nach alter Sitte die Ergebniſſe des Nachdenkens wie die Ereigniſſe der Geſchichte zuſammenfaßten, wird die Vermehrung des Guten, die Erweiterung der Erkenntniß, die Erhöhung des Genuſſes als Zweck der Poeſie genannt; ihre Zierde iſt die Vereinigung des Wahren und Wunderbaren, des Schönen und Weiſen, der Natur und Kunſt. Da wird denn auf die ſchmuckvollen Umſchreibungen beſonders Gewicht gelegt. Statt Verſtand ſage man Auge des Geiſtes, Ohr der

Vernunft, rechte Hand des Nachdenkens; ſtatt Stern Edelſtein des Luftgewölbes, Auge der Heiterkeit, Kerze Gottes; ſtatt Zephyr Lächeln der Lüfte, ſtatt Welle Drache der ſalzigen Tiefe oder Blüte des Oceans. Wenn dann Macht, Weisheit und Liebe als die Eigenſchaften Gottes und die Urſache alles Seienden genannt werden, ſo ſtimmt das ganz mit Abälard's Theologie überein, und eine tiefſinnige Verbindung chriſtlicher mit volksthümlicher Weisheit liegt in jenen Sprüchen die es als die dreifache Glückſeligkeit bezeichnen: an jeder Natur theilzuhaben und doch in einer vollendet zu ſein; jeder Form des Geiſtes angemeſſen, doch in einer hervorzuragen; die Liebe aller Weſen, und doch concentrirt in einem, in Gott. Die drei Erneuerungen im Kreiſe der ewigen Glückſeligkeit ſind Wiederherſtellung des urſprünglichen Charakters, aller Erinnerung und alles deſſen was man geliebt hat. Liebe, Wahrhaftigkeit und Muth heißen die drei Hauptzierden der Weisheit. Dem Manne ziemt Kraft im Unglück, Selbſtbeherrſchung im Glück und Erhebung zu Gott in Leiden. Den Armen zu helfen, Feinden Gutes zu thun und für das Recht ſtandhaft zu dulden ſind drei Gott wohlgefällige Dinge. Ein Unglücklicher, ein Weib, ein Fremder, ſollen bei der Gaſtlichkeit den Vorzug haben. Dagegen ſieht man drei Dinge am liebſten aufgehangen: einen naſſen Hut, einen geſalzenen Lachs und einen Geizhals. Drei Schutzwaffen hat das andere Geſchlecht, das Kind ſeine Unſchuld, das Mädchen ſeine Schönheit, das Weib ſeine Zunge. Drei Dinge in der Welt hat das Volk der Kimren am beſten: Bardenthum, Recht und Geſang.

Auch als die engliſche Herrſchaft begründet war, blieben doch die Barden Pfleger und Träger der nationalen Erinnerung, Sprache und Geſinnung in Wales, und unter Eduard III. ward ein Convent (Eistedvod) gehalten zur Feſtſetzung neuer Formen und Rhythmen wie zu poetiſchen Wettkämpfen; ebenſo unter Heinrich VI. und VII. und unter Eliſabeth, und die neuere Zeit, die der Erforſchung des Alterthums ſich zugewandt, hat auch die alten Formen zur Pflege der keltiſchen Literatur wieder erweckt. Den Hauptanſtoß hierzu gab ein Dichter des 18. Jahrhunderts, Macpherſon, ein Genoſſe von Thomſon und Young, gleich ihnen aus der nüchternen Regelrichtigkeit des franzöſiſchen Geſchmacks durch den Erguß des eigenen Gefühls heraustretend, aber genialer als beide, indem er die brütende Schwermuth des einen und die ſentimentale Naturempfindung des andern nicht in

Betrachtungen und Schilderungen ſich endlos und haltlos ergießen ließ, ſondern an die alten Ueberlieferungen der Sagenwelt anſchloß. Die Geſtalten blieben indeſſen ohne plaſtiſche Klarheit und gleichen den Nebelgebilden und Geiſterſchatten auf der Heide im Mondſchein, und die melancholiſche Stimmung und ihr lyriſcher Ausdruck lagert ſich ſchwer über die Erzählung der Ereigniſſe, und ſtatt einfacher, kräftiger, wenn auch roher Naturlaute vernehmen wir eine gebildete, ja vornehme Sprache in ſeltſam dämmeriger Verſchwommenheit. Aber Macpherſon hat es verſtanden die Wendungen und Nachklänge der Volkspoeſie, wie er ſie im Hochland von Jugend auf vernommen, ſeinen Dichtungen zu verweben, die brütende Melancholie der eigenen Zeitſtimmung an die Klage um Heldentod und Völkeruntergang anzuknüpfen, die den Grundton der Bardenlieder bildet, und ſo iſt ſein Oſſian zwar keine Ueberſetzung nach dieſem ſagenhaften Dichter, ſondern eine freie Schöpfung, aber auf alterthümlicher Grundlage und ein Werk des keltiſchen Geiſtes, der in dem Verfaſſer fortlebte. Es iſt in der That der Nachhall der altkeltiſchen Poeſie, der nach langer Verborgenheit wieder hervortönte, und damals ganz Europa, den jungen Goethe wie den jungen Napoleon bezauberte. Wir ſagen mit F. K. Meyer: Eine ſeltſame Miſchung glühender Farbe und nebelhafter Zeichnung, eine merkwürdige, eintönig melodiſche Gegenſätzlichkeit wilder Leidenſchaft und didaktiſcher Ruhe, ſchmetternder Klage und tiefſinniger Weisheit, zähen Lebensübermuthes und ewigen Todes, und durch alle Kraft und Pracht der Einbildung und Empfindung, alle ſtille Tiefe druidiſcher Belehrung immer durchzuckend das dunkle Bewußtſein eines unaufhaltſam dahinſchwindenden, unrettbar untergehenden Zeitalters und Menſchengeſchlechts: das ſind im weſentlichen die durchblickenden Züge echter Poeſie im Oſſian, und das zugleich, nur reiner und rauher, reicher und gebundener die vortretenden Hauptzüge in der geſammten keltiſchen Lyrik. Keinen tiefſinnig wildern, künſtleriſch rauhern, nebelhaft erkenntnißreichern Grübergeſang kennt die Literaturgeſchichte als die altkimriſchen Lieder.

Irland iſt die Wiege der Fiuſage. Die Fiona oder Fena, die Blonden, waren die jüngſten Einwanderer, und unter ihnen ragte die lichte Sippe, Uaſin, hervor. Sie wurden im 3. Jahrhundert durch den belgiſchen König Kaipre Kinkait geſchlagen und vernichtet, aber gerade aus dieſem blutigen Untergang taucht die Heldengeſtalt eines Königs Fin hervor, den der Zuſatz Gal als

Fremden bezeichnet, und nach den Sängern, die ſich ſelber Nachkömmlinge der Uaſin nennen, wurde ihm ein Oiſin als Sohn und Barde beigegeben. Dieſem hat dann Macpherſon ſeine Nachdichtung in den Mund gelegt. Gigantiſche Thaten, wunderbare Verwandlungen, märchenhafte Gebilde miſchen ſich mit geſchichtlichen Erinnerungen, namentlich auch mit den Liedern von einem Kriegerorden der Ritter vom rothen Zweig, und die alten Namen ſind bis heute in Irland an Berge, Höhlen, Seen geknüpft, ja ſind auf ähnliche Art auch in Schottland localiſirt worden, als die Erzählungen und Geſänge dorthin übergingen und dort heimiſch wurden. Die Häufung maleriſcher Beiwörter, die Macpherſon hat, kommt auch ſchon in alten Liedern vor, den wilden düſtern Charakter aber hat die Dichtung erſt in Schottland angenommen; doch iſt ſie auch in Irland ſchon voll tiefen Ernſtes und die Schlacht von Gabra bildet auch hier einen tragiſchen Schluß, ein blutiges Abendroth um die Heldengeſtalten der Vorzeit; dort fallen die Finier alle bis auf Einen, den Oiſin, durch den nun ſchon die iriſche Sage die neue Zeit, die chriſtliche, an die heidniſche knüpft, indem ſie ihn in Zuſammenhang mit dem heiligen Patrik bringt, der die Inſel im 5. Jahrhundert bekehrt; er ſoll zum Maifeſt nach der Halle von Tara gekommen ſein, als der Sitte nach alle Feuer ausgelöſcht waren um von der einen Flamme auf dem Altar des Sonnengottes wieder entzündet zu werden, aber ſie verſank als Patrik ſeinen Stab gegen ſie erhob. Oiſin hat zwei Jahrhunderte bereits ſelig verträumt im Lande der ewigen Jugend, da ergreift ihn Sehnſucht nach ſeinem grünen Eirin mit den wilden Felsklüften, den klaren Seen und dem brauſenden Meere, und er kommt zur Erde zurück, aber niemand kennt ihn, alles iſt anders geworden. Er trifft mit Patrik zuſammen, der ihn zu bekehren ſucht, und wird in den Wechſelgeſängen mit ihm der Träger der altheidniſchen Erinnerung und ihres Gegenſatzes gegen das Chriſtenthum, das dem Volk ſeinen Himmel und ſeine Götter genommen. Denn wenn ſein Vater und ſeine Freunde nicht in dem chriſtlichen Himmel ſind, ſo will auch er nicht hinein; klingt doch ihm das Bellen der Meute beſſer als das Betgeplapper und Geklingel der Pfaffen. Und dann ziehen vor ſeiner Seele die alten Helden, ihre Thaten und Schickſale, ihre Jagden, ihre Liebesabenteuer vorüber, und er erzählt nun davon in kräftigen Tönen, in vierzeiligen Strophen mit Stabreimen und Aſſonanzen. Da hören wir auch wie Fin eines

Tages von einer flüchtigen Hindin weit ab nach einem See im Walde gelockt wird, und am Ufer ſitzt ein ſchönes Weib,

Die Wangen friſchen Roſen gleich, der Purpurbeer' ihr ſüßer Mund,
Der Hals wie Frühlingsblüten weiß, der ſchneeige Buſen glatt und rund;

Goldglanz ihr Haar, ihr Aug' ein Stern, der mild vom blauen Himmel blickt, —
O Patrik, wenn du ſie geſehn, ihr Zauber hätt' auch dich umſtrickt.

Sie weint um einen Ring, der ihr ins Waſſer gefallen; er taucht in die Flut hinunter und holt ihn herauf, iſt aber dadurch ein Greis geworden. Lange ſuchen ſeine Genoſſen nach ihm, fragen bei ihm ſelbſt, den ſie nicht erkennen, nach dem verſchwundenen Häuptling und wollen nicht glauben daß er es ſei, bis ſie endlich ihn auf ihren Schilden nach der Feengrotte tragen, wo die Zauberin ihm den Heiltrank der Wiederverjüngung reicht.

Wir kehren zum Schluſſe wieder nach Frankreich zurück, wo de la Villemarqué die bretoniſchen Volkslieder geſammelt hat, deren wir uns auch im Deutſchen durch die Ueberſetzungen von Moriz Hartmann und Pfau, von Keller und Seckendorf erfreuen. Sprache und Sitte haben ſich dort wenig geändert, und heute noch ſingt das Volk neue Lieder zu den alten, die es von den Ahnen ererbt hat. Auch dort hatten nach der Einführung des Chriſtenthums die Barden fortbeſtanden, um die Kenntniſſe der Natur und Geſchichte zu erhalten, die Liebe zur Tugend und Weisheit zu verbreiten, die Jugend zu erziehen. Aus Schützlingen der Stammhäupter wurden ſie im Mittelalter Familienpoeten des Adels und verloren ſich allmählich unter den Volksſängern, gegen die ſie anfangs eiferten, ſodaß die Poeſie nicht in Formkünſtelei erſtarrte, aber die Naturlaute präciſer, abgerundeter und harmoniſcher wurden. Die Prophezeiung des Barden Gwenchlan (im 5. Jahrhundert) ſieht im Bilde eines Kampfes des Seepferdes mit dem Waldeber den Streit des Volkes gegen die Fremden und hört den Adler zu den Vögeln ſchreien:

Nicht Fleiſch von Hund und Lämmern faul und todt,
Nein, Chriſtenleiber thun uns heute noth!

Dann fährt der Barde fort dem Fürſten, der ihn hat blenden laſſen, Unheil zu weiſſagen:

Sag' an, du alter Rabe von dem Meer,
Was trägſt du da in deinen Krallen her?
„Das Haupt des fremden Herzogs trag ich hier,
Nach ſeinen rothen Augen lüſtet mir;
Ihm reiß ich beide Augen aus dem Haupt,
Der dir die Augen und das Licht geraubt."
Und du, o Fuchs, gib Antwort und ſag' an,
Was trägſt du her? Vom Blute trieft dein Zahn.
„Es iſt ſein Herz, das ich vom Schlachtfeld trug,
Das war wie meines falſch und voller Lug."
Und du, o Kröte, ſag' und thu' mir kund,
Warum doch lauerſt du an ſeinem Mund?
„Am Winkel ſeines Mundes harr' ich ſtill,
Am Weg der Seele bis ſie fliehen will;
Sie bleibt in mich gebannt endloſe Zeit,
Bis daß ſie abgebüßt das ſchwere Leid,
Das Leid das ſie dem Barden angethan,
Der nicht mehr weilt in ſeiner Heimat Clan."

Ein Gedicht, Arthur's Marſch, zeigt uns wie der alte Sturmgott und ſein Heer auch im Bewußtſein der Kelten mit hiſtoriſchen Perſonen oder Helden der Sage verſchmolz. Ein Jüngling erwacht und weiſt dem Vater die geheimnißvolle Reiterſchar.

Sie reiten übers Gebirge leis,
Sie reiten auf Pferden grau und weiß,
Der Odem der Pferde gefriert zu Eis.

Schau wie die Schlange ſich windet und biegt
Hinter dem Banner das wallt und fliegt,
Es wallt vom Winde des Todes gewiegt.

Ueber die Berge ſchlägt ſie den Reif,
Neun Speerwurfslängen mißt der Streif
Von dem Kopfe bis an den Schweif.

Das iſt Arthur's Heer, und der Vater verlangt nach Pfeil und Bogen, und ſchon erdröhnt der Schlachtgeſang von Berg zu Berg, das Volk hat ſich erhoben, darum iſt auch der Held der Vorzeit ausgezogen.

Und wenn wir fallen in Kampfeswuth,
So taufen wir uns mit eigenem Blut
Und ſterben im Herzen frohgemuth.

Und wenn wir ſterben blutigroth,
Wir ſterben nach altem Bretonengebot,
So kommt uns nie zu früh der Tod.

Der eigentliche Volksheld aber ist Morvan, genannt Lez-Breiz, die Hüfte der Bretagne. Er ist jener Knabe, der in seiner Waldeinsamkeit einen Ritter vorüberreiten sieht, für den Erzengel Michael hält und nun vom Rittersinn ergriffen hinauszieht in die Welt, und der Vorfechter seines Volks im Kampf gegen die Fremdherrschaft wird; er schläft in Bergesgruft und wird einst wie Barbarossa erwachen. Dann ist Neumeoiu, der den Sohn im Kriege gegen die Franken verloren hat, und nun den Tribut an Karl den Kahlen mit drei Säcken voll Kieselsteine zahlt und dem Seneschall das Haupt abschlägt um das Gewicht damit voll zu machen. Da wird Alan der Fuchs gepriesen, der kühne Jäger, der im 10. Jahrhundert das Volk gegen die Unterdrücker aufrief; da ernteten die Bretonen mit Schwertern statt mit Sicheln, und droschen nicht mit hölzernen Flegeln, sondern mit Eisenketten und Rosseshufen. Eine Jungfrau, die sich lieber den Tod gibt als sie ihre Reinheit von dem Junker beflecken läßt, bietet den Anlaß daß Guesclin sein Löwenhaupt gegen die Feinde schüttelt, und eine Bäuerin, die den fürstlichen Falken erschlug der ihr Huhn gewürgt, ruft die Bauern im Jahre 1008 zur Johanniswacht auf die Berge; und sie ergreifen die Feuerbrände und ziehen vor das Schloß es einzuäschern. So kann man bis in die Neuzeit hin eine poetische Geschichte der Bretagne den Berichten der Chroniken zur Seite stellen. Daneben finden wir Balladen die verwandte Stoffe mit germanischen und slawischen Volksliedern behandeln und an Energie und Empfindung dem Besten gleichstehen was Deutschland oder Schottland auf solchem Gebiet hervorgebracht, wie die Ballade vom Hochzeitsgürtel. Der Bräutigam hat ihn der Braut in der Nacht ehe er zur Heerfahrt über See aufbrechen muß noch gegeben; weinend saß er am Herd, die Maid auf seinen Knien. Da folgt ein Anklang an die Tagelieder.

Und als der Morgen kam, der Ritter zu ihr sprach:
„Schon hat der Hahn gekräht, bald kommt die Sonne nach.“ —
„Unmöglich süßes Lieb', du hast es nur gemeint,
Das ist das Mondenlicht was über die Berge scheint.“
Er ging. Auf seinem Weg die Elstern riefen: Bleib!
Das Meer, das Meer ist falsch, doch falscher noch das Weib!

Im Herbst hat die Maid ein Gesicht daß ihr Geliebter auf dem Schiffe im Kampfe zu den Todten blutend sinke, und zur

Weihnachtszeit ist sie die Braut eines andern. Und wie der Geliebte heimkehrt, da sammeln sich die Spiel- und Bettelleute die Hochzeitssuppe zu empfangen; er setzt sich als armer Mann unter sie, die Neuvermählten tragen nach Bretonensitte die Speisen herum, der Bräutigam bietet einer Bettlerin, die Braut dem unbekannten Fremden die Hand zum Reigen.

Und als er mit ihr tanzt, er neigt sich zu ihr vor,
Mit bleichem Lächeln sagt er flüsternd ihr ins Ohr:
Wo ist der Ring von Gold, den ich euch gab einmal,
Ein Jahr ist's, Tag für Tag, in diesem selben Saal.

Und er stößt ihr das Messer ins Herz.

Im Kloster zu Donlaz ist ein Marienbild,
Das einen Gürtel trägt, draus rothes Feuer quillt.
Wer übers Meer gebracht den Gürtel von Rubin?
Der Mönch der vor dem Bild liegt büßend auf den Knien.

Dagegen hält die holde Gwennolaik ihrem Milchbruder die Treue und will von keiner andern Liebe wissen, auch als er in der Schlacht gefallen ist. Die Stiefmutter will sie vermählen, weinend sitzt sie auf dem Lager, da pocht's um Mitternacht ans Fenster, Nola ist's, der Geliebte, und sie schwingt sich zu ihm auf das weiße Pferd.

Wie reiten wir schnell, mein Bruder, schon hundert Meilen gar!
Mir ist in deinen Armen so wohl wie mir niemals war.

Heulend flieht die Eule wo sie vorüberfausen. Ist es noch weit zu deiner Mutter, noch weit zu deinem Schloß? Nicht mehr weit. Und so reiten sie fort und hinüber ins Land der Seligen, wo Knaben und Mädchen um die grünen Apfelbäume tanzen, wo sie aus einem klaren Brunnen trinken und in neuem Leben die Aeltern wiederfinden in lauter Wonne. — Wie dies Gedicht an unsere Lenore, so erinnert ein anderes an Olaf. Die Gemahlin Nann's ist Mutter zweier Kinder geworden, und er reitet zu Wald ihr ein junges Reh zu erjagen; da kommt er zur Feengrotte.

Ein weicher Rasen war zur Stell',
Herr Nann stieg ab und trank am Quell.

Am Quell die Fee gelagert war,
Sie kämmt ihr langes blondes Haar.

Sie kämmt es mit goldenem Kamme, und verlangt daß Nann augenblicklich ihr Gemahl werde, ſonſt ſei er in drei Tagen todt. Aber er möchte lieber zur Stunde ſterben als die Fee freien und dem geliebten Weibe die Treue brechen. Doch wie er heimkommt, ſpürt er den Tod im Herzen, und die Wöchnerin, der ſie ſeine Geſchicke verheimlicht, ſieht beim erſten Kirchgang das friſche Grab und ſinkt darauf hin um nicht wieder aufzuſtehen.

Der Schluß erinnert an ſerbiſche Lieder:

Ein Wunder war's wie in der Nacht
Da man ſie zu ihm ins Grab gebracht
Zwei Eichen ſich hoben in die Luft,
Zwei Eichen über die friſche Gruft.
Es ſaßen in ihrer Zweige Schos
Zwei weiße Tauben mit frohem Gekos;
Sie ſangen wie der Tag begann,
Dann flogen ſie zum Himmel hinan.

Die mannichfachen Feſte haben mit den alterthümlichen Bräuchen die urſprünglichen Lieder bewahrt, geben aber dabei auch Gelegenheit zu neuen. Die ruheloſe ſchmerzliche Sehnſucht der Liebe kann niemand anmuthiger im Bilde ſchildern als der arme Schüler des bretoniſchen Volksliedes:

Ich liebe dich Süße und finde nicht Raſt,
Der Nachtigall gleich auf dem Hagedornaſt;
Sie ſchlummert; da ſticht ſie der Dorn; ſie erwacht;
Da ſteigt ſie zum Wipfel und ſingt durch die Nacht.

Im Maiblumenlied, das de la Villemarqué von zwei Bäuerinnen ſingen hörte, iſt der Tod in der Jugend nicht minder rührend und hold beſungen. Es heißt dort:

Zum Brunnen ging ich in der Nacht,
Da ſang die Nachtigall ſüß und ſacht.

Es flieht der ſchöne Monat Mai
Und mit den Blumen iſts auch vorbei.

Glücklich wer in der Jugend ſtirbt,
Und den der Tod im Frühling wirbt.

Denn wie die Roſe vom Stengel fällt,
So ſcheidet die Jugend aus der Welt.

Die in der Jugend nimmt der Tod
Die wird bedeckt mit Rosen roth.

Aus Blumen steigt sie zum Himmel empor
Wie der Falter fliegt aus den Rosen empor.

Wie schon aus den mitgetheilten Proben der keltischen Poesie, der Bardendichtung wie der Volkslieder hervorgeht, wollen wir zum Schluß noch betonen daß von hier aus neben den Stoffen auch noch ein neues Formprincip in die europäische Literatur gekommen: der musikalische Reim tritt an die Stelle der Rhythmenplastik des classischen Alterthums; das Wort selbst ist vom keltischen rhim, Zahl, Maß, Vers abzuleiten. Wie bei den Arabern im Orient so ward er bei den Kimren im Occident mit einer Macht und Mannichfaltigkeit ausgebildet, welche zu dem ursprünglich Natürlichen die regelrechte Künstlichkeit gesellt. Die antike Poesie hatte die Leiblichkeit der Sprache schön gestaltet, die Silben nach der Zeitdauer gemessen, die wir bei dem gedehnten oder kurzen Vocal, bei dem Zusammentreffen der Consonanten aufwenden, und danach in einem gesetzlichen Wechsel von Längen und Kürzen ohne Rücksicht auf die geistige Bedeutung der Silben in der auf- und absteigenden Linie des Rhythmus den ganzen Satz umschrieben, jedem Wort die unverrückbare Stelle gegeben, den Vers einer gegliederten und in sich geschlossenen organischen Gestalt ähnlich gemacht. Die neuern Sprachen betonen durch den Accent die sinnschweren Silben, die Wurzeln, und unterscheiden sie als Hebungen von den tonlosen Senkungen; sie zeichnen die bedeutenden Worte im Satz dadurch aus daß sie ihnen den gleichen An- oder Auslaut geben; dadurch sind solche als die Träger des Gedankens zugleich untereinander verbunden. Wir haben das Gefühl daß in dem Klang des Wortes ein Tonbild der Sache gegeben wird; klar, dumpf, Blitz, Welle, diese und andere Laute lassen das Ohr die mit ihnen verknüpfte Vorstellung empfinden; ihr Klangcharakter aber prägt sich dadurch ein daß er wiederholt wird, und damit erscheint er wieder als das Hauptsächliche im Satz, und tritt an das Ende des Verses den er abschließt. Der Reim ist umgekehrt schon deshalb für das Griechische und Lateinische minder geeignet, weil er dort selten auf die Stammsylben, meist auf die Flexionsendungen fällt, während er in den neuern Sprachen die accentuirten Wurzeln selbst hervorhebt. Das Geistige, das Innere und sein musikalischer Aus-

druck wird in der Sprache der Poesie zum Princip. Bei den Hebräern hatte jenes einseitig vorgewaltet und die Kunstform war dadurch im Parallelismus der Rede zum Rhythmus des Gedankens geworden; nun kommt das sinnliche Element hinzu, und die einander entsprechenden Satzreihen werden auch durch den Gleichklang der Schlußworte aufeinander bezogen, sie klingen nun auch dem Ohr harmonisch zusammen. Der einzelne Vers ist hier nicht wie der Hexameter gleichsam eine plastische Gestalt für sich, er gilt erst in der Wechselbeziehung zu seinem symmetrischen Gegenbilde, wie in der malerischen Gruppe eine Figur auf die andere hinweist. Aehnlich erfreut sich das Auge an der Wiederholung, dem Contrast und der Harmonie der Farben, und der subjective, von seinem Gefühl ausgehende Sinn spielt bei den Arabern wie bei den Kelten und Germanen im Mittelalter mit Linien und Farben ohne Rücksicht auf die Gegenstände der Natur, die der Hellene treu nachbildete.

Bei Aeschylos wie bei Aristophanes gewahrt man deutlich daß sie Reimklänge zu malerischer oder musikalischer Verstärkung des Rhythmus mit Bewußtsein anwandten; gaben doch auch die Plastiker ihren Werken einen Farbenton. Cicero erwähnt das bekannte Bruchstück aus einer Tragödie des Ennius, und sagt daß Andromache's Trauer hier in Wort und Versform einen trefflichen Ausdruck gefunden:

Haec omnia vidi inflammari,
Priamo vi vitam evitari,
Jovis aram sanguine foedari.

Häufig reimen bei Ovid die zwei Hälften des Pentameters aufeinander. Den vielen Ausländern aber die zur Kaiserzeit in Rom zusammenströmten, mußte es schwer werden, die vom Accent der gewöhnlichen Rede so verschiedene Prosodie zu handhaben, und wie die Spannkraft des antiken Geistes schwand, lockerte sich das Band der rhythmischen Kunstformen, man hielt sich an Trochäen und Jamben, die leichtesten, der Prosa nächsten Versformen, und ersetzte die Quantität durch den Accent. So wurden die altchristlichen Hymnen gedichtet und Reime stellten ungesucht sich ein. So bei Ambrosius:

Somno refectis artubus
Spreto cubili surgimus,

Nobis, pater, canentibus
Adesse te deposcimus.

Oder waren sie beabsichtigt? Ambrosius war ein Gallier. Zu ihm kam der Afrikaner Augustinus und schrieb seine Trochäen gegen die Donatisten, die oft reimend ausklingen, z. B.:

Saeculi finis est litus, tunc est tempus separare.
Quando retia ruperunt, multum dilexerunt mare.

Es sind irländische Kirchenlieder in denen der Reim mit voller Absicht steht, z. B.:

Patrici laudis semper dicamus,
Ut nos cum illo semper vivamus.

Es sind die Irländer Columban und Gal die das Kloster Sanct-Gallen stifteten, wo unser Otfried geboren ward, der den Reim in die deutsche Dichtung einführte. Längst hatten die Barden damals ihre geregelte Reimkunst, und an die Dreigliedrigkeit des Druidenthums und bardischer Gedichte knüpft sich mir das dreifach gereimte dies irae, dies illa. Die Germanen hatten ursprünglich den Anlaut oder Stabreim, der in den Redensarten Mann und Maus, Kind und Kegel erhalten ist; die Kelten legten den Nachdruck auf den Auslaut und stellten diesen wieder folgerichtig an den Ausgang der Verse; die Barden fügten auch innerhalb derselben mancherlei Klangspiele hinzu. Ein cambrischer Spruch sagt:

Wer sich dem Sang und Klang ergibt, die Harfe wie die Geige liebt,
Den labt das Lieblichste fürwahr was Erd und Himmel bietet dar,
Wem nicht ein Lied zu Herzen spricht der liebt der Liebe Tugend nicht;
Er ist und bleibt ohn' Unterlaß mit Menschen und mit Gott in Haß.

D. Das Germanenthum.

Wir können die Germanen den jüngsten Zweig der Arier nennen, insofern sie am spätesten die Wohnsitze fanden wo sie sich volksthümlich gestalten und in die Weltgeschichte fortbildend eingreifen sollten. Daraus ergibt sich der Vorzug daß wir nicht blos aus den eigenen Sagen Kunde über ihr Alterthum gewinnen, sondern auch aus den Berichten der Römer, die bei dem ersten

Zuſammenſtoß mit ihnen ahnten daß hier nicht blos um Ruhm, ſondern um Fortbeſtand des Staats gekämpft werde, weshalb ſie den kimbriſchen Schrecken nie wieder vergaßen. Ein günſtiges Geſchick hat es gewollt daß der größte Geſchichtſchreiber Roms mit Meiſterhand Natur und Sitte der Deutſchen ſchilderte, und daß hoch im Norden das äußerſte Thule der Alten, Island, die heidniſche Götter- und Heldenmythe in dichteriſcher Form gerettet hat.

Ihre Naturkraft gab den Germanen jene Sicherheit gegen Menſchen und Götter, das Gefühl und den Sinn für perſönliche Selbſtändigkeit, der mir ihres Weſens Grundzug dünkt. Das Princip der ſubjectiven Freiheit, welches das Hellenenthum auflöſte, ward hier der Quell eines neuen Lebens. Im claſſiſchen Alterthum war der Staat als Stadtgemeinde das Höchſte, der Menſch ging im Bürger auf und der Einzelne war um des Ganzen willen da, in deſſen Wohlordnung er ſich einfügte; wir aber betrachten die Gemeinſchaft als das Mittel daß jede Individualität ihre Eigenthümlichkeit verwirkliche, uns iſt das Geſetz um des Menſchen willen, und nur die Innerlichkeit der Geſinnung, nur das eigene Erkennen, nur die Selbſtbeſtimmung gibt uns Frieden. In der Urzeit ſiedelte ein jeder ſich an wo ein Baum, ein Quell ihn labte, und in dieſem Auseinanderrücken ſind ganze Stämme zerbröckelt, während die Griechen und Römer früh in Städten zuſammendrängten, und ſolche erſt unter dem Einfluſſe ihres Geiſtes bei uns gebaut wurden. Aber was bei ihnen das Ergebniß vieler und langwieriger Kämpfe war, das Bewußtſein der Gleichberechtigung und der gemeinſame Antheil aller am öffentlichen Leben, damit begannen die Germanen, und ihre Volksverſammlung entſchied über Krieg und Frieden, ſprach das Recht und ordnete die gemeinſamen Angelegenheiten. Die Unverletzbarkeit der Perſon ward ſo hoch gehalten daß ſelbſt der Mörder nicht an ſeinem Leibe geſtraft werden, ſondern ein Wergeld zur Sühne zahlen ſollte, und die Gottesurtheile legten die ſchwierige Entſcheidung über das ſtreitige Recht in die eigene Hand der Kämpfenden. Ja die Freiheit des eigenen Willens geht bis zur Selbſtentäußerung fort, und der Germane der beim Becher die eigene Perſon als letzten Preis im Würfelſpiel geſetzt, überliefert ſich dem Gewinnenden zum Knecht. Er hält auch hier ſein Wort. Unfreie überhaupt waren die Kriegsgefangenen als Knechte, die Einwohner eines eroberten Landes als Hörige oder

Hinterſaſſen. — Nach eigener Wahl ſchloß ſtreitluſtige Jugend einem durch Geiſt und Kraft hervorragenden Manne ſich an, die Treue war das Band zwiſchen dem Häuptling und dem Gefolge; es galt mit ihm zu ſiegen oder zu fallen. In der Heldenſage zieht Wolf Dietrich arm und einſam einher um ſeine gefangenen Dienſtmannen zu finden, und ein Königreich, einer Kaiſerin Minnegunſt hat keinen Werth und Reiz für ihn bis er jene befreit hat; die Mannentreue für die Königin Brunhild treibt den Hagen bis zum Mord gegen Siegfried, läßt ihn aber auch ausharren ſtark und feſt im brennenden Saale unter den Schwertern der Feinde, und die Burgunderkönige verſchmähen es ihn auszuliefern und unbeſchädigt heimzukehren, ſie gehen mit ihm der Todesnoth entgegen. Eine Blutsfreundſchaft durch eigene Wahl ſchloß man indem Freunde ihr Blut zuſammenrinnen ließen, während ſie unter einem Raſenſtücke niederknieten, das von zwei Geren emporgehalten ward. Dagegen gipfelt das Böſe im Verrath, und Geſchichte wie Dichtung brandmarken die Judasthaten Segeſt's und Ganelon's. Das Gefühl der perſönlichen Selbſtändigkeit erfaßt ſich ſelber in der Ehre, und ſie wird eine Triebfeder des Handelns und ein Motiv der Poeſie, welches das Alterthum nicht kannte.

Man rühmt von der deutſchen Sprache daß ſie für Gemüth das Wort gefunden habe. Es iſt die ſelbſtinnige Einheit der Seele in ihrer Lebensfülle; alle Gedanken und Strebungen quellen aus der Tiefe des Gefühls und ſind eingeſchmolzen in ſeiner Wärme; aber vieles bleibt auch in der Stimmung und Ahnung beſchloſſen, und das dämmernde Träumen kommt langſam zur Klarheit und zum Entſchluß. Daher erſcheint das germaniſche Weſen wol unerſchöpflich, aber ſeine Entwickelung braucht Zeit; durch die ſich hingebende Empfindung wird es geſchickt Fremdes in ſich aufzunehmen und die alte Welt nicht blos mit dreinſchlagender Stärke zu zertrümmern, ſondern auch fortzubilden. Gemüth und Phantaſie erſcheinen als Factoren der mittelalterlichen Geſchichte wo ſie ihre glänzenden Höhen erreicht, ſie ſind Mächte im Leben und Geſchick der einzelnen, und die Darſtellung der Welt der Gefühle, die Seelenmalerei wird zur Aufgabe der Kunſt; das muſikaliſche Element überwiegt das plaſtiſche. Selbſt dort wo der Römer claſſiſch war durch die knappe Schärfe des Verſtandes, ſelbſt im Rechte, das unter der Linde aus dem ſittlichen Volksgefühl geſchöpft und geſprochen wird, gewinnt die Poeſie

durch ſymboliſche Handlungen und ſinnige Formen eine Stelle, und die Rechtſprüche, die Geſetzeskunde haften leicht im Gedächtniß, weil ſie durch Ebenmaß und Stabreim gebunden ſind.

Mit dem Gemüthe hängt der Naturſinn der Germanen zuſammen, mag er ſie Haine den Göttern weihen laſſen und mit deren Namen jenes Geheimniß bezeichnen das ſie nur in der Tiefe der Ehrfurcht erſchauen, oder mag er ſie zur Freude der Jagd, zum Ackerbau oder zum ernſten Eifer der Forſchung führen. Der Germane fühlt ſich Eins mit der Natur, mag der Volksglaube nun würzige Kräuter ſprießen laſſen wo eine edle That geſchehen, während die mordbefleckte Stätte ſchädliches Gift erzeugt, oder mag die Philoſophie im All die Offenbarung des ewig Einen erkennen; mag die Sage den Thieren des Waldes menſchliche Stimme leihen und ihre Geſchichte erzählen, oder den dämoniſchen Zauber darſtellen der im Glanz des Goldes, das den Unterirdiſchen geraubt worden, die kurz beglückten Beſitzer dem finſtern Tode verfallen läßt. Der Germane faßt die Natur als ein Ganzes, wie er ſie in der Eſche Ygdraſil ſymboliſirte, und ſelbſt in Rechtsformeln gibt er Himmel und Erde überblickend ein Landſchaftsbild, wenn das Verſprechen gelten ſoll ſolange die Sonne ſcheint und die Ströme fließen, ſolange der Wind weht und die Vögel ſingen, ſoweit der Himmel ſich wölbt, die Erde grünt und die Föhre wächſt. Die Stimmung des Frühlings und der Liebe ſpielen ineinander in tauſend Liedern der Minneſänger wie des Volks und unſers größten Dichters, der ſein Naturgefühl nicht blos in Werther's Leiden melodiſch kundgethan, der es auch als wiſſenſchaftlicher Entdecker im Reiche der organiſchen Formen und ihrer Entwickelung bewährt, und wie Alexander Humboldt anerkennt, die Zeitgenoſſen angeregt das Bündniß zu erneuern das im Jugendalter der Menſchheit Philoſophie, Phyſik und Dichtung mit einem Bande umſchlang.

Die Kraft des perſönlichen Geiſtes gepaart mit dem Gemüthe fordert nun auch in der Wechſelbeziehung der Geſchlechter nicht blos die gattungsmäßige Ergänzung, ſondern die individuelle Liebe, den erhabenen Eigenſinn mit welchem dieſer Mann gerade dieſe und keine andere als die ihm entſprechende Frau begehrt, und dieſes Recht und dieſe Geſchichte der wahlverwandten Herzen in ihrem Suchen und Finden wird dadurch ein neuer und centraler Stoff der Poeſie. Wir werden ſehen wie das romantiſche Liebesideal Wirklichkeit gewinnt, hier erwähnen wir daß bereits Tacitus

von den alten Deutſchen ſagt ſie glauben daß dem Weib etwas Heiliges und Vorahnendes innewohne, und achten darum des Rathes der Frauen. In unangetaſteter Keuſchheit wuchs die Jugend heran, und für die vor der Ehe verlorene weibliche Unſchuld gab es keine Sühne; weder Schönheit noch Reichthum erwarben dem gefallenen Mädchen einen Gatten. Die Monogamie war Volksſitte, und die Morgengabe des Bräutigams an die Braut war ein Roß, ein Schild und Schwert; an der Schwelle der Hochzeitkammer wurde die Frau daran erinnert in Arbeit und Gefahr des Mannes Genoſſin zu ſein. Allerdings iſt es kein ſanftes und zartes Bild, wenn die teutoniſchen Frauen mit geſchwungenen Streitäxten ihren fliehenden Männern entgegentreten und mit ihnen gemeinſam unter die Feinde ſtürzen, wenn die welche in die Gewalt der Römer gerathen, ſich lieber erdroſſeln als ihre Keuſchheit preisgeben, oder wenn die Prieſterinnen der Kimbern das Opfer der Kriegsgefangenen vollziehn um aus dem in den ehernen Keſſel ſtrömenden Blute zu weiſſagen; aber das Bild iſt dem rauhen Heldenalter gemäß, und es wird großartig ſchön, wenn die Brukterer von Velleda ſich die Loſung der Befreiungsſchlacht holen und ihr die Siegestrophäen zu Füßen legen. Und dabei bereiteten die Frauen, die Friedensweberinnen, dem ſtreitbaren Manne das ruhige Glück des Hauſes, und ihre linde Hand verband und heilte ſeine Wunden.

Die erſte und im grauen Alterthum ausſchließliche Kunſt des Germanenthums war der Geſang. Man feierte die Götter beim Opfer und im Gebet, man pries die alten Helden, und die Thaten und Geſchicke der großen Männer der Gegenwart lebten im Lied, wie Tacitus ausdrücklich von Armin dem Befreier und von der Schlacht im Teutoburgerwalde berichtet. Erwartend oder des Sieges froh erfüllten ſie die Nächte vor und nach dem Kampf mit Geſang, und begrüßten den Feind mit Schlachtliedern, ja ſie maßen dem Klang derſelben eine weiſſagende Bedeutung bei, und verſtärkten ihn indem ſie die Schilde vor den Mund hielten. Bei der Beſtattung der Leichen wie beim fröhlichen Gelag gab die Stimmung ſich im Geſange kund; man liebte neckende herausfordernde Wechſelreden und Räthſelfragen; welche gefürchtete Waffe ein Spott- und Schmähvers war, bezeugen die nordiſchen Geſetzbücher. Die Harfe begleitete das Wort. In angelſächſiſchen Liedern gehört es zur Schilderung eines traurigen öden Daſeins daß kein Harfenklang durch die Räume ſchwebt. Eigen-

thümlich ist hier durchaus das Zusammensingen. Nicht der kunstgeübte Sänger wie bei den Hellenen, nicht der Barde wie bei den Kelten trägt das Lied vor, dem die andern nun nur lauschen, sondern sie stimmen ein, und damit haben wir Volkspoesie im vollsten Sinne des Wortes; der Herzensantheil den alle an der Sache nehmen, überwiegt die Freude an der schönen Form, die nur der einzelne höher Begabte vollenden kann. Bei den Deutschen singt wer sich dazu aufgefordert fühlt, die Harfe kann beim Mahle herumgehen, und noch heute ist der protestantische Gemeindegesang das echt Germanische im Unterschied von dem kunstvollern Vortrag der romanischen Messe durch eingeschulte Chöre. Es ist der Inhalt, der Sinn und Stoff der Gedichte der durchs Mittelalter hin der Männer Herz erfreut, der Frauen Kummer lindert, während Odyssens den Demodokos preist wie er alles klar nach der Ordnung vortrage, und dieser schweigt als sein Lied den Helden zu Thränen rührt, denn es sollte eine festlich erhöhte heitere Stimmung wecken, nicht einzelne Gefühle erregen, sondern die Seele im Genuß des Schönen befreien. Wohl bedarf jedes Gedicht einen Dichter, und die Sprache selbst bezeichnet ihn als scof, Schöpfer; aber er schöpft aus dem Volksgemüth und die andern stimmen ein und führen weiter was er begonnen hat. Die Poesie ist eine Gottesgabe, nicht gelernt und gelehrt in der Zunft, und wie bei den alten Arabern sind Helden des deutschen Epos, ein Horant und Volker, zugleich Meister des Gesanges und Saitenspiels. Unser Dichten, von dictare, bezeichnet später gerade den Unterschied vom volksthümlichen Singen und Sagen, indem es von dem Einzelnen gebraucht wird der was er innerlich gebildet hat, mit bewußter Ueberlegung für das Niederschreiben vorträgt; es deutet auf das Künstlerische im Gegensatze zum Naturlaute der Empfindung, der wie von selber aus der Fülle des Herzens zum Gesange wird. Hier war der Grundton lyrisch, wenn auch der Inhalt eine Begebenheit erzählte, und die Darstellung zu lebendiger Wechselrede der Handelnden fortgehen konnte, wie uns das die Edda zeigt, wenn wir auch annehmen mögen daß die epische Weise, die das Bruchstück des Hildebrandliedes auszeichnet, sich früher und reiner im Süden als im Norden bei den Germanen ausbildete. Dem Norden wie dem Süden war die Form der Alliteration gemeinsam: in der Verszeile werden die Worte welche den Nachdruck des Gedankens haben auch dem Ohre dadurch bemerklich gemacht und aufeinander bezogen, daß

ſie mit dem gleichen Anfangsbuchſtaben beginnen. Dieſe hervorragenden Wörter, die Träger des Verſes, hießen Liedſtäbe, und daher war Stabreim der Name für ihre Verbindung. In Land und Leute, Kind und Kegel, Mann und Maus iſt er in unſerer Sprache erhalten, und ſehen wir zugleich wie er ſtehende Formen und Wendungen, herkömmliche Paarungen der Wörter mit ſich führt, die im Parallelismus der Tautologie wie der Antitheſe dem Stil ſowol ein einfach großartiges als ein ſtarres oder redſeliges Gepräge geben können. Das letztere vermieden unſere Ahnen, indem ſie nur das Gewichtige und Nothwendige mächtig ausſprachen; die Phantaſie bewegte ſich lieber ſtoßweiſe und in kühnen Sprüngen, als daß ſie breit dargelegt hätte was ſich von ſelbſt verſteht; ſie folgt mehr den Bewegungen des Gemüths, als daß ſie die Außenwelt für die Anſchauung ſchildert.

Auch der Tanz wurde von Geſang und Muſik begleitet oder er diente zugleich dazu die hier angeſchlagene Stimmung ausdrücken zu helfen; der Schwertertanz war zugleich ein darſtellendes Geberdenſpiel, und die Keime des Dramas liegen hier wie in den gottesdienſtlichen Aufzügen, wenn der Schiffswagen der Erdgöttin herumgefahren, wenn der Frühlingsgott als Maikönig eingeholt ward oder Sommer und Winter miteinander rangen. Daß Wodan in die Schimmelreiter, Pelzmärte und Knecht Ruprecht übergehen konnte, beweiſt uns daß er in der heidniſchen Zeit ſelbſt perſönlich dargeſtellt wurde; ein lebendiger Menſch erſetzte die Bildſäule des Gottes; Einzelgeſang der handelnden Geſtalten und das Volk als Chor machte das Ganze zum religiöſen Schauſpiel.

Die Poeſie lebte im Gedächtniß; ein eigenthümlicher und vornehmlicher Gebrauch der Schrift ward zu Weiſſagungen gemacht, und daher wol der Name des Geheimnißvollen, Rune, für die Schriftzeichen. Sie wurden auf Stäbe einer Buche eingeritzt, dieſe Stäbe dann auf ein weißes Gewand entworfen und nun aufgeleſen. Sie bildeten Worte und man bezog ſie auf den fraglichen Gegenſtand nach ihrem Namen und ihrer Form; ſo grub man das T, die Rune des Kriegsgottes Thr, auf den Griff des Schwertes, und ſie deutete auf Kampf und Sieg. Die Zauberkraft der Rune wurde durch das Lied entbunden, der Spruch nahm ſie zum Liedſtab, zum Anfangsbuchſtaben der Grundwörter, aus denen er ſich aufbaute. Man ritzte oder ſchnitt eine Rune und ſang den Vers dazu. Der rechte Runenſchmied iſt Odin

ſelber; ſeine Zauberſprüche ſprengen Feſſeln, machen hieb- und ſtichfeſt, geben Kraft und Gedeihen und gewinnen das Herz zur Liebe. Es iſt der Geiſt in den Dingen den die menſchliche Geiſteskraft erweckt, die ſymboliſche Geſtalt oder Handlung wird durch das Lied gedeutet und beſchworen. Auch aus der Natur begegnender Thiere und vornehmlich aus dem Wiehern der Pferde ward geweiſſagt.

Die Erinnerung an den lichten Himmelsgott der ariſchen Urzeit iſt in dem nordiſchen Worte tyvar für Götter und Helden und dem Gotte Tyr der Edda, dem Zin der Deutſchen erhalten. Der Strahl und Blitz ward im Schwerte ſymboliſirt, dies ward ſein Runenzeichen und er danach allmählich zum Kriegsgotte, als andere neben ihm hervortraten und ihn überwuchſen. Die Allmutter, die Natur, ſtand auch ihm zur Seite, und iſt in der Hel, der Nerthus und der von Tacitus auf die Iſis bezogenen Göttin erhalten. Der erſte Name (hehlen) deutet auf Verborgenheit, ſie iſt die im Schos der Erde waltende Lebenskraft, die aber im Winter in Todesruhe verſinkt und die Todten in ſich aufnimmt. Von der Nerthus (Hertha) berichtet Tacitus: Auf einer Inſel des Weltmeeres (Rügen) liegt ein heiliger Hain, darin wird ihr Wagen bewahrt, verhüllt in ein Gewand. Ahnt der Prieſter die Gegenwart der Göttin im Heiligthum, ſo begleitet er den Wagen den zwei Kühe ziehen. Sie bringt Frieden und Fruchtbarkeit wohin ſie kommt; der Krieg ruht, die Waffen ſchweigen, das Eiſengeräth wird verſchloſſen, alles ſchmückt ſich zu feſtlich frohen Tagen. Iſt ſie zurückgekehrt, ſo wird ſie mit dem Wagen im geheimen See gebadet, und dieſer verſchlingt die Knechte die dabei hülfreiche Hand geleiſtet, d. h. ſie werden ihr geopfert.

Die ganze Natur galt für beſeelt, und die Seelen der Menſchen kamen aus ihr und kehrten zu ihr zurück, ſodaß der Menſch ſich überall von den Geiſtern der Ahnen umſchwebt ſah und das Reich der Elbe auch das der Todten iſt. Licht- und Schwarzelbe werden unterſchieden je nachdem ſie in der Ober- oder Unterwelt hauſen, dort in den Strahlen der Sonne und Sterne, im Hauch der Lüfte, in den Wolken waltend, hier die ſtillwirkenden Kräfte der Erde, die Gras und Kräuter ſprießen laſſen und Eiſen und Gold in den Erzadern bereiten. Daraus werden ſie zu Zwergen, und deren Könige ſpielen in der deutſchen Heldenſage eine ähnliche Rolle wie der Elfenfürſt Oberon in der

keltiſchen. Im Herdfeuer waltend gleichen die deutſchen Hausgeiſter den Penaten und Laren der Italier; ſie ſind gutmüthig, und werden nur den Schlechten und Trägen zum Plagegeiſt. Im Waſſer heißen die Elbe Nixen. Dort wie überall lieben ſie den Geſang gleich den Ribhus (Arbhus) der Indier, die im helleniſchen Orpheus anklingen und das Lied der Luft anſtimmen. Ihr Sang und Spiel iſt von zauberiſch verlockender Kraft. In der Gudrun beginnt Horand eine Weiſe die nie ein Chriſtenmenſch vernahm und lernte der ſie nicht erlauſcht auf den Meereswellen:

Der Lieder ſang er dreie, die waren wunderſam,
Keinem ward es lange der ſolchen Ton vernahm.
Lauſchend ließ die Waide im Wald das ſcheue Wild,
Die Würmlein die da krochen im grünen Grasgefild,
Die Fiſchlein die im Waſſer ſchwammen auf und nieder
Die ließen ihre Wege, — ja nicht umſonſt ſang er ſeine Lieder.

Die Geiſter ſind den Guten hold, aber ſie wollen nicht geſtört ſein, ſie rächen ſich dagegen, und ſie holen gerne die dem Tode Verfallenen mit Tanz und Sang in ihr Reich. Gerade dieſe Mythenbilder hat der Naturſinn der Deutſchen durch die Jahrtauſende hindurch am treueſten bewahrt und ſie hallen in der Dichtung wieder bis auf den heutigen Tag.

Die der göttlichen Ordnung widerſtrebenden Dämonen ſind die Rieſen, ein wildes trotziges Geſchlecht von unbändiger Kraft, die Mächte des kalten nächtlichen Winters, des Eiſes, des Felsgebirges, des tobenden Meeres. Steinalt führen ſie Steinſchilde, oder der Schrecken des Waldes macht ſie zu wilden baumſtammbewehrten Männern. Sie erliegen im Kampf den Göttern und Helden oder ziehen ſich vor der Cultur der Menſchen zurück; daß ſie gut und bös nicht zu unterſcheiden wiſſen, ſtempelt ſie zu blindwaltenden Naturkräften, welche die Macht der Weltordnung überwindet.

Aus der Einheit des allumfaſſenden Himmels trat bei den Germanen zuerſt ein Gott, Thor oder Donar, der den Indra und Agni in ſich eint und ebenſo im Feuer des Blitzes wie des Herdes waltet, ſodaß er von den Römern Jupiter und Vulkan genannt werden konnte. Im Gegenſatz zu Pindar's Waſſer ſagt die Edda: Feuer iſt das Beſte den Erdgeborenen. Es iſt der Stellvertreter des himmliſchen Lichtes, das reine Element der

Reinigung; Licht- und Feuercultus herrſchen wie bei allen Ariern. Thor ſchwingt den Donnerkeil als ſeinen Hammer; aber daß dieſer auch die Brautpaare weiht, die Todten einſegnet und die Wiedergeburt ſichert, daß ein Hammerwurf die Grenzen des Eigenthums beſtimmt, das deutet auf eine Zeit wo Thor der Aſenfürſt war; Vanen, Leuchtende, oder Aſen, Balken und Träger der Welt, nennt die Edda die Götter. Thor zerſchmettert die Reifrieſen wie das Felsgebirg um den Frühling und die Fruchtbarkeit herbeizuführen; die Eiche war ihm heilig. Er blieb vornehmlich der Gott der Bauern als die kriegeriſchen Edeln längſt den Wodan zum Führer erkoren hatten und dieſer die erſte Stelle in der Religion einnahm.

Die Urzeit kennt den Geiſt des Sturmes, der mit Wolken und Winden brauſend und ſingend, bewegend und befruchtend einherzieht; als die Germanen aufbrachen um Europa eine neue Geſtalt zu geben und die treibende Kraft der Weltgeſchichte zu werden, da glaubten ſie von ihm ſich geleitet, und ſo ward er zu Wodan oder Odin, dem alldurchdringenden allbewegenden Weltgeiſt, von dem alles ausgeht und zu dem alles wiederkehrt, deß Auge die allerleuchtende allbelebende Sonne iſt, deß Name auf den Erwecker und Durchdringer hindeutet, der in allem geſteigerten Gemüthsleben, in der Begeiſterung des Kampfes wie der Poeſie ſich offenbart. Als Sturmgott lebt er fort und iſt er bis heute der Führer der wilden Jagd oder des wüthenden Heeres geblieben, der Wolken und Winde, in denen die Seelen der Geſtorbenen bei ihm fortdauern, und mit ihnen bricht er noch heute aus Bergeskluft hervor, wenn es gilt das Vaterland gegen fremde Eindringlinge zu ſchützen. Als Naturgeiſt iſt Wodan der belebende Frühlingsgott, der im Winter ſelbſt in der Unterwelt ſchlummert, aber dann wieder hervorbricht, den Weltbaum grünen macht, ſiegreich die Schlacht der Befreiung ſchlägt, den Rieſen bezwingt der ſeine Gemahlin bewältigen wollte, und wieder die ſegenvolle Herrſchaft ergreift. Im Gemüth iſt Wodan der Quell jeder höhern Bewegung, der Liebe, der Dichtkunſt. Er ſelbſt iſt der Liederſchmiede beſter und verleiht den Trank der Begeiſterung; er iſt die im Wunſch vorandringende, das Glück erjagende Seelenkraft. In der Geſchichte iſt er der Sieger und Siegverleiher. Die Schwäne des Himmels, die lichten Wolkenfrauen, werden nun zu ſeinen Schlachtenmädchen und Todtenwählerinnen, oder Walküren, die auf thautriefenden Roſſen, ein Schwanenkleid über

dem ſchimmernden Panzer, um das Gefilde des Kampfes ſchweben und die Männer erkieſen die den Heldentod ſterben ſollen und die von ihnen heimgeholt werden in Odin's Heer, dort ewig mit ihm an Kampf und Sieg, an Feſtgelag und Geſang ſich zu freuen, wo nun die Walküren den Becher füllen. Die Poeſie der Menſchheit hat kein ſchöneres Bild des Todes geſchaffen.

Die regen- und ſegenſpendende Wolke, des Sturmgeiſtes Gemahlin ward als Freia zur Himmelsgöttin im Sternengeſchmeide, zur Göttin der Liebe und Ehe, welche die Kinder aus dem Wolkenbrunnen ins Erdenleben ſendet, aber die Seelen auch wieder zu ſich ruft. Auch ſie hält ihre nächtlichen Umzüge mit ihrem Heer, oder ſchreitet mit ihren Jungfrauen mild und klar durch die blühenden Felder. Oder ſie ſitzt ſingend und ſpinnend mit ihnen in kryſtallener Grotte. Der Volksglaube kennt ſie noch als Frau Holda oder Holla, die Holde, als Bertha, die leuchtende; als die ſchwanenfüßige Spinnerin ging ſie in die Heldenſage über und ward zur Bezeichnung goldener Zeit: als weiße Frau iſt ſie die Ahnmutter der Geſchlechter, die ſie behütet, Geburt und Tod anſagend. Aber ihr Spinnen und Weben bereitet auch den Faden des Geſchickes, und wie ſie die Königin der Walküren iſt, ſo waltet ſie über den Heilräthinnen oder Schickſalsfrauen, welche der Norden als Nornen zu Hüterinnen am Born des Lebens unter der Eſche Ygdraſil macht und mit dem Namen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft bezeichnet. Die Erinnerung an eine Göttin des Oſtens und Aufgangs, der Morgenröthe und des Frühlings, Oſtara, hat ſich uns in der Bezeichnung des Auferſtehungsfeſtes mit Oſtern erhalten.

Cäſar berichtet daß die Scharen Arioviſt's zur Sonne gebetet. Der Gott des Sonnenſcheins heißt im Norden Freyr, der deutſche Name würde Fro, Herr, heißen. Das Johannisfeuer zur Zeit der Sommerſonnenwende, das Weihnachtsfeuer, der Lichterbaum in der Winternacht wo das Licht wiedergeboren wird, ſind noch erhaltene Spuren des Sonnendienſtes. Daß Balder, der auch Vol heißt, in Deutſchland bekannt war, wiſſen wir nun aus dem merſeburger Zauberſpruch; er reitet mit Wodan zu Waldo, und die Beinverrenkung ſeines Roſſes heilt Wodan: „Bein zu Beine, Blut zu Blute, Glied zu Gliedern als ob ſie geleimt wären.“ Balder iſt der Sonnenglanz in ſeiner allerfreuenden milden Klarheit als Symbol geiſtiger Reinheit und Jugendſchöne; er ſtirbt den frühen Tod in der Neige der Sommerſonnenwende

durch die lichtlose blinde Winternacht Hödur's, seines Bruders, wie die Nacht des Tages Schwester heißen kann; aber er wird blutig gerächt und siegreich wiedergeboren.

Die Götter wurden mit Gebet und Opfer verehrt; Rinder, Widder, Böcke, vornehmlich Pferde bluteten an den Altären, aber das Höchste was man den Göttern zur Sühne bieten konnte, war der Mensch; Kriegsgefangene opferte man nach der Schlacht, das Roß, aber oft auch Knechte und Mägde wurden mit dem Herrn verbrannt, und hochgeehrt war die Frau die dem Gatten in die Unterwelt freiwillig folgte; dann schlägt ihm, wie Brunhild in der Edda sagt, die ringgeschmückte Pforte des Saals im Todtenreich nicht auf die Ferſen. Im Norden kam es mehrfach vor daß bei schwerer Noth des Volks der König sich dem Tode weihte.

In Deutschland erlosch das Heidenthum früher als in Skandinavien; da entwickelte es sich bis ins 10. Jahrhundert. Dort war die Heimat der Wikinger, die nach Kampf und Raub die Meere Europas durchzogen und Schrecken an den Küsten verbreiteten; dort hatten die Fürsten ihre Sänger, die Skalden, die zur Schlacht entflammten und das Gedächtniß der Thaten im Lied erhielten. Sie bildeten auch die Mythologie plastisch und dichterisch fort. Odin ward zum Allvater, zum König der Götter, zum Schöpfer und Regierer der Welt. Mit Wille und Weihe, die seine Brüder Vili und Ve heißen, ordnet er die Natur und das Leben. Von seinem Himmelsthron aus überschaut er das All; zwei Raben, Hugin und Munin, Gedanke und Erinnerung, bringen ihm Kunde der Dinge. Er ist der Siegspender, der Kampf heißt sein Spiel, das Schwert sein Wundenfeuer. Die begeisternde Streitlust, die er einhaucht, ging bis zur Kampfwuth fort, wenn die Berserker wie rasend gleich Wölfen in die Schilde bissen. Wer im Kampf gefallen stieg zu Odin's Freudensaal nach Walhalla empor; die auf dem Bettstroh Sterbenden gingen in Hel's Reich, das allmählich zu einer düstern Hölle ward; ihr Saal heißt Elend, Hunger ihr Schicksal, Gier ihr Messer, Träg ihr Knecht, Langsam ihre Magd, ihr Bett Kümmerniß und ihr Vorhang dräuendes Unheil; Meuchelmörder und Meineidige müssen durch schwerterwälzende Schlammströme waten. Deshalb auch ritzten sich die alt gewordenen Krieger mit Speeren blutig, um durch diese symbolische Schlachtweihe zu Odin aufzusteigen; und Ragnar Lodbrok sang im Schlangenthurm wie er freudig gefochten

ſein Leben lang; jetzt nagen die Nattern an ſeinem Herzen, jetzt fordert ihn Odin:

Wohlan denn geſchieden! Walküren winken,
Die Odin mir ſendete vom Saale der Götter.
Auf dem Thron mit den Aſen ſoll freudig ich trinken.
Die Stunden des Lebens ſie ſchwanden vorüber,
Mit lachenden Lippen erleid' ich den Tod.

Im felſigen Norwegen war Thor der Landesgott. Dort hatte ſein Hammer die fruchtbaren Thäler in die beſchneiten Berge hineingeſprengt; dort ſtanden ihm Tempel und zu Marö ſah man auch ſein Bild mit dem Geſpann der Böcke vor dem Wagen. In den freundlichen Auen Schwedens ward Frehr, der im milden Sonnenſchein ſich offenbart, vornehmlich verehrt. Der auf dem Eiſe laufende Ullr war der Gott der Winterſonne.

Die Götterbilder waren aus Holz geſchnitzt; dieſe Art der Plaſtik iſt in unſern Wäldern die volksthümliche geblieben, und früh begangen die Skandinavier ihre hölzernen Giebelhäuſer zu verzieren. Der Hauptraum derſelben, um den ſich Vorplätze und Kammern lagerten, waren bei größern Gebäuden durch eine Doppelreihe von Tragbalken dreiſchichtig gegliedert. In der Mitte dieſer Pfeilerreihen waren die Hochſitze oder Ehrenplätze, daneben rechts und links Bänke; zwiſchen ihnen brannte das Feuer. Wo die Bänke endeten zog ſich über die Hausbreite ein erhöhtes Getäfel, da ſaßen die Frauen mit ihrer Arbeit. Die Hochſitzſäulen, die Thürpfoſten wurden mit Schnitzereien verziert, die über dem Giebel ſich kreuzenden Balken endeten als Hörner oder Häupter von Thieren. Im Tempel ſtand oder thronte das Götterbild an der Stelle des Hochſitzes, vor ihm brannte auf ehernem Geſtell das ewige Feuer, und daneben lag der Silberring auf welchem die heiligen Eide geſchworen wurden. Die Tempel- und Häuſerwände ſchmückte man gern mit Teppichen und die Frauen verſtanden allerlei Figuren in ſie hineinzuſticken; aber auch das Holzgetäfel der Wände war manchmal gleich dem Steven der Schiffe reich geſchnitzt; ein Skaldenlied preiſt die Reliefs von Baldur's Tod und von Thor's Kampf mit der Weltſchlange in einem norwegiſchen Hauſe, und im 10. Jahrhundert ließ ein Isländer ſeine eigenen Thaten über dem Hochſitz darſtellen; auch der Name eines vorzüglichen Holzſchnitzers wird erwähnt, Thord Hräda.

Die Beſtattung der Todten geſchah auf Steinplatten in Erd-

hügeln oder in förmlichen Grabkammern; zur Zeit des Verbrennens ſetzte man dort die Aſche in Urnen bei. Auf der Spitze des Hügels ragt der Bautaſtein; das Grab wird von aufgerichteten Steinen im Kreis oder Viereck umringt; das ſcheint altariſcher Brauch. Eigenthümlich aber dem germaniſchen Norden ſind ovale Hügel mit der Urne im Innern, während außen Steine die Geſtalt eines Schiffes mit Kiel, Bord und Maſt zeigen, wol zur Erinnerung der Todtenſchiffe, welche die Seelen nach ihrer jenſeitigen Heimat fahren.

Als Harald Schönhaar die Alleinherrſchaft über Norwegen gewonnen, zogen am Ende des 9. Jahrhunderts Edle und Bauern, die den Verluſt der Freiheit nicht ertragen wollten, nach Island hinüber, wo bereits Sturmverſchlagene oder wegen Blutſchuld Landflüchtige eine neue Heimat gefunden hatten. Dämmerung und Nacht umhüllten dort den langen Winterhimmel, den des Nordlichts magnetiſche Gewitter mit röthlich zuckenden Strahlen ſpärlich beleuchten. In hohen grauen Wogen brandet das Meer um die Küſten, oder bei Sonnenaufgang von hellgrünen Streiflichtern durchzogen; in vielen Buchten rauſcht die Flut ins Land hinein. Feuerſpeiende Berge ragen aus dem Schnee empor, und die ſchwarzen Lavamaſſen liegen neben den kryſtallenen Gewölben der Gletſcher wie dem langen Winter der raſcheinbrechende kurze Sommer folgt, deſſen nicht untergehende Sonne die grünen Matten mit Blumen ſchmückt. Dort wälzt ſich die glühende Lava durch Eis und Schnee, dort brodeln Schlammquellen wie Macbeth's Hexenkeſſel mit raſtlos zerplatzenden Blaſen, dort füllt ſich des Geiſers Krater randvoll mit ſchäumendem Waſſer, bis es ſtoßweiſe aufwirbelt und nun einzelne Strahlen hervorſchießen und in Perlen zerſtieben; wie eine Raketengarbe ziſchen nach Sartorius von Waltershauſen's Schilderung größere und kleinere Waſſerſtrahlen durcheinander, dampfumwölkt; noch ein Stoß, ein dumpfer Schlag aus der Tiefe, und ein übermächtiger Waſſerguß ſteigt 100—200 Fuß hoch empor, aber um ſchnell mit der ganzen Erſcheinung gleich einer phantaſtiſchen Traumgeſtalt bei anbrechendem Morgen zuſammenzuſtürzen.

Die Einwanderer brachten die altheimiſchen Götter und Lieder, Sitten und Rechte mit. An den waldigen Buchten trieben ſie Viehzucht und Ackerbau, Fiſch- und Vogelfang. Ein angeſehener Mann errichtete bei ſeiner Niederlaſſung Tempel und Gerichtſtätte; wo er als Prieſter und Richter über die Seinen

waltete, da schlossen sich später Ansiedler dem Frieden dieser Ordnung an. Als die Bevölkerung dichter ward, verbanden solche Bezirkshäupter sich zu gemeinsamer Führung der allgemeinen Angelegenheiten und hielten alljährlich ihre Bundestage. Der Isländer lebte während des langen Winters bei seinem Feuerherd in der Innenwelt, in der Erinnerung. Er gedachte der Kämpfe der Ahnen, und wer Sagen zu erzählen und mit Liedern zu begleiten verstand, war ein willkommener Gast in dem einsamen Hause und beim Festgelag. So schlug der Geist der germanischen Vorzeit im hohen Norden seinen Thron auf, als im übrigen Europa schon das christliche Mittelalter herrschte. Dort sann er über sich selber nach; er schuf nichts Neues, aber er stellte das Alte in frischer Kraft mit inniger Liebe dar um es für die Nachwelt zu retten. Heiden und Christen lebten nebeneinander. Der Missionar Thangebrand, ein ungestümer Mann, säete Zwietracht, als er zwei Isländer erschlug welche Schmähgedichte auf ihn gesungen. Da wollten Heiden und Christen sich scheiden, aber Thorgnir setzte der Volksversammlung auseinander wie nothwendig es sei daß alle an einem und demselben Gesetz und an der gleichen Sitte hielten, und so nahmen alle um das Jahr 1180 die Religion Jesu an. Bei dieser friedlichen Verständigung suchte nun auch niemand die alten Götter- und Heldenlieder auszurotten, vielmehr sammelte man sie. So soll der weise Sämund Sigfusson um 1100 gethan haben; das Buch führt den Namen der ältern Edda, während die jüngere 100 Jahre später von Snorri Sturlason niedergeschrieben ward, in Prosa, zum Theil in Gesprächsform, wie zum Commentar der Lieder, indem die Sagen erzählt werden die dort oft nur im Fluge berührt sind. Edda bedeutet Aeltermutter; es ist ja auch, sagen wir mit Jakob Grimm, ganz im Sinn des Alterthums daß die Urgroßmutter im Kreis ihrer Kinder und Enkel von der Vergangenheit Kunde gibt.

Die eddischen Lieder beabsichtigen nicht den Inhalt der Sage darzustellen, den sie vielmehr als bekannt voraussetzen, sondern die poetische Stimmung hebt einen einzelnen Punkt heraus und läßt auf ihn den vollen Glanz der Dichtung fallen. Von der Gegenwart aus schaut der Sänger in Vergangenheit und Zukunft, und bewegt sich mit freiem Flug der Vorstellungen in der Nähe und Ferne. Die Darstellung ist oft ganz dramatisch, die Erzählung geht häufig in Wechselreden über, es soll uns eben mehr die Innerlichkeit der Empfindung aufgeschlossen als das Aeußere

der Ereigniſſe berichtet werden. Wenn die ſpätere indiſche Phantaſie in dem extenſiv Maßloſen ſich erging, ſo haben wir hier das Erhabene der Kraft, das dynamiſch Ungeheuere. Die Sprache iſt knapp, zackig und ſtreng, oft in ahnungsreichem Dunkel, aus dem der Gedanke blitzartig hervorſpringt. Es waltet, wie Scherr treffend ſagt, in der isländiſchen Dichtung der harte Kraftthauch des nordiſchen Naturlebens und ein concentrirtes Feuer, deſſen verhaltene Gluten manchmal plötzlich hervorbrechen wie Lavaſtröme über die Eiswände des Hekla rollen. Es fehlt allerdings die maßvolle Klarheit und ruhige Entfaltung des Hellenenthums, aber wie abgeriſſen die Weiſe dieſer alten Lieder ſei, ſo ſcheinen ſie doch ihrem Ueberſetzer Simrock in wildkühner Erhabenheit über allem zu ſchweben was bis auf Goethe's Fauſt eine moderne Literatur darbietet. Ich möchte lieber den Prometheus vergleichen und daran erinnern wie Goethe im Parzenlied der Iphigenie den Tonfall, ja den Stabreim aus ſeiner Dichternatur heraus wiederfand:

Es fürchte die Götter das Menſchengeſchlecht!
Sie halten die Herrſchaft in ewigen Händen,
Und können ſie brauchen wie's ihnen gefällt.

Kampf iſt das Leben der Germanen und ihrer Götter; das Ganze der Mythologie wird zu einem weltumfaſſenden Drama, und am Ende kommt die Götterdämmerung mit ihren Schauern, der tragiſche Ausgang des gegenwärtigen Weltalters um einem neuern ſchönern Raum zu ſchaffen. In einem der gewaltigſten Lieder, Völoſpa, beginnt die Seherin mit dem Anfang der Dinge und läßt die Bilder der Sage wie Schatten vorüberziehen um bei dem Ende zu verweilen; aber auch ſonſt gewahren wir wie vor dem Geiſte der Sänger bereits ein Ganzes liegt, zu dem die mannichfaltigen Mythen ſich ordnen. In die gähnenden Klüfte zwiſchen der Lichtwelt und der kalten Nacht haben ſich von hier Eisſtröme ergoſſen und ſind durch Feuerfunken von dort belebt worden, ſo iſt der Rieſe Ymir entſtanden, den die Götter überwältigen; aus ſeinem Blute bilden ſie das Meer, aus den Knochen die Berge, aus den Haaren die Bäume, aus dem Schädel wölben ſie den Himmel, — die Natur erſcheint wie ein auseinandergelegter Menſch. Die Götter ordneten die Bahnen der Sonne und des Mondes und ließen Menſchen aus Bäumen wachſen; die Eſche Ygdralſil ſtellt die Welt ſelbſt unter dem Bilde des Baumes

als einen lebendigen Organismus dar. Mitten in der Welt ist die Burg der Götter mit glänzenden Freudenhallen. Dort schimmert alles von Gold, und es war das Goldalter der Götter wo die Gier nach diesem Metall, wo die Habsucht noch nicht erwacht war, aber mit ihr kam das Böse in die Welt und ging die Unschuld verloren, und im Kampf mit den finstern feindlichen Mächten bleiben auch die Götter nicht rein; es ist die Rede von drei Riesentöchtern die sich ihnen gesellt, und ganz deutlich tritt in Loki ein negatives Element unter die Asen, indem derselbe das Feuer vornehmlich in seiner verzehrenden Gewalt darstellt und sich allmählich zur dämonischen Macht der Verneinung und des Verderbens steigert. Die Finsterniß welche Sonne und Mond zu verschlingen trachtet, war längst als Wolf gedacht, der Fenriswolf ward nun zu einem Sohne Loki's, und die Götter ahnen in ihm das drohende Verderben, sie suchen ihn zu binden, und es gelingt durch eine Fessel aus scheinbaren Unmöglichkeiten, aus dem Schall des Katzentrittes, dem Bart der Weiber, den Wurzeln der Berge, der Stimme der Fische.

Das Leben der Götter ist Kampf mit den Riesen und hier bewährt vornehmlich Thor seine Stärke. Er meint dem Skrimmer nur drei Ritzwunden in die Stirne geschlagen zu haben, und hat drei schroffe Felsschluchten ins Gebirg gehauen. Er hebt die erdumgürtende Midgardschlange, das Weltmeer, bis an den Himmel; er besteht einen Wettstreit im Trinken, und da das Ende seines Hornes im Meere liegt, so leert er einen Theil desselben, sodaß es seitdem nicht mehr voll ist, woher die Ebbe kommt; nur das Alter selbst kann er nicht niederringen. Der Donnerhammer des Gewittergottes liegt im Winter in der Tiefe der Erde, ist in der Gewalt der Frostriesen; er gewinnt im Frühling ihn wieder indem er im Gewand Freya's, der Götterkönigin, als Riesenbraut bei ihnen einkehrt, und mit dem Hammer, der als Brautgabe ihm auf den Schos gelegt wird, den Bräutigam zerschmettert, was eins der bekanntesten und am anschaulichsten ausgeführten Lieder besungen hat. Daß Freyr sein Schwert, den Sonnenstrahl, der Gerda, der im Winter unter Schnee und Eis befangenen Erdkraft, als Liebesgabe sendet, daß der Schlachtgott Tyr seine Hand als Pfand dem Fenriswolf in den Mund gesteckt, wird nun im Zusammenhang so gedeutet daß jenem das Schwert, diesem der Arm im großen Entscheidungskampfe fehle. Idunn ist die Lebensverjüngung, die Göttin des Frühlings und

der Jugend, das frische Grün an Gras und Laub; der Herbststurm, Thiassi, der mit seinen Adlerflügeln den Wind über die Länder facht, entführt sie; Loki wandelt sie in Nußgestalt und holt sie wieder, wie aus dem Pflanzenkern unter dem Einfluß der Wärme das Leben von neuem aufsprießt; wir haben hier nur das Bild vom Wechsel der Jahreszeiten; aber der Mythus erzählt es wie eine einmalige geschichtliche Begebenheit, und wenn die Götter sehen wie im herbstlichen Blätterfall Idunn von der Weltesche niedersinkt, so überkommt sie ein Bangen daß das große Weltjahr gehe; sie senden Boten nach ihr; sie schweigt, wie schlummerbetäubt; ihr Gemahl Bragi, der Geist des Gesangs, bleibt bei ihr als Wächter, der verstummte Gesang, erklärt es Uhland, bei der hingewelkten Sommergrüne. Die Nacht bricht ein und schlägt mit dorniger Ruthe die Götter und Menschen in Schlaf. Aber ahnungsschwere Träume bewegen Baldur den milden Lichtgott daß seinem Leben Gefahr drohe. So wird auch hier der alljährliche Naturvorgang auf die Weltperiode bezogen und demnach in mehrern Liedern wie in der Prosa dargestellt. Die Götter beeidigen Erde und Wasser, Stein und Eisen, Thiere und Pflanzen daß sie den holden Jüngling nicht schädigen wollen, und nun sind sie sicher und treiben Kurzweil, indem sie nach ihm schießen und werfen, er bleibt ja unverletzt. Aber die Mistelstaude, die unbeschienen von der Sommersonne im Winter auf Bäumen schmarotzerisch wächst, ist nicht beeidigt worden, und so bricht Loki dieselbe und legt sie Baldur's blindem Bruder Hödur, dem Winterdunkel, auf den Bogen, und wie Isfendiar im persischen Epos fällt der jugendschöne friedlich milde Gott. Da weinten die Götter und Göttinnen laut und lang, und als sie seine Leiche verbrannten, zersprang sein Weib, Nanna, vor Jammer am Scheiterhaufen. Er war in Liebe entbrannt als er sie im Bade erblickt hatte. „Die entkleidete badende Nanna von Baldur belauscht ist die vom Licht erschlossene frischbethaute Blüte. Mit der Abnahme des Lichts geht auch das reichste duftendste Blumenleben zu Ende.“ (Uhland.) Die Liebe des Lichts und der Blüte, und wie sie dieser den Tod bringt, ist ja auch in griechischen Mythen von Apoll und Hyakinthos symbolisirt. — Die Unterwelt will Baldur wieder zurückgeben, wenn alle Wesen um ihn klagen. Die ganze Natur trauert um ihn, denn sie ist des Lichtes bedürftig; aber in kalter finsterer Höhle sitzt das Riesenweib Thöck und versagt die Thräne um Baldur: Nicht im Leben noch im

Tod hatt' ich Nutzen von ihm; behalte Hel was sie hat! „Es ist der Eigennutz, die kalte herzlose Selbstsucht, die aller Wohlthaten unerachtet, welche die ganze Welt von dem Heimgegangenen genossen, sich in Unempfindlichkeit versteckt. Wenn es heißt Loki sei Thök gewesen, so ist der Egoismus als das böse Princip gefaßt." So Simrock; Max Rieger bemerkt: So gibt es unter den Menschen eine Gemüthsart die sich im Ich wie in einer kalten finstern Höhle verschließt, die nach der Sonne des Ideals, wenn diese aus der Welt verschwindet, keine Sehnsucht fühlen noch beitragen kann sie durch Sehnsucht zurückzurufen; und diese Gemüthsart ist eigentlich Loki, der Feind des Seins.

Loki, halb Ahriman, halb Mephistopheles, erscheint beim Mahle der Götter und Göttinnen wie das böse Gewissen das Sünden und Gebrechen ihnen allen vorhält: die Mythen welche den Schöpferdrang der Natur in der mannichfachen Liebesgemeinschaft von Göttern und Göttinnen darstellen, die bald als Aeltern und Kinder, bald als Brüder und Schwestern bezeichnet wurden, erschienen ähnlich wie in Griechenland dem fortgeschrittenen sittlichen Bewußtsein anstößig. Doch vertreten die Asen das Gute, die Ordnung der Welt, und Loki, das Böse, wird in dem Netze gefangen das er selber geknüpft; der Unheilstifter wird an einen Felsen gefesselt und über ihm eine Schlange befestigt, die ihm Gift ins Antlitz träufelt. Aber in rührender Treue hält seine Gattin Sigyn bei ihm aus; sie steht neben ihm und fängt die Gifttropfen in einer Schale auf; nur wenn diese voll geworden und Sigyn sie ausgießt, träufelt Gift in Loki's Angesicht, wogegen er sich so heftig sträubt daß er die ganze Erde erschüttert, und das ist's was man Erdbeben nennt. Das wird währen bis zur Götterdämmerung.

Das ist Ragnarök, die Verfinsterung des Gottesbewußtseins, und dadurch die sittliche Verwilderung, der Kampf der Elemente, das Ende eines Weltalters im Untergang seiner Götter. „Wißt ihr was das bedeutet?" fragt die Seherin in der Völospa, so oft sie ein schicksalschweres Ereigniß berührt; es deutet eben hin auf die Götterdämmerung.

Brüder befehden sich, fällen einander,
Geschwister sieht man die die Sippe brechen,
Unerhörtes ereignet sich, großes Unrecht;

Beilalter, Schwertalter, wo Schilde krachen,
Windzeit, Wolfzeit, eh' die Welt ſtürzt;
Der eine achtet des andern nicht mehr.

Da ſprengt der Fenriswolf ſeine Feſſel, da fallen die Bande von Loki, da erhebt ſich die Midgardſchlange, da brechen die Feuer- und Froſtrieſen hervor zum Kampf mit den Aſen. Darum hat Odin die Einherier, die in der Schlacht gefallenen Helden, zum Heere geſammelt; er ſtreitet nun mit dem Wolf und wird von ihm verſchlungen; Thor hat die Schlange überwältigt, aber ſtirbt von ihrem Gifthauch, und aus dem Schwerte des ſchwarzen Surtur, des Rauchs der der Flamme vorangeht, bricht der Funke des Weltbrandes:

Schwarz wird die Sonne, die Erde ſinkt ins Meer,
Vom Himmel fallen die heitern Sterne,
Glutwirbel umwühlen den allnährenden Weltbaum,
Die heiße Lohe leckt hinauf zum Himmel.

Im Todeskampf wird die Schuld gebüßt, der Weltbrand iſt ein Feuer der Reinigung, und die entſühnte Erde, die entſühnten Götter ſteigen wiedergeboren hervor ans Licht. Sie finden die goldenen Geſetzestafeln des erſten ſeligen Alters wieder, alles grünt und blüht und die Aecker bringen Frucht auch unbeſäet; das Böſe iſt verſchwunden, und Baldur und Hödur wohnen vereint in des Siegsgottes Himmel. Ein neues Geſchlecht guter und glücklicher Menſchen bewohnt die weite Welt.

Da reitet der Mächtige zum Rath der Götter,
Der Starke von oben der alles ſteuert;
Den Streit entſcheidet, ſchlichtet Zwiſte,
Und ordnet ewige Satzungen an.

So iſt die Ahnung des Einen Allwaltenden vorhanden, zu dem ſich Odin läutert. In der jüngern Edda heißt es: Allvater lebt durch alle Zeitalter und waltet aller Dinge, großer und kleiner. Er ſchuf Himmel und Erde und alles was darinnen iſt, er gab den Menſchen den Geiſt der leben ſoll und nie vergehen, und die Guten ſollen mit ihm im Himmel ſein.

In der Heldenſage der Edda gibt uns ein treffliches Wölundurlied Kunde von Wieland dem Schmied; er und ſein Bruder gewinnen badende Walküren zu Gemahlinnen, bis dieſe nach

sieben Wintern in ihren Schwanenhemden wieder davonfliegen. Er schmiedet Waffen und Geschmeide, und erwacht eines Morgens wonneberaubt, gefesselt durch einen Ueberfall König Nidudr's; nun wird er gelähmt und muß für diesen arbeiten, bis er ihm die Tochter überwältigt, aus den Schädeln der Knaben Trinkgefäße bereitet und mit einem Fluggewand angethan sich in die Luft emporschwingt. Mit den Liedern von Helgi dem Hundingstödter eröffnet sich uns die Wölsungensage, der auch Siegfried angehört. Sie sind voll Kraft und Fülle, voll Milde und Gemüthstiefe, und die Vielfältigkeit des Volksgesangs zeigt sich in einander ergänzenden Darstellungen. Dem Helden singen bei seiner Geburt Nornen den Schicksalsspruch und spinnen goldene Fäden, rühmliche Thaten weissagend. König Högni's Tochter Sigrun ist vom mächtigen Ganmar umworben, aber sie liebt Helgi, und reitet als Walküre durch Luft und Meere ihn zu finden, daß er sie mit dem Schwert gewinne.

Die Räder ächzten, das Eisen klang,
Schild scholl an Schild, die Seehelden fuhren.
So war's zu hören, da zusammenstießen
Die kühlen Wellen und die langen Kiele,
Als ob Berg oder Brandung brechen wollten.

Bei Frekastein schreitet Helgi voran, und berichtet dann uns und der Gattin mit großer Schonung wie nicht alles nach Wunsch gegangen; wol sei er Sieger, aber ihre Brüder, ihr Vater seien todt; dessen Rumpf habe noch um sich gehauen als das Haupt gefallen war.

Du gewannst nicht beim Siege, es war dein Schicksal
Durch Blut zu erlangen den Liebeswunsch.

Sie erwidert:

Beleben möcht' ich jetzt die Leichen sind,
Aber dir zugleich im Arme ruhn.

Nach wenigen Jahren nimmt Högni's jüngster Sohn Dag Blutrache für den Vater und die Brüder; er verkündet Helgi's Tod der Sigrun; sie ruft ihm die Schreckensworte entgegen:

Das Schiff fahre nicht das unter dir fährt,
Weht auch erwünschter Wind dahinter!

Das Roß renne nicht das unter dir rennt,
Müßteſt du auch fliehen vor deinen Feinden!
Das Schwert ſchneide nicht das du ſchwingſt,
Es ſchwirre denn dir ſelber ums Haupt!

Nichts ſei mehr das ſie erfreuen könne, es bräche denn ein Glanz aus des Fürſten Grab und trüge ſein goldgezäumtes Roß ihr den Gemahl daher. Und ſiehe ihr Sehnen zieht ihn heran. Odin vergönnt ihm Heimfahrt. Froh wie Adler, die thautriefend den Tag ſchimmern ſehen, empfängt ihn Sigrun. Die Thränen die ſie allabendlich vergoß ſind blutig auf die Bruſt des Helden gefallen und haben ihn nicht ruhen laſſen. Im Grabhügel bereitet ſie das Hochzeitsbette und liegt die Lebendige im Arm des verſtorbenen Gemahls, bis er zurück muß bevor der Hahnenſchrei das Siegervolk weckt. Sigrun folgt ihm bald. Das Ganze klingt in Deutſchland nach in der Lenorenſage.

Eine Reihe von Sigurdliedern läßt uns erkennen wie ſie in Deutſchland vereinzelt geſungen worden ehe ſie zum Epos wurden; denn daß der Rhein auch in den isländiſchen Geſängen rauſcht, beweiſt daß ſie von hier nach dem Norden kamen. Der geheimnißvolle Hintergrund der Götterwelt, des Naturlebens, Brunhild's Eiferſucht im Nibelungenlied wird uns von der Edda aus verſtändlich. Im Wechſelgeſpräch mit ſeinem Oheim Gripir erfährt der junge Sigurd durch deſſen Weiſſagung die Ereigniſſe ſeines Lebens; man ſieht wie ein Sänger ſelbſt das Ganze hat feſthalten und überſichtlich zuſammenfaſſen wollen, das nun im einzelnen bald mehr epiſch, bald mehr in lyriſchen Ergüſſen dargeſtellt wird. Sigurd wie Achilleus getröſtet ſich des ewigen Ruhms den er im kurzen Leben gewinnen wird. Er wird von dem vielkundigen Regin erzogen, der ihm vom Hort der Nibelungen erzählt, dem Gold das den Unterirdiſchen entriſſen wird und das ſeine Beſitzer ſelbſt mit dämoniſchem Zauber hinabreißt, bis es wieder in die Tiefe verſenkt iſt. Erlebte man es doch oft daß ein Mächtiger nach Schätzen trachtete um ſeinen Genoſſen freigebig mild ſein zu können; da klebte dann das Blut und der Fluch der Beraubten an den Kleinoden, und ſie wurden dem Beſitzer leicht zum Verderben, wenn ihr Glanz die Habſucht in fremdem Buſen weckte. Auf einer Wanderſchaft haben die Aſen Odin, Hönir und Loki am Waſſerfall des Zwergs Andwari Regin's Bruder Odrun, der in Ottergeſtalt dort ſaß, todt geworfen; ſie zogen die Otterhaut ab und kamen Herberge ſuchend zu Re-

gin's Vater Hreidmar. Der erkannte des Sohnes Gewand und verlangte daß die Aſen zur Sühnung den Balg mit Gold füllten. Darum raubte Loki mit Gewalt und Liſt dem Zwerg Andwari ſeinen Schatz und Ring, und der ſetzte ſogleich den Fluch darauf: Mein Gold ſoll keinem zugute kommen! — Um des Goldes willen wird Hreidmar von ſeinen Söhnen, die danach lüſtern ſind, erſchlagen, aber der eine, Fafnir, reißt es allein an ſich, und lagert darauf in Dracheugeſtalt, und der andere, Regin, ſchmiedet nun für Sigurd ein Schwert, daß er jenen durchbohre und den Hort für ſie beide erringe. Sigurd aber macht erſt eine Kriegsfahrt um ſeinen Vater an Hunding's Söhnen zu rächen; dann erſticht er den drachengeſtaltigen Fafnir. Er hört das Wort des Sterbenden:

Nun rath ich dir Sigurd, vernimm den Rath,
Und reite heim von hinnen;
Das gellende Gold, der glutrothe Schatz,
Dieſe Ringe verderben dich.

Regin kommt, trinkt Fafnir's Blut, und will dem von ihm geſchmiedeten Schwerte den Sieg zuſprechen; Sigurd verſetzt:

Muth in der Bruſt iſt beſſer als Stahl,
Wo ſich Tapfere treffen.
Den Kühnen immer ſah ich erkämpfen
Auch mit ſtumpfem Schwerte den Sieg.

Sigurd brät für Regin Fafnir's Herz; er berührt es und ſteckt den verbrannten Finger in den Mund. Da verſtand er die Stimmen der Vögel, die davon ſangen wie Regin Unheil ſinne, wie Sigurd ihm zuvorkommen, den der ihn morden wolle erſchlagen müſſe. So that er, und nahm den Hort und Ring zu ſich.

Nun kommt er zu einem Flammenwall hinter einer Schildburg, innerhalb deren eine Jungfrau ſchläft, die Walküre Brunhild, die ein Schlafdorn Odin's getroffen, weil ſie einem König, den ſie für Walhalla erkieſen ſollte, Leben und Sieg verliehen. Nur wer ſich nie gefürchtet mochte ſie erlöſen und gewinnen. Sigurd ritt durch die Flammen, zerſchnitt mit dem Schwert ihr Panzerhemd, und erweckte ſie mit ſeinem Kuß. (Ich brauche kaum wieder daran zu erinnern wie der Sieg des Gewittergottes über den Wolkendrachen und der Sonnengott der die im Winterſchlaf erſtarrte Erde mit ſeinem Strahl erweckt, hier in der Heldenſage

niedergeschlagen oder wiedergeboren sind, und wie das letztere im Märchen vom Dornröschen nachklingt. Die Waberlohe aber ist die Flamme des Scheiterhaufens um die Gestorbenen.)

Brunhild lehrt Sigurd göttliche Weisheit; denn

Witz und Waffen wisse zu brauchen
Wer vor allen der erste sein will.

Sie verlobten sich und schwuren einander Treue. Die ursprüngliche Naturmythe von der Sommersonne die im Winter die Erdenbraut verläßt, von der Morgensonne die der Morgenröthe sich entzieht um der Abendröthe in den Arm und dadurch selbst in Nacht und Tod zu sinken, bedurfte keine Motivirung für das Scheiden, wohl aber die Heldensage, die im deutschen Epos Siegfried die Nibelungen zu einem Holmgang auffordern läßt, in dem er um ihr Reich mit ihnen kämpfen will. In den nordischen Liedern wird nun erwähnt wie Sigurd an Giuki's Hof kommt, Bundesbruder der Söhne des Königs wird, und von der Königin einen Zaubertrank empfängt daß er Brunhild's vergißt und mit Giuki's Tochter vermählt wird. Nun zieht er mit dem Schwager Gunnar aus um in dessen Gestalt Brunhild für ihn zu gewinnen, indem er die Kampfspiele besteht denen nur er gewachsen war; doch haben dafür die Eddalieder einen neuen Ritt durch die Flammen. Er legt sein Schwert zwischen sich und Brunhild, zieht ihr aber den Brautring, den er ihr aus dem Horte geschenkt, wieder ab und gibt ihn seiner Gemahlin. Im Bade streiten die beiden Königinnen um den Vorzug ihrer selbst und ihrer Männer, Brunhild erkennt den Ring, erfährt wie sie getäuscht worden, und voll Schmerz und Eifersucht fordert sie Sigurd's Tod. Er wird meuchlings erstochen. Aber in ihrem Herzen schlagen die unerloschenen Liebesflammen nach Sigurd's Tod nur noch höher empor. Unedel dünkt ihr mit dem ungeliebten Gatten zu leben; Sigurd war ihr verlobt und angetraut; den Mördern wirft sie den Bruch der Freundschaft vor und rühmt des Ermordeten Bundestreue. Ihm folgt sie nach; sie tödtet sich mit seinem Schwert bei seiner Leiche und wird mit ihm verbrannt, ewig mit ihm vereint zu sein.

Im Nibelungenlied nimmt Siegfried's Gattin, dem Etzel vermählt, Rache an seinen Mördern; in der Edda wird sie nach Sigurd's Tod dem König Atli durch ihre Brüder zum Weibe

gegeben, damit derſelbe nicht Blutrache nehmen möge wegen ſeiner Schweſter Brunhild, deren Tod er den Giukungen ſchuld gab. Aber Atli bleibt unverſöhnt, ladet die Schwäger zum Beſuch, und dem Högnir wird das Herz ausgeſchnitten, Gunnar in einen Schlangenthurm geworfen; da ſchlug er die Harfe und ſang die Schlangen in Schlaf, bis ihn endlich ein Natternſtich tödtete. Und nun iſt es Atli's Gemahlin die für ihre Brüder ſchauerliche Rache nimmt: die eigenen Kinder ſetzt ſie dem Gemahl als Speiſe vor, erſticht ihn, und verbrennt die ganze Halle mit allem Geſinde. Sie ſchichtet einen Scheiterhaufen für ſich und ruft nach Sigurd daß er komme aus der Todtenhalle um ſie heimzuholen. Daß das Gold das ſeinen Beſitzern der Reihe nach ſo verderblich geworden, den Unterirdiſchen zurückgegeben und in den Rhein verſenkt ward, wiſſen wir aus dem deutſchen Epos.

Noch gedenken wir der Spruchweisheit der Edda, wie ſie das Hohe Lied (Havamal) dem Odin in den Mund legt; die Poeſie erſcheint auch hier als die Trägerin des Wiſſens, und Sprichwörter waren als Ergebniß der Erfahrung die Regeln nach denen der Germane lebte. Selbſt iſt der Mann! Selig iſt wer ſelbſt ſich mag im Leben löblich rathen. Das ſchönſte Leben iſt dem beſchieden der recht weiß was er weiß. Friſch und freudig ſei des Freien Sohn und kühn im Kampf. Muthig muß der Mann ſein und heiter bis zum Todestag. Ein Trunk mag frommen, wenn man ungetrübt ſich den Sinn bewahrt. Betrunkenheit iſt ein übler Reiſegefährte, während Verſtand und Einſicht das beſte Gepäck ſind. Der eigene Herd, der gute Name, die Freundſchaft werden geprieſen, Wahrheit und offener Seelentauſch gefordert. Keiner iſt ſo gut daß ihm nichts mangle, noch ſo böſe daß er zu nichts nütze. Ganz unglücklich iſt niemand, der eine an Söhnen, der andere an Habe, der dritte an edlem Thun geſegnet.

Jung war ich einſt, da ging ich einſam
Verlaſſ'ne Wege wandern;
Doch fühlt' ich mich reich, wenn ich and're fand:
Der Menſch iſt des Menſchen Luſt.

Die Pflege der Dichtkunſt in Island hatte den weitern Erfolg daß von dort aus begabte und liederreiche Männer an die Fürſtenhöfe nach Norwegen berufen wurden. Wenn ſich in der Heldenſage ganz unwillkürlich die Verſchmelzung der in Natur-

erſcheinungen wurzelnden Göttermythe mit geſchichtlichen Ereigniſſen vollzog, ſo war es die Kunſtweiſe der Skalden mit mythologiſchen Bildern den Geſang zu ſchmücken und in dem Gleichniß der Sage einen Vorklang oder einen Preis der Gegenwart auszuſprechen, ähnlich wie das auch Pindar und ſeine Genoſſen gethan. Ohne ſo zünftig zu werden wie die Barden berühren ſich die Skalden doch mit ihnen in dem Vorwiegen der Kunſt, in der ſchulmäßigen Ueberlieferung des Sageninhalts wie der ſtehenden Formen. Ihre Blüte fällt in die Zeit vom 8. bis 11. Jahrhundert. Schlachten, Vermählung, Todesfeier war der gewöhnliche Anlaß ihrer die lyriſche Stimmung in epiſcher Erzählung ausprägenden Gedichte. Von kühner oder lieblicher Bildlichkeit kam man zur froſtigen Wiederholung ſtehender Redeblumen und gezierter Wendungen. Die Lieder wurden nur geſprochen; der Stabreim blieb das Hauptelement des Verſes, wenn auch allmählich Endreime mitklangen. Der Edda iſt ein Abſchnitt Skalda angefügt, in welchem vornehmlich gelehrt wird wie die verſchiedenartigen Gegenſtände dichteriſch bezeichnet oder gleichnißweiſe umſchrieben werden ſollen. Wie Gletſcher ſtarr und prächtig glänzen dieſe Bilder, während die Verſe gleich Waſſerſtürzen dahinbrauſen. Bruchſtücke und einzelne ganze Lieder ſind als Beleg in der proſaiſchen Erzählung der Geſchichtſchreiber erhalten. Da heißt das Schwert Odin's tönendes Wundenfeuer, und das Feuer der hellſprühende Holzmörder, die wüthende Seuche der Wälder, oder von einem in ſeinem Saal verbrannten König wird geſagt der Bringer des Rauchs habe ihn mit flammendem Fuß auf das Haupt getreten. Ein haufenes Roß trägt den am Galgen Hängenden. Von Hakon dem Guten ſingt Guthorm Sindre:

Vor dem Geiererfreuer griffen zur Flucht ſie alle;
Ob des Weins der Wunden wurden fröhlich die Raben.

Und Edwind Skaldaſpiller:

Die lange Axt hungert nach Blut,
In Wuth erbrauſt der Wunden Meer.
Die rothen Schilde ſchauen die Blitze
Grimmiger Klingen in grauſiger Haſt.

In der Edda iſt Odin der Erreger des Gemüths zur dichteriſchen Begeiſterung; der Geiſt der Poeſie wird als Bragi perſonificirt. Odin warnt im Havamal vor der Vergeſſenheit Reiher,

der Gelage überrauſcht und die Beſinnung ſtiehlt, ſingt aber dann wie er ſelber in dreifachem Rauſche des Meths, der Liebe und der dichteriſchen Begeiſterung den zur Poeſie erweckenden Trank mit der ſchönen Gundlödh Hülfe gewonnen, denn ohne Frauenhuld keine Poeſie. Aus der alten Naturmythe wie der Gewittergott das himmliſche Naß, den Trank der Unſterblichkeit bereitet, iſt in der Skaldenzeit eine Darſtellung geworden die viele äſthetiſch anſtößige Züge enthält und ſich von der Reinheit helleniſchen Geſchmacks bedenklich entfernt. Bei einem Friedensſchluß haben Vanen und Aſen zuſammen in ein Gefäß geſpuckt, aus dem Speichel den weiſen Quaſir gebildet; Zwerge haben ihn getödtet und ſein Blut mit Meth zum Trank gemiſcht, der den Trinker zum Weiſen oder Dichter macht. Zur Sühne einer Tücke mußten die Zwerge ihn den Rieſen überlaſſen. Um einen Trunk davon zu erhalten diente Odin drei Sommer lang bei dem Rieſen Suttung, und als er ihm dennoch verſagt ward, drang er in den Berg und gewann die Liebe der Rieſenmaid die den Krug hütete, trank ihn aus und flog in Adlergeſtalt davon. Suttung ſchwang ſich ihm nach, und der Theil des Meths den Odin da nach hinten fahren ließ, iſt der ſchlechten Dichter Theil; was er aber aus dem Munde ſpie davon gibt er den Göttern und den ſchöpferkräftigen Sängern zu trinken.

Edler und wahrhaft herrlich iſt das Bild daß Odin der Wiſſende, des Weltzuſammenhangs Kundige, am tiefen und weiten Strome mit Saga ſitzt, der Göttin der Geſchichte; ſie ſchöpft aus der kühlen Flut und beide trinken ſelig Tag für Tag aus blinkenden Schalen Meth. — Sagenmänner, Erzähler waren gleich den Skalden geehrt im Norden, und die mündliche Ueberlieferung gewann eine feſte Geſtalt, ſodaß ſie wie eine reife Frucht gepflückt werden konnte als ſie ſchriftlich aufgezeichnet ward. Die Königſagen geſchichtlichen und romantiſchen Inhalts erhielten aber eine mythologiſche Einleitung als das Chriſtenthum Volksreligion geworden war und man nun die Götter zu den Stammvätern der edlen Geſchlechter und zu Herrſchern der Vorzeit machte. Wie Herodot haben im 12. Jahrhundert der Isländer Snorre Sturleſon die norwegiſche, und der däniſche Prieſter Saxo, genannt der Grammatiker, die däniſche Geſchichte in Verbindung mit der Sage des Alterthums erzählt und Skaldenlieder eingewoben.

„Der Held voll Schönheit, Kraft und Bildung, wie der

Jüngling, der Grieche ihn wollte, erscheint im Achill; rauher sind, höher, härter, blutiger, keuscher des kalten Nords gewaltige Söhne, kaledonische, skandinavische, nibelungische Krieger." Dies bekannte Wort Johannes von Müller's bewährt sich dem Leser dieser Sagengeschichten, und er gedenkt Harald Schönhaar's, der die Locken nicht abschnitt bis er Gebieter von Norwegen geworden, weil die stolze Gida ihm nur dann ihre Liebe gewähren wollte. Er gedenkt Hakon's, der nach seiner letzten Schlacht die Gefallenen auf sein Schiff tragen läßt und allein mit seinen Todten hinaussteuert aufs Meer, und dort des Nachts die Flamme anzündet die das Schiff ihm und ihnen über den Wellen zum lodernden Scheiterhaufen macht. Er gedenkt Olaf Tryggweson's, der nach dem Tode der holden Geira keine Freude mehr hat in Winland, und sich zu zerstreuen auszieht nach England, wo er die Londonbrücke zerstört, und nach Irland, wo die Königstochter am Tage der Gattenwahl den einheimischen Großen vorübergeht und dem Fremdling den Brautring bietet, — bis die Heimat ihn zurückruft daß er sie regiere, und er nun das Volk zum Christenthum bekehrt, — bis er in der Seeschlacht, als sein Schiff erobert und seine treue Schar gefallen ist, das zerbrochene Schwert in der Rechten und den Schild in der Linken hoch über dem Haupt in die Flut springt; der Schild schwimmt auf der Woge wo er im Tode die Freiheit bewahrt hat. Oder der Leser denkt Frithjof's des Bauernsohns, der endlich doch die Jugendgeliebte, die Fürstentochter Ingeborg gewinnt, und Hamlet's, den Shakspeare's tiefsinnigstes Werk unsterblich gemacht. Er erinnert sich an Nornagest, dem bei der Geburt zwei Schicksalsgöttinnen alles Heil verkünden, während die dritte sagt er solle nicht länger leben als die neben ihm brennende Kerze. Die Mutter löscht diese, und er trägt sie später, reich an Liebe, an Thaten, an Ruhm, in seiner Harfe eingeschlossen; als lebenssatter Greis, der die herrlichsten Tage des Nordens gesehen, holt er sie hervor, zündet sie an und blickt ruhig in die verglimmende Lebensflamme.

Die Völkerwanderung.

Nachdem seit Jahrhunderten die Germanen im Kampf mit Rom ihre Freiheit behauptet, und bald von der Noth getrieben, bald im Drang der Abenteuerlust einzelne Züge die Grenzen der Heimat überschritten hatten, gaben die Hunnen den Anstoß zu einer Bewegung welche die Geschichte umgestalten, neues Lebensblut in alte Culturländer bringen, neue Völker in die Culturentwickelung einführen sollte. Sybel zeichnet die Weltlage mit scharfen Strichen: „Wenn wir uns das damalige Ineinanderfließen der römischen und der deutschen Welt vergegenwärtigen, so erscheint uns ein ganz providentielles Verhältniß der gegenseitigen Ergänzung. Dort verödete Aecker die der Menschen harren, hier eine Völkermasse der in jedem Jahr ihr Acker zu enge wird. Dort Abnahme der kriegerischen Kraft, Versiegen der Volkssubstanz, düsterer Lebens- und Weltüberdruß, hier frische Freudigkeit an Kampf und Ruhm, an Genuß und Natur, an Gefahr und Erfolg. Dort eine weite formale Bildung, hier eine unbegrenzte Bildungslust und Fähigkeit. Dort eine an ihrer Allmacht absterbende, in ihren Rechtsformen beispiellos entwickelte Monarchie, hier ein starker Freiheitssinn, der nur der politischen Schule bedurfte und nach politischer Form hindrängte. Dort eine ausgebildete Kirche, auf den tiefsten sittlichen Principien ruhend, zur sittlichen Erziehung wie keine andere geeignet, aber damals ohne sittlich brauchbare Menschen und deshalb mehr als billig zur Weltflucht und Weltverachtung geneigt; hier ein starkes und keusches, sonst aber weltfrohes und in seinen Leidenschaften unbändiges Geschlecht, welches von der Kirche eine heilsame Zucht erwartete und ihr dafür als gleichwerthige Gabe eine freudige Erfrischung entgegenbringen konnte."

Jene mongolischen Horden stießen 375 am Don auf die Gothen, und ein Theil von diesen fand und begehrte Aufnahme im oströmischen Reiche, dessen Hüter sie wurden, während ein anderer Theil in Italien einbrach, und Rom die silberne Statue der Mannhaftigkeit einschmolz und münzte um sich von der Belagerung des Heldenjünglings Alarich loszukaufen. Aber die Vandalen stürmten und plünderten die Stadt und zogen dann nach Afrika hinüber. Sueven drangen nach Spanien vor, Sach-

ſen ſetzten nach Britannien hinüber, Weſtgothen und Franken geboten in Gallien, während Oſtgothen und andere Germanenſtämme ſich an Attila anſchloſſen, der um die Mitte des 5. Jahrhunderts ein hunniſches Donaureich gründete, und wie eine Gottesgeiſel über die zerrüttete Römerwelt einbrach. Hier Hunnen und Germanen, dort Römer und Germanen ſtanden in der großen Schlacht auf den Katalauniſchen Feldern gegenüber; Attila ward geſchlagen und zog ſich nach Ungarn zurück, drang aber bald darauf wieder in Italien ein; der Biſchof Leo erbat Schonung für Rom. Aber Odoaker eroberte mit ſeinen Herulern und Rugiern die ewige Stadt und ward König Italiens, bis Theodorich aus dem Stamme der Oſtgothen als ein Stärkerer über ihn kam und am Ende des 5. Jahrhunderts ein germaniſches Reich in Italien aufrichtete. Es erlag unter ſeinen Nachfolgern im Norden den Longobarden, im Süden ſammt den Vandalen den byzantiniſchen Feldherren Beliſar und Narſes. In Gallien hatten die Burgunder ſich mit den Römern vertragen; die Franken unterwarfen beide und gründeten dort um 500 unter Chlodwig ein Reich das auch über den Rhein hinüber ſeine Herrſchaft ausdehnte, und wie ſehr die Dynaſtie in Wolluſt und Grauſamkeit entartete, das Volk fand nun Führer in den Reichsverwaltern, den Karolingern, die in dem römiſchen Reich chriſtlich-germaniſcher Nation die Völkerwanderung beſchloſſen, das eigentliche Mittelalter eröffneten. Sie geboten den Arabern halt, deren Schwert die Weſtgothenherrſchaft in Spanien erlegen war. Aeußerlich war das Germanenthum in einem großen Theil von Spanien und Italien wieder erlegen, aber innerlich war es erfriſchend in das nationale Leben eingedrungen, und ſein Geiſt beſeelte fortan auch die Völker welche die lateiniſche Sprache zur Grundlage der romaniſchen Mundarten behielten.

Je mehr die neuen Beſitzergreifungen der Germanen durch Heerkörper geſchahen die häufig aus verſchiedenen Stämmen ſich zuſammenfügten, deſto größer mußte das Anſehen und die Gewalt der Führer ſein und bleiben, und ſo entwickelte ſich in der Völkerwanderung das Königthum, das zwar an die Zuſtimmung des Volks gebunden blieb, aber den perſönlichen Genoſſen der Fürſten bald eine bevorzugte Stellung gab und in den eroberten Ländern römiſches Beamtenweſen vorfand und ſich aneignete. Theodorich der Oſtgothe ſtattete als Herrſcher Italiens ſein Volk mit herrenloſem Gut aus, und war der erſte der die Vorzüge

der germaniſchen Natur mit der antiken Cultur in Geſetzgebung, Staatsverwaltung und Lebensweiſe zu verſchmelzen ſuchte, mit Recht deshalb der Große genannt. Er ſicherte den Italienern Frieden und Ordnung, er nahm Kunſt und Bildung von ihnen auf, doch ſtand er mit ſeinen Gothen, den wehrhaften Männern und Hütern des Reichs, deſſen ältern Bewohnern gegenüber, und da er die eigene Sprache und Religion nicht opfern wollte, ſo blieb ein Gegenſatz beſtehen, der nach ſeinem Tode den Sturz der Gothenherrſchaft möglich machte.

Neben ihm und mit ihm wirkten zwei Männer die als Ueberlieferer der claſſiſchen Bildung unter den Lehrern des Mittelalters eine hervorragende Stelle einnahmen, der Geſchichtſchreiber Caſſiodor und der Philoſoph Boethius. Sie gaben der Schuleinrichtung vieler Jahrhunderte die Lehrbücher und den Unterrichtsplan; als Caſſiodor ſich lebensmüde in ein Kloſter zurückzog, wollte er daß eine Stätte ſei wo die Kirche die Kenntniſſe und Studien des Alterthums ſammelte, pflegte und dem Volke vermittelte; wie Moſes ſich die Weisheit Aegyptens aneignete, ſo ſollte das Chriſtenthum es mit der griechiſch-römiſchen Bildung machen. Nach dem Vorgange des heidniſchen Grammatikers Macrobius wurden die Unterrichtsgegenſtände in zwei Klaſſen geſondert; die untere, das Trivium, befaßte Grammatik, Rhetorik, Dialektik, die obere, das Quadrivium, Arithmetik, Muſik, Geometrie, Aſtronomie; unter dem Namen der ſieben freien Künſte waren ſie der Lehrſtoff des mittelalterlichen Unterrichts. — Von Boethius rührt das philoſophiſche Troſtbuch her, das er ſelber im Kerker zu eigener Erhebung und zur Erbauung für viele Tauſende ſchrieb. Altrömiſchen Geſchlechts, in Athen gebildet, in Rom hoch angeſehen, hielt er die Erinnerungen der großen Vorzeit neben der Dankbarkeit für Theoderich, den neuern Wohlthäter des Vaterlandes, feſt, und ward auf falſches Zeugniß hin wegen hochverrätheriſchen Einverſtändniſſes mit Byzanz ins Gefängniß geworfen und hingerichtet. Er ergießt ſich in rhythmiſchen Klagen über ſein Unglück, da tritt die Philoſophie zu ihm, und er hört nun aus ihrem Munde das Beſte was die alten Weiſen, vornehmlich die Sokratiker und Stoiker über die richtige Würdigung des Lebens, die Ueberwindung des Leids und das wahre und dauernde Glück der Menſchen gelehrt haben. Er weiſt auf die Hinfälligkeit und den Wechſel der ſinnlichen Dinge hin, an die niemand ſein Herz hängen ſoll; der Biene gleich

läßt die Luft mit dem Tropfen Honig den scharfen Stachel zurück. Er preist die Genügsamkeit, er zeigt wie das Böse seine Strafe, die Tugend ihren Lohn in sich trage, und ein Nero darum nicht glücklich, sondern unselig zu nennen sei. Er verweist auf die ewigen Gesetze der Natur und der sittlichen Welt, auf einen Willen der Liebe der alles durchdringt und wohlmacht. Die Frage wird aufgeworfen: Wenn ein Gott ist, woher das Uebel, das Böse, und wenn kein Gott, woher das Gute, das Heilvolle? Das Böse ist die Schuld der sich von Gott abwendenden Seele; das Heil liegt nicht im Aeußern, sondern im Innern, und das hängt nicht vom Zufall ab; die Zufriedenheit der edlen Seele kann ihr niemand rauben, und aus jedem Geschicke zieht sie Gewinn, wenn der Kampf mit Widerwärtigkeiten ihre Kraft weckt und stählt, wenn sie in Geduld ausharrend ihre Treue bewährt. Zwischen die lateinische Prosa sind Gedichte in leicht hinfließenden Versen eingeflochten. Die Empfindung wechselt so mit der Betrachtung, und wenn der untersuchende Gedanke sich zu einer göttlichen Vorsehung erhebt, so wird sie vom begeisterten Gemüth gepriesen und ein Herakles zum Vorbild aufgestellt, der durch die sauere Arbeit und den Schmerz der Erde sich zum Olymp emporgerungen und emporgeläutert.

Italien ward durch das Einströmen deutschen Bluts physisch verjüngt, in Gallien kam das neue Element durch die Franken zur dauernden Herrschaft, verschmolz aber mit den römischen Ueberlieferungen, sodaß allmählich die germanische Sprache in der lateinischen, sie innerlich umgestaltend, aufging. Chlodwig hatte sein Volk groß gemacht und zum Christenthum bekehrt, Gallier, Römer, Franken einten sich in der Religionsgemeinschaft. Er selbst verband die Idee des germanischen Heerführers mit der des römischen Herrschers. Das eroberte Land betrachtete er wie einen Besitz den er unter seine Getreuen vertheilte; die persönliche Hingebung, der persönliche Vortheil band die Vasallen an den Gebieter, der sie mit Gütern belehnte. So kam es daß die Fürsten habgierig wurden um reich und milde zu Geschenken zu sein; sie gewannen sich in Fehden untereinander ab womit sie die Ihrigen belohnten. Auf ihr Ansehen und ihre Besitzthümer stützende Männer wurden zur Aristokratie, und verbanden sich im Frankenreich, das seine Grenzen nach Deutschland hin erweiterte; ihr Mittelpunkt und seine Stütze wurden bei der Entartung der Könige die Reichsverwalter oder Hausmeier, die sich am Ende der

Oberherrschaft bemächtigten. Das geschah im Bunde mit der Kirche.

Die Gothen hatten dem Christenthum zuerst ihre Herzen geöffnet. Wol waren die Germanen an Donau und Rhein in Berührung mit den Römern nicht ohne Kunde von der neuen Religion, und besonders seit Constantin hatten viele sie beim Eintritt in römischen Kriegs- und Staatsdienst angenommen; volksthümlich aber ward sie als bei dem Einfall der Hunnen die Westgothen in Byzanz Aufnahme fanden und der Bischof Ulfila, der wie ein Moses unter seinem Stamme hervorragt, die Bibel in das Gothische übersetzte. Wie Luther durch ein ähnliches Werk die neuhochdeutsche Schriftsprache begründete, so war Ulfila der Schöpfer einer Literatur und sein Buch ist das bleibende Denkmal des Althochdeutschen, es hat eine historische Grammatik, eine Geschichte unserer Sprache möglich gemacht. So ward nicht in fremden Litaneien dem Volk gesungen und gepredigt, sondern das Evangelium sogleich ihm mundgerecht, zum eigenen Lebenselemente gemacht. Das arianische Bekenntniß, die mehr rationale Fassung der christlichen Lehre, herrschte bei den Gothen und verbreitete sich von ihnen aus zu andern Stammverwandten, ja selbst zu den Burgundern, die bei ihrer engen Verbindung mit Rom auch seiner Kirche sich anschlossen, nach dem Sturz ihres rheinischen Reichs aber durch Attila an der Rhone und dem Jura unter den Westgothen lebten. Dagegen ließ der Franke Chlodwig sich nach katholischem Ritus taufen, und seinem Beispiel folgte hier eine Massenbekehrung zur römischen Kirche. Aehnliches geschah bei den Sachsen in England als Papst Gregor der Große den König Ethelbert von Kent für sich gewonnen hatte. Nun kamen von dort die Sendboten des Evangeliums über das Meer nach Deutschland, und Winfried, genannt der Wohlthäter, Bonifacius, fällte die Eiche des Donnergottes in Hessen, stiftete Klöster und Bisthümer, und gab als Bischof von Mainz unter päpstlicher Autorität der deutschen Kirche ihre Verfassung. Sie ward durch ihn unter Rom gestellt und dauerte, während die freiere arianische Richtung mit den Gothen unterging. Man möchte es bedauern daß sich nicht aus diesem Keim eine deutsche Nationalkirche gebildet hat; die Reformation und die blutigen Kriege in ihrem Gefolge wären dann nicht nothwendig geworden; aber die Kirche bedurfte der straffen einheitlichen Organisation in Rom, wenn sie die Cultur des Alterthums den neuen Völkern überliefern sollte.

Es ist leicht begreiflich daß in jenen Jahrhunderten der Gärung und des Sturms der alte heidnische Glaube wankend ward, und daß die Sehnsucht nach einem festen Halt, nach einem Einigungspunkte der Wahrheit die Seelen bewegte. Das Christenthum bot ihn und zwar den sinnlichen Gemüthern durch einen glänzenden Gottesdienst, durch eine feste Lehre, durch begeisterte Verkündiger. Baldur der reine in den Tod gesandte Lichtgott verklärte sich zur geistigen Sonne, zu Christus, der liebevoll für die Menschheit sich opferte und den Tod überwindend auferstand. Wie Odin im Norden zum Allvater ward, so war auch von Wodan oder Donar der Schritt zum einen Gott und Lenker der Welt nicht weit. Christliche und heidnische Elemente durchdrangen einander; an die Stelle der holden Göttinnen trat Maria und nahm Züge von deren Wesen in ihr Bild auf; Sagen von der hülfreichen Macht der alten Götter wurden auf Heilige übertragen, andere dienten aber dazu den Teufel volksthümlich auszustatten, zumal ja schon ein feindseliges Princip in Loki vorhanden war und die Ansicht der Bekehrer dahin ging die heidnischen Götter seien böse Dämonen die zu ihrem Dienste die Menschen verlockt hätten, denen man absagen müsse. Der Aberglaube wie er bis heute noch das Sinnige und Dichterische mit dem Unverständigen und Abgeschmackten mischt, hat seine Wurzeln in der alten Naturreligion, ihren Symbolen und Bräuchen.

In der Geschichte des Alterthums sahen wir im Orient und Occident die Völker ihre Stammesnatur unvermischt behaupten; jedes entwickelte seine Nationalität, die andern waren ihm unverständlich und galten für Barbaren. Durch die Völkerwanderung kamen Slawen, Kelten, Germanen in vielfältige Berührung untereinander wie mit den Griechen und Römern; welches Element auch die Oberhand behauptete, es war aus einer Durchdringung mit andern hervorgegangen. Dadurch konnte das gemeinsame Gefühl der Menschheit, der Humanität in allen zur Geltung kommen, und in lebendigem Wetteifer und gegenseitigem Austausch ihrer Leistungen konnten sie nun eine gemeinsame Culturarbeit beginnen, und auch für die entlegene Ferne, ihre Natur- und Geisteserzeugnisse Sinn und Empfänglichkeit haben. Keine einzelne Nation ist fürder die herrschende, ein Völkerbund wird das Ziel der Geschichte. Auch geht der Mensch nicht mehr im Bürger auf, der Staat wird ihm vielmehr zur Rechtsordnung welche ihm die geistigen Güter schirmt, und weit entfernt daß die

Religion mit der Natur des Volks und Staats eins wäre, nehmen die Arier von den Semiten das Christenthum in gemeinsamem Glauben an; Religion und Politik werden dadurch frei voneinander ohne sich zu scheiden; die Macht welche das äußere Leben mit der Schärfe des Gesetzes beherrscht, bindet nicht mehr die Gewissen, und die kirchliche Autorität wird Schritt für Schritt dazu gedrängt werden sich auf Gründe der Vernunft selber zu stützen.

Die alten Römerstädte im Flußgebiete des Rheins wurden meistens durch die Völkerwanderuug in Trümmer gelegt; doch bestanden einzelne wie Köln und Trier, und dienten zu festen Königsburgen der Merowinger. In Frankreich, in Italien und Spanien blieben die Stärte unzerstört, und in ihnen verschmolz das römische und das germanische Leben. Freytag entwirft folgendes Bild: „Zwischen griechischen Tempelsäulen, deren Marmorstücke aus den Fugen gingen, und zwischen mächtigen Quadern römischer Bögen, der unverwüstlichen Arbeit alter Zeit, sah man den Nothbau der letzten Römerjahre, unordentliches Ziegelwerk mit eingemauerten Werkstücken älterer Gebäude, und daran geklebt wie Schwalbennester die Wohnungen armer Leute; neben den Steinhäusern der Provinzialen mit Atrium und Porticus, mit einem Oberstock und Altar stand der hölzerne Saalbau eines germanischen Ackerwirths mit einem Laubengang auf der Sonnenseite und der Galerie darüber. Dahinter zerstörte Wasserleitungen, ein Amphitheater welches bereits als Steinbruch benutzt wurde, Brandstätten und wüste Plätze, an den Straßenecken kleine Holzkapellen mit einem Heiligthum. Und unter Ruinen und Nothbauten wieder das Gerüst einer großen steinernen Kirche und auf hoher Stelle ein Palast, den sich der germanische König errichtete nach heimischer Sitte mit vielen Nebengebäuden für Gefolge, Reisige und Rosse, oder ein burgähnliches Thurmhaus der Großen mit Hofraum und weiter Halle.“ — Die Technik der Luxushandwerker, die Kunst der Steinmetzen und Maler blieb so erhalten in diesen Städten; wenn man auch der Erfindungskunst ermangelte, so vererbten sich doch die Handgriffe, die Erfahrungen, die Werkzeuge, und in den Worten welche die Schuhsohle wie den Tisch, das Fenster wie den Teller oder die Ziegel auf dem Dache bezeichnen, sagt uns die lateinische Sprache daß die Sache mit dem Namen zu uns kam. Der Germane, der Landwirth geblieben, saß in dem alemannischen Hause mit vor-

ſpringendem Dach und Holzgalerien, oder es breitete das ſächſiſche Strohdach mit Pferdeköpfen am Giebel zugleich über Herd, Schlafräume und Viehſtälle ſich aus.

Ich habe der Kirchen bereits gedacht welche Theoderich in ſeinem Königſitz Ravenna baute; hier wie bei den ſpätern lombardiſchen und fränkiſchen Baſiliken ſchloſſen die Germanen der Ueberlieferung ſich an ohne ſchon ein neues Empfindungs- und Formelement einzuführen. Der Palaſt des Helden ſcheint dem des Diokletian zu Spalatro nachgebildet, doch zeigt ſich im Detail neben dem byzantiniſchen auch der erſte Hauch eines nordiſchen Geſchmacks. Es iſt ein ſchönes Amt, ein ruhmbringender Auftrag, ſchrieb Theoderich ſeinem Baumeiſter, ſeinem Zeitalter zu übergeben was die ſtaunende Nachwelt loben muß. Er ließ ſchon bei Lebzeiten ſein Grabmal errichten. Ein kreuzförmiger Innenraum iſt von einem maſſiven zehneckigen Quaderbau umgeben, darüber erhebt ſich im Obergeſchoß, das von Arkaden umkränzt war, eine Rundkapelle im Innern, deren Kuppel ein einziger Rieſenſtein bildet, 3 Fuß dick, beinahe 100 Fuß im Umkreis, eine Million Pfund ſchwer. Er erinnert an die Felsblöcke der heimiſchen Hünenbetten, während ſonſt der Bau an die thurmartigen Grabmäler der Römer ſich anſchließt, in den ſchwungvollen Linien des Kranzgeſimſes aber bereits ein Formenſinn ſich ankündigt der ſpäter in der Gothik zur Herrſchaft kam. So ſpricht das Grab den Geiſt und die Weltſtellung des Mannes aus. Seine kupferne Reiterſtatue — den Schild in der Linken, die Lanze mit der Rechten ſchwingend, den nackten Leib mit dem nordiſchen Pelz geſchmückt — ließ Karl der Große nach Aachen bringen.

Der Heldengeſang war die Kunſt welcher die Völkerwanderung begleitete und ihr Denkmal in der Heldenſage ſchuf. Die Geſchichtſchreiber der Gothen und Longobarden Jornandes und Paul Warnefried's Sohn haben nicht nur Lieder unter ihren Quellen und gewinnen dadurch ſelbſt ein dichteriſches Gepräge; ſie erwähnen auch des Geſangs, wenn im Angeſichte des Feindes unter dem Schlachtgetöſe die Gothen ihren bei Chalons gefallenen König von der Walſtatt tragen und die Todtenklage anſtimmen, oder wenn ſie bei Attila's Leiche ſeine Thaten und ſeinen Tod in unbeflecktem Ruhmesglanz feiern. Die Lieder waren Gemeingut des Volks, aber es gab auch ſchon damals Männer die das Dichten und Singen als Beruf ausübten; Theoderich ſendet einen ſolchen Harfenſpieler an Chlodwig, und

die Dietrichſage nennt den Ilſung, angelſächſiſche Lieder ſagen daß Herranda ein Sängeramt beim König verwaltet, daß Widſith von einem Herrſcherſitz zum andern gezogen und koſtbare Geſchenke zum Lohn ſeiner Kunſt empfangen. Aber auch König Gelimer, in Pappua von Pharas eingeſchloſſen, ſandte hinab vom Berge und erbat drei Dinge, ein Brot für ſeinen Hunger, einen Schwamm um ſein geſchwollenes Auge zu waſchen, und eine Harfe um zu dem Klang ihrer Saiten ein Lied zu ſingen das er auf ſein Leid gedichtet habe. König Alfred ſingt im däniſchen Lager, wie im Nibelungenlied und in der Gudrun die freien Helden Volker und Horant wenn der Kampf ruht ſich und die Ihrigen mit Saitenſpiel und Liedern tröſten und erquicken.

Die Streitfrage ob das Volksepos auf der Götterſage ruhe und die urſprünglichen Naturbilder mehr und mehr geſchichtliche Geſtalt angenommen, oder ob wirkliche menſchliche Erlebniſſe den Stoff geboten, hat ſich uns bereits bei der Betrachtung der indiſchen, griechiſchen, perſiſchen Poeſie alſo gelöſt daß gerade aus der Verſchmelzung und dem Zuſammenwirken beider Elemente die Heldenſage hervorgeht; ja wir haben in den urſprünglichen mythologiſchen Anſchauungen aus der Zeit des noch gemeinſamen Lebens der ariſchen Nationen die Grundlage ſo vieler übereinſtimmender Züge erkannt, die aber nach den verſchiedenen Erfahrungen der Völker mannichfach umgeformt wurde. Und ſo brauche ich nicht nochmals darzulegen wie der Frühlings- und Sonnengott im Hintergrunde der Sage von Siegfried ſteht oder aus deſſen leuchtenden Augen hervorblickt, oder wie Baldur's Tod zu ihm vom Himmel auf die Erde herabgekommen, und Hagen aſchfarbig, einäugig, eines Schwarzelfen Sohn geworden, der in ſeinem Namen die Bedeutung vom Todesdorne mit ſich führt, weil mit ihm der blinde Hödur verwoben iſt. Die Sage von Siegfried's Ahnen knüpft ſie überall an die Götterwelt. Durch einen Apfel, den Odin ſendet, wird Wölſung von ſeiner Mutter empfangen, und die Walküre, die den Apfel gebracht, wird ihm durch den Gott vermählt. Odin erſcheint bei Wölſung's Gaſtmahl und ſtößt in die Eiche, um die der Saal gebaut iſt, ſein Schwert, das nur Wölſung's Sohn Siegmund herauszieht, das ihm Sieg verleiht, bis es in ſeinem letzten Kampf an dem Ger des Gottes zerbricht; aber aus den Stücken wird es für Siegfried neu geſchmiedet und dieſem ſteht Odin berathend bei als er den Drachen bezwingt. Wieland der Schmied iſt bald gefeſſelt wie der Feuer-

bringer Prometheus, bald gelähmt wie der Feuergott Hephästos, und schwingt sich wie Dädalos im selbstbereiteten Flughemd empor; je mehr Mishandlung und Misgeschick ihn überwältigen wollen, um so herrlicher bricht seine Natur in wunderbaren Kunstschöpfungen hervor. Sein Bruder ist der Schütze Eigel, der Ahnherr der Tellsage, da er den Apfel vom Sohneshaupt schießt; der eigentliche Grund dazu scheint mir keine Tyrannenlaune, sondern vielmehr ein alterthümlicher Brauch daß ein den Göttern geweihtes Menschenopfer auf diese Art durch Muth und Geschick gerettet ward. Dietrich von Bern ist durch Geburt und Tod an die Geisterwelt geknüpft. In seinen Riesen- und Drachenkämpfen wie in seinem Feuerathem spiegelt der Donnergott sich wieder, und das Todesroß holt den alten Helden ab und er reitet auf ihm nächtlich der wilden Jagd voran, oder zieht aus wenn dem Vaterland Gefahr droht. Gerade das nun von den Germanen angenommene Christenthum trug dazu bei daß schöne dichterische Züge, daß glänzende Bilder von Thaten und Geschicken, welche man seither in den Göttern angeschaut, als der Glaube diese nicht mehr festhielt, nun auf Helden übertragen wurden deren Leben und Charakter an sie erinnern konnte.

Siegfried, das Ideal des deutschen Jünglings in Kraft und Gemüthstiefe, im Glanz des frühen Todes, zieht in den nordischen Liedern durch sein persönliches Geschick uns an; die Familiensage erweitert sich in Deutschland zum Symbol der Weltgeschichte. Es verschmilzt mit ihm der ripuarische Siegbert, den Chlodwig auf der Jagd ermorden ließ, und der gleichnamige austrasische König, von dessen Hochzeit und tragischem Untergang viel gesungen ward, den Venantius Fortunatus bereits mit Achill verglich; er stritt glorreich mit Dänen und Sachsen; seine Schwägerin Fredegunde ließ ihn erstechen, seine Witwe Brunhild übte fürchterliche Blutrache und ward am Ende mit Fuß und Hand wilden Rossen an den Schweif gebunden und so zerrissen. An den Atli der Edda bot Attila's Name einen Anklang, und mit dem Verderben das jener seinen Schwägern, den Giukungen Gunnar und Högni brachte, verwuchs nun der Sturz der rheinischen Burgunder, die Zerstörung von Gundikar's Reich durch den Hunnenführer. Atli, der in dem westfälischen Susat oder Soest gebot, war bereits mit einem niederdeutschen Helden Thidrik in Verbindung, von dessen Riesen- und Drachenstreit die Sänger zu sagen wußten. Für ihn trat Theoderich der Große als Dietrich

von Bern ein. Daher der Unterschied der Sage und Geschichte: hier ein siegreicher, in unbestrittener Obmacht Italien beherrschender König, dort von dem Oheim vertrieben, in beständigem Kampf mit dem Geschick, den größten Theil seines Lebens bei einem fremden Fürsten, erst zuletzt wieder im eigenen Reiche waltend, aber das Bild eines deutschen Mannes voll Muth des Duldens und Handelns, — und dies heftet sich eben an den Gothenhelden, der seiner historischen Stellung nach sich zum Mittelpunkt einer Kämpfergenossenschaft eignete, die er zu Gesellen wirbt indem er sie in Zweikampf überwindet; er wird an Attila angeschlossen zum Repräsentanten der mit diesem verbündeten Gothen, und aus dem Untergang seines Volks ragt seine Gestalt im Glanz des Ruhmes wie er den großen Streit der Hunnen und Burgunder im Nibelungenlied endlich zur Entscheidung bringt. „Das ist jener Dietrich von Bern, von dem die deutschen Bauern sangen", heißt es schon in den quedlinburger Jahrbüchern aus dem 10. Jahrhundert, und fortwährend weisen Chronisten auf Sagen und Lieder von ihm im Volksmund hin. Sie sind in Deutschland verklungen. Aber wie die Sigurdlieder in Island erhalten sind, so haben nordische Männer im 12. Jahrhundert die Wölsungsage, im 13. die Thidrikssage zusammengestellt wie sie dieselben in Deutschland vernahmen. Sie berufen sich selbst auf ihre Quellen, Männer von Soest, Münster und Bremen, und erklären: Diese Sage ist zusammengesetzt nach der Sage deutscher Männer und zum Theil nach ihren Liedern, die vor geraumer Zeit, gleich nach den Begebenheiten gedichtet wurden. Und wenn du auch einen Mann aus jeder Burg in ganz Sachsland nimmst, so werden sie alle diese Sage auf dieselbe Weise erzählen; dies bewirken ihre alten Lieder. Raßman hat neuerdings beide Werke übersetzt und erläutert und so die deutsche Heldensage als Ganzes erzählt. Wie treu die Nordländer ihren Quellen folgten und wie lebhaft der Völkerverkehr in der Dichtung war, das zeigt uns auch die Karlamagnussaga, in welcher erhaltene altfranzösische epische Dichtungen sich Vers für Vers wiederfinden. Am Rhein, in Westfalen, im Land der Chatten und Marsen hatten ursprünglich die Siegfried- und Dietrichsage ihren Schauplatz; durch die Anknüpfung an Attila, an Theoderich kommt die Donau, kommt Oberitalien herein und werden Gegenden und Orte vermischt und verwechselt wie zeitlich verschiedene Geschlechter oder Jahrhunderte an- und ineinander gerückt sind.

In Griechenland sahen wir wie die plastische Klarheit der antiken Kunst mit der Einfachheit und Faßlichkeit des Lebens parallel ging. Der Boden der Ilias war die nahe kleinasiatische Küste, wo die Hellenen selber sich angesiedelt, und ein Thukydides konnte in seiner Vaterstadt den weltgeschichtlichen Kampf miterleben und aus eigener Anschauung schildern. Wer aber hätte in den Jahrhunderten der Völkerwanderung mit historischem Blick das verworrene Getriebe überschauen, wer im Getümmel jener Eroberungen und Wanderzüge die einzelnen Thaten und Helden klar unterscheiden und festhalten können, die der Kampf immer neu herandrängender Fluten fortgerissen hatte? Bei den großen Räumen, die der Schauplatz der Geschichte wurden, fiel die unmittelbare Beobachtung, die locale Sicherheit weg; die Vorstellungen wurden unbestimmter, wurden ins Weite geführt, und die unbekannte Ferne reizte wie immer die Einbildungskraft sie mit ihren Wundern zu bevölkern. Von den Führern der Völker, von den Trägern der Geschicke ragten nur die höchsten Heldenhäupter wie Bergeskuppen aus dem Nebel hervor, und die hin- und herschwebende Sage heftete sich an sie; die Phantasie ward aufgefordert die mangelnde Anschauung durch eigene Erfindung zu ersetzen und die Größe des Gesammteindrucks in der Wirklichkeit durch Steigerung des Einzelnen zu erstreben.

Die Lombardengeschichte gibt uns in Alboin's Jugendthaten, in Authari's Brautwerbung um Theudelinde anmuthige Erzählungen; sie zeigt uns die tragische Gewalt der Leidenschaft, wenn Rosamunde den Wein des Festmahls auf des Gatten Geheiß aus des Vaters Schädel trinken soll, darüber empört einem Krieger ihre Frauenehre preisgibt um ihn zum Morde ihres Gemahls zu drängen, und endlich selber den Giftbecher leeren muß den sie dem neuen Gatten credenzt. Solche Stoffe boten sich dem Sänger und haben durch ihn ihr Gepräge gewonnen, und wir schließen von ihnen wieder daß die edeln wie die schrecklichen Züge der Wölsungsage der Wirklichkeit treu entlehnt sind. Aber wir gewahren zugleich wie aus der Tiefe des Volksgemüths heraus die Dichtung Schuld und Sühne verknüpft und das Walten einer sittlichen Weltordnung ahnen läßt; sie mildert das Entsetzen über das Schreckliche nicht blos durch die staunende Bewunderung der Größe und Kraft, sondern durch ergreifende Motive inniger Gefühle und hohen Sinnes. Die Sage leiht dem Siegmund und Sinfiötli das Wolfsgewand zur Vollführung der wölfisch wilden

Thaten, doch ist das Ziel derselben ein berechtigtes. Signy sieht ihren Vater erschlagen, ihre Brüder gefangen durch den treulosen Verrath ihres Gemahls; um einen starken Rächer zu erzielen ruht sie in des einen geretteten Bruders Arme, und als der Knabe herangewachsen ist und mit seinem Vater den Saal des Oheims anzündet, da küßt Signy den Bruder und Sohn, aber springt in das Feuer um nun, nachdem ihr Geschlecht gerächt ist, mit dem Gemahl zu sterben. Im Groll daß sie getäuscht und um das höchste Lebensglück betrogen worden, im Schmerz der Eifersucht hat Brunhild Siegfried's Tod berathen, aber um den Scheiterhaufen zum Hochzeitsbette mit ihm zu machen, und herrlich leuchtet ihre Liebe in den Flammen auf, die sie auf ewig dem Helden vereinigen. Wir zürnen über Gunnar und Högni daß sie den Bundesbruder ermordet, aber wenn nun das ausgeschnittene Herz des einen nicht zittert sondern lacht, und wenn der andere im Schlangenthurm die Harfe schlägt, so versöhnt auch uns der Hochsinn mit dem sie die Schuld im Tode büßen. So wird die Heldensage zum Siegel der Lebenskraft und Lebensfrische des Germanenthums in ihrer noch ungebändigten Gewalt, aber auf dem Grunde einer Natur die zum Hohen, Reinen, Edlen strebt. Der kühne wagende ehrliebende Geist der Männer setzt das eigene Haupt zum Pfande der Proben des Witzes, der Stärke, der Geschicklichkeit, und das prophetische Gemüth der Frauen schaut in die Ferne, kündet in weissagenden Worten das Künftige, und läßt gleich den Orakeln der Griechen das Walten des Schicksals und seine Nothwendigkeit in dem Thun und Treiben menschlichen Raths und menschlicher Leidenschaft hervorscheinen. So ist die Herrlichkeit des jugendlichen Heldenthums und zugleich sein Untergang im Volksepos ausgesprochen, und keine Folgezeit, wie Bedeutendes sie auch sonst leisten möge, bringt Werke dieser Art wieder hervor.

Wenn wir den gemeinsamen Ursprung und die Zusammengehörigkeit der deutschen und nordischen Dichtung festhalten, dürfen wir die Unterschiede nicht vergessen, die Gervinus vornehmlich betont. Der Norden zieht gern ins Grause, Geheimnißvolle was bei uns im Kreis des Wahrscheinlichen, der geschichtlichen Helle liegt; dort beherrscht die gewaltige Naturumgebung den Menschen und seine Phantasie, hier wird das Thatsächliche des menschlichen Lebens und Empfindens klarer und bestimmter ausgesprochen; dort werden die Naturwunder aus der Menschheit

erklärt, durch geistig-persönliche Mächte begründet, hier werden große Begebenheiten auf wunderbare Kräfte und Beweggründe, auf die Mitwirkung der Götter zurückgeführt. Dort ist der Ton der Dichtung lyrisch, und der Sänger rundet eine einzelne Sage in sich ab, während wir hier überall in den großen Zusammenhang hineinschauen, dessen Kunde der Erzähler voraussetzt, und hinter dessen thatsächlicher Fülle er selber zurücktritt. Leider ist uns bisjetzt nicht mehr ein deutsches Original erhalten als das Bruchstück des Hildebrandliedes, das zwei Mönche zu Fulda aufgeschrieben, und der Beowulf, den die nach England auswandernden Sachsen im Gedächtnisse mitnahmen und dort aufzeichneten.

Nach dreißigjähriger Abwesenheit kehrt Dietrich mit seinem Waffenmeister, dem alten Hildebrand in die Heimat zurück; dieser hat dort einen Sohn, der zum Helden herangewachsen ist und den Vater nicht kennt; Sohn und Vater fordern einander heraus; jener nennt sich, wird als Sohn begrüßt, aber sieht darin eine Täuschung, da Hildebrand längst todt sei. Der bietet ihm die goldenen Armringe, aber der junge Kämpfer versetzt trotzig: Mit dem Ger soll man Gabe empfangen, Schwertspitze gegen Schwertspitze. Das Wehgeschick bejammernd, daß er den eigenen Sohn bekämpfen soll, und doch entschlossen dem nicht zu weichen der mit ihm streiten wolle, hebt der Alte zu streiten an, die Lanzen sausen, die Schilde werden von den Schwertern zerspalten — so schreitet das Lied in harter starrer Kraft voran, die kernige Darstellung entfaltet sich in epischer Anschaulichkeit und gleichmäßiger Stetigkeit; wir wissen aus der Thidrikssage und spätern Volksliedern daß der Vater den Sohn überwindet, doch nicht tödtet, vielmehr mit ihm heimzieht, beim Mahl oben angesetzt wird und der Gattin sich durch den Ring zu erkennen gibt den er ins Glas fallen läßt; so schließt das Gedicht in Deutschland versöhnend, während Firdusi den Stoff tragisch behandelt.

Nach diesem Bruchstück zeichnet Th. Haupt den lauten und schweren Klang der Sprache mit Meisterhand: „Das ist die Sprache nicht individueller Bildung, sondern der gemeinsame Ausdruck gemeinsamer Anschauungen und ererbter Ueberlieferungen wie sie das volksmäßige Epos sagt, eine Sprache voll hellen Klanges, ausgeprägt in reichen und festen Formen, aber schweres Gewichtes, vor allem fähig rasche That und mächtige Empfindung auszudrücken, nicht unfähig des Ausdrucks zarterer Gefühle, aber beweglichern und feinern Gedanken nachzukommen unregsam, ge-

bannt in überkommenen Formeln und wie gefangen durch die Macht sinnlicher Anschauung."

Im Beowulf ist mit künstlerischer Composition ein Gesammtbild vom Leben und Wesen des Helden dadurch erzielt daß zwei Großthaten von mythischer Bedeutung umrahmt sind mit der Erwähnung anderer geschichtlichen Ereignisse, wie sie bald ein Sänger, bald die Wechselrede der Handelnden ausspricht, oder wenn Beowulf vor seinem Tod sein Geschick überdenkt und wenn die Klage bei seiner Bestattung ertönt. Zugleich öffnet sich ein weiterer Hintergrund, wenn die Nibelungen- und Dietrichsage in einzelnen Anspielungen hereinklingt. Die Sitte ist wie Tacitus sie schildert. Im ganzen weht ein Hauch frischer Morgenkühle und strenger Männlichkeit. Die Sage spielt an der Nord- und Ostsee unter den Ingäwonen; der Held stammt aus Schweden, die Darstellung erinnert an das Skandinavische, wenn das Weib Friedeweberin und die Harfe Lustholz umschrieben und die Schifffahrt so bezeichnet wird daß der Wogengänger auf dem schäumenden Pfade dahinzieht; auch die Form ist wie im Hildebrandslied stabreimend, die Darstellungsweise gleich diesem epischer als in der Edda. — Hrothgar der Dänenkönig hat eine prächtige Halle für frohe Gelage erbaut; aber wenn die Kämpfer schlummern, so kommt ein Ungethüm aus dem Moor, im Schleier des Dunstes ein Schattengänger, weiten Wegs und holt sich einen Mann zur Beute ihn zu verzehren im Wasserhaus. Das hört Beowulf der Geatenhäuptling und macht sich auf den Riesen zu besiegen. Er reißt ihm in nächtlichem Ringkampf den Arm aus dem Schultergelenk, und der Verstümmelte entflieht. Aber statt seiner kommt seine Mutter in der nächsten Nacht und würgt einen Freund des Königs. Beowulf verfolgt sie nach ihrer Wohnung. Er kommt zum Moor, das noch keiner ergründet hat.

Wenn von Hunden gehetzt auch der Heidegänger
Der hornstarke Hirsch den Holzwald sucht,
Das Leben läßt er, wie lange verfolgt,
Doch eher am Ufer, als er dainnen wollte
Sein Haupt behüten; so ungeheuer ist es dort,
Wo wider die Wolken der Wogen Gemenge
Starr emporsteigt und der Sturm sich austobt
In leiden Gewittern, daß die Luft sich verhüllt
Und der Himmel weinet.

Beowulf ſtürzt in die Wogen, da kommt Grendel's Mutter und ſchleppt ihn nach ihrer Halle. Er ſieht dort ein bleiches Feuer unheimlich ſcheinen.

Dabei erblickt er die Brandungswölfin,
Das mächtige Meerweib. Muthig erhub er
Kampf mit dem Kriegsſchwert, und barg die Klinge nicht;
Die geſchwungene Schneide ſang ihr ums Haupt
Ein grauſig Kampflied.

Aber ihrer Rüſtung Ringgefüge widerſtand dem Biß der blinkenden Waffe, und im Ringen ſtürzte der Held nieder. Doch auch ihn ſchirmte ſein Panzerhemd und der waltende Gott; er ſprang auf, ergriff ein Steinſchwert und ſchlug die Rieſin nieder. Hochgeehrt und hochgeprieſen kehrt er heim und herrſcht lange Jahre glücklich, bis er im Kampf mit einem das Reich verwüſtenden Drachen dieſen zwar getödtet, aber deſſen Feuerathem und giftigem Biſſe ſelber erliegt, — wie Thor in der Götterdämmerung zwar die Midgardſchlange erſchlägt, aber von ihrem Geifer überſprüht zu Boden ſinkt. So erliegt der lichte Frühlingsgott dem Winterſturme, während er in ſeiner und des Jahres Jugend den culturfeindlichen Wogenſchwall und die böſen verderblichen Dünſte des Sumpfes überwältigt hatte. Auf dem Grund dieſer Naturmythe erhebt ſich auch hier die Heldenſage und das menſchliche Thun und Leiden. Beowulf hat den Hort dem Drachen abgewonnen; das ſoll ſeinem Volke zugute kommen.

Dieſer Kleinode ſag' ich dem König der Ehren,
Dieſes Horts dem Herrn der Himmel Dank,
Daß mir vergönnt war dem Geatenvolke
Vor meinem Scheidetag den Schatz zu erwerben.
Da ich die rothen Ringe nun redlich bezahlte
Mit der Lebensflamme, ſo fördert nun ihr
Der Leute Nothdurft; ich darf hier länger nicht mehr ſein.
Einen Hügel heißt mir die Helden erbauen
Ueber dem Bühel blinkend an der Brandungsklippe,
Der mir zum Gedächtnißmal ſich meinem Volke
Hoch erhebe über Hronesnäß,
Daß die Seefahrenden ihn ſchauend heißen
Beowulf's Burg, wenn ſie die ſchäumenden Barken
Ueber der Fluten Nebel fernhin ſteuern.

Karl der Große und die Zeit der Karolinger.

Die Araber hatten in Spanien den Kampf mit der christlich-germanischen Welt durch den Sturz des Gothenreichs eröffnet; der Sieg Karl's des Hammers bei Tours (732) gebot ihnen halt und begründete den Ruhm und die Macht der Karolinger. Pipin sandte den letzten Merowinger ins Kloster und setzte sich die Königskrone der Franken aufs Haupt; der Papst Zacharias hieß es gut, sein Wort klang wie eine Bestätigung der Volksstimme durch Gottes Stimme. Während die Byzantiner als Nachkommen der Griechen unerschöpflich waren durch neue dogmatische Lehren den Geist der Menschen in Bewegung zu halten, lebte das Genie der Herrschaft als Erbe der alten Römer in den Päpsten fort, und Stephan ließ, von den Lombarden bedrängt, den Apostel Petrus selbst einen Brief an Pipin schreiben und ihn auffordern der ewigen Stadt zu Hülfe zu ziehen; der König folgte und begründete den Kirchenstaat indem er den Preis seiner Heerfahrt dem Papst durch Schenkung übergab. Karl der Große nahm des Großvaters und Vaters Thaten und Schöpfungen zum Ausgangspunkt eines erhabenen weltgeschichtlichen Werks; in seiner Seele gestaltete sich das Ideal eines römischen Reichs christlich-germanischer Nation. Dazu galt es die Germanen zu einem Staatsorganismus zu einigen, und Karl brachte nicht blos die Baiern, sondern auch die Sachsen, die unter Wittekind's Führung die alte Freiheit glorreich vertheidigten, unter fränkische Oberhoheit; von der Eider bis zur Tiber, vom Ebro bis zur Drau erscholl sein Herrscherwort. Die noch Heiden waren bekehrte er mit dem Schwert zum Christenthum, und gegen die Muhammedaner stritt er in Spanien. Als der Papst ihm die Kaiserkrone aufs Haupt setzte, da war dies die Besiegelung des Gedankens daß die Germanen das Weltreich und die Culturarbeit der Römer fortsetzten; doch sollte der neue Staat ein christlicher sein und ein Gottesreich auf Erden darstellen. Ein Statthalter Gottes sollte der Kaiser der Christenheit Schirmherr sein, über Recht und Frieden wachen, alles Volk, nach Stämmen und Ständen gegliedert, als sein Haupt leiten und regieren. Ihm zunächst sollte der Papst die geistlichen Angelegenheiten verwalten, dann sollten die weltlichen Großen besondern Kreisen vorstehen. Karl war als

oberſter Kriegsherr und Richter der Franken emporgeſtiegen; er gab ein allgemeines Reichsrecht, das die natürlichen Triebe der freiheitſtolzen Germanen dem höchſten Staatszweck unterwarf, aber innerhalb einer höhern Weltordnung ihnen die ſelbſtändige Eigenart und Bewegung gönnte; waren doch die Geſetze ſelbſt die Faſſung deutſchen Weſens und deutſcher Sitte. Alle Gewalt ging von der Perſönlichkeit des Kaiſers aus, aber ſie war an die heimiſchen Ordnungen gebunden und bedurfte zu ihrer Wirkſamkeit der Zuſtimmung des Volks. Die geiſtlichen und weltlichen Großen, die ſich bereits unter den Merowingern durch Grundbeſitz und abhängige Hinterſaſſen zu einer Ariſtokratie aufgeſchwungen, ſtanden dem Kaiſer als Rathgeber und Vollſtrecker ſeiner Entſchlüſſe zur Seite. Das Volk ſollte in ſeiner Freiheit und ſeinem Beſitz geſichert, durch Sorge für Wohlſtand und Bildung gefördert werden. Vom Kaiſer eingeſetzte Beamte ſtanden den Gauen vor; aus der Gemeinde erwählte Schöffen ſprachen unter dem Vorſitze derſelben das Recht; alle freien Männer einer Grafſchaft erſchienen dreimal im Jahr zu öffentlichen Verſammlungen; ein ſelbſtändiges Gemeindeleben fand hier ſeine Bethätigung innerhalb des Staats. Kaiſerliche Sendboten durchzogen das Reich um überall die Durchführung der Geſetze zu überwachen und über die Zuſtände des Volks Bericht zu erſtatten.

Nur ein Genius von Karl's geiſtiger und natürlicher Begabung an Herrſcher- und Arbeitskraft in Krieg und Frieden, erfinderiſch im Gedanken, klar in der Erfaſſung der thatſächlichen Lage und raſtlos unwiderſtehlich in der Ausführung ſeiner Entwürfe konnte an die Verwirklichung dieſes Ideals denken; auch unter ihm blieb dieſelbe mangelhaft und nach ſeinem Tode konnte ſie ohne den organiſirenden Mittelpunkt nicht beſtehen; das Ganze war zu ſehr durch den Schlußſtein der Spitze bedingt, zu wenig von unten herauf durch den Willen, die Selbſtbeſtimmung des Volks getragen; aber die Wärme perſönlichen Schaffens, perſönlicher Anhänglichkeit und Treue beſeelte das Werk und ſteigerte den begeiſternden Eindruck auf die Gemüther, und für Jahrhunderte blieb Karl's Schöpfung, die ſtaatliche Organiſation des Germanenthums im Anſchluß an Rom und das Evangelium, ein Ziel dem man unter mancherlei Veränderungen nachſtrebte. Unter Karl's Nachfolgern löſte ſich naturgemäß das Band der romaniſirten Franken von den Deutſchen; hier bildete ſich früher ein volksthümliches Königthum, während dort Krieg mit den Nor-

mannen und Vasallenkämpfe noch längere Zeit der Gründung der Herrschaft der Capetinger vorangingen. Aus den Beamten und Lehnträgern des Kaisers wurden erbliche Herzoge und Grafen, die in ihren Kreisen als Fürsten geboten; und es war schwer sie unter einem Oberhaupte für das gemeinsame Vaterland und seine Zwecke zu einigen.

Karl war selbst ein guter und sorgsamer Landwirth und legte Musterwirthschaften für den Landbau an; die deutschen Wälder lichteten sich, und an die Stelle des lehmverstrichenen Blockhauses ohne Fenster und innere Abtheilungen traten Gebäude mit Scheidewänden und Treppen. Die geistlichen Stifte wie die Wohnsitze der Großen wurden die Stätten beginnender Gewerbsthätigkeit, die Feste zum Anlaß des Handelsverkehrs, der Märkte, die von der Verbindung mit der Kirchenfeier Messen heißen. So bildete sich der Keim des städtischen Gemeinwesens, und die alten wohlgelegenen Colonien der Römer wie Mainz und Köln, Trier und Augsburg sahen neue Städte auf ihren Trümmern, während Frankfurt und Hamburg, Wien und Bamberg gegründet wurden.

Karl der Große verbot zwar den Nonnen Liebeslieder zu schreiben und einander mitzutheilen, aber er ließ die alten deutschen Heldenlieder sammeln, und las auch neben der Bibel griechische und lateinische Bücher; in seiner Jugend Kriegsfürst, im reifern Alter voll Eifer für die Künste des Friedens faßte er den Gedanken der Volksbildung im Zusammenhang mit dem Christenthum, indem er anordnete daß Schulen neben Kirchen errichtet wurden, und hatte den berühmten angelsächsischen Gelehrten Alkuin zum persönlichen Freund, Rathgeber und Leiter seiner Culturbestrebungen. Edle und Gelehrte einten sich im vertrauten Kreise um Karl, sein Palast ward ein Musenhof, eine Akademie, in der er selber den Namen des Königs David führte; der ritterliche Angilbert war der Homer der in lateinischen Versen die Thaten des Kaisers pries und die Kaisertochter Bertha spielte als Delia, die Schwester Apoll's, die Harfe dazu. Einhard war der Geschichtschreiber und Karl freute sich wie ein Schüler seiner neuerworbenen Kenntnisse und leitete wie ein Schulmeister den Kirchengesang.

Es konnte nicht gut anders kommen als daß sich zunächst eine höhere Schicht römisch-kirchlicher Bildung über die volksthümliche Weise legte, die ihren Ausdruck bisher vornehmlich in der Dichtung durch die jugendliche mythenschaffende Phantasie ge-

funden hatte. War es doch die Kirche welche die Reste der antiken Cultur zu den neuen Völkern hinüberrettete. Es war Benedict von Nursia in Umbrien der voll Sehnsucht zum beschaulichen Leben, am Anfange des 6. Jahrhunderts, aus den Trümmern eines Apollotempels das Kloster auf Monte Cassino baute und es zum fernhinleuchtenden Mittelpunkt machte, von dem seine Jünger, die Benedictiner, ausgingen, nach dessen Muster sie ihre Klöster als Pflanzstätten der Religion und Bildung in Europa gründeten. Gegenüber den Trieben der Herrsch- und Genußsucht ordnete er ein genossenschaftliches Leben der innern Freiheit, der Demuth, der entsagenden Liebe, der Gütergemeinschaft; wir würden ihn den Pythagoras der christlichen Zeit nennen, wenn er sich nicht außerhalb der Welt gestellt hätte. Seine Mönche sollten thätig sein, nach dem Grundsatz der Arbeitstheilung mit dem Kopf und mit der Hand, sie sollten den Acker und den Garten wie die Kirche und Schule bauen, sollten meißeln und malen und die Feder als Schriftsteller oder Abschreiber führen. Was Gregor der Große über Benedict berichtet, zeigt ihn uns allerdings von den Träumen der Phantasie umsponnen, die damals ihre Zauberkraft auf Feilspäne von Petri angeblichen Ketten oder auf die Berührung von muthmaßlichen Märtyrergebeinen übertrug, in dem Leben jenes Heiligen aber eine sinnige anmuthige Legende schuf. Wenn Gregor auch nicht wollte daß das Lob Christi und Jupiter's aus Einem Munde erklinge, so stellt doch der irische Mönch Columban in seinen Gedichten den Namen des Heilands ebenso unbefangen neben Pygmalion und Achilleus, wie er den Reim in die antiken Rhythmen aufnimmt.

Als Italien in Barbarei versank, keimte die Liebe zu den Wissenschaften bei Gothen und Longobarden, vornehmlich auch bei den Angelsachsen auf, die von der deutschen Nordsee nach Britannien hinübergezogen waren und dort nach und nach sieben kleine Reiche gegründet hatten. Es war gegen Ende des 6. Jahrhunderts wo sie Ethelbert von Kent als ihr Haupt anerkannten; dieser hatte eine christliche Gemahlin, und Gregor sandte römische Missionare, die im Gegensatz zu den finstern keltischen Mönchen aus Patrik's Schule die Lehre Jesu mit der ihr eigenen klaren Milde vortrugen, sodaß die Gemüther sie gern annahmen. Beda der Ehrwürdige (672—755) schrieb eine Auslegung der Heiligen Schrift neben der Geschichte seines Volks, und übersetzte das Evangelium Johannis in seine Muttersprache, nachdem, wie

er angibt, früher schon Kädmon die Genesis dichterisch nachgebildet. Es ist uns nicht blos die Darstellung von dem Sturz der Engel, der Schöpfung und dem Sündenfall erhalten, die an der Schwelle der englischen Literatur ein Vorspiel von Milton's Epos stehen, wir lesen mit eigenthümlichem Genuß die Erzählungen von Abraham, von Moses in den Formen des altdeutschen Heldengesanges, der sie gleich einheimischen weisen und streitbaren Volksführern erscheinen läßt und ihre einfach patriarchalische Würde mit den frischen und kühnen Bildern der vaterländischen Dichtung schmückt.

Der herrlichste Vertreter des Angelsachsenthums ist Alfred der Große (848—901). Strahlt sein Name auch nicht in jenem weltgeschichtlichen Glanze wie Karl, so gab er der Geschichte seines Inselvolks doch das Gepräge einer in sich abgeschlossenen freien Entwickelung, während seit Karl die Geschichte Frankreichs sich vornehmlich an die Regentenpersönlichkeiten knüpft und blutig ist. Alfred befreite sein Vaterland durch kriegerischen Muth, Ausdauer und Geisteskraft von der Gewalt der räuberisch wilden Dänen; er hielt die altgermanische Eintheilung des Volks in Gemeinden, Aemter und Kreise aufrecht, und gründete den Staat auf deren Selbstverwaltung. Die Edeln, Earle und Thane, hatten ein Uebergewicht im Reichsrath gewonnen und bekleideten die höhern Stellen, aber der König gab dem Bürger- und Bauernstand die Sorge für Sicherheit der Person und Eigenthum und Rechtspflege zurück, sodaß die einzelnen Gaue selbst die öffentliche Ordnung aufrecht erhielten und diese auf der Selbstthätigkeit eines freien Volks beruhte. Die Normannen haben diese Verfassung erschüttert, aber als sie zu Engländern geworden, kehrten sie zu ihr zurück, und sie hat ihren Segen bis auf den heutigen Tag bewährt. Im Geräusch der Waffen und in der Sorge für die Staatsleitung sang Alfred alte Heldenlieder und dichtete neue; selbst ein Freund der Wissenschaft wollte er daß die Bildung dem Volk durch die Geistlichen vermittelt werde. Selbst in der Schule der Noth gestählt und geläutert übersetzte er das goldene Trostbuch der Philosophie von Boethius, und die antiken Maße von dessen Kerkergesängen fanden einen ergreifenden Nachhall in der Weise des germanischen Stabreims.

Wie Karl und Alfred das deutsche Heroenthum abschließen und in das Mittelalter hinüberleiten, so steht auch auf dem geistigen Gebiet ein Mann der Wissenschaft, der die Philosophie der

Kirchenväter vollendet und die Gegensätze der Scholastik und Mystik in sich enthält, die Unterschiede der theistischen und pantheistischen Lebensansicht mit großartigem Totalblick überwunden hat — Johannes Scotus Erigena. Diese Beinamen weisen auf schottisches Geschlecht und irländische Heimat; der Kelte kam zu den Franken, und lebte am Hof Karl's des Kahlen. Er betheiligt sich an theologischen Kämpfen der Zeit; die göttliche Vorherbestimmung der Dinge faßt er als sittliche Weltordnung, kraft welcher jedem Wesen seine Stelle gegeben ist und das Gute seine Beseligung, das Böse seine Pein und Vernichtung in sich trägt, und gegen die sinnlich rohe Abendmahlslehre von Paschasius Radbertus, daß in der Hostie dasselbe Fleisch vorhanden sei, welches von Maria geboren unter Pontius Pilatus gelitten, stellt er die Ansicht welche die Communion zum Symbol der Seelenvereinigung mit Christus macht. Ob das Herz oder die Hostie, der gebackene Teig oder das Gemüth des gläubig Genießenden vergöttlicht, mit Christus eins oder in ihn verwandelt werde, das ist bis heute die Frage zwischen einer äußerlichen Kirchlichkeit und einer innerlichen geistigen Religiosität. Erigena war des Griechischen kundig und nahm die Ideen Platon's und der Neuplatoniker zum Zettel, die Kirchenlehre zum Einschlag seines Gedankengewebes, indem er von der Anschauung ausging daß die religiöse und die philosophische Wahrheit eine sei; dadurch liegt allerdings manches unvermittelt nebeneinander und die Folgerichtigkeit des Denkens schaukelt mit der Dogmatik auf und ab; doch im Grunde seines Geistes ruht die große Erkenntniß von der Einheit alles Seins, kraft welcher Gott sich in der Welt offenbart und entfaltet, ihr einwohnt, aber als Geist zugleich bei sich selbst ist, und als unendliche Liebe alles von ihm Ausgegangene wieder zu sich zurückführt, zugleich Princip und Ziel des Lebens. Er faßt das eine Sein als Subject, als Freiheit und Willen, und erhebt sich damit über den Pantheismus, dessen Wahrheitsgehalt, die Gegenwart des einen ewigen Wesens in allen Dingen, er treu bewahrt. Von diesem Standpunkt aus hat Johannes Huber mit congenialem Sinn Erigena's Lehre dargestellt.

Wie jene Helden den Staat, so organisirt er das Sein in der Gedankenwelt; schon der Titel seines Hauptwerks „De divisione naturae" zeigt daß es ihm auf die Gliederung des Einen ankommt. Die Unendlichkeit Gottes, des ewigen Wesens, ist an sich über alle Bestimmungen erhaben, von keiner beschränkt, aber

alles Lebens und Erkennens Quell und Licht; indem Gott sich selber erfaßt und ausspricht, ist er das Wort in welchem alle Dinge gegründet sind, die Urform der Idealwelt; seine Gedanken sind gleich Platon's Ideen die Formen und Principien der Sinnenwelt, die Erigena eben nur für die sichtbare Erscheinung geistiger Kraft und Wesenheit nimmt. Der Kreislauf der Gestirne und des irdischen Jahres spiegelt uns die ewige Bewegung in welcher das zur Fülle und zum Gegensatz Entfaltete wieder zur Einheit zurückkehrt; wie auch das Endliche, das Geschöpf nach seiner Freiheit selbstsüchtig wird und in Irrthum und Sünde sich verliert, der Schöpfer waltet als sittliche Ordnung in der Welt um sie zu sich zurückzubringen, in sich zu vollenden, und Christus ist es der diesen immanenten Gottesgeist in sich erkennt, und dadurch der Welt die Versöhnung und Erlösung vermittelt. Himmel und Hölle nennt Erigena Zustände des Bewußtseins; in Phantasien besteht der Lohn der Guten wie die Verdammniß der Bösen; diesen schweben die Bilder der falschen Dinge vor, um gleich Schatten zu verschwinden, wenn sie nach ihnen haschen, bis die Pein der machtlosen Begierde sie läutert und von ihr befreit. Das wahre Sein ist Gott, und wenn die Geister sich in Gott wissen wie er sich in ihnen weiß, wenn sie dasselbe wollen wie er, dann leben sie in ihm, und sind vergottet ein jeglicher nach seiner Eigenthümlichkeit, ein Strahl im unendlichen Licht.

Die Kunst fand neben der Wissenschaft ihre Pflege durch Karl den Großen. Die Sage läßt ihn so viele Kirchen stiften als Buchstaben im Alphabet sind, und jeder einen goldenen Buchstaben schenken; zu Aachen und Ingelheim errichtete er stattliche Paläste. Der Anblick Italiens hatte mächtig auf ihn gewirkt. Aus antiken Bauten wurden Säulen und Mosaiken herübergenommen, und wenn meistens die römische Basilika das Vorbild der Kirche war, so leitete Ansigis den Bau des aachener Münsters im Anschluß an San Vitale zu Ravenna. Acht Pfeiler bezeichnen einen achteckigen Innenbau und steigen bis zur Kuppel empor, die ihn überwölbt; um dieselben herum läuft ein sechzehneckiger Umbau, in zwei Geschosse getheilt, deren oberes sich nach innen mit Säulenarkaden in unkünstlerisch roher Weise öffnet, wie denn überhaupt das Detail sehr ungenügend und formlos bleibt, während die Construction des Ganzen das italienische Muster vereinfacht und von Energie der Erfindung zeugt. Stammt die Kirchenvorhalle zu Lorsch aus dieser Zeit, so zeigt sie mit ihren korinthi-

ſirenden Wandſäulen und ihrem ſchachbretartigen Schmuck von rothem und weißem Marmor eigenthümlich die antike Geſchmacksrichtung. Die Klöſter von Sanct Gallen, Fulda, Hirſchau, Corvey erhielten in der Karolingerzeit ihre Kirchen; Baumeiſter, Maler, Bildhauer werden unter den Mönchen ſelbſt geprieſen. Man legte wegen der vielen Geiſtlichen ein Querſchiff vor die Altaruiſche, und erhöhte daſſelbe, oder man fügte, wie in Fulda und Köln, an beiden Schmalſeiten im Oſten und Weſten der Kirche einen Chor mit halbkreisförmigem Abſchluß an, wodurch die urſprünglich ſo klar anſprechende Anlage des Gebäudes, die vom Eingang an ſogleich den Blick zum Altar leitet, jedenfalls zerrüttet und dem Ganzen ein centraleres Anſehen gegeben ward. Aber der Keim einer glücklichen Neuerung beſtand darin daß man Thürme baute und ſie nicht neben die Kirche ſtellte, wie in Italien, ſondern mit ihr verband.

Karl hatte zu Frankfurt a. M. ein Concil gehalten, das ſich unter ſeinem Vorſitz gegen den Bilderdienſt ausſprach; doch erklärte er ausdrücklich daß er die Bilder nicht verachte, noch ſie aus der Kirche verbannen wolle, ſofern ihnen nur nicht Anbetung gezollt werde. In der Kuppel des aachener Münſters war in Moſaik auf Goldgrund Chriſtus unter den 24 Aelteſten der Apokalypſe dargeſtellt. Es iſt in Rom ein Moſaik erhalten aus dem Feſtſaal des lateraniſchen Palaſtes; Papſt Leo III. ließ hier den Bund der geiſtlichen und weltlichen Macht darſtellen: vor Chriſtus knien der Papſt Sylveſter und Conſtantin, der erſte empfängt die Schlüſſel, der andere das Banner, während auf der andern Seite von Petrus an Leo ſelber das Pallium und an Karl die Fahne gereicht wird. Der geſchichtliche Gedanke iſt klar ausgeſprochen, aber die Ausführung iſt ohne eine Spur von Porträtähnlichkeit, ohne Sinn für Individualität und Naturwahrheit. Hiernach wie nach den Miniaturen in Handſchriften dürfen wir ſchließen daß auch bei den Wandgemälden der Paläſte mehr der Inhalt und die farbenbunte Pracht als die Form Eindruck machte; die Umriſſe wurden durch einfachen Anſtrich ausgefüllt, innere Geſichtslinien und Gewandfalten eingezeichnet. In Ingelheim ſah man Thaten der Helden von Ninus bis auf Karl den Großen, in Aachen deſſen Kämpfe gegen die Araber. Und hier konnte es doch nicht fehlen daß eine friſche Lebensbewegung eindrang neben den muſiviſchen Steingemälden, in denen Geſtalten und Ausdruck ſelbſt verſteinerten, und die ſtarre Technik das Allgemeingültige

und Unabänderliche der Kirchenlehre voll gebietender Hoheit, aber ohne persönliche Freiheit darstellte.

In Bezug auf Bildschnitzerei kommen die Diptychen in Betracht, elfenbeinerne Tafeln zum Zusammenklappen, auf der Innenseite mit Wachs belegt, außen mit Reliefs verziert. Man übertrug die Sitte sie als Geschenk zu geben von den römischen Consuln auf die Bischöfe. In ähnlicher Art arbeitete man Bücherdeckel. Ein Diptychon von Tutilo von Sanct Gallen zeigt in der Mitte Christus thronend im faltenreichen Gewand, zwei sechsflügelige Cherubim ihm zu Seiten, über und unter seinem Strahlenkranz die Symbole der Evangelisten, in den Ecken diese selbst schreibend; oben zwischen ihnen zwei fackelhaltende Jünglinge, durch die Sichel und Strahlenkrone als Mond und Sonne bezeichnet, unten auf dem Boden lagernd die Erde als kindersäugende Frau mit dem Füllhorn, und ihr gegenüber das Meer, Oceanus mit einer Wasserurne und einem Seeungeheuer. Die reiche sinnvolle Composition ist symmetrisch wohlgegliedert, mischt alttestamentliche und antike Gestalten, zeigt aber im einzelnen daß die etwas ungefügen Figuren wie Zeichen ihrer Gegenstände aus der Ueberlieferung aufgenommen, nicht aus eigenem Geiste nach der Natur geschaffen sind. Das Auge ist den Klosterleuten für die Natur noch nicht erschlossen, das beweisen auch irisch-angelsächsische und fränkische Miniaturen in Handschriften. Die irischen Mönche ziehen die menschliche, thierische Gestalt in ihre zierlichen Schriftschnörkel hinein, und färben die Arme Christi roth, die Beine blau, wenn die coloristische Harmonie es zu fordern scheint. Deutsches Naturgefühl mildert die bizarre schematische Behandlung des Organischen, und die Uebertragung biblischer Bücher in die poetischen Formen der Muttersprache ward von den Angelsachsen mit Bildern geschmückt welche eigenes Empfinden durch reiche Gruppen und Tracht und Weise der damaligen Welt bezeugen. Zugleich entwickelt sich von der Kalligraphie ausgehend in architektonischem Ornament bald ein zierliches Linienspiel, bald entfalten sich pflanzliche und thierische Formen zu Arabesken, die ein kräftiges Gefühl für schwungvolle Züge, für harmonische Farben bekunden. Schnaase hat treffend hierzu bemerkt: „Der Schönheitssinn regt sich immer zuerst in sich selbst, unabhängig von dem wirklichen Leben, im Unbestimmten und Allgemeinen; er übt sich daran um erst später zum Individuum überzugehen. Es bleibt eine Wahrheit daß die Kunst

aus der allgemeinen architektonischen Region, nicht aus dem praktischen Leben, wo die Schönheit mit der Moral in Verbindung steht, hervorgeht; sie beginnt immer unbewußt in Formen von deren Bedeutung sie keine Rechenschaft zu geben weiß."

Mit dem Christenthum ward durch die Kirche die lateinische Sprache verbreitet, und wenn auch Karl der Große für Deutsche die deutsche Predigt und das deutsche Gebet behauptete, so ward doch auch an seinem Hof die classische Bildung gepflegt; die Geschichte der deutschen Stämme ward in lateinischer Sprache erzählt. Diese selbst war so wie die Gebildeten in Rom am Ende der Republik sie gehandhabt, durch große Prosaiker und Dichter fixirt und zur Schriftsprache für das ganze Reich geworden; die Knaben lernten sie in den Schulen Italiens wie die Männer und dann ihre Kinder in den unterworfenen Provinzen. Aber während sie erstarrte, ging das Leben seinen Gang weiter. Die Bauern, die Handwerker, die Bewohner kleiner Städte sprachen ein Plattlatein, bequem fürs Leben und leichtes Verständniß, ähnlich wie der Volksgesang seine auf den Accent, auf Hebung und Senkung gebaute Weise neben der Kunstpoesie und ihrer nach griechischem Muster auf Quantität begründete Metrik bewahrte. Von dieser Sprache des gewöhnlichen Verkehrs kam durch Soldaten und Kaufleute vieles in die Provinzen, nach Spanien und Gallien, und während das Schriftlatein sich in einer obern Schicht der Gelehrten erhielt, boten bald die Germanen wie die Araber neue Wörter dar, und das ursprüngliche Sprachgefühl der Kelten und der Deutschen regte sich fort, wenn sie auch des Römischen sich bedienen lernten; sein logisches stolzes Gefüge löste sich, der Flexionsreichthum schliff sich ab, Hülfszeitwörter und Artikel kamen dadurch in Gebrauch, alte Wörter wurden durch andere ersetzt, wie an die Stelle von ius nun rectum, das Gerade, kam, und im Gegensatz dazu nun das Verdrehte, Gewundene, zur Bezeichnung von Unrecht (torto, tort) diente; aus lanzo oder lancea ward élan der Schwung; selbständige Wörter wurden wieder zu Anhängen, wie mente, ment; vera mente (mit wahrem Sinn) und veramente, vraiment. Während das officielle Latein starrer und künstlicher ward, bildete sich in der Zeit nach der Völkerwanderung, wo wenig geschrieben ward, und neue Völker mit frischem Geist erst in die Cultur eintraten, unten im Dunkel des Volks das Romanische als so viele selbständige Mundarten in Süd- und Nordfrankreich, in Italien und Spanien.

Karl's Bestreben die Pflege des Deutschen mit der lateinischen Bildung zu verbinden fand durch Hrabanus Maurus in der Klosterschule von Fulda und später in der von Sanct Gallen seine weitere Erfüllung. Seit Constantin hatte man bereits biblische Stoffe in lateinischen Versen erzählt, besonders in Spanien war die poetische Umschreibung beliebt, und so wurden bald die Bücher Moses und der Makkabäer, bald die Apostelgeschichte in den Rhythmen des römischen Epos vorgetragen. Aber was hier mehr gelehrte Schulübung in einer ersterbenden Sprache war, das gewann eine ganz andere Bedeutung, wenn unter einem Volke dessen Ausdrucksweise die jugendlich dichterische war, das Evangelium in seiner heimischen Sangesform in seiner Muttersprache vorgetragen ward. Das geschah durch einen niedersächsischen Bauer, der im Heliand oder Heiland das Leben und die Lehre Jesu nach den vier Evangelien in stabreimenden Versen, in der altvertrauten Darstellungsart des germanischen Heldenliedes als ein volksthümliches Epos von Christus erzählte und dadurch ihn dem deutschen Volksgemüth aneignete. Es weht uns an wie Frühlingshauch im Walde, wenn Christus wie ein herrlicher Volkskönig lehrend, helfend, richtend das Land durchzieht, für sein Volk stirbt und siegreich aufersteht; alles ist in das heimatliche Leben und seine Sitte eingetaucht, und der kriegerische Sinn bricht ebenso in Gethsemane gegen die Rotte der Bewaffneten hervor wie die Freude an Wein und Gesang bei der Hochzeit von Kana; ist doch das Werk für Vilmar eine Fundgrube deutscher Alterthümer gewesen. Und wenn wir erwägen, daß dem Volk der Inhalt des Evangeliums, die vorbildliche Geschichte Jesu in ihrem mythischen Glanz, die anmuthigen Parabeln und die unergründlich tiefen und doch so klaren Sprüche aus des Heilands Munde frisch überliefert worden, so können wir den Eindruck des Werks und seinen Werth nicht hoch genug anschlagen. Es ward unter Ludwig dem Frommen verfaßt, während Ludwig dem Deutschen der Mönch Otfried seinen Christ zueignete, ein Werk das gleichfalls eine Evangelienharmonie bietet, aber aus der Hand eines Geistlichen und Gelehrten, der mit seiner Persönlichkeit hervortritt, dem seine Betrachtungen lieber sind als die schlichte Darstellung der Sache, seine mystischen Auslegungen lieber als die dichterische Schönheit der Gleichnißreden Jesu. Freier als beide verhält sich der Angelsachse Kynewulf zu seinem Stoff; Hymnen und Gebete wechseln mit Dialogen und einer Erzählung die das geistig Bedeutende

hervorhebt; die Alliteration führt etwas zur Redſeligkeit. Immerhin ſteht Otfried in ſeiner prieſterlichen Weihe an der Pforte unſerer althochdeutſchen Literatur wie Klopſtock mit ſeinem Meſſias den Beginn ihrer neuhochdeutſchen Blüte bezeichnet; während der urſprüngliche Ton des Heldengeſangs im niederdeutſchen Heliand ſich abſchließt, hebt Otfried den neuen der mittelalterlichen Dichtung an, indem er nach dem Vorgang des lateiniſchen Kirchenliedes die ſtrophiſche Gliederung und den Reim bei uns eingeführt hat, wiederum wie Klopſtock den Hexameter einbürgerte. Iſt deshalb auch der äſthetiſche Werth viel geringer als der des Heliand, ſo iſt dagegen die geſchichtliche Bedeutung Otfried's durch den bahnbrechenden Einfluß auf die Folgezeit größer. Finden wir doch ſofort den Reim in dem Liede das ein Geiſtlicher nach dem Sieg über die Normannen bei Saulcourt 881 zum Preiſe Ludwig's III. gedichtet. Der Einfall der Feinde erſcheint wie eine Strafe und Prüfung von Gott geſandt; doch Chriſtus iſt mit den Seinen die ihn anrufen. Der kühne Held ſtimmt vor der Schlacht das Kyrie eleiſon an; Sang war geſungen, Schwert ward geſchwungen, Blut ſchien in den Wangen kämpfender Franken, heißt es kurz und ſchön, aber ſtatt anſchaulicher Schlachtbilder oder trotzigen Siegjubels hören wir das Tedeum ſingen.

Indeß den wichtigſten Einblick in das Phantaſieleben der Zeit gewährt uns die Karlſage. Das fränkiſche oder franzöſiſche Epos iſt das jüngſte, und der gegenwärtige Stand der Wiſſenſchaft, wie ihn das treffliche Buch „Histoire poétique du Charlemagne par Gaston Paris" darſtellt, geſtattet uns ſeinen Bildungsproceß zu verfolgen und dadurch wieder auf eigenthümliche Art das allgemeine Geſetz zu beſtätigen das uns bereits in Indien, Perſien, Griechenland und Deutſchland offenbar geworden. Die Geſtalt Karl's war die glänzendſte im Laufe mehrerer Jahrhunderte; ſo bot ſie ſich zu einem Centrum der Heldenſage dar, und wenn ſein Name bei den Ahnen wie den Nachfolgern ſich wiederfand, ſo lag es nahe daß man auf den einen allbekannten übertrug was urſprünglich von den andern geſungen war; hatte er ſelbſt ſein Reich an das altrömiſche angeknüpft, ſo reizte dies die dichteriſche Einbildungskraft zu ähnlichen kühnen Combinationen. Durch ihn waren deutſche Heiden bekehrt, Muhammedaner beſiegt worden; ſo war er nicht blos der Glaubensheld, ſondern bot auch mythologiſchen Erzählungen, die nun an alten Göttern nicht mehr haften konnten, einen neuen Halt, und der letzte Schein des Sonnen-

gottes verklärt sein Haupt. Sein großer Plan war nur zum Theil verwirklicht, aber er blieb das Ideal des Mittelalters bis zu Dante; Karl war den Deutschen, Franzosen, Italienern ein Symbol ihrer Gemeinsamkeit; was wunder wenn man in Tagen der Noth und Verwirrung von seiner Wiederkehr das Heil erhoffte, und ihn gleich Wodan in Bergeskluft entrückte, wo er der Stunde harrte um die Weltschlacht der Entscheidung zu schlagen und seinem Volk den Frieden zu bringen? Wenn die Naturmythe das männliche und weibliche Princip der Dinge gleichewig und zusammengehörig bezeichnen will, so macht es sie zu Bruder und Schwester, die zugleich sich vermählen und befruchten; so Osiris und Isis, so Zeus und Here; darum sind Artus und Karl in der Sage die Gatten ihrer Schwestern und durch diese die Väter von Gawan und Roland. Nicht blos der Frühlingsgott kehrt nach der winterlichen Abwesenheit aus der Unterwelt zurück um die Freier seiner Gemahlin, der Natur, zu erschlagen und seinen Thron und sein Lager wieder mit ihr zu theilen, auch die Gemahlin irrt in anderer Fassung des Gedankens verkannt oder verbannt in der Einsamkeit und lebt in Dienstbarkeit, bis sie im neuen Lenz wiedergefunden und in ihre Rechte wieder eingesetzt wird. Daraus ist im Mittelalter das rührend schöne Bild der reinen, aber verleumdeten, verfolgt leidenden und in der Prüfung bewährten, endlich wieder erkannten Gattin geworden, wie es die Genovefa in der volksthümlichsten Weise darstellt. Wenn nun die Mutter Karl's des Hammers, die Geliebte Pipin's von Herstal, durch Plektruda's, seiner Gemahlin, Haß verbannt in Armuth lebte, und der junge Held aus dem Gefängniß von den Austrasiern zur Führerschaft berufen ward und erst nach einer Flucht in den Ardennenwald sich siegreich behauptete, so konnte diese Jugendgeschichte auf den berühmtern Enkel übergehen, sowie der beiden gemeinsame Kampf mit den Sarazenen gewiß zum Theil durch die große Bedeutung der Schlacht von Tours zum Mittelpunkt der Karlsage ward. Bertha, die mütterliche Himmelsgöttin, ward zur Ahnenmutter des Königsgeschlechts der Franken; die Zeit wo sie spann galt und gilt im italienischen und französischen Sprichwort zur Bezeichnung des goldenen Alters; sie spinnt ursprünglich den Schicksalsfaden, und der Wolkenfrau ist von der Schwanengestalt der Schwanenfuß geblieben, auch an den Statuen französischer Königinnen, wie sie Kirchenportale zu Dijon, zu Nesle, zu Nevers, zu Pourçain schmücken; dem Volk

ward der Schwanen- oder Gänsefuß der Name eines großen Fußes, und dieser wieder durch das fleißige Spinnen veranlaßt, das die Königin zum Vorbild der Hausfrauen macht. Im deutschen Märchen dient die Königstochter als Gänsemagd, bis sie erkannt und erhöht wird. Die Sonnengöttin, durch falsche Truggebilde verdrängt, aber im frühlingsgrünen Walde vom Gemahl wiedergefunden, wird in der Sage zur ungarischen oder bairischen Fürstentochter, die Pipin der Kurze freit; aber die Geleiter schieben die Tochter des einen von ihnen unter und lassen jene in der Einsamkeit, wo sie in einer Mühle als Magd dient, und die Liebe des Königs gewinnt, der auf der Jagd dort hinkommt; sie wird Mutter Karl's des Großen, und dieser kämpft sich siegreich durch wie die Sonne aus Nacht und Winter hervorbricht. Ja auch er hört plötzlich in der Ferne daß ein zudringlicher Freier Thron und Gemahlin haben will, weil er gestorben sei, und kommt auf wunderbare Weise — die Sage, auf Heinrich den Löwen übertragen, berichtet daß das wüthende Heer, Wodan's wilde Jagd ihn mit sich geführt — nach Aachen, wo er das eine mal im kaiserlichen Gewand, das bloße Schwert auf den Knien, neben dem Altar thront, als der neue Hochzeitszug in den Münster kommt, das andere mal aber wie Odysseus verkleidet nur von einem Hunde erkannt wird, bis er der Königin sich durch unwidersprechliche Zeichen beglaubigt und die Verräther bestraft.

An die Heldensage welche Karl's Sieg über die Sarazenen feiert, reiht sich eine andere die ihn im Kampf mit Vasallen darstellt; er ist häufig ungerecht gegen sie, sie sind so mächtig wie er, nehmen ihn gefangen, demüthigen ihn, wenn sie auch zuletzt sich vor ihm beugen. Aber obschon die Sachsen den langen und wechselvollen Krieg mit ihm führten, so entspricht doch hier die Dichtung keineswegs seiner Weltstellung, und wir haben hier vielmehr ein Abbild der Geschichte unter seinen Nachfolgern in Frankreich, und er ist der Erbe wie vorher Karl Martel's, so hier Karl's des Einfältigen geworden. Auch in der spätern uns erhaltenen Darstellung bewahren die Helden doch den Charakter ursprünglicher Wildheit neben tiefen Zügen des Gemüths; kein Minnedienst hat sie gesänftigt, ihre Thaten gleichen Ausbrüchen einer Naturgewalt, aber die Mutterliebe, die Sympathie von Mann und Roß, von Mann und Waffe tritt rührend und ergreifend auf. Da hat Haimon um seinen von Karl erschlagenen Bruder einen Rachekrieg geführt, den Kaiser zum Frieden ge-

zwungen und deſſen Schweſter Aya zum Weibe erhalten. Sie gebiert ihm vier Söhne, unter ihnen Reinold, aber verbirgt ſie, weil er von neuem beleidigt allen Verwandten Karl's Feindſchaft geſchworen. Als dann einmal Haimon ſeine Kinderloſigkeit beklagt, führt ſie ihm die prächtigen Jungen vor, und ſie kommen an den Hof. Karl's Sohn Ludwig, zuerſt im Steinwurf beſiegt, ſpielt mit einem, Adelhart, Schach um den Preis des Lebens, verliert und ſchlägt den Sieger blutig. Darob haut Reinold dem Kaiſerſohn das Haupt ab; das Roß Bayard trägt die vier Brüder aus dem Gefecht. Nun muß ihr Vater die eigenen Söhne abſchwören, ihnen ſein Land unterſagen, ſie verfolgen helfen, und ſo gewahren wir den Zug nach der herzzerreißenden Colliſion der Pflichten, der ſpäter dem franzöſiſchen Drama eignet, bereits auch in der epiſchen Dichtung. Um die Mutter zu ſehen kommen die Brüder in Pilgertracht in die Burg; ſie küßt die Schlafenden ſo heftig daß die Lippen bluten, ein Späher fordert Haimon auf daß er die Söhne fange; Haimon tröſtet ihn, will aber doch ſeinen Eid halten, und wird dafür von den Söhnen übermannt und gebunden an Karl geſandt. Drei Brüder werden gefangen und befreit, dann fällt Karl ſelbſt in die Gewalt der Haimonskinder, doch Reinold duldet nicht daß ſie Hand an ihn legen, ſondern bittet um Frieden, den aber der Kaiſer erſt gewährt als er ihre Burg belagert; das Roß Bayard ſoll ihm übergeben werden. Es ſoll erſäuft werden, zerſchlägt aber den Mühlſtein an ſeinem Hals und entſpringt; Reinold muß es wieder einfangen, und liegt dann jammernd im Walde, denn von ſeinem Anblick gewann das Roß Kraft und Muth; noch einmal hob es das belaſtete Haupt aus dem Fluß nach ſeinem Herrn, ſchrie laut auf und ward nicht mehr geſehen. Reinold büßt als Einſiedler, macht eine Wallfahrt nach Jeruſalem und arbeitet als Laſtträger beim Kirchenbau zu Köln, Sanct Peter's Werkmann geheißen.

Der däniſche Königſohn Ogier lebt als Geiſel bei Karl; aber der Vater vergißt ſein in zweiter Ehe, und mishandelt kaiſerliche Geſandte; dafür ſoll Ogier gehängt werden, zieht indeß mit in den eben ausbrechenden Krieg nach Italien und wird dort durch tapfere Thaten Bannerträger des Kaiſers. Später aber wird ſein Knabe von einem Knaben Karl's erſchlagen, und als er mit harten Worten Genugthuung heiſcht, wird er verbannt. Er flüchtet zuerſt zu den Lombarden, wird dann in einſamer Burg belagert, entrinnt, wird im Wald ſchlafend von Turpin gefunden

und in Ketten nach Paris gebracht. Er ſoll hingerichtet werden, doch erhält ihn Turpin zum Gefangenen; er ſoll täglich nur ein Stück Brot, ein Stück Fleiſch und einen Becher Wein erhalten, das werde den gewaltigen Eſſer tödten; doch Turpin mißt die Portionen rieſengroß. Unter den Sarazenen verbreitet ſich die Kunde von Ogier's Tod, und ſie dringen mit Heeresmacht ein; auch das Volk jammert um den Helden, der allein helfen könnte; Karl erfährt daß er noch lebt, bittet um ſeine Hülfe. Ogier verlangt des Kaiſers Sohn zur Sühne, und im Vaterherzen Karl's ſiegt die Liebe zum Volk, zur Rettung des Staats über den Schmerz um ſein Kind, er gibt es zum Opfer hin. Wie Ogier über deſſen Haupte das Schwert ſchwingt, fällt ihm ein Engel in den Arm; die Opferwilligkeit genügt, und die Feinde werden überwunden.

Die Geſchichte berichtet daß Karl ſeine ſtattlich ſchönen Töchter ſehr werth hielt und ſich nicht von ihnen trennen wollte, alſo daß ſie unvermählt bei ihm blieben, ohne daß er, der neben ſeinen Frauen auch Freundinnen hold war und die Kinder beider um ſich hatte, den Töchtern darum das Glück der Liebe verſagen wollte. Angilbert, der den Kaiſer beſang, war der Treugeliebte von deſſen Tochter Bertha. Einhart oder Eginhart, der Biograph Karl's und der Leiter ſeiner Bauunternehmungen, war zwar mit einer Emma vermählt, die aber nicht des Kaiſers Tochter war. Doch bot der Name und Angilbert's Liebe der Sage den Anlaß daß ſie den Geheimſchreiber die Kaiſerstochter des Nachts beſuchen und minnen läßt; ſie trägt ihn dann durch den friſchgefallenen Schnee, daß die Fußſpur nicht den Mann im Schloßhof verrathe. Der Vater ſieht es und vermählt beide. So erzählt 1180 der Mönch von Lorſch, was bereits 1127 Wilhelm von Malmesbury von Heinrich's III. Schweſter und Kaplan berichtet hat; es iſt die Stammſage der Grafen von Erbach geworden.

Endlich gemahnt es mich wie einen Nachhall keltiſcher Dichtung, wenn an Karl's Schloß eine Glocke iſt die jeder ungerecht Bedrängte läuten ſoll; die wird eines Tags von einer Schlange gezogen, welche die Boten des Kaiſers zu einer dicken Kröte führt die ſich ihr auf die Eier gelegt; die dankbare Schlange gab ihm einen koſtbaren Stein, der ſtets die Liebe des Kaiſers an ſich feſſeln ſoll; er gab ihn ſeiner Gemahlin, und als dieſe ſtarb wollte ſie nicht daß eine andere ſeine Liebe erbe, und barg den

Talisman in ihrem Munde. Karl konnte sich von der Leiche nicht trennen, er ließ sie einbalsamiren und führte sie auf seinen Zügen mit sich, bis der Erzbischof von Köln den Ring entdeckte und wegnahm; da erwachte der Kaiser wie aus einem Traum, und warf den Ring in den See bei Aachen; fortan aber fühlte er sich wie gebannt an diesen Ort, ließ hier seinen Palast bauen und sein Grab bestellen.

Volkslieder wie die Krieger selbst sie sangen sprachen den Eindruck der Ereignisse in ergreifenden Bildern, in Ausrufen des Schmerzes und der Lust, in abgerissenen Gesprächen lebendig aus; die lyrische und epische Darstellungsweise war noch ungeschieden; aber diese Gesänge konnten in ihrer Vereinzelung nicht lang erhalten bleiben, sie wären in jener Entstehungszeit der romanischen Sprache bald veraltet und unverständlich geworden; und so haben sie nur insofern fortgedauert als sie in größere Erzählungen eingingen und ihre verschiedenen Töne sich zu gemeinsamer epischer Einheit verschmolzen. Karl gleich König David tapfer und gottesfürchtig, der christliche Held wie er die Sarazenen besiegt, das war der Typus welcher der Volksphantasie sich einprägte, und Chroniken aus dem 9. und 10. Jahrhundert geben hinlängliche Züge zum Beweis daß fortwährend von Karl in diesem Sinne gesungen, die alte Ueberlieferung von fahrenden Dichtern fortgebildet ward. Die Zeit von Karl dem Kahlen bis zu den Kreuzzügen erscheint in der Literatur steril, aber wie die romanischen Kirchen gebaut wurden, so ist auch das Epos in ihr erwachsen, die ungeschriebene Volksdichtung war nicht erloschen, vielmehr bereitete sie den Stil der Erzählung und prägte in ihm die Ueberlieferungen mehr und mehr der Idee gemäß aus. Es geschah im Süden wie im Norden, dort waren die Kämpfe Karl Martel's in der Provence, hier die Thaten des großen Kaisers selbst die Grundlage. Im Rolandslied ist uns ein Gesang aus dem Epos erhalten, in das er uns manche Perspectiven eröffnet. Roland der tapfere, ritterlich stolze, hat den weisen Olivier zum Waffenbruder; der besonnene treue Rathgeber Naimis von Baiern hat seinen Gegensatz im Verräther Ganelon; ungezügelter Hochmuth herrscht in Girard de Fratte, verbrecherischer Ehrgeiz in Ranifroy. Erzbischof Turpin ist der fromme, doch streitbare Priester, wie jene Jahrhunderte ihn kannten. Die Feinde sind wenig individualisirt, gottlose Bösewichter; die wenigen von edlerm Sinne bekehren sich zum Christenthum.

Das war der gediegene epiſche Kern, Volkskrieg für den Glauben, Heldentod bei Ronceval und Sühne durch die Eroberung Saragoſſas. In der zweiten Hälfte des 12. und im 13. Jahrhundert erneuten und erweiterten die Troubadours die Sage durch Erfindungen über einzelne Helden. Hierher gehören die Gedichte von Karl's Jugend, die zum Theil auf Erinnerungen an Karl Martel, zum Theil auf romantiſch freier Poeſie beruhen; ſie ſind am beſten in einer ſpaniſchen Chronik enthalten. Im Streit mit ſeinen Brüdern flüchtet Karl zu den Mauren und lebt unbekannt zu Toledo, gewinnt die Liebe der Königstochter Galiena, rettet ſie durch einen Zweikampf von einem zudringlichen Freier, entführt ſie, läßt ſie taufen, und heirathet ſie als er heimkehrt und die Herrſchaft antritt. Die Spanier ihrerſeits fügten den franzöſiſchen Liedern von Ronceval einen Nationalhelden ein, Bernhard von Carpio, und machten ihn zum Feind und Ueberwinder Roland's, bewahrten aber den ernſten und religiöſen Ton, wie das auch in Deutſchland geſchah. — Längſt hatte man ſich in den Klöſtern erbauliche Anekdoten von Karl erzählt und Legenden zum Beweiſe der Echtheit zweifelhafter Reliquien an ihn geknüpft; ſeine Römerzüge, ſeine Beziehungen zu Harun al Raſchid boten den Anlaß zur Sage ſeiner Fahrt nach Jeruſalem, einem Vorbild der nun eingetretenen Kreuzzüge. — Im 12. Jahrhundert erſchien die Chronik Turpin's; aus Geſchichte, Volksſage und Prieſterlegende bunt gemiſcht trägt ſie die Abſicht an der Stirn darzuthun daß die wirklichen Gebeine des heiligen Jacobus nach Compoſtella gekommen, um zur Pilgerfahrt dahin aufzumuntern. Der ſchwertbewehrte Apoſtel der Karl hier iſt ward durch Wunderzeichen von Gott verherrlicht, und ſein Verehrer Friedrich Rothbart betrieb ſeine Heiligſprechung; Büchlein erſchienen um ſeine Verdienſte für dieſe Würde ins Licht zu ſetzen, und die Univerſität von Paris erklärte ihn zu ihrem Schutzpatron, wodurch ſeine Sorge für die Bildung gefeiert ward. So verkörperten ſich die Beziehungen des Genius zu den Ideen ſeiner und der folgenden Zeit in der Poeſie, und als die Artusſage ſich verbreitete und mit ihr der Geſchmack an Liebesabenteuern, Feen, Zauberern, irrenden Rittern, da wurden nun an Karl's Paladine auch derlei Geſchichten angeknüpft; wir erinnern nur an Hüon von Bordeaux, die Quelle zu Wieland's Oberon. Auch die zarte Geſchichte von Flor und Blancheflore, Blume und Weißblume oder Roſe und Lilie, die von den Troubadours ſo oft geſungen und auch in einer

zierlichen Bearbeitung Konrad Fleck's im Deutschen erhalten ist, ward an die Karlsage angereiht; beide wurden zu Aeltern Pipin's. Die Sage erzählt hier das Jugendleben und die Jugendliebe zweier Kinder, die an gleichem Frühlingstag geboren, sich gar bald verstehen und der Minne Bücher in der Schule lesen, dann aber getrennt werden und nach vielen Begebnissen endlich sich wiederfinden. Sie trauert fern im Thurm um den Geliebten, und dieser wird in einem Blumenkorb zu ihr gebracht und springt ihr als lebendige Rose entgegen.

Daneben herrschte im 13. Jahrhundert wie bei den Klyklikern nach Homer das Bestreben die vielen Helden und Sagen zu einem Ganzen zu verbinden; man gab dem Doon von Mainz 12 Söhne um alle Vasallen an ihn anzureihen, und in französischen Reimchroniken wie in der deutschen Kaiserchronik, in lateinischen Geschichten von ihm, im Karl Meinet sind uns solche Compilationen erhalten. Vornehmlich gibt die isländische Karlamagnussage naiv und treu die besten alten Quellen wieder; es scheint daß sie mit christlicher Poesie die altheidnische bekämpfen sollte.

Das 15. Jahrhundert nahm wieder einzelne Geschichten und löste sie in Prosa auf, vornehmlich in den Niederlanden, wo nun die Romane von Malagis, Ogier, den Haimonskindern populär wurden, während in Italien sie den Stoff und Anlaß zu neuer Kunstdichtung boten. Hier hatten sich, wiewol der Ueberwinder der Lombarden, der Kaiser von Rom einen tiefen Eindruck gemacht, doch keine eigenen Sagen gebildet; vielmehr hatte man die französischen bei der Leichtverständlichkeit der Sprache durch Uebertragung in einen Mischdialekt aufgenommen, und die Dichter erweiterten sie bald durch eigene Erfindungen im Sinn der Tafelrunde von Artus; zwei große Familien traten feindlich einander gegenüber und nahmen die einzelnen Helden in sich auf. Die Königskinder von Frankreich (reali di Francia) gaben um 1350 die Zusammenstellung zu einem Ganzen in Prosa, und dies Buch ward wieder die Quelle für florentinische Improvisatoren um poetische Erzählungen daraus zu bilden. Karl selbst tritt zurück, Roland und Reinold stehen im Vordergrund, kriegerische Frauen, Zauberer und Liebesgeschichten werden eingeführt. Der Dichter Pulci behandelte die abenteuerlichen Uebertreibungen der Vorgänger bereits mit Ironie, während Bojardo die Sache wieder ernst nahm und ein großes Ganzes erstrebte, an dessen rie-

ſiges Bruchſtück die geniale Laune Arioſt's ihre glänzende Einbildbildungskraft in heitern Scherzen mit vollendeter Kunſt poetiſcher Unterhaltung anknüpfte um im Verliebten Roland das abſchließende Werk zu ſchaffen, das nebſt ſeinem Gegenpol, dem alten Rolandslied, uns zu ſeiner Zeit wieder beſchäftigen wird.

Grundzüge mittelalterlicher Weltanſchauung.

Das Mittelalter bezeichnet die Periode zwiſchen dem Untergang des römiſchen Reichs und der Wiederbelebung der antiken Cultur in der Neuzeit, für die europäiſche Menſchheit ſelbſt ein Alter in der Mitte zwiſchen kindlicher Empfänglichkeit oder ſinnlicher Naturkraft und Schönheit und zwiſchen geiſtiger Reife, eine Stufe der Jugend in welcher ſich die körperliche Stärke und die ſeelenhafte Innigkeit der Empfindung in abenteuerlichen und ſchwärmeriſchen Ausbrüchen zeigen, und das Gemüth, der Idealismus des Gefühls, die Phantaſie als treibende Mächte des Lebens erſcheinen. Wie noch immer in der Entwickelung des einzelnen, ſo geſellt ſich nun in den Nationen der Waffenluſt und dem friſchen Muth eine träumeriſche Sehnſucht, in welcher die männliche Kraft der weiblichen Milde ſich hingibt. Können auch Geiſt und Gemüth nicht ohneeinander ſein, ſo dürfen wir doch das Gemüthsideal vornehmlich als weiblich, das des Geiſtes als männlich bezeichnen, und ſo treten folgerichtig die Frauen an die erſte Stelle in der ritterlichen Geſellſchaft, die ebenſo ihre Poeſie im Minnedienſt findet, wie die Liebe ſelbſt zur Seele der Dichtung wird und in der Religion der Marienculttus dem Zuge des Herzens die der Zeit gemäße Befriedigung gewährt. Es gilt das nicht blos für uns, es iſt eine Stufe im Fortſchritt der Weltgeſchichte, eine Entwickelungsepoche der Menſchheit; wie dieſe durch Griechenland und Rom das Naturideal verwirklicht hat, ſo lebt und geſtaltet ſie nun das des Gemüths im Zuſammenwirken des Chriſtenthums mit den keltiſchen, ſlawiſchen, vornehmlich aber germaniſchen Völkern.

Zugleich aber iſt das Mittelalter eine Zeit der Vermittelung zwiſchen den Trümmern und Reſten einer fremden Cultur und

den neuen naturfrischen Stämmen, bis diese in ihrer Subjectivität erstarkt und herangereift das Alterthum objectiv betrachten, das eigene Wesen bewahren und jenes doch als formales Vorbild wie als gehaltvolle Geistesnahrung schätzen und verwerthen lernen. Es ist eine Vermittelung zwischen dem Christenthum und den starken Herzen, denen es in der Kirche mit priesterlicher Autorität gegenübersteht, bis sie es gläubig in sich aufnehmen und in ihm wiedergeboren werden. Es ist die Vermittelung zwischen der Staatsidee die über die Individuen herrscht wie in Hellas und Rom, und zwischen der persönlichen Selbständigkeit der einzelnen im Germanenthum, zwischen der Einheit und Freiheit. Daraus ergab sich zunächst die feudale Ordnung. Dem neuen Lebensprincipe gemäß waltet in ihr die Persönlichkeit als solche vor; der Führer, dem das Gefolge in freier Wahl sich angeschlossen, wird zum Fürsten, der für persönliche Dienstleistungen mit Amt und Besitz belehnt; gegenseitige Treue ist im Weltalter des Gemüths das Band das alles zusammenhält; an der Stelle bloßer Gewalt oder kalter Gesetzlichkeit steht empfindungsvoll die sittliche Verpflichtung, und der Vasall gelobt dem Lehnsherrn treu und hold zu sein und die Heeresfolge zu leisten so lange er das Lehn von ihm trage; darum vergleicht das lombardische Recht dies staatliche Verhältniß mit dem Bunde der Ehegatten: eine alles umfassende wechselseitige Treue bestimmt die Gesammtleistung des Lebens. Der Lehnsherr ward der Landesherr, und wenn auch der Regel nach das dem Vater überwiesene Gut auf den Sohn vererbte, so mußte es diesem doch von neuem verliehen werden. Unter dem Landesherrn standen zunächst die Großen der einzelnen Gaue, die wieder ihre Mannen unter sich hatten. Wie das europäische Abendland durch die gemeinsame christliche Religion verbunden war, und seine Geschichte als ein Ganzes betrachtet werden muß und so von uns behandelt werden soll, so verlangte auch die jugendliche Menschheit nach dem sichtbaren weltlichen Ausdruck dieser Einheit in dem Kaiser, der als Fortsetzer des römischen Weltreichs gedacht ward. Innerhalb der auf- und absteigenden Gliederung reichten sich wieder die Genossen derselben Lebenslage die Hand und fügten sich zu Zünften und Orden zusammen, die von Gau zu Gau, von Land zu Land sich verknüpften in der Ritterſitte, wie in den Formeln der Bauhütten und in den Städtebünden. Aber jeder lebte innerhalb seines Kreises in dieser socialen Gliederung; das Ganze war eine Summe

besonderer Rechte und Freiheiten, kein allgemeines Recht mit seinen Institutionen sicherte die öffentlichen Zustände, und darum war der einzelne auf sich selbst und seine Genossen gestellt, und dies Sonderwesen zog wiederum die kampffertigen, trotzigen, in ihrer Eigenart so furchtbaren wie glänzenden Charaktere groß, an denen das Mittelalter reich ist. Es war eine aristokratische Periode, Geistliche und Ritter waren die Culturträger und die herrschenden Stände; als das Bürgerthum emporkam, entfaltete sich in den Städten der republikanische Gemeinsinn, der ein gleiches Recht für alle forderte, und ihm kam ein Königthum entgegen das die Einheit der Staatsgewalt in sich erstrebte, aber doch durch die Rechte und Freiheiten der Stände, Genossenschaften, Familien beschränkt ward. Die Neuzeit soll und will dem Ganzen und den Theilen gerecht werden, im Mittelalter aber herrschten die Theile vor, wie früher das Ganze gethan.

Der Staat entsprach dem Körper des Menschen, und er sollte für die leibliche Wohlfahrt sorgen, während die Kirche sich der Seele in diesem Organismus verglich und die Geistlichen des Geistes zu warten hatten. Auch die Kirche war wieder ganz feudal gegliedert, und wie die Einheit der Christenheit im Papst, dem Stellvertreter Christi, sichtbar erschien, so standen die Bischöfe, die Prälaten, die Priester in mannichfachen Abstufungen unter ihm, während zugleich die Mönchsorden Klöster aller Länder aneinander banden, und die gleiche lateinische Sprache, die gleiche Lehre, der gleiche Ritus den nationalen Besonderheiten gegenüberstanden. Sollte die Kirche die Welt von ihrer Sünde lösen, so mußten ihre Diener rein von irdischer Leidenschaft, ohne eigenen Besitz, ohne sinnliche Liebe und Familie allein auf das Ewige gestellt sein; doch gerade hier zeigt sich wieder der Charakter der Vermischung und Vermittelung in der ganzen Periode. Die Kirche ist zugleich Kirchenstaat, die hohe Geistlichkeit trägt weltliche Lehen, und der Staat sucht sich mit idealem Gehalt durch Kunst und Wissenschaft zu erfüllen. Das Mittelalter zeigt uns Staat und Kirche in dem gemeinsamen Unternehmen der Kreuzzüge, die darum auch seinen Höhepunkt bilden; es zeigt uns zugleich aber auch den Kampf der beiden Schwerter, des geistlichen in des Papstes, des weltlichen in des Kaisers Hand, — ein Kampf der zuerst die Hierarchie zum Siege führt, dann aber den Staat und seine Bildung befreit. Und so fordert Dante daß beide Sonnen verschiedene Bahnen gehen und jede in ihrer

Sphäre zum Heile der Menschheit leuchte ohne die andere zu stören. So sehen wir denn auch eine Periode vorwiegend kirchlicher und lateinischer Cultur, und nach ihr die weltlich ritterliche, und wir haben als Ausdruck der erstern den romanischen, als Ausdruck der andern den gothischen Stil. Mit dem Emporstreben des Bürgerthums begrüßen wir die Morgenröthe einer neuen Zeit.

Die subjective Innerlichkeit, das Gemüth ist das Lebensprincip des Mittelalters, aber eben indem es sich mit der seitherigen Welt vermittelt, erscheint es gerade in äußerlichen Formen. Die Religion ist Satzung und steht rohen Völkern mit sinnlichen Zuchtmitteln gegenüber; die hochmüthige trotzige Naturkraft wird durch schwere Erniedrigungen und harte Bußübungen gebrochen, nicht blos ekstatische Eremiten geiseln sich selbst, auch Kaiser und vornehme Frauen bieten den entblößten Nacken der Ruthe des Priesters dar. Das Heidenthum war aus Land und Volk erwachsen, die Religion vollendete und verklärte das Leben selbst im Naturideal; jetzt aber haben wir einen Bruch des Christenthums mit der Natur, die alten Götter werden zu Dämonen, führen noch ein gespenstiges Dasein im Bewußtsein fort, sofern nicht einzelne Züge hier mit Christus und den Heiligen, dort mit dem Teufel verschmelzen; es ist die Zeit der Gärung, des Widerspruchs der erst vermittelt werden soll, alte Sitte und ungebändigte rohe Kraft ringt mit den Forderungen einer neuen Sittlichkeit, Ausschweifung und sinnliche Wildheit wechselt mit Zerknirschung, weltentsagender Schwärmerei und träumerisch holder Empfindung. In eigener Kraft das Maß zu halten war die antike Sittlichkeit, die christliche lehrt Unterwerfung unter einen höhern Willen, sie lehrt die Demuth, die im Gefühle der Abhängigkeit des Endlichen vom Unendlichen die Wiedergeburt des Selbstgefühls in Gott und seine Erhöhung zur Freiheit einleitet. Man sucht den Weg des Heils und der Versöhnung noch nicht in der Menschenbrust, sondern an Märtyrergräbern, in Rom, oder im Lande wo Jesus gelebt und gelitten, und Fürsten wie Bettler, Männer wie Frauen, das Alter wie die Jugend ziehen auf Pilgerfahrten hinaus, getrieben von der Sehnsucht nach dem Wohl der Seele wie nach den Abenteuern und Wundern der unbekannten Ferne. Solch ein überwallender innerlicher Gemüthsdrang treibt die Menschheit in die bewaffneten Wallfahrten der Kreuzzüge, und im Verlust des heiligen Grabes wird ihr kund daß man den Heiland, den geistig

Auferstandenen, nicht bei den Todten, sondern in seinem lebendigen Worte suchen und im eigenen Herzen tragen soll. Vorher aber kauft man Todtengerippe von vermeintlichen Heiligen in Rom um sie in schauerlichen Triumphzügen heimzuholen, auf die Altäre zu stellen, zu ihnen zu beten und an die Wunder zu glauben welche die Phantasie von ihnen erwartet oder ihnen andichtet. Der Glaube, am Aeußerlichen hangend, wird zum Aberglauben, die Kirche verfolgt jede selbständige Auffassung des Christenthums, und der Staat reißt das Haus nieder in welchem die Inquisition einen Ketzer aufgespürt hat. Wie mächtig der Idealismus des Gemüths ist und doch zugleich am Sinnlichen haftet, das bezeugt die Stellung welche die Stadt Rom als Mittelpunkt des mittelalterlichen Lebens einnimmt. Sie ist der Doppelsitz der weltlichen wie der geistigen Macht; der römische Senator auf dem Capitol so gut wie der im Vatican gekrönte Kaiser oder der am Grabe Petri betende Bischof träumt vom Recht auf die Beherrschung der Welt und meint es an dieser geweihten Stelle zu empfangen. Kommt der Herrscher über die Alpen, so dünkt sich der Papst in der Lage Daniel's in der Löwengrube; doch eilend zieht der Kaiser von dannen, der in der Vorstadt die Krone aus der Hand des Papstes empfangen, froh wenn die Römer nicht feindlich aus den Thoren mit gezückten Schwertern über die Tiberbrücke hervorbrechen, — und doch knüpft sich an den römischen Namen auch die Macht über die Menschen. Tausende meinen ihrer Sünden ledig zu sein, wenn sie die epheuumrankten Trümmer der Tempel, die Kirchen, die düstergewaltigen Thürme Roms gesehen haben, und wenn ein Bannstrahl aus dem Vatican über die Alpen hinüberblitzt, so verstummt vor seinem Donner das Geläute der Glocken, kein Todter wird in geweihter Erde bestattet, die Ehe wird auf dem Kirchhof eingesegnet, und das Volk durch Priestermund seines Gehorsams entbunden, zum Aufstand getrieben.

Die Kirche hatte zur Begründung ihrer Lehre wie zum Bau und Schmuck der Gotteshäuser aus Wissenschaft und Kunst des Alterthums das Zweckdienliche aufgenommen, und in dieser Gestalt erhielt sie den Culturzusammenhang der Menschheit beim Sturze des römischen Reichs durch die Germanen. Sie nahm selbst von der religiösen Wahrheit an daß dieselbe ihr durch göttliche Offenbarung geworden, und daher dem menschlichen Verstand als unerschütterliche Autorität gegenüberstehe, sodaß er nur die

Aufgabe habe sie sich anzueignen, mit den übrigen Erkenntnissen zusammenzubringen, sie so zu bearbeiten daß sie ihm zugänglich werde und einleuchte; er sollte glauben auf daß er zur Einsicht gelange; der Inhalt war ihm gegeben, er sollte seine Kraft daran erproben wie er denselben formen und beweisen möge; die Theologie sollte das Ziel und Maß aller besondern Wissenschaften sein, in ihr begegnete sich die christliche Dogmatik und die antike Tradition. So schulte sich selbst der Geist an dem fertigen Stoff seiner Denkübungen, und die Kirche nahm wiederum die Welt in die Schule, und in diesem doppelten Sinn zeigt sich der vermittelnde Charakter des Mittelalters in seiner Schulwissenschaft, der Scholastik. Es kommt hinzu daß sie nicht in der Sprache der Völker, sondern in der lateinischen aufgebaut und gelehrt wurde, und daraus ergab sich wiederum ein Nebeneinander das noch der Verschmelzung wartete: auf der einen Seite in Bezug auf die Natur die Volksvorstellungen von dem geheimnißvollen Leben der Dinge, die Nachklänge der mythenbildenden Phantasie aus dem Heidenthum, und die allmählich in der ununterbrochenen Arbeit der Gewerbe, im Bergbau, in der Metallurgie, in der Betrachtung der Pflanzen und Thiere, in der ärztlichen Praxis gewonnenen einzelne Einblicke in die Gesetze und Kräfte der Natur, auf der andern Seite die semitische Ueberlieferung im Alten Testament und die griechisch-römische theils durch Kirchenväter, theils durch die Araber; aber die Gelehrten dieser Richtung, innerhalb der Schulwände studirend und docirend, kümmerten sich nicht um die Arbeiter, und diese blieben darum bei ihren Handgriffen und besondern Erfahrungen ohne sie wissenschaftlich zu begründen und zu verallgemeinern. Liebig hat darauf hingewiesen daß dadurch der plötzliche Aufschwung der Naturwissenschaften in der neuern Zeit sich erklärt; als das Bürgerthum zu Wohlstand und Bildung gelangte, füllten Männer aus seiner Mitte die Kluft zwischen der Schule und dem Leben, indem sie die Fülle seiner Erfahrungen mit ihrer Ueberlieferung zusammenbrachten und in ihre wissenschaftlichen Formen einfügten. War es doch eine Zeit lang ähnlich mit der Poesie. Auch hier haben wir im 10. Jahrhundert eine lateinische Literatur, aber in der Tiefe webte die Phantasie des Volks fort an den alten Sagen und Liedern, die dann nach den Kreuzzügen plötzlich im Epos aufzutauchen scheinen, es kommt nun zu Tage was lang in der Stille vorbereitet war. Aber auch dann noch steht der Dichter dem Stoff ebenso unfrei gegen-

über wie der Denker; er glaubt an die Realität deſſen was er erzählt, er entwickelt und organiſirt das Werk nicht aus dem eigenen Innern, ſondern bearbeitet das Ueberlieferte mit ſeiner Kunſt. Dante vermittelt die volksthümliche Dichtung mit der formalen Bildung des Alterthums und der Scholaſtik. Und bei dieſer ſelbſt wollen wir es nicht gering anſchlagen daß durch ſie die Menſchheit zum Bewußtſein kam: es gibt eine objective Wahrheit, die wir nicht machen, nicht willkürlich in unſern Gedanken erzeugen, ſondern die an ſich gilt, die wir nicht erfinden, ſondern finden oder entdecken, zu der wir uns erheben. So wird auch das Recht in der Natur der Menſchen gefunden und gewieſen, es wird geſchöpft aus dem ſittlichen Gefühl, erkannt im Herkommen und in der Sitte, nicht gemacht durch Willkür der Herrſchergewalt, und ſein Zweck iſt nicht Weltherrſchaft wie bei den Römern, ſondern Weltfrieden. Die Vermittelung aber zwiſchen dem Inhalt der ſcholaſtiſchen Theologie und der Subjectivität geſchieht durch das Gemüth, auf dem Wege des Gefühls in der Myſtik, welche die Beſeitigung der Wahrheit und der Liebe im eigenen Herzen inne wird, und in der Anſchauung Gottes des Allwaltenden die weltlichen Dinge für Zeichen und Bilder ſeines Weſens nimmt.

Ueberhaupt was die Kraft und Wärme des individuellen Gefühls erfaßt das geſtaltet die Einbildungskraft, indem ſie das Innerliche zur äußern Erſcheinung im Symbole bringt. Dieſe phantaſievolle Vermittelung der Gegenſätze kennzeichnet das Mittelalter und war allgemein verbreitet; der Gedanke ward in Bildern ausgeprägt, in jeder Erſcheinung ein Sinn und idealer Gehalt geſucht; wo er in der Sache nicht ſchon gelegen war, da ward er hineingedeutet. So nahm man die Erzählungen der Evangelien zunächſt hiſtoriſch, aber dann erkannte man auch in ihnen einen moraliſchen Sinn und ſah in ihnen die Darſtellung einer ſittlichen Lehre; man fand in ihnen ferner die Allegorie einer Naturerſcheinung und die Offenbarung unſichtbarer göttlicher Dinge und Geheimniſſe. Die Begebenheiten des Alten Teſtaments, der griechiſchen und römiſchen Geſchichte galten als Vorbilder für die Ereigniſſe im Leben Jeſu, als prophetiſche Andeutungen der kommenden Wahrheit und Herrlichkeit. Man dachte ſich Gott als das ſtrahlende Centrum des Weltalls, und ſah von hier aus die größere oder geringere Bedeutſamkeit der Dinge in der abnehmenden Kraft der ſich verbreitenden und brechenden Lichtwellen. Das

Licht versinnlichte nicht blos die Allgegenwart Gottes und die Spiegelung seinen Abglanz im Gemüth und seine Aufnahme in die Seele; das Reifen der harten Traube in der Sonnenwärme erklärte auch die Umwandlung des harten Herzens durch die Gnade von oben, und daß Maria den Heiland jungfräulich empfangen und geboren, bewies man durch das Gleichniß des Sonnenstrahls, der durch ein Glas hindurchgeht ohne es zu verletzen. So erschien auch die Einheit in der Zahlensymbolik als die jungfräuliche Mutter der Dinge, die durch Vermehrung nicht verändert werde, und wenn die Dreiheit das Göttliche in seiner Einheit und Mannichfaltigkeit darstellte, so erschienen die großen Gegensätze der Welt in der Vierzahl der Himmelsgegenden, Jahreszeiten, Elemente und Paradiesesflüsse. Die Sieben und Zwölf hatten gleichfalls ihre Weihe durch viele biblische Beziehungen, und ihnen gemäß richtete man gern die weltlichen Dinge nach jenen ein und sah sie in den Wochentagen und Monaten wie in den Künsten und Sünden wieder. Papst Innocenz III. sagt von dem bischöflichen Pallium: Die Wolle bedeute den Ernst, die weiße Farbe die Milde; der Ring um die Schultern die Furcht des Herrn, die den Werken Schranken und Richtung gebe; die vier Purpurkränze sind die vom Blut Christi gerötheten weltlichen Tugenden; die beiden Streifen bedeuten das beschauliche und das werkthätige Leben, und das Pallium sei doppelt auf der linken, einfach auf der rechten Seite um dort an die vielfachen Mühen der Erde, hier an die Ruhe des Himmels zu mahnen.

Diese Betrachtung der Dinge war der anhebenden Kunst gemäß, welche noch nicht vermochte das Geistige in entsprechenden Formen vollendet auszuprägen, und daher durch Symbole auf dasselbe hinwies; aber auch wo sie freier und ihrer Mittel mächtig geworden, behält sie gern solche Beziehungen bei, und überläßt dem im Anschauen befriedigten Geiste doch gern noch eine größere Fülle des Inhalts für die Ahnung und das Nachdenken.

An die Symbolik grenzt die künstlerische Personification geistiger Mächte. Sie schließt sich zunächst an die himmlischen Heerscharen an, die Engel. Die Vorstellung war im Zusammenwirken des persischen und hebräischen Volksglaubens, die anschauliche Form nach dem Vorgang hellenischer Genienbilder entstanden; sie wurden in neun Chöre gegliedert, und der Teufel trat ihnen mit seinen Höllendämonen gegenüber, halb thierisch wild, oder im Symbol der Schlange, des Drachen, des brüllenden Löwen. Dazu

gab das deutſche Heidenthum ſeine Kobolde, Nixen, Rieſen und Zwerge, und die orientaliſchen Sagen ſteuerten ſeit den Kreuzzügen ihre Zauberer und Geiſter, die Kelten ihre Feen bei. Und wie die alten Römer bereits das Glück, die Mannhaftigkeit perſonificirt und ſolchen verkörperten Begriffen Altäre geweiht hatten, ſo traten, als ſie Chriſten geworden, in ihren Gedichten und Lehrbüchern Tugenden, Laſter, Künſte, Wiſſenſchaften in allegoriſcher Geſtaltung redend und handelnd auf. Nach der feinen Bemerkung Schnaaſe's aber erhielten dieſe Perſonificationen eine relative Wahrheit in den Vorſtellungen dadurch daß die real gedachten Engel mit ihnen verſchmolzen, daß man in dieſen die himmliſchen Vorſtände und Leiter der irdiſchen Kräfte und Tugenden ſah. So bringt im 12. Jahrhundert Alanus die Natur, die Vernunft, die Theologie, die Tugenden und Künſte mit dem Schöpfer und Chriſtus in lebendigen Verkehr. Es war derſelbe Dämmerſchein des Ungewiſſen, derſelbe Duft des Wunderbaren der alle dieſe Geſtalten des Glaubens umfloß. Schnaaſe reiht daran die weitere Charakteriſtik der Zeit: „Die vermittelnde Phantaſie theilte dem Verſtand etwas von der Friſche und Kraft des Gefühls, dem Gefühl etwas von der Feinheit des Verſtandes mit. Die Gedanken verkörperten ſich zu erſcheinenden Geſtalten, die wirklichen Dinge verflüchtigten ſich zu idealen Erſcheinungen. Die Gegenſätze des Geiſtigen und Sinnlichen, die im Leben weit auseinandergingen, liefen im tiefſten Grunde der Seele zuſammen, ſie gaben für die Anſchauung nicht parallele Reihen, die ſich unberührt laſſen, ſondern divergirende Linien, die gerade deshalb im äußern Leben durch einen weiten Raum getrennt ſchienen, weil ſie in ihren tiefſten Wurzeln zuſammenhingen. Daher war denn innerlich Frieden, während äußerlich der Kampf tobte; das Auge des Glaubens ſah jenſeit der Nebel ſündlicher Verwirrung die Welt als das Werk Gottes ruhig vor ſich ausgebreitet, Erde und Himmel als das Spiegelbild göttlicher Eigenſchaften, und die Engel des Herrn niederſteigen um ſeine Befehle auszuführen und ſelbſt das Böſe ſeinem Willen dienſtbar zu machen. Aus dieſem Glauben und aus der geiſtigen Anlage auf welcher er beruhte, ergab ſich die Freudigkeit und Sicherheit, das Wohlgefühl das wir an den höhern Erzeugniſſen des Mittelalters wahrnehmen."

Die mythiſche Dichtung welche ganz früh ſchon ſich um die Geſchichte Chriſti und ſeiner Religion ſpann, die Legenden der Heiligen welche die mittelalterliche Phantaſie durch lieb gewordene

Bilder der heidnischen Sage wie durch neue schmückende Erfindung fortgestaltete, sie bieten der Plastik und Malerei nun die liebsten Stoffe und die glücklichsten. Denn wenn das kirchliche Dogma den Bruch des Geistes und der Natur und die durch den Sündenfall in die Welt gekommene Zerrüttung hervorhob, so war damit die Schönheit, das volle harmonische Sein, aus dem Leben verbannt. In Christus aber ist das neue Ideal wirklich geworden, und dies dem Gemüth klar zu machen hat ja gerade die mythenschöpferische Volksphantasie gearbeitet. Nun waren die Heiligen an Christi Seite getreten, und wie wir gegen die abergläubische Verehrung eifern mögen die sich bis auf die untergeschobenen Knochen erstreckte, und bekennen daß ein frisches heidnisches Element durch sie in die Religion des Geistes gekommen, so war es für die Kunst von allergrößtem Belang daß sie in ihnen ein durchaus reines und Gott wohlgefälliges Leben anschauen und darstellen durfte, daß sie ihr zu Idealen christlicher Tugenden wurden, die nach sichtbarer Verkörperung verlangten. Hier konnte die Kunst auch ihrerseits das Versöhnungswerk von Himmel und Erde, ihr rechtes Priesterthum üben, und hier hat sie gelernt allmählich den Strom göttlicher Lebenskraft aufzufassen, der alles Endliche und Menschliche durchflutet, und eine nach der Erlösung verlangende, dann eine ihr theilhaftig gewordene Welt darzustellen.

In Griechenland und Rom betonte ich nicht blos das Gleichgewicht des Sinnlichen und Geistigen, sondern auch das Exemplarische in den großen Menschen und Werken, die in ihrer plastischen Klarheit der vollgültige Ausdruck ihrer Gattung waren. Jetzt tritt nicht blos ein Ueberwiegen der Innerlichkeit ein, die subjective Freiheit, das Princip persönlicher Selbständigkeit bringt auch eine größere Mannichfaltigkeit des Besondern, eigenartiger Charaktere und voneinander abweichender Werke mit sich; die malerische Fülle des individuellen Lebens gesellt sich der musikalischen Stimmung des in sich webenden Gemüths und beides gibt allen Künsten ein neues Gepräge, wenn auch die Malerei, die Musik, die Lyrik anfangs noch nicht entwickelt sind, und zunächst der Geist und die Stimmung des Ganzen wie überall in der jugendlichen Menschheit durch die Architektur und durch das Epos ihren volksthümlichen und ästhetisch befriedigenden Ausdruck erlangen. Für unsere Darstellung aber bedingt die Natur der Sache das nähere Eingehen ins Besondere neben den allgemei-

nen Bestimmungen; wir würden dem Gegenstande sonst nicht gerecht werden, wollten wir ihn am Maßstab der Antike messen und gleich ihr behandeln.

Die Gründung des deutschen Kaiserthums und der römischen Hierarchie.

Der germanische Freiheitstrieb hat nicht blos die von Karl dem Großen unternommene Erneuerung der römischen Weltmonarchie wieder aufgelöst, er drohte auch die Nation selbst in Stämme, in kleine Genossenschaften zu zersplittern und in innern Kämpfen aufzureiben; es ist bezeichnend daß das Volk in seinen Sagen und Liedern Partei nahm für die Herzoge, die den Karolingern und der Kirche gegenüber trachteten ihre Macht als gewählte oder angestammte Führer einzelner Landschaften zu behaupten. Da drängten die Raubzüge der Dänen und Wenden, die Angriffe der ungarischen Horden zur Einigung, und die Herzoge erkoren sich selbst ein Oberhaupt. Heinrich von Sachsen ward der Gründer eines deutschen Reichs, einer deutschen Nation; das Volk fühlte sich als Ganzes, das Reich beruhte nicht auf der Besonderheit eines herrschenden Stammes, sondern auf den gemeinsamen Interessen aller Deutschen. Klaren Blicks und festen Muthes als echter Staatsmann auf das Erreichbare gerichtet, so tapfer als mild und weise wußte er mit Schwert und Wort die Gemüther zu einigen; zu Schutz und Trutz gegen die Feinde errichtete er ein Reiterheer, baute er Burgen, und legte dadurch den Grund für das Ritter- und Bürgerthum; Städte entstanden zur Wehr gegen die Fremden, um bald Mittelpunkt des friedlichen Lebens zu werden, indem die Gerichtstage und Volksversammlungen innerhalb ihrer Mauern gehalten wurden und Handel und Gewerbe einen gesicherten Sitz fanden. Die Sage läßt den König am Vogelherde die Reichskleinode empfangen; in der That verstand er die Netze zu spannen in denen das deutsche Volk zusammengehalten und seine Feinde gefangen wurden. Es war der germanische Gedanke des Bundesstaats der ihn beseelte: jeder Stamm sollte seine innern Angelegenheiten selbst verwalten unter

einem Herzog, dem die Grafen und Herren mit ihrem Gefolge in Krieg und Frieden zur Seite ſtanden, der König ſollte als Schirmherr und Führer des ganzen Volks deſſen Kraft für gemeinſame Zwecke nach innen und außen zuſammenfaſſen „wie der Goldreif die Juwelen zur Krone bindet". Der Sieg über die Wenden, Dänen, Ungarn weihte das Werk und befreite das Vaterland von den fremden Räubern.

Heinrich ſicherte ſeinem hochſtrebenden Sohne Otto die Nachfolge. Dieſer ſchlug nicht blos die alten Feinde von neuem zurück, er erweiterte auch die Marken des Reichs nach Morgen hin, und ſo begann die Germaniſirung des Landes öſtlich der Elbe, wo ſpäter der deutſche Staat einen neuen Ausgang und Mittelpunkt gewinnen ſollte. Otto hielt nicht blos die Einheit des Vaterlandes in der Macht des Oberhauptes feſt, er wußte auch die Herzoge als Reichsbeamte ſich unterzuordnen und als Reichsſtände berathend zur Seite zu ſtellen. Das geſchah unter heißen Kämpfen, die das alte tragiſche Hildebrandslied wie noch oft in Deutſchland im Streit zwiſchen Vater und Sohn als eine poetiſche Weiſſagung erſcheinen ließen. Doch Otto verſtand zu überwinden und zu verſöhnen. Waren Klöſter bisher einſame Culturherde, ſo ward nun auch der Hof eine Stätte der Bildung; denn Otto erkannte daß Bildung Macht iſt, nothwendig iſt zur Leitung eines großen Volks. Brun, der jüngſte Bruder Otto's, leuchtete als heller Stern voran; er ſchrieb und ſprach das Lateiniſche, er ward Geiſtlicher, er leitete die Kanzlei des Reichs, und blieb den gelehrten Studien ergeben, ja er ſammelte ſchon Griechen um ſich, und zum zweiten mal kamen iriſche Mönche über das Meer. Gleich Brun traten wiſſenſchaftlich geſchulte Prieſter an die Spitze der Bisthümer, und gerade ſie gaben ſich der Sorge für das Ganze hin, vertraten die nationalen Ideen und ſtanden dem König bei, während die weltlichen Herzoge, in den Erblanden wurzelnd, vornehmlich deren Sonderintereſſe im Auge hatten. Wenn wir auch mit Gieſebrecht die Anſicht eine Phantaſterei nennen daß der Krummſtab die Einheit des deutſchen Volks geſchaffen habe, da es das Schwert und der Geiſt gethan, ſo läßt ſich doch nicht leugnen daß in dieſer Zeit kirchlich-lateiniſcher Bildung auch das Reichsregiment ihr Gepräge trug, und ſeine einflußreichſten Beamten gelehrte Biſchöfe waren, die zugleich ein weltliches Fürſtenthum zum Lehn trugen. Der Zug der Zeit war religiös, Otto voll ernſter Frömmigkeit; er ſtärkte ſich durch Gebet zum Kampf,

und der Bischof von Augsburg half mit gezücktem Schwert den Sieg auf dem Lechfeld erfechten.

So mit der Kirche vereint beschloß Otto an Karl den Großen anknüpfend, groß wie er in Planen und Thatkraft, auch das Bündniß Deutschlands mit Italien zu erneuern und die römische Kaiserkrone sich aufs Haupt zu setzen. Die Zersplitterung in welche das Abendland im ganzen wie in den einzelnen Ländern gerathen war, machte es möglich daß die germanisch-romanische Welt von allen Seiten durch Raubzüge und Eroberungen der Araber, Ungarn, heidnischen Slawen bedrängt wurde; das Volk schrieb die Noth der Zeit der Kaiserlosigkeit zu, und ob die Päpste mit Schattenbildern ein Spiel trieben, das Volk sang die Lieder von Karl dem Großen und lebte in Erinnerung und Hoffnung ähnlicher Tage. Vor andern Ländern aber war Italien zerrüttet. Es war ein Culturvorzug daß auch unter den Lombarden das Städteleben sich erhalten, aber unter der Frankenherrschaft hatte auch dort das Lehnwesen Fuß gefaßt, und je weniger ein König später sie schirmte, desto härter wurden die Gemeinfreien von mächtigen Vasallen bedrückt und genöthigt bei der Kirche Schutz zu suchen. So wurden sie im 9. Jahrhundert den Bischöfen und Klöstern vielfach zinsflichtig, die Geistlichen selbst aber schützten sich durch bewaffnetes Gefolge gegen den weltlichen Adel, oder erkauften sich den Beistand des einen Barons gegen den andern. Sie gingen ganz in deren sinnliches Leben ein, und Bischöfe ritten aus der Messe, die sie mit Sporen an den Fersen und Dolchen an der Seite gelesen, auf die Falkenjagd, und ruhten von den Freuden der Tafel im Arm ihrer Lustdirnen aus. Das war jene Zeit wo nicht blos gewaltthätige Männer, sondern auch reizende wilde verbuhlte Weiber den päpstlichen Stuhl besetzten und in Rom geboten, jene Theodora und Marozia, genußsüchtig, ehrgeizig, kühn, ja herrschverständig. Vornehmlich der Eindruck ihres Treibens scheint der Anlaß gewesen daß das Mittelalter Leo IV. ein Weib zum Nachfolger gab, die fabelhafte Päpstin Johanna. Eine schöne Angelsächsin, in Mainz erzogen, von einem jungen Schüler geliebt und in der Mönchskutte nach Fulda entführt sollte sie dort mit ihm alles menschliche Wissen studirt, die hohe Schule der Philosophen in Athen besucht und eine Professur in Rom erhalten haben. Sie entzückte alle Welt durch den Zauber ihrer Persönlichkeit und ihrer geistvollen Rede, die Cardinäle hielten niemand der dreifachen Krone für würdiger, und

das weite Papſtgewand deckte ihren ſchwangern Leib, bis ſie auf einer Proceſſion von Mutterwehen überfallen ward, einen Knaben gebar und ſtarb. Döllinger findet vier äußere Anläſſe zur Erzeugung und Ausmalung der Fabel; aber ohne eine treibende Idee, ohne die dichteriſche Auffaſſung geſchichtlicher Wirklichkeit, die den Keim bot, hätte ſchwerlich ein alter Grabſtein mit dreifachem P die Deutung gefunden: Papa pater patrum peperit papissa papellum, hätte man ſchwerlich eine Figur in langem Gewand für die Statue einer Päpſtin erklärt, ſchwerlich den antiken durchbrochenen Stuhl, auf den eine Zeit lang neugewählte Päpſte ſich ſetzten, damit ſich der Spruch erfülle daß der Herr den Armen vom Koth aufrichte und auf den Thron der Glorie führe, ſo angeſehen als ob dort die Mannheit unterſucht werde, und ſchwerlich würde man zur Erklärung warum päpſtliche Proceſſionen eine enge Straße meiden, auf den ſeltſamen Einfall gerathen ſein daß dort eine Päpſtin niedergekommen war. Aber all das war leicht wenn ein Gedanke nach Verkörperung ſuchte, und er fand dann Glauben, wenn ſich ſolche äußere Zeugniſſe boten, an die er ſich heften und durch die er Halt gewinnen konnte.

Wie in den Begierden des Sinnengenuſſes, der Herrſchſucht, der Rache Rom verwildert war, das zeigt auch am Ende des 9. Jahrhunderts jene Synode des Entſetzens, die den vor acht Monaten verſtorbenen Papſt Formoſus vorlud, die modernde Leiche grabſchänderiſch aus der Erde hervorriß, dem Gerippe die Anklagen vorhielt, die drei ſegnenden Finger ihm abhieb und es in die Tiber warf.

Die zerfallene Kirche ward im 10. Jahrhundert gerettet durch das deutſche Kaiſerthum von oben her, und durch den reformatoriſchen Drang, der ſich von unten her vornehmlich im Kloſter Cluny von Frankreich aus entwickelte, indem die ſtrenge Zucht des Benedictinerordens nicht blos hergeſtellt, ſondern geſteigert und dadurch auch das Leben der Weltgeiſtlichen gebeſſert, dieſe ſammt den Mönchen enger und unmittelbarer an den Papſt geknüpft wurden. In Italien ſchmachtete die jugendliche Witwe König Lothar's im dunkeln Kerker am Gardaſee, weil ſie dem Sohne des gewaltthätigen Berengar nicht ihre Hand reichen wollte; der Ruf ihrer Anmuth und ihres Unglücks flog durch die Welt und entzündete Otto's Gemüth ſie mit Heeresmacht zu befreien und zur Gemahlin zu erwerben. Schon war ſie auf wunderbare Weiſe dem Gefängniß entronnen, als Otto's Boten mit

Liebesgaben sie fanden; in Pavia begrüßte er die holde Braut und reichte ihr Krone und Hand; der seltene Glückswechsel, die Kämpfe die um ihre Schönheit geführt worden, machten sie zu einer Helena der italienischen Sagen, die sie bunt umwoben; als Otto sie in die Arme schloß war die Hochzeit ein Symbol der Vermählung Deutschlands und Italiens, des Bundes den das Germanenthum mit der Antike geschlossen, und wie viel Blut und Leid danach geflossen, dennoch beruht darauf die neue Blüte in Kunst und Wissenschaft. Otto empfing die Kaiserkrone aus der Hand eines lasterhaften Knaben; aber er führte den Vorsitz in der Kirchenversammlung die diesen richtete, und setzte fest daß er selber von nun an die Papstwahl zu bestätigen habe. „Wenn ich am Grabe Petri bete, so halte unverweilt das Schwert über meinem Haupte", hatte er beim Einzug in Rom seinem Waffenträger gesagt; in dem Riesenkampf der beiden Gewalten der sich durch Jahrhunderte hin erstreckt, ist der Geist frei und Sieger geworden. Wol haben deutsche Kaiser bei dem Zug über die Alpen im Scheine der Weltherrschaft die Einheit Deuschlands schlecht bewahrt, und andere Völker sind an politischer Einsicht und Macht dem unsern zuvorgekommen, weil sie sich auf sich selber beschränkten; auf dem Standpunkt der allgemeinen Culturgeschichte aber erkennt man daß die Opfer für sie nicht zu groß waren. Seit Otto dem Großen kam an die Stelle der Auflösung und Verwilderung in der Christenheit Ordnung, Kräftigung der Sitte, aufkeimende Bildung. Nur die Deutschen besaßen die Universalität des Geistes alle Geister an sich heranzuziehen und gleich den Hellenen eine Werkstätte allgemeiner Cultur zu gründen, indem sie das Reich der Römer fortsetzten. Das Ansehen das die Kaiserwürde in den Augen des Volks gab, machte es damals leichter die Stämme geeinigt, die Herzoge dem Ganzen dienstbar zu halten, und die Anknüpfung an Rom bekundete die Sendung der Deutschen sich mit der Ueberlieferung des Alterthums zu erfüllen, dieselbe im neuen Geiste durchzuarbeiten und zum Gemeingut zu machen. Allerdings blieb Italien ein abgesondertes Gemeinwesen, und wenn französische Fürsten eine schutzherrliche Gewalt des Kaisers anerkannten, so war seine Persönlichkeit wichtiger als der staatsrechtliche Verband.

Otto II. besaß gelehrte Bildung; er war mit einer Griechin vermählt, und Otto III., der frühreife schwärmerische Knabe, ward zu einem Wunder der Welt durch den vielkundigen Bischof

Bernward erzogen. Auch er war ein Spiegel mittelalterlichen Geistes, aber er zeigt die Kehrseite der Münze zum Bild seines Großvaters. Das deutsche Wesen ward vom Ausländischen überwuchert. Der gelehrte Franzose Gerbert, der sich unter den Arabern in Spanien die Naturkunde gewann die ihn für einen Magier gelten ließ, ward berufen um das Fünklein wissenschaftlichen Eifers zur Flamme anzufachen, und sagte daß der Kaiser, Grieche von Geburt, Römer nach der ihm übertragenen Herrschermacht die Schätze alter Weisheit wie sein Erbgut in Anspruch nehme. Durch leichte Erfolge geblendet, trunken von den überschwenglichsten Gedanken seiner Weltstellung wollte er das Reich der alten Imperatoren in Rom selbst erneuern, dort sollte sein Thron stehen. Aber er schwankte zwischen Weltherrschaft und Weltentsagung, er betete in härenem Gewande mit jenen mystischen Einsiedlern die ihn von der Hinfälligkeit der irdischen Dinge auf die unvergängliche Herrlichkeit des Himmels hinwiesen, und wandelte wieder byzantinisch prunksüchtig über den verfallenen Aventin in weitem Mantel, den Bilder aus der Apokalypse und Zeichen des Thierkreises schmückten. Als er im Alter von 22 Jahren starb, da sagten die Römer daß Stephania, die Witwe des von ihm besiegten und hingerichteten Crescentius, mit ihren Reizen ihn gefesselt, aber in der Umarmung getödtet habe; so verkörperte sich in ihr die ewige Stadt selber, an deren Zauber Otto zu Grunde ging. Seine Erscheinung auf dem höchsten Gipfel menschlicher Größe nennt Gregorovius die naturgemäße eines von der Sonne geblendeten Jünglings der die Erde nicht mehr sieht, und das Bild dieses geistreichen, wissensdurstigen, frommen, für alles Große begeisterten Phantasten steht dennoch rührend schön im Pantheon der deutschen Nation als der Phaethon ihrer Geschichte, der am Tiberstrand todt niederfiel, von den wilden Sagen des Mittelalters mit Blumen bestreut, beweint vom Vaterland, bestattet neben Karl dem Großen.

Ein Land nach dem andern entzog sich der kaiserlichen Oberhoheit, aber in keinem entwickelte sich sofort ein gedeihliches Staatsleben; vielmehr befehdeten kleine Machthaber einander, und in der Reichsunsicherheit ward der Wohlstand sammt den Bildungsanfängen zerrüttet. Es waren düstere Tage der Noth, in denen nur die Religion Trost gewährte; es fiel nicht schwer der irdischen Welt zu entsagen und allein nach dem Himmel zu trachten, Bußübungen auf sich zu nehmen und durch die Bilder dämonischer

Pein hindurch die Erfindungskraft zu entzückten Visionen zu steigern. So dachten denn im Wendepunkt des Jahrtausends viele daß nun die Erdenzeit des Christenthums um sei und das jüngste Gericht bevorstehe, und so stellte sich neben den Sinnentaumel, der den Becher der Wollust noch rasch leeren wollte, die einsiedlerische Bußübung, die schon jetzt die Welt zu fliehen und dem Himmel sich zu bereiten dachte. So lebte Nilus in Calabrien, so Romuald in Ravenna gleich den Brahmanen am Ganges, aus der Vertiefung in das Göttliche die Kraft schöpfend mit der sie ihre Jünger begeisterten und das Volk wie die Mächtigen zur Einkehr ins Innere mahnten. Dieser Zug der Zeit spiegelt uns die Sage vom Römer Alexius, die auch von den deutschen Dichtern besungen ward. Der vornehme Jüngling weist am Hochzeitsabend die Braut auf die flackernde Lichtflamme hin; so verzehrt sich die Freude der Erde, darum will er das Himmlische suchen; und so scheidet er von der Verlobten und pilgert in die Wüste. Er kehrt als Bettler heim, und liegt unerkannt 17 Jahre unter der Treppe des väterlichen Palastes, wie ein Hund unter den Hunden genährt und getreten von übermüthigen Dienern, bis bei seinem Tode die Glocken von selber zu läuten anfangen und Rom den Heiligen erkennt.

Solche Gesinnung kam wieder der Kirche zu gut, die immer mehr an realer Macht gewann, während das Kaiserthum, sobald die Nationen erstarkten, mit seiner Vorstandschaft über den Staaten zur idealen Fiction ward. Während rings Reiche aufblühten und sanken, Herrschergeschlechter wechselten, kamen immer wieder politisch kühne und kluge Männer auf den heiligen Stuhl um ihn als das bleibende und eine Centrum der Christenheit zu behaupten. Aus einem neuen Verfall nach der Ottonenzeit rettete Heinrich III., dieser gottesfürchtig starke herrliche Mann die Sache der Kirche durch Einsetzung deutscher Päpste, und nun hob sich ihre Macht so schnell und hoch empor daß sie dem Sohne desselben Kaisers verderblich wurde. Als ein zuchtloses Kind der Stellvertreter Christi geworden war und dann den Stuhl Petri um Geld verkauft hatte, da tauchte der junge kühne Mönch aus dem Dunkel der Geschichte auf, der während der Regierung von sechs Päpsten leitender Minister, dann selber Papst ward, der Tischlersohn Hildebrand aus lombardischem Geschlecht, ein organisatorisches Genie wie Cromwell, gleich ihm durch Gebet sich kräftigend und weihend für die realistisch klare Arbeit des Tages, der Cäsar

des chriſtlichen Roms, der eine geiſtliche Univerſalmacht begründete. Er vollzog was ſchon in der karolingiſchen Zeit die pſeudoiſidoriſchen Decretalien aufgeſtellt, welche die päpſtliche Gewalt über die königliche wie über die Synoden ſetzten und Rom die kirchliche Dictatur zuſchrieben. Die reformatoriſchen Beſtrebungen, die von Cluny ausgegangen, hatten ihm vorgearbeitet, es waren ſittliche Ideen die er ins Feld führte und dadurch gewann er, verdiente er die Macht. Während er von außen her auf eiſerne Zucht hielt, entzündete Peter Damiani, von ihm geleitet, das Innerſte der Herzen mit myſtiſcher Glut, die melodiſche Stimme jener Einſiedler, die gleich den Propheten des alten Bundes zur Buße riefen und in Selbſtpeinigung mit dem Beiſpiel des unbefleckten Lebens und der Enthaltſamkeit vorangingen. So ward die Simonie, der Kauf und Verkauf geiſtlicher Aemter, abgeſtellt, und zugleich das Cardinalcollegium zu einem Senate gemacht der den Papſt wählte. Fürder ſollten die Prieſter nicht mehr mit Concubinen leben, deren Kinder ſie die Pfründen erben ließen oder mit Kirchengut reich machten. Aber im Kampf gegen Sittenloſigkeit und Buhlerei ging Hildebrand dazu fort die Familienbande für die Geiſtlichen zu zerſchneiden um dieſe durch die gebotene Eheloſigkeit zu einem ſchlagfertigen Heer im Dienſte des Papſtthums zu machen. Nach Hildebrand's Sinn ſollte alle Macht in der Hand des Papſtes vereint ſein und hier zum Heile der Menſchheit geübt werden. Von dem Gedanken aus daß Chriſtus der Herr der Welt ſei ſtellte er den Satz auf daß die Fürſten vom Stellvertreter Chriſti ihre Reiche zum Lehn trügen, und ſah er in der Kirche das Reich Gottes das alles herrſchend und ordnend in ſich hegt.

Der Feudalismus hatte die Grenzen des Geiſtlichen und Weltlichen vermiſcht; weil die Biſchöfe von Staats wegen mit Gütern, mit der Verwaltung von Städten und Provinzen belehnt wurden, war es geſchehen daß die Könige ſie vor der Weihe mit Ring und Stab einſetzten. Hildebrand verbot die Verleihung der Kirchenämter durch die Landesfürſten. Aber er wollte auch nicht, wie in dem langwierigen Inveſtiturſtreit ſpäter einmal Papſt Paſchalis vorſchlug, daß die Biſchöfe die Krongüter zurückerſtatteten und von den geiſtlichen Zehnten lebten, wodurch Staat und Kirche nebeneinander frei geworden wären, er wollte nicht daß die Prieſter wie zur Apoſtelzeit arm und rein geiſtlich daſtünden, die weltlichen Güter ſollten ihnen geſichert, ſie ſelber aber doch

dem Feudalsyſtem entzogen und allein dem Papſt unterthan ſein. Es ward erreicht daß die Kirche zuerſt den Biſchof wählte und weihte, dann der Staat ihn belehnte. Hildebrand als Papſt Gregor VII. ſchuf ſelber einen neuen Kirchenſtaat für die Päpſte durch das Erbe Mathildens, der geiſtvollen Gräfin von Toscana, die ihm in reiner Freundſchaft, in aufrichtigem Glauben an ſein Ideal zur Seite ſtand.

Ein catilinariſcher Menſch, Cencius, ſchleppte am Weihnachtsabend des Jahres 1075 den Papſt vom Altar bei den Haaren ins Gefängniß fort: einſam, verwundet, verhöhnt blieb Gregor unerſchüttert bis das Volk ihn befreite; ein wilder Wüſtling konnte den Kirchenſtaat verwüſten, konnte ſich des Trägers der idealen Macht bemächtigen, vor welcher Europa zitterte, Könige im Staube lagen, der Kaiſer im Büßerhemd erſchien. Wie ein wirklicher Blitz ſetzte ſein Bannſtrahl die Chriſtenheit in Brand, und eine Fürſtenverſammlung von Trebur erkannte ihm das Recht zu das Volk vom Gehorſam gegen die weltlichen Herrſcher zu entbinden. Auch im Kampf mit Heinrich IV. ſtand Gregor anfangs das ſittliche Recht zur Seite. Er brach die Hoſtie, deren Genuß ihn augenblicklich tödten ſolle, wenn er deſſen ſchuldig ſei was der Kaiſer ihn angeklagt; er reichte die andere Hälfte zum Gottesurtheil dieſem dar, der ſie nicht zu verzehren wagte. Aber aus der tiefſten Erniedrigung gewann Heinrich die Kraft der Ermannung, und wenn die edle Bertha den büßenden Gemahl, der ſie einſt verſtoßen, mit rührender Treue auf der winterlichen Fahrt über die Alpen begleitete, ſo war ſie das Vorbild deſſen was die Sage von der hingebenden Liebe einer Griſeldis ſang. Wir bewundern die moraliſche Macht mit welcher Gregor den Kaiſer überwand und demüthigte, aber wenn er die Apoſtel anruft ſie ſollten beweiſen daß ſie nicht blos im Himmel binden und löſen, ſondern auch auf Erden Fürſtenthümer geben und nehmen, ſo überhob und überſpannte ſich ſeine Leidenſchaft. Doch behauptete er ſeine unbeugſame Ruhe als Heinrich ihn ſpäter im Grabmal Hadrian's belagerte, und die Römer dieſe Feſte ummauerten um ihn auszuhungern; als ihn dann Guiskard der Normanne mit Sarazenenſcharen befreite, ſah er auf das brennende Rom, aus dem ihn die Greuel ſeiner Retter vertrieben. Gregorovius hat ihn mit Napoleon in Moskau verglichen, und hinzugefügt: Seine traurige Fahrt nach Monte Caſſino und nach Salerno, wo er das Brot des Exils von der Hand ſeines Freundes

Desiderius zu essen ging, gibt dem erhabenen Drama seines Lebens einen tragischen Schluß, in welchem die ewige Gerechtigkeit, die alles Uebergewaltige wieder ebnet, so herrlich triumphirt wie in Napoleon's Tod auf Sanct Helena; jeder philosophische Geist wird gern und lange nachsinnend dabei verweilen. Doch durfte der Sterbende seufzen: „Weil ich die Gerechtigkeit liebte und das Unrecht haßte, sterbe ich in der Verbannung.“ Aber sein fürchterlicher Schlachtruf: verflucht sei wer sein Schwert vom Blute zurückhält, zeigt daß sein Kampf gegen weltliche Tyrannei die geistliche aufrichten wollte, daß er, allerdings ein Geist von mächtigstem Stil, ein eherner Charakter, in der Reihe der Gewaltherrscher, nicht der Weisen, nicht jener Wohlthäter der Menschheit steht, die das Gemüth veredeln und erheben. Darum hat die Geschichte sein Ideal, das der Hierarchie, nicht bestätigt, während das Evangelium besteht. Wir schließen mit dem Geschichtschreiber Roms im Mittelalter: „Gregor war der Heros eines Reichs von Priestern, die keine andern Waffen in der Hand führten als ein Kreuz, einen Segen und einen Fluch; man mag es verdammen oder hassen, aber es bleibt bewundernswürdiger als sämmtliche Reiche römischer oder asiatischer Eroberer. Sein Gedanke umfaßte zwar die Menschheit als Kirche, aber doch nur in der Gestalt einer päpstlichen Monarchie. Die Idee einen Sterblichen vor der sündigen Welt als ein gottähnliches Wesen hinzustellen, den Schlüssel des Himmels und der Hölle in der Hand, und diesem Apostel der Demuth, aber Stellvertreter Gottes, die Welt zu unterwerfen, ist so befremdend und so schauerlich daß sie noch das Staunen der spätesten Geschlechter erregen wird. Sie war der tiefsinnig mystische Traum eines Zeitalters gewaltthätiger Noth, wo die Menschheit, von der Erkenntniß noch nicht innerlich entzweit, sondern kindlich und gläubig hingegeben, das ewige Princip des Guten in einer Persönlichkeit vor Augen haben wollte, die tröstlich sichtbar und erreichbar bleibe. Die Uebertragung aller Macht im Sittlichen zu binden und zu lösen auf einen Menschen ist vielleicht die erstaunlichste Thatsache welche die Weltgeschichte kennt; aber sie erklärt sich, wenn man weiß daß die Kirche in langer Zeit die höchste Leidenschaft, die heiligste Macht, die allgemeine Idee der Menschheit war. Alles Tiefste im Glauben und Wissen, alle Harmonie und Schönheit, das himmlische und irdische Seelenglück strömte aus ihrem Füllhorn allein. Es war

erſt nach den Kämpfen die mit Gregor VII. den Anfang nahmen, daß auch die Weltlichkeit zu blühen begann."

So trägt das Leben dieſer erſten Periode des Mittelalters große derbe Züge, ein heroiſches Gepräge. Der Geiſt des Ganzen herrſcht über die individuellen Strebungen und reißt ſie in ſeine Bahnen, und doch ſind die Charaktere voll ungebrochener ja roher Stärke der Leidenſchaft in Haß und Liebe. Die römiſche Kirche, die germaniſche Natur und Freiheit erproben ihre Kraft in ungeheurem Ringen. Das häusliche Leben war noch ſchlicht in rauher Unbequemlichkeit; Damiani konnte noch die Ueppigkeit jener Herzogin von Venedig tadeln, welche die Speiſen nicht in die Hände nahm, ſondern mit goldener Gabel zum Mund führte. In der Tracht einte ſich die gegürtete römiſche Tunika dem Lederharniſch, den Hoſen und Stiefeln der Kelten und Germanen. Die Verbindung mit Byzanz führte zu höfiſcher Pracht bei den Großen. Die Reiter nahmen ein Panzerhemd an aus eiſernen Ringen und Schuppen, unter dem ſie ein weiches Wams trugen, ſetzten eine Eiſenhaube aufs Haupt, und führten ein langes Schwert, einen runden Schild. Die geiſtliche Tracht war ſchwerfällig im Schnitt, bunt in der Verzierung.

Daß nicht der Kaiſer, ſondern der Papſt das große Unternehmen des Kreuzzugs, den Gedanken Gregor's ins Werk ſetzte und leitete, zeigt auch wie ſehr die tonangebende Macht bei der Kirche war. Sie öffnete jeder Begabung ohne Standesunterſchied die Bahn in ihrem Dienſte, ſie war die Zuflucht der Bedrängten, die Ruheſtätte der Lebensmüden, die Pflegerin der Bildung; ſie bewahrte die techniſchen Ueberlieferungen wie die Kenntniſſe des Alterthums und ſchlang ein Band der Gemeinſamkeit um die Völker. So ſtand ſie an der Spitze der Zeit und führte die Herrſchaft mit Recht bis in das 12. Jahrhundert hinein, und wir ſcheiden darum nicht ſo ſtreng nach den Jahreszahlen, wenn wir nun die Kunſtperiode des romaniſchen Stils ins Auge faſſen.

Der romaniſche Stil in bauender und bildender Kunſt.

A. Architektur.

Im Weltalter des Gemüths iſt ihrem Begriffe gemäß unter den bildenden Künſten die Malerei die tonangebende; auch kommt ſie in Michel Angelo, Rafael, Tizian zu einer Vollendung welche der Blüte helleniſcher Plaſtik ebenbürtig iſt, und herrſcht und erfreut auch außerhalb Italiens durch van Eyck, Dürer, Holbein, Rubens und Murillo bis in das 17. Jahrhundert. Sie keimt und wächſt im eigentlichen Mittelalter langſam auf, weil die Freiheit des Gemüths noch nicht zur Reife gelangt, die Kenntniß der Natur noch unvollkommen iſt, und es geht auch jetzt naturgemäß die Architektur voran um den Grundrichtungen der Zeit und dem Geiſte der Völker zuerſt einen ſymboliſchen Geſammtausdruck zu geben, ehe noch das individuelle Leben und Empfinden zur Darſtellung kommt; allein wir gewahren das maleriſche Gepräge in dem Reichthum des Beſondern, in der Gruppenbildung, in den perſpectiviſchen Innenanſichten und dem magiſchen Dämmerſchein den das Licht der farbenbunten Fenſter hervorruft, wie in der Demuth vor einer höhern Macht oder der Sehnſucht zu ihr, welche die Sculpturwerke beſeelt, im Unterſchied von der plaſtiſchen Klarheit und der ſelbſtgenugſamen Hoheit der Einzelgeſtalt in Antiken. Der griechiſche Tempel zeigt uns wenige in ſich geſchloſſene muſtergültige Formen, das Mittelalter entfaltet die Principien des romaniſchen und gothiſchen Stils in einer kaum überſehbaren Fülle eigenthümlicher Bauten auf immer neue Weiſe, und in vielen derſelben tritt uns das Werden der Architekturgeſchichte ſelbſt ſichtbar vor Augen. Das tiefe Gefühl der Myſtik und die ſondernde und verkettende Schärfe des ſcholaſtiſchen Verſtandes einigen ſich hier, und das gewaltige Ringen der Jahrhunderte ſelbſt zieht die beſten künſtleriſchen Kräfte in dieſen Kreis, und macht die verſchiedenen Nationen zu Mitarbeitern an einem gemeinſamen Werk von weltgeſchichtlicher Größe.

Die mittelalterliche Baukunſt hat ſich in zwei Spielarten entwickelt, deren eine aus der andern im Umſchwung des Lebens nach den Kreuzzügen hervorgebrochen iſt; doch werden ſie nicht ſtreng nacheinander, ſondern auch nebeneinander ausgenützt, indem die romaniſche nicht blos das Gepräge hieratiſcher Strenge trägt

und die gothiſche den poetiſchen Glanz des weltlich-ritterlichen Lebens abſpiegelt, ſondern beide auf der gemeinſamen Grundlage des chriſtlichen Gefühls ruhend dem gleichen Zwecke dienen, und weder die eine des Schmucks noch die andere der geſetzmäßigen Gediegenheit ermangelt. Der vermittelnde Charakter des Mittelalters, der doch ſeine eigenthümlichen Formen erzeugt, erſcheint nirgends ſchöner als hier, wenn die antike Ueberlieferung vom neuen germaniſchen Geiſte ergriffen und umgebildet, wenn die Gliederung des Innenraums in der Längenrichtung mit dem Hinblick auf das Ziel des Altars in der Baſilika und das Centrale des byzantiniſchen Kuppelbaues in einer organiſchen Einheit verſchmolzen und der Gegenſatz von Kraft und Laſt in der Wölbung verſöhnt wird, die in der verbindenden und getragenen Decke ſelber die Höhenrichtung der Pfeiler noch fortſetzt. Für alle die Fülle des Mannichfaltigen können wir doch als Grundſchema des Grundriſſes das lateiniſche Kreuz annehmen, das wir aus dem griechiſchen, allſeitig gleichen, erhalten, wenn wir um ein Quadrat der Mitte vier Quadrate legen, das vordere derſelben mehrmals wiederholen. An das ſo vom Eingang an entſtehende Langhaus werden Seitenſchiffe angelegt, und nun repräſentirt daſſelbe die alte Baſilika, aber es führt zu dem Quadrat der Mitte, das ſich nun nach rechts und links in Querſchiffe entfaltet und die urſprüngliche Bewegung auch in der Längenrichtung noch einmal fortſetzt, bis ſie in halbkreisförmiger Niſche den Abſchluß findet. Iſt ſchon die Höhe des mittlern Raums die doppelte der Seitenſchiffe und erhebt ſich Kuppel oder Thurm über der Centralſtelle, ſo wird doch im Aeußern der Aufſchwung von der Erde zum Himmel am entſchiedenſten dadurch bezeichnet daß die Campanile nicht neben der Kirche ſtehen bleibt, ſondern zu ihrer Faſſade ſelber wird, indem ein Thurm entweder vor ihrer Mitte über dem Portal ſich erhebt, oder zwei Thürme vor den Seitenſchiffen ſtehend den Eingang und den Giebel des Mittelſchiffs großartig umrahmen und darüber noch mächtig emporſteigen.

Wie in den romaniſchen Sprachen das römiſche Material der Wörter ſeine Beugungen und Fügungen von dem Geiſte der neuern Völker empfängt, ſo hat man paſſend auch den Bauſtil romaniſch genannt welcher zunächſt die antike Ueberlieferung aufnimmt um aus ihr und in ihr das eigene Weſen zu entfalten, und zwar geſchieht dies nicht in klarem Bewußtſein eines Ideals, ſondern im dunkeln Drange der Phantaſie, die in naiver Kraft

die Forderungen des Gefühls zu befriedigen, den Bedürfniſſen des Cultus zu genügen, die Bedingungen des Stoffes zu erfüllen trachtet, und in immer friſchen einzelnen Wendungen und Geſtaltungen von verſchiedenen Seiten her allmählich wie in organiſchem Wachsthum das herrliche Ganze hervorbringt. Der germaniſche Sinn für perſönliche Selbſtändigkeit will nirgends bloße Wiederholung, ſondern treibt überall zu neuen Combinationen der vorhandenen Elemente, zu eigenthümlichen Schöpfungen ſei es der Conſtruction ſei es des Schmuckes, und ſo gewahren wir auf der gemeinſamen Baſis des Chriſtenthums doch die Charaktere der Völker, ja der Stämme in allgemeinen Zügen, während jedes Werk individuell erſcheint. Hatte ſchon die Baſilika rechts und links vor die halbkreisförmige Niſche einen Chorraum gelegt und für ihn die Höhe des Mittelſchiffs angenommen, ſo gewann man die Kreuzform des Grundplans, wenn man vor die Niſche noch ein Quadrat von der Breite des Mittelſchiffs legte, dies alſo über die Seitenflügel fortſetzte. Den Chor aber erhöhte man durch mehrere Stufen über den Boden des andern Raums, und brachte unter ihm eine Gruftkirche oder Krypte an; in ihr hatte der Reliquiendienſt an den Märtyrergebeinen wie die Gräber kirchlicher und weltlicher Würdenträger eine düſtere Stätte; zugleich aber wies der erhöhte Chorraum oben auf die Sonderung der Geiſtlichen und Laien und auf die überragende Macht der erſtern hin. Doch nicht blos die Hierarchie der Zeit erſchien auf dieſe Art, das Volk hatte auch ſymboliſch auf der Ebene ſeines Standes die doppelten Wege nach oben zum Leben und Licht, nach unten in das Dunkel der Tiefe und zum Tode vor Augen.

Wo man die Säulen nicht von antiken Gebäuden entlehnen konnte, wo ſie ſchwer zu beſchaffen waren, kam man leicht dazu ſie weiter zu ſtellen oder ſie durch kräftige Mauerpfeiler zu erſetzen, die durch Bogen aneinandergefügt ſich zur obern Wand erweiterten. Etwas ganz Neues aber entſtand wenn man zwiſchen zwei ſtämmige Pfeiler eine ſchlanke Säule ſtellte und ſie unterhalb des großen Bogens, der jene verband, durch zwei kleinere Bogen an dieſelben anſchloß. Hierdurch war die antike Gleichheit aller Glieder einer Reihe gebrochen und das Princip der Symmetrie, der Gruppe, des maleriſchen Wechſels an deſſen Stelle geſetzt. Dann aber ließ man Säule und Pfeiler wie im Accord zuſammenklingen: man ſtumpfte die Kanten ab und vertiefte ſie durch eine feine Höhlung, man ließ ſchlanke Halbſäulen

in dieſer oder in der Mitte der Pfeilerfläche emporſchießen, und gewann ſo eine Gruppe von Pfeilerkern und Säulenſchmuck im Wechſel des Eckigen und Runden. Zugleich aber ließ man auch die Bogen von Pfeiler zu Pfeiler nicht mehr die ſcharfe Kante zeigen, ſondern formte ſie zum vorſpringenden Rundſtabe, der nun die ſchmückende Halbſäule des Pfeilers fortſetzte, und ſie zu ſeiner Trägerin erhob; ſo ſah man kein leeres Ornament, ſondern fungirende Glieder des Baues in zierlicher Geſtaltung. Daneben ward die Baſis der Säulen der Höhenrichtung des Ganzen entſprechend ſteiler gebildet und reicher ausgeſtattet, der Uebergang des viereckigen Unterſatzes ins Runde an den Ecken durch Blätter oder Knollen vermittelt, und das Capitäl erhielt eine Form die für die Stellung unter den Bögen ebenſo claſſiſch iſt wie die antike doriſche für den Architravbau. Nun gilt es nicht die aufſtrebende Kraft der Säule durch die Laſt in ſich zurückzuweiſen und abzuſchließen, ſondern in einem energiſchen Umſchwung auszudrücken daß ſie in eigener Entfaltung eine neue Richtung gewinnt; man legte darum unter das Quadrat der Bogengrundfläche einen Würfel, rundete ihn aber nach unten zu ſo ab daß er kreisförmig auf dem Säulenhalſe ruhte; die vier Seiten unter der Deckplatte wurden von ihr aus durch halbkreisförmige Flächen begrenzt und ſie boten Raum zu ſchmückender Sculptur. Das Ornament umſchlingt oft auch das ganze Capitäl mit Ranken- und Blattwerk; immer aber ſieht man wie vom Halsring der Säule eine elaſtiſche Linie ſich in den Bogen hinüberſchwingt. Andere Capitäle in kelch- und glockenförmiger Bildung klingen in das modificirte korinthiſche hinüber. Die Säulen, dem gemeinſamen Architrav entrückt, werden viel ſelbſtändiger für ſich, und darum können ſie durch verſchiedenen Capitälſchmuck individualiſirt werden; es iſt als ob jeder Mitarbeiter am Bau innerhalb des Grundſchemas die Eigenthümlichkeit ſeiner Phantaſie und Hand für ſein Theil bezeugen wollte. Alles Schöne iſt Einheit in der Mannichfaltigkeit; in der Antike aber war die Einheit, jetzt wird die Mannichfaltigkeit das Vorwaltende; das gilt von der Architektur wie von Shakſpeare's Dramen oder vom Epos Wolfram's und Arioſt's; die maleriſche Fülle überwiegt die plaſtiſche Klarheit.

Noch zieht ſich anfangs oberhalb der Bogen im Mittelſchiff ein Geſims im Wechſel gerader und krummer Profillinien; darüber iſt die Oberwand des Mittelſchiffs von Fenſtern durchbrochen, dann aber ruht eine horizontale Decke laſtend auf ihr und über

dem Ganzen wie das Machtgebot einer höhern Autorität über dem vielgeſtaltigen Leben der Völker. Dann aber vollendet die Wölbung der Decke den romaniſchen Stil. Es ſcheint daß mit dem 11. Jahrhundert am Mittelrhein, in der Lombardei, in der Normandie gleichzeitig das Streben nach ihr ſich regte und entwickelte. Man legte im Halbkreis Steinring an Steinring und verband ſo durch ein Tonnengewölbe die Mauern miteinander, oder man ſchlug die Bogen von den Pfeilern, welche die Ecken eines Quadrats bezeichnen, nach vorwärts, nach rechts und links, und errichtete das Kreuzgewölbe dadurch daß man auch die beiden Diagonallinien ſich in Bogen durchſchneiden ließ. So war die Decke in vier ſphäriſche Dreiecke gegliedert, die ſich in der Spitze vereinigen oder von einem gemeinſamen Mittelpunkt aus ſich entfalten. So ruhte die Decke auf den Pfeilern und ſproß gleich der Krone des Baumes aus dem Stamm hervor, und von Pfeiler zu Pfeiler hielten die Bogen aneinander gegenſeitig in feſter Spannung; „es iſt eine Bewegung ohne Ende wie die des Lichts, das von allen Seiten reflectirt doch eine ruhige Einheit bildet, wie die des Blutes, das in ſtetem Kreislaufe den Körper belebt“ (Schnaaſe). Der ganze Bau erſcheint im Innern als ein Syſtem quadratiſcher, ſchlank aufſteigender Räume, aus denen die Kuppel über dem Mittelquadrat der Durchkreuzung ſich thurmartig und lichtſpendend erhebt. Wie die nun nicht mehr laſtende, ſondern ſelbſt ſich tragende, ſchwebende Decke durch das Kreuzgewölbe gegliedert iſt, ſo bezeichnen die Pfeiler klar beſtimmt die Quadrate des Grundriſſes im Mittelſchiff. Sie nehmen nun Säulen oder Pfeiler zwiſchen ſich, die das halb ſo breite Seitenſchiff gleichfalls quadratiſch gliedern und in deſſen Höhe durch Rundbogen verbunden ſind; darauf ruht die obere Mauer des Mittelſchiffs, durch die Hauptpfeiler wie durch Fenſtergruppen gegliedert. Unter den Gurten der Gewölbe aber ſtehen die Halbſäulen an den Pfeilern, ihnen durch Capitäle verknüpft; der Grundriß des Pfeilers erſcheint nun ſternartig wie ein Kreuz mit abgerundeten Flügeln und ausfüllenden Abſtufungen zwiſchen denſelben, das Kreuzgewölbe, das Mittelſchiff wie das Seitenſchiff entfalten ſich aus ſeinen Halbſäulen, und ſo ſind alle Hauptverhältniſſe des Baues in ihm ſichtbar wie in dem Gliede eines lebendigen Organismus das Ganze erkannt wird. Dem Pfeiler gegenüber gewinnt auch die Mauer dadurch daß ſie verſtärkt hervorſpringt, aufgerichtete Pilaſterſtreifen oder Halbſäulen welche die Fenſter umrahmen.

Und dieser klare Zusammenhang des Ganzen in der Wiederholung symmetrischer Gruppen macht es nun möglich daß um das ursprüngliche Schema des Grundplans sich mannichfaltige Anlagen reihen können, wie hier die Bedürfnisse der Gemeinde, dort der Reichthum künstlerischer Phantasie solche hervortreiben. Auch die Seitenschiffe erhalten ihre Absis, auch die Kreuzflügel bald Eingangspforten, bald halbe kreisförmige Umkränzung; Kapellen lagern sich an, oder dem erhöhten Chor im Westen gesellt sich ein gleicher im Osten, sodaß das Ganze den Anschein gewinnt als seien zwei Kirchen symmetrisch mit ihren Portalen aneinandergerückt und diese herausgenommen.

Blicken wir auf das Aeußere so ruht das Gebäude auf einem Basamente das gern nach Art der ionischen Säulenbasis im Wechsel von Hohlkehlen, Rundstäben und scharfen Kanten gebildet wird, und wie es sich von außen nach innen zieht, so in dem von innen sich ausladenden ähnlich gebildeten Gesims einen symmetrischen Widerhall findet. Das Dach der Seitenschiffe bezeichnet ihre Höhe und lehnt unter den Fenstern an den Mittelkörper des Baues sich an. Die Wandfläche empfängt ihre aufwärts strebende Gliederung durch den Pfeilern im Innern entsprechende Pilasterstreifen oder Lisenen, welche die Fenster einrahmen und unter dem Gesims durch einen Bogenfries miteinander verbunden sind, der auch hier den Halbkreis und seine Wölbung nachklingen läßt. An bedeutsamen Stellen, wie z. B. um die Chornische, ja manchmal um den ganzen Bau wird das Dachgesims von leichten Säulenarkaden getragen. Die Mauer, die hier keiner Wölbung mehr zum Widerlager dient, wird dadurch entlastet, und die Bogen welche die Säulen verbinden und das Gesims tragen, erscheinen deutlich als das Lebenselement des Ganzen. Auch die Fenster schließen rundbogig, und werden gern von säulengetragenen Bogen umgeben; schlanke Säulen können die Lisenen verstärken und verzieren. An der Eingangsseite eröffnet sich das Innere durch ein Portal das nach außen hin erweitert zum Eintritt einladet; seine Seiten entsprechen im Wechsel von Kanten und Säulen den inneren gegliederten Pfeilern, und wie das Gewölbe diese, so verbindet sie eine halbkreisförmige Bekrönung, die den unten begonnenen Formenreichthum des Eckigen und Runden fortsetzt. Vortretende Gesimse, Arkaden, Fenstergruppen gliedern die Schauseite bis unter den Giebel; am schönsten erscheint die kreisförmige große Fensterrose über dem Portal, ein sichtbarer Mittelpunkt des

Ganzen. Deſſen Höhenrichtung aber gipfelt in den Thürmen. Entweder erhebt ſich einer über dem Portal, oder es treten zwei ſymmetriſch zur Seite deſſelben, ſteigen ſenkrecht bis zur Höhe des Giebels empor und werden dann ſelber mit ſpitzer Pyramide bekrönt. So ſtehen ſie wie Kaiſer und Papſt vereint, durch gleiche Gliederung von Geſimslinien, Arkaden, Fenſtern aufeinander bezogen, ja ſie fordern das Auge auf daß es durch die Verbindung der Außenlinien beider Thürme hoch in den Himmel die luſtige Spitze zeichne. Auch das Mittelquadrat des Baues erhielt oft eine über das Dach ſich erhebende fenſterdurchbrochene achteckige kuppelartige Laterne, während ein maſſiger Thurm hier auf dem Dache zu laſten ſcheint wie ein ſchwerer Reiter auf ſchwachem Pferd; und gern wurden wieder um dieſe Kuppel an den vier Ecken wo die Flügel des Domes zuſammenſtoßen, oder an den beiden Ecken des Choranſatzes ſchlanke runde oder viereckige Thürme erbaut, und ſo durch ein Thurmſyſtem der maleriſche Eindruck des Aeußern vollendet. Maſſenhaft ſtark, wie feſte Burgen Gottes, ein Bild der Kirche ſelbſt und ihrer feierlichen Hoheit ſtehen die romaniſchen Dome da.

Um dieſe großen feſten Linien und ihre Nothwendigkeit ſpielt nun die Phantaſie mit bunter Fülle der Ornamente, die ſelten die Function der baulichen Glieder, an denen ſie erſcheinen, plaſtiſch verſinnlichen, ſondern mehr für ſich im Rhythmus eckiger und runder geometriſcher Formen ſchachbret-, ſchuppen- oder zickzackartig die Flächen füllen, oder mit pflanzlichem Blatt- und Rankenwerk, ja mit thieriſchen und menſchlichen Geſtalten und der arabeskenartigen Verſchmelzung all dieſer Gebilde das Säulencapitäl umgeben. Da treten mitunter plump ausgeführte Scenen bibliſcher Geſchichte zwiſchen ſeltſamen Abenteuerlichkeiten und Fratzen hervor, während dann doch wieder beſonders in vegetabiliſchen Zierathen, auch wenn die Stiele in ſich umſchlingende Schlangenhälſe übergehen, ein reinerer Formenſinn ſich zeigt. Da ſagt auch Schnaaſe: „Wir hören nicht immer den Feſtſchritt der Kirche und den leiſen Tritt des Andächtigen, ſondern oft auch den ſchleppenden Gang des Mönchs im langen härenen Kleide, oder des Ritters unter der Wucht des Panzers. Wir erkennen in der Pracht des Schmuckes nicht immer die reine Stimmung des Lobgeſangs, ſondern oft bald die wüſte Gedankenverwirrung des Schwärmers, bald die ungeſchickten Scherze eines rohen Schülers in ſeiner Freiſtunde.“ Es iſt der jugendlich nordiſche

Volksgeist in seiner Naturkraft eben noch nicht durchdrungen vom Christenthum, von der Cultur des Alterthums, sondern in seinen Regungen noch der Vermittelung bedürftig, aber ihr zustrebend; und je reiner und organischer die architektonischen Werke selbst ausgebildet werden, desto mehr klärt sich auch die phantastische Gärung des bildnerischen Sinnes, und kommt zu edler Mäßigung, zum innigern Anschluß an die Formensprache der Baukunst.

Wie die Klöster selbst in Feld und Wald Oasen der Cultur waren, wie in den Städten dann die Hierarchie bald leitend bald kämpfend dem Staat gegenüberstand, so verbanden sich mit den Kirchen die Wohnungen der Geistlichen, die Kapitelsäle, die arkadenreichen Kreuzgänge zu reichen Anlagen, die nach außen durch Mauern fest wiederum eine malerische Gruppe bildeten; eins der schönsten Beispiele ist in Maulbronn erhalten.

In Deutschland beginnt der romanische Stil im 10. Jahrhundert unter den sächsischen Kaisern in Sachsen und am Harz; rasch gelangt er nach den ersten Versuchen vom Rohen und Dürftigen zu schlichter Gediegenheit. Man konnte kein fertiges Material von alten Bauwerken nehmen, man arbeitete nicht inmitten römischer Vorbilder oder Ueberlieferungen. Noch blieb die Decke geradlinig und von Holz construirt, während sonst der sächsische Holzbau am Harz durch den Steinbau ersetzt ward und an die Stellen der Säulen die wuchtigern Pfeiler traten oder mit denselben wechselten. Doch sind sie niemals bloße Mauerstücke, sondern mit Basis und Gesims begrenzt, und an den Ecken ausgekehlt oder mit schlanken Säulen ausgestattet; diese bekrönt anfangs das einfache Würfelcapitäl, das bald auch ornamentirt wird. Der klar entworfene Grundplan in der Kreuzgestalt, die ernste Durchbildung des Innern, die noch schmucklose Fassade mit den Doppelthürmen zeigen den einfach guten Keim und Kern. An die Kirchen von Gernrode, Quedlinburg, Goslar schlossen später die von Halberstadt, Hildesheim, Hecklingen und viele andere sich an, jede ein eigenthümliches Werk auf der alten Grundlage, bis auch im 12. Jahrhundert in diesen Gegenden die Wölbung der Decke aufkam und zu Königslutter, zu Braunschweig vorzügliche Anwendung fand in Bauten des voll entwickelten Stils.

Zu ihm gelangten die Rheinlande im 11. Jahrhundert. Dort am völkerverbindenden Strom regte die deutsche Volkskraft sich mächtig und frisch in den Städten die schon zur Römerzeit gegründet waren, dort walteten Bischöfe als weltliche Fürsten, dort

hatte der deutſche Sinn antike Formen vor Augen und lernte ſie für ſeine Zwecke verwerthen oder ſich an ihnen bilden, dort ſpiegelte ſich der Reichthum des Lebens in der maleriſchen Fülle, die nun auch das Aeußere der Gebäude glänzend ausſtattete, während die Wölbung im Innern den conſtructiven Organismus in zuſammenhängender Klarheit vollendete. Als das Kreuzungsquadrat der Mitte mit einer Kuppel bekrönt war, zeigte ſich die Verſchmelzung des Centralen der byzantiniſchen Architektur mit der gegliederten Längenrichtung der Baſilika. Zwar ward 1030 zu Limburg an der Hardt für eine große Säulenbaſilika an demſelben Tage wie für den ſpeierer Dom der Grundſtein gelegt, und hier und da wechſeln Säulen und Pfeiler; aber bald werden dieſe alleinherrſchend, um ſich ſelbſt zur gewölbten Decke zu entfalten, wenn ſie auch dadurch noch verſchieden geſtaltet erſcheinen daß reicher gegliederte zur Höhe des Mittelſchiffs emporſteigende ſtets einen andern zwiſchen ſich haben, deſſen Bogen die obere Wand mit den Fenſtern tragen oder auch dieſe bekrönen. Speier, Worms und Laach kommen zunächſt in Betracht. Als in Mainz eine eben eingeweihte Kirche 1009 durch Feuer zerſtört wurde, da lag es nahe ſich durch Vermeidung der flachen Holzdecke zu ſichern. Der neue Dom ward noch maſſenhaft ſchwer, aber in impoſanten Verhältniſſen aufgebaut, die Pfeiler vom Boden an für das Kreuzgewölbe berechnet. Der Dom zu Speier, an dem man ein ganzes Jahrhundert baute, iſt nicht minder kräftig, aber doch erſcheint er freier und ſchlanker in ſeiner harmoniſchen Geſtaltung. Er iſt im ganzen 110, das Mittelſchiff 42 Fuß breit, die Länge beträgt 225 Fuß. Die Krypte unter dem erhöhten Chor birgt die Kaiſergräber. Zwei viereckende ſchlanke Thürme ſtehen im Chor der Kuppel zur Seite, und dem entſprechend iſt die Vorhalle mit Kuppel und Thürmen ſymmetriſch ausgeſtattet. Alles Detail iſt voll einfacher Klarheit, edle Würde der Ausdruck des Ganzen. Der Dom zu Worms hat zwei Chöre mit Kuppeln und begleitenden Rundthürmen, und die perſpectiviſche Innenanſicht wetteifert an maleriſcher Schönheit mit dem Aeußern; doch ſcheint mir die Höhenrichtung der Pfeiler ſo bedeutend daß das Rundgewölbe nicht mehr recht genügt, der Spitzbogen gefordert wird. Durch harmoniſch reiche Entfaltung des Aeußern und durch ein edles Maß macht auch die Abteikirche an dem ſtillen vulkaniſchen laacher See einen ſehr befriedigenden Eindruck. Kölner Bauten, wie Maria im Capitol, die Apoſtelkirche, Groß-

Sanct Martin zeigen die Wölbung in Anlagen bei welchen das Centrale vorwaltet, wenn nicht blos das Mittelquadrat seine Kuppel und das Langhaus einen halbkreisförmigen Abschluß findet, sondern auch die Querflügel des Kreuzes solche erhalten und wenn sich Halbkuppeln über diesen Nischen erheben, und durch Tonnengewölbe mit der Hauptkuppel verbunden werden; das Aeußere ist reich durch Wandarkaden geschmückt und die vollmassige Kuppel bildet mit schlanken Thürmen eine zugleich großartige wohlgefällige Gruppe. Von centraler Anlage ist auch die Kirche zu Schwarzheindorf, nach Art der Schloßkapellen zweigeschossig mit einer Oeffnung in der Decke die von oben nach unten den Durchblick gestattet, und unter dem Dache rings von einem Säulenumgang umgeben, von dem aus unter den Bogen dem Blick sich liebliche Landschaftsbilder öffnen.

In Westfalen hat sich im Gegensatz zu den rheinischen Städten das alte deutsche Bauernleben bis auf den heutigen Tag innerhalb der Einzelhöfe am reinsten erhalten, und der schlichte Sinn des Volks prägte auch damals sich in Kirchen aus, die zwar früh das Gewölbe anwandten, es aber auf schmucklosen Pfeilern ruhen ließen, ja mitunter auf die Nische des Absis verzichteten und statt ihrer den Chor mit einer Mauer rechtwinkelig abschlossen. Dagegen zeigt das Elsaß die Verbindung schwerer, ja finsterer Massenhaftigkeit in den Grundformen der Construction mit abenteuerlich phantastischen Ornamenten, die selber wieder auf unerquickliche Weise durch Plumpheit innerhalb der Stimmung des Ganzen gehalten werden; die Wechselwirkung romanischer und germanischer Elemente, die für sich selbst noch zu keinem klaren Abschlusse gekommen waren, mußte mehr verwirren als fördern.

In Süddeutschland nennen wir neben den Säulenbasiliken von Constanz und Schaffhausen die alterthümliche Pfeilerbasilika von Augsburg, deren ursprünglich rohere Formen später modificirt wurden, während die romanische Frühzeit in Regensburg mit antikisirendem Gepräge überrascht, dann im Schottenkloster englischen Einfluß zeigt. Freising ist durch die großartige und reich ausgestattete Krypte beachtenswerth.

Nicht minder reich an Werken des romanischen Stils als Deutschland, und nicht minder bedeutend für seine Entwickelung ist Frankreich, ja vielleicht insofern noch wichtiger als hier der gothische aus ihm hervorbrach und die Elemente für seine glanzvolle Blüte vorbereitet wurden. Damals waren die einzelnen

Provinzen noch viel ſelbſtändiger in Frankreich als in Deutſchland, und zeigten ſich nicht blos die Stammeseigenthümlichkeiten, ſondern ſelbſt der Ausdruck der erſt miteinander verſchmelzenden verſchiedenen Nationalitäten in der Architektur. Im Süden, den die Römer vornehmlich ihre Provinz nannten und der daher den Namen der Provence führt, überwog die lateiniſche Sprache, die antike Bildung; man hatte an prachtvollen Bauten die korinthiſchen Säulencapitäle, die Frieſe mit reinſtiliſirtem Laubwerk, die verzierenden Eierſtäbe und Mäanderlinien vor Augen, und übertrug ſie auf die neuern Werke, die dadurch das Gepräge des griechiſch-römiſchen Alterthums noch klarer und voller tragen als ſelbſt in Italien. Im Norden herrſchte das Germanenthum, verſtärkt durch die Normannen, während überall unter der burgundiſchen und fränkiſchen Einwanderung die keltiſche Grundlage erhalten und wirkſam blieb. Im Süden pflanzte ſich die alte Cultur in neuer Gewerbthätigkeit fort, und ein friedlich genußfreudiges Leben entſchädigte das Volk mit den erſten Blüten der Poeſie und mit dem Feſtglanz der Geſelligkeit für die größere politiſche Bedeutung und den kriegeriſchen Ruhm der nördlichen Gaue, die im Kampf der Geſchichte vielfach bewegt wurden, während die Regionen der Mitte wieder von fremden Einflüſſen unberührt in ſtiller Abgeſchiedenheit die heimiſche Weiſe bewahrten. Man behielt im Süden die antike Form der Baſilika auch in der Art bei daß man gern die Seitenſchiffe mit zwei Stockwerken verſah und ſo Emporbühnen gewann die ſich nach dem Mittelſchiff öffneten; man gliederte die Pfeiler durch korinthiſche Säulen, gab dem Mittelſchiff ein Tonnengewölbe zur Decke, und dieſem dadurch Halt daß man die obern Seitenſchiffe durch halbe Tonnengewölbe abſchloß und dieſelben wie Strebebogen an die untern Steine des Mittelgewölbes ſich anlehnen, ihnen ein Widerlager bereiten ließ. So ragte der Mittelkörper nach außen nicht ſelbſtſtändig hervor, und empfing im Innern ſein Licht nur durch die Fenſter der Faſſade und des Chorſchluſſes direct, ſonſt durch die Seitenräume, ſein kühles Dunkel behagte dem Südländer und erinnerte an die antiken Tempel. Parallele Gurten verbinden wol die Säulen von der Linken zur Rechten, doch das Kreuzgewölbe kommt nicht vor, wohl aber wird hier und da auch das Mittelgewölbe durch zwei einander ſtützende Bogen gebildet und dadurch der Spitzbogen vorbereitet, eine Firſtlinie in der Längenrichtung bezeichnet. Manchmal bleibt die Kirche einſchiffig, dafür

aber wird die halbkreisförmige Niſche am Chor und an den Kreuzflügeln gern noch mit mehrern halbkreisförmigen Kapellen verſehen; die Thürme bleiben niedrig, die Mauern kahl, aber damit contraſtirt gerade an den Portalen, an der Faſſade die geſchmackvollſte Ornamentation. So zu Arles, zu Aix, Sanct Gilles. Selbſt der Architravbau iſt beibehalten, wenn über die Portale hin ein nach antiker Art geſchmückter Fries hervorragt und von Säulen getragen wird, die ihrerſeits wieder die phantaſtiſchen Verzierungen des Mittelalters an den Capitälen zeigen, und an deren Fuß Löwen mit Menſchen zwiſchen den Klauen lagern. Dieſer reiche Formenwechſel gibt, anmuthig geordnet, hier das maleriſche Gepräge. — Dieſe Richtung ſteigt das Rhonethal hinan bis in die romaniſche Schweiz, wird aber roher je weiter ſie von den alten Culturſitzen ſich entfernt, bis ſchreckhafte Thierfratzen mit conventionellem Laubwerk ſtillos ſich verwirren.

Gehen wir nordweſtlich, ſo kommen wir in das abgeſchloſſene Binnenland der Auvergne, und finden dort als bezeichnenden Mittelpunkt der Bauthätigkeit den Dom von Clermont. Hier ſtützen rechts und links über den Seitenſchiffen von der Außenmauer her Viertelkreisbogen das über ſie ſich erhebende Tonnengewölbe des Mittelſchiffs, über der Vierung des Kreuzes ſteigt hoch eine Kuppel oder ein Thurm empor, ſendet aus der Höhe das Licht in die dämmerigen Räume, und zieht dadurch das Auge des Eintretenden nach dieſer Centralſtelle und nach den Fenſtern des Chors hin. Um dieſen aber lagern ſich ſtrahlenförmig kleine halbrunde Kapellen und bereiten hier den ſpätern Kapellenkranz der Gothik zum Abſchluß des Langhauſes vor. Im architektoniſch Conſtructiven haben wir einen Fortſchritt, aber der heitere plaſtiſche Schmuck des Südens mangelt; ſtatt ſeiner wendet man farbige Steine, wie ſie der vulkaniſche Boden bietet, zu Muſtern von Rauten, Sternen, Zickzacken an. — In Langued'oc iſt man einen Schritt weiter gegangen und hat auch den Kreuzarmen Seitenſchiffe gegeben, ſodaß die Kreuzgeſtalt in großartiger Ausbildung vollſtändig hervortritt und ein Obergeſchoß von Galerien über den Seitenſchiffen ſich durch das ganze Innere zieht. An den viereckigen Pfeilern ſprießen ſchlanke korinthiſirende Säulen auf, oder wachſen aus der ſteilen Baſis zwiſchen den Fenſtern der den Chor bekränzenden Kapellen unter das Geſims des Daches empor. Der feinere Formenſinn des Südens verſchönert in Conques und Toulouſe den mächtigen Grundbau; in Rouſillon bis

nach den Pyrenäen hin wirkt er fort, und erinnert uns daß wir auf altclaſſiſchem Boden ſtehen. Und wie ein Naturerzeugniß des Bodens erſcheinen dem Kennerblick Schnaaſe's die baulichen Formen in dieſen Gegenden, wenn ſie ſtets mit geringen Veränderungen wiederkehren und eine hiſtoriſche Bewegung kaum wahrgenommen wird; der Einfluß klimatiſcher Bedingungen und der Antike iſt ſo mächtig daß ſpäter ſelbſt die Gothik ſich ihnen anbequemt hat.

Dagegen wird ſchon in Burgund der germaniſche Geiſt mächtiger, und verwendet die Ueberlieferung mit ſtrebendem Sinn zu neuen Geſtaltungen. Die Galerien über den Seitenſchiffen, den Chorumgang und Kapellenkranz finden ſich wie in der Auvergne, aber man verbindet Oberlichter mit dem Tonnengewölbe, Thürme ſteigen zahlreicher und höher an den Schiffen empor und eine Säulenvorhalle von zwei Geſchoſſen leitet zum Eingang und ſchmückt die Faſſade. Ornamente heben die conſtructiv bedeutenden Glieder des Baues plaſtiſch hervor, klar und lebendig, noch ohne die dunkle Symbolik und die Schreckgeſtalten des Nordens. Um das Jahr 1000 entfaltete hier der Abt Wilhelm von Sanct Benigne in Dijon eine gleich große reformatoriſche wie bauliche Thätigkeit in gleicher Strenge der Form, faſt kyklopenhaft wuchtig zu Tournus, feierlich ernſt zu Vezelay. Aehnlich ging ſpäter von Cluny die neue Regelung des Mönchthums und mit ihr eine umfangreiche Bauthätigkeit des Ordens aus. Die fünfſchiffige Kirche war dort mit der Vorhalle 555, ohne dieſe 410 Fuß lang, 110 Fuß breit; ſie hatte zweimal Kreuzarme; das Mittelſchiff war über 100, die nächſten Seitenſchiffe 55, die äußern 37 Fuß hoch; ſo bildeten das Aeußere drei zurücktretende Stockwerke im ganzen mit 300 Fenſtern. Ein Kapellenkranz ſchloß den Chor, auch die Kreuzarme hatten ihre Niſchen, und über der Mitte des größern erhob ſich ein viereckiger Thurm, dem ſechs andere kleinere an den Ecken der Kreuzſchiffe und der Vorhalle ſich geſellten. In den wuchtigen Kirchen zu Autun und Langres, die bereits dem 12. Jahrhundert angehören, ließ man an den Pfeilern antik cannelirte Pilaſter mit korinthiſchen Capitälen vortreten, und das Vorbild alter Römerthore ließ auch ſonſt mannichfach die Antike mit dem Mittelalter zuſammenbringen; in Langres wie in Vezelay findet ſich bereits das nördliche Kreuzgewölbe an der Stelle des ſüdlichen Tonnengewölbes.

In Aquitanien contraſtiren die einfachen baulichen Grund-

formen der Provence mit wild überladenen Zierathen, und die heitere Anmuth verliert sich ins Derbe und ins Düstere; es sind die Gegensätze des Mittelalters unversöhnt. Dazwischen stehen um die Mutterkirche Sanct Front zu Perigueux etwa vierzig Bauten des byzantinischen Stils. Nach dem Vorbilde der Marcuskirche Venedigs liegt auch hier das griechische Kreuz zu Grunde und sind fünf Kuppeln über dessen fünf Quadraten durch breite halbkreisförmige Gurtbogen verbunden; sie ruhen auf gewaltigen Mauerpfeilern, welche die Ecken der Quadrate bezeichnen und geben nach außen dem Gebäude ein orientalisches Ansehen; aber statt reichen Schmuckes herrscht innen und außen schmucklose Derbheit. Bei jüngern Kirchen wird die Ausstattung reicher. In Frontevrault tritt wieder das lateinische Kreuz hervor, wenn vier überkuppelte Quadrate ein Langhaus vor der Kreuzung bilden, und hinter dieser der Chor durch einen Umgang und Kapellenkranz abgeschlossen wird. So nähert das Fremde sich dem Heimischen an und zeigt deutlich jenes Streben die Form der Basilika mit dem Central- und Kuppelbau zu vermitteln, das mir eine bauliche Aufgabe des Mittelalters scheint.

In Poitou, Anjou, Touraine erhielt sich das Keltenthum lange, und ich glaube es im bunten Formenspiele des Schmuckes zu erkennen, das die aufs römische Alterthum hindeutende Construction der Bauten üppig umwuchert. Die Schiffe, fast von gleicher Höhe, tragen gern das bekannte Tonnen- und Halbtonnengewölbe, ein runder Hauptthurm erhebt sich über der Kreuzesmitte. Die Ornamentation liebt runde schwellende Formen, und mischt thierische und menschliche Gestalten, vornehmlich Brust, Hals und Kopf von Vögeln, mit antikisirendem Blattwerk in dichtem Gedräng, und überladet Capitäle, Archivolten, Gesimse. Dem Auge wird keine Ruhe gegönnt. Der weiche Sandstein kommt dem phantastischen Drang der Bildnerseele bereitwillig entgegen, die Fläche der Fassadenwände wird horizontal durch Arkaden gegliedert, die selber voll Zierath zum Rahmen für Heiligenbilder dienen; die Gestalten der antiken Mythologie werden zu schauerlichen Teufelsfratzen; die Mystik räthselhafter Symbole, die märchenhafte Mischung abenteuerlicher Formen gemahnen an die Allegorien des Druidenthums bei den Barden und an die traumhaft üppige Stoffesfülle der Erzählungen, durch welche die Kelten für die romantische Poesie so wichtig geworden; und in gleicher Weise fehlt Klarheit, Maß und harmonische Durchbildung.

Hat man doch kleine überkuppelte runde oder dreieckige Kapellen ſogar für alte Druidentempel halten wollen.

In der Gegend von Paris und Orleans iſt uns wenig aus romaniſcher Zeit erhalten und es ſcheint daß der fränkiſchen Geiſt hier in der Mitte zwiſchen den nördlichen und ſüdlichen Einflüſſen damals zu keiner ſelbſtändigen Geſtaltung kam, bis es ihm gelang die mannichfaltigen Elemente unter der Herrſchaft eines neuen Formprincips in der Gothik zu vereinigen. Wir erinnern uns jener kühnen ſkandinaviſchen Germanen, der Normannen, die im 9. Jahrhundert noch Heiden ihre wilden Heerfahrten nach den europäiſchen Küſtenländern unternahmen. Meiſt nachgeborene Söhne ſuchten ſie ein Erbe mit dem Schwerte, und an Orten die ihnen zuſagten wie das meerumſpülte Nordfrankreich, vermählten ſie ſich mit den Töchtern des Landes und nahmen das Chriſtenthum und die romaniſche Sprache an, vermachten aber ihren Nachkommen den verwegenen unternehmenden Geiſt, und ſo entſtand ein Geſchlecht, welches die germaniſche Sehnſucht in die Ferne und den Heldentrotz der perſönlichen Selbſtändigkeit mit praktiſchem Sinn und ſcharfem Verſtande verſchmolz, das Lehnrecht conſequent durchbildete, das ariſtokratiſche Element des Keltenvolks ſteigerte und mit friſcher Heldenkraft erfüllte, endlich in der Poeſie des Wagniſſes, der Luſt des Abenteuers wie in der eiſernen Feſtigkeit und der Treue des Worts den maßgebenden Ton für das Ritterthum anſchlug. Noch gibt der alte Stolz, die rohe Härte im Druck ſich kund den ſie auf die Unterworfenen ausüben, wenn ſie ſich ſelbſt in Urkunden durch die Beinamen der Blutvergießer, Hartzähne, Bauernſchinder, Doppeltrinker bezeichnen. An Kirchenbauten läßt ihre Naturkraft wie ihr religiöſer Eifer ſie ſelber Hand anlegen und Steine ſchleppen; ihr Selbſtgefühl fordert die Pracht der eigenen Burgen wie die Größe der Gotteshäuſer. Nach Germanenart legen ſie das Gewicht auf gediegene und klare Conſtruction, und ſchmücken die für den Bau bedeutſamern Glieder mit Zierathen von knapper elaſtiſcher Kraft, von eckig ſcharfen Formen. Den Grundriß der Kirche bezeichnet das Kreuz, die Seitenſchiffe des Langhauſes erſtrecken ſich auch jenſeit der Kreuzflügel bis an die Chorniſche; viereckende Pfeiler mit Halbſäulen tragen das Kreuzgewölbe der Decke. Drei Thürme, zwei an der Faſſade, einer über der Vierung des Kreuzes, ſteigen vierſeitig empor und tragen den undurchbrochenen ſteinernen Helm einer ſpitzen Pyramide und auf ihr das

Kreuz zum Himmel empor. Kräftige pfeilerhafte Lisenen gliedern aufstrebend die Mauerwände, die Fassade zeigt in scharfer Symmetrie die beiden Thürme, an welche die Seitenschiffe sich anlehnen, den Giebel des Mittelschiffs in der Mitte der Thürme, und unter ihm zwei Reihen von je drei Fenstern über dem Portal, dessen Säulen und reichverzierte Archivolten sich nach innen vertiefen. Aus dem Zickzack oder gebrochenen Stab, aus rechtwinkelig zur Zinnenform verbundenen Linien, aus Rauten und Sternen wird eine Fülle eckiger Ornamente gebildet, die im Gegensatz gegen die weich und rund anschwellenden keltischen oder die antikstilisirten pflanzlichen der Provence das Normannenthum charakterisiren; sie stehen in strengem Zusammenhang mit der Construction, und wenn ihre Zacken und Spitzen den Rundbogen umsäumen, wie Radien auf den Mittelpunkt gerichtet, so veranschaulichen sie den Gedanken des ausstrahlenden Lichts, und bilden zugleich mit der kreisförmigen Grundlage den Contrast trotziger spröder Herbheit. An gesimstragenden Consolen oder als Vorsprünge der untersten tragenden Bogensteine ragen phantastische Schreckgestalten dämonischer Ungethüme hervor. Die bekanntesten und vorzüglichsten Beispiele des normannischen Stils in Frankreich sind die Kirchen von Caen. In Bayeux herrscht schon der decorative Glanz über das constructiv Organische, und gibt sich eine Rückwirkung Englands zu erkennen.

Dahin folgen wir dem Zuge Wilhelm's des Eroberers. Er kam mit romanisirten Germanen in ein Land wo bereits die römische Cultur, das Keltische und Sächsische sich gemischt; die Abgeschlossenheit der Insel, bei nördlicher Lage durch das Seeklima doch mild und fruchtbar, begünstigte die Verschmelzung zu einem neuen Nationalcharakter und dessen organische Entwickelung. Das Keltenthum darf man wol in altirischen Bauten mit kyklopischem Mauerwerk erkennen; der Chor schließt ohne Nische geradlinig ab, aber ein runder Thurm steigt neben der Kirche verjüngt empor und wird durch das Dach spitzkegelig; der Eingang, nicht am Boden, sondern in der Höhe läßt wahrnehmen wie er nicht blos fürs Glockengeläute, sondern auch zur Warte und Zuflucht im Krieg diente. Die vier Ecken von Pfeilercapitälen sind hier und da zu grotesken Menschengesichtern ausgemeißelt, deren Bart und Haar sich zwischen ihnen in Bandverschlingungen fortsetzt. Die Arabesken der Handschriften irischer Mönche werden auf den Stein übertragen. Die Sachsen brachten einfachen Holzbau mit;

es iſt nichts von demſelben erhalten; aber wenn wir noch viereckige Thürme haben, deren Ecken aus Steinquadern beſtehen, während ſchmale Rippen von Hauſteinen die Geſimſe mehrerer Stockwerke bezeichnen und andere ſenkrecht aufſteigen oder rautenförmig zuſammentreten, ſo ſieht man den Fachwerkbau der Holzarchitektur in Stein übertragen; die Füllung beſteht aus unregelmäßigem Gerüll. Auch kleine Säulen an Portalen und Fenſtern erinnern an Drechslerarbeit. — Die normänniſchen Eroberer machten ſich zu Feudalherren des Landes, und das Volk empfand jahrhundertelang ihr Gewaltregiment wie den Druck einer Fremdherrſchaft. Sie brachten den romaniſchen Rundbogenſtil mit, wandten ihn aber zunächſt bei dem Bau ihrer feſten Schlöſſer an, als deren Kern ſtets ein runder oder viereckiger Thurm zinnengekrönt in mehrern Stockwerken emporſtieg. Sie übertrugen dann auch die höhern kirchlichen Würden auf Männer aus ihrer Mitte, und der Biſchofsſitz mit dem Mönchskloſter ward mit der Kirche als ein Ganzes behandelt und zu Schutz und Trutz mit feſtungsartiger Mauer umgürtet. Für die vielen Geiſtlichen wurde der Chor erweitert, ſodaß die Kreuzung hier häufig in die Mitte fällt, und über der Vierung derſelben der einzige Thurm emporſteigt, ſtatt des Helmdachs mit Zinnen gekrönt. Der Sinn für das Geradlinige nimmt den geraden Chorſchluß aus Irland auf, während dicke ſchwere Rundſäulen und die flach auflagernde Decke den ſächſiſchen Holzbau nachklingen laſſen. Die Capitäle ſind niedrige knollenartige Kragſteine unter den Bogengurten oder Halbſäulen über dem tragenden Stamm. Mit ſeiner Rundung wechſelt die viereckige oder achteckige Geſtalt. Ueber den Pfeilern und Bogen des Mittelſchiffs wird eine Empore angelegt, und erſt das Stockwerk über dieſer hat die Fenſter, während das Obergeſchoß der Seitenſchiffe, die Empore, zwiſchen ihren Pfeilern, die auf jenen untern ruhen, ſich durch leichte Säulenarkaden öffnet. So herrſcht im Innern das Gefühl des Finſtern und Schweren ſtatt heitern Aufſtrebens. Capitäle und Geſimſe bleiben einfach derb, dafür aber füllen ſich die conſtructiv nicht bedeutenden Wandflächen mit buntem Schmuck, bald tief eingezogen, bald ſtark hervortretend, aber im Contraſt gegen die runden und ſenkrechten Linien der Architektur in diagnoler zickzackartiger Bewegung. Nach außen ſpricht ſich eine ſolide unzerſtörbare Stärke imponirend aus. Blinde Arkaden gliedern und verzieren die Mauern vornehmlich der Thüren und Faſſaden; flache Bogen von der erſten

zur dritten, von der zweiten zur vierten Säule werden ineinander verflochten, indem jetzt der eine, jetzt der andere durchschneidet und durchschnitten wird, also jetzt hinter dem vortretenden zu liegen, jetzt selber hervorzutreten scheint. Osten redet von dem stahlblinkenden Ansehen einer Rüstung, das innen und außen die Wandflächen im Schmuck der Ranten, Schuppen, Dreiecke tragen; Schnaase nennt den Eindruck wahrhaft keck, voll kriegerischen Trotzes auf der Grundlage strengen finstern Ernstes der Grundformen; die Ornamente sind nicht aus diesen entwickelt, um das Plumpe und Schwere legt sich das Reiche, Bunte. „Nicht beschränkt und nicht befriedigt durch die Consequenz eines constructiven Princips bildete sich die Phantasie eine Symbolik der Formen, in welchen die nationalen Empfindungen und Zustände einen höchst energischen Ausdruck fanden. Die Baumeister wollten den kirchlichen Gebäuden den Charakter des Ernsten, Würdigen, Mächtigen geben, sie waren dabei theils an die Ausdrucksmittel gebunden welche die Tradition und die Eigenthümlichkeit des Landes gewährten, theils von den Anschauungen beherrscht welche die einheimischen Verhältnisse darboten. Sie schilderten daher das Wesen ihrer Machthaber und ihrer Kirche so weit es in architektonischen Formen geschehen konnte. Wir fühlen die gestählte Festigkeit kriegerischer Charaktere, den Trotz des Kampfes, die Sicherheit wohlüberlegter Rüstung, wir werden eingeführt in das Ringen widerstrebender Elemente, das romantische Vorspiel künftiger nationaler Größe; wir fühlen aber auch die Treue, welche aus der Festigkeit hervorgeht, die stille Empfänglichkeit und den frommen Ernst, der das Dunkel heiliger Räume liebt; wir werden von einer ehrfurchtsvollen ahnenden Stimmung ergriffen und können das Interesse vollkommen verstehen, mit welchem namentlich die Engländer diese erste Epoche ihrer Kunst betrachten." Wincheſter, Glouceſter, Durham, Norwich, Chicheſter, Rocheſter, Canterbury besitzen hervorragende Werke derselben.

Blicken wir nach dem Ausgangslande der Normannen, nach Norwegen hinüber, so gewahren wir daß bald von Nordeutschland, bald von England aus ein Einfluß auf den Steinbau sich geltend macht, daß aber im Innern des Landes der primitive Holzbau eine sehr malerische Ausbildung auf originale Weise erhielt. Ein quadratischer Mittelraum, dessen hochragendes Dach einen Thurm trägt, empfängt eine Vorhalle und eine Fortsetzung ihr gegenüber im halbkreisförmig abgeschlossenen Chor, an den

Seiten aber ein Schiff, und vor deſſen mittlerm Theile wieder einen niedrigern Vorbau, ſodaß zweimal über die Dächer ſich Wände mit Fenſtern erheben. Baumſtämme ſind die Säulen im Innern; Stämme und Bohlen die Wände; ein Laufgang oder eine Laube umgibt nach außen hin das Gebäude, indem das Dach weitausladend von Arkaden getragen wird. Giebel und Portale ſind mit Schnitzwerk verziert, geſchwungene geſchweifte Linien verbinden ſich bald zu räthſelhaften und ſchauerlichen Geſtalten, bald löſen dieſe ſich in jene auf, wie Nebelſtreifen und Wolken ſich geſtaltend umgeſtalten.

Folgen wir dem kriegeriſchen Wanderzug der Normannen um Europas Weſtküſte ins Mittelmeer, ſo ſehen wir ſie in Sicilien im 11. Jahrhundert einen Thron aufſchlagen, und finden dort im Süden die Denkmale ihrer Herrſchaft. Römer, Byzantiner, Araber waren ihnen vorangegangen und boten ihnen Elemente zu prachtvoll ausgeſtatteten Bauten, zu Kapellen und Kirchen in Palermo und Ceſalu, endlich zum Dom von Monreale im 12. Jahrhundert. Den Grundplan liefert die Baſilika; Byzanz lehrt eine Kuppel über der Kreuzung errichten; den kielförmigen oder geſtelzten Bogen, der zuerſt ſenkrecht über den Säulen aufſteigt bis er ſeinen Umſchwung nimmt, ſowie das Stalaktitengewölbe bieten die Araber; im reichen Moſaikſchmuck miſchen ſich die Begebenheiten und Geſtalten der heiligen Geſchichte mit dem Linienſpiel der Arabeske. Der Geiſt der Normannen bemächtigt ſich der vorhandenen Culturmomente, und fügt ihnen aus ſeinem eigenen Weſen an der Faſſade die Thürme hinzu, die hier auf antikem Boden eine Säulenhalle verbindet. Man kann es verfolgen wie die Normannen zuerſt das Vorgefundene aufnehmen, dann aber bricht die eigene Weiſe machtvoll durch, und verwerthet die byzantiniſchen und mauriſchen Formen zu glanzvoller Ausſtattung des conſtructiv organiſchen, großartigen Kernes, wie vornehmlich in Monreale. Außen ſind die Wände mit farbigem Marmor ausgelegt, im Innern rahmen Marmorſtreifen die Flächen der Moſaiken ein, die auf leuchtendem Goldgrund ihre bunte Pracht entfalten; die Geſtalten ſuchen die kirchliche Würde mit Anmuth zu paaren, aber das Steife und das tänzelnd Zierliche gehen doch nicht recht ineinander zu voller Schönheit auf. Wie auf der Inſel das griechiſche und römiſche Chriſtenthum neben dem Islam frei geübt ward und drei Sprachen nebeneinander erklangen, wie ein genußreich heiteres Leben dort auf dem fruchtbaren und

herrlichen Boden eine rasche Blütenzeit hatte, so zeigt auch die Kunst eine Mischung und Verbindung mannichfaltiger Formen, zwar ohne die Reinheit des Stils, die ein einiger, organisch zeugender Grundgedanke hervorbringt, doch stets in Glanz und Fülle.

Mehr vereinzelt finden sich germanische, byzantinische, maurische Einwirkungen auf Süditalien in Salerno, Amalfi, Ravello; in Bari, Trani, Troja dagegen kreuzen sich lombardische oder pisanische Einflüsse mit jenen. Dagegen trieb der byzantinische Stil seine reichste Blüte in Venedig, und veranschaulicht so den Zusammenhang dieser Handelsstadt mit dem Orient. Die Marcuskirche ward bereits 976 begonnen, aber mehrere Jahrhunderte haben an ihr geschmückt als an einem Nationalheiligthum. Den Kern des Plans bildet das griechische Kreuz; alle fünf Quadrate sind mit Kuppeln und niedrigern Nebenschiffen versehen, den Abschluß um den Altar vollzieht eine Absis mit drei Nischen, die Fassade ist durch eine geschmackvolle Vorhalle vor den Portalen gebildet: über ein Doppelgeschoß von Pfeilern wölben sich mächtige Bogen, und tragen ein zweites ähnliches Stockwerk, dessen Bogenfelder mit Mosaiken geschmückt und von geschweiften Spitzgiebeln bekrönt sind. Für die Säulen sind Capitäle aus kostbarem Marmor überall zusammengesucht, die untern Wandtheile wie der Fußboden glänzen bunt von geschliffenem Marmor, die obern Flächen wie die Kuppeln glitzern von farbigen Mosaiken auf funkelndem Goldgrund; der Eindruck des Ganzen ist mächtig und phantastisch zugleich, — wie der von der zauberhaften Meerstadt Venedig selbst. — Sonst ward der Centralbau vornehmlich in runden überkuppelten Taufkirchen oder Baptisterien angewandt, wie namentlich in Pisa und Florenz.

In Rom baute man in der Basilikaform weiter, und behielt die Sitte für neue Anlagen die alten Tempel und Paläste als Fundgruben zu benutzen und jene aus verschiedenartigen Bruchstücken bunt zusammenzusetzen. Einen Fortschritt aber that Toscana in der Durchbildung des Grundplans wie im Schmuck, den man verständnißfein nach alten Vorbildern neugestaltete. Es sind die Städte die in Italien sich aus dem Alterthum erhalten hatten und früh einen neuen Aufschwung gewannen, und wie hier das Volksleben im Gefühl der Gemeinsamkeit erstarkt, so blüht aus ihm die Kunst hervor, die diesen sittlichen Boden, nicht blos Geistesanlage und Civilisation bedarf. In Florenz zeigt uns San Miniato eine dreischiffige Basilika; ein Drittel des Innenraums

vor der Abſis iſt über einer Krypte zum Chor erhöht; auf je zwei Säulen folgt zweimal ein aus einer Halbſäule zuſammengeſetzter Pfeiler, mit ſeinem Gegenüber durch breite Quergurten verknüpft; der Dachſtuhl bleibt offen. Die Wände ſind innen und außen durch Streifen dunkeln Marmors auf hellem Grund reich und in architektoniſchem Geiſt geſchmückt. Die Faſſade gliedert ſich bis zur Höhe der Seitenſchiffe durch ſechs bogenverbundene Säulen und einen Architrav; vier Pilaſter ſteigen darüber vor dem Mittelſchiff hervor; die Dächer der Seitenſchiffe lehnen ſich daran und ihre ſchrägen Linien klingen in dem Giebel wieder der das Obergeſchoß bekrönt. Der Eindruck iſt ſchöne Klarheit. — Piſa hatte im 11. Jahrhundert die größte Flotte im Weſten des Mittelländiſchen Meeres; die Stadt beſchloß zur Feier einer ſiegreichen Seeſchlacht gegen die Sarazenen einen Theil der Beute in einem ſtattlichen Dom zu weihen. Die Kreuzgeſtalt tritt klar hervor, der mittlere hohe Raum iſt im Langhaus auf jeder Seite von zwei, an den Kreuzarmen von einem Seitenſchiff begleitet; die Seitenſchiffe tragen Emporen, die Kreuzarme ſind gleich dem Chor durch Niſchen abgeſchloſſen. Die Säulen welche das Innere gliedern haben römiſche oder korinthiſche Capitäle. Eine Kuppel ragt über der Vierung empor. Säulen und Bogen umgeben die drei Portale, über ihnen aber iſt die ganze Faſſade bis zum Giebel mit vier Reihen von Arkaden geſchmückt und ähnlich umgeben Arkaden, Pilaſter, Wandſäulen den ganzen Bau, und laſſen ſo das Innere reich und voll im Aeußern wiederklingen. Ein Glockenthurm, rund, in ſieben Stockwerken durch Arkaden bekränzt, ſteht neben dem Dom; der Grund unter ihm begann zu weichen, er infolge deſſen ſich zu neigen; die Werkmeiſter gewannen dadurch das ſeltſame künſtliche Motiv ihn ſchief auszubauen. Die Werke von Piſa übten auf Lucca und Ancona ihren Einfluß, doch ward derſelbe hier mit byzantiniſcher Ueberlieferung verſchmolzen, dort durch derb phantaſtiſche Formen umwuchert, die auf ein nordiſches Gefühl hindeuten. — Dies letztere, das deutſche Element, kam in der Lombardei mit dem ſüdlich romaniſchen zu harmoniſcher Verſchmelzung. Hier herrſcht im Innern das Kreuzgewölbe und der gegliederte Pfeiler, manchmal mit Säulen ſymmetriſch wechſelnd; an Capitälen und Geſimſen geſellt ſich der antikiſirenden Weiſe der phantaſtiſche Schmuck, und am Portal lagern Löwen und andere Schreckgeſtalten unter dem Säulenfuß; das Dämoniſche

und Furchtbare erscheint wie zum Wächter des Heiligthums gebändigt. Die Innenwände bieten sich der Malerei in glatten Flächen, die Außenwände sind hier und da mit Blendarkaden verziert, häufiger aber ist die dem sichtbaren Materiale des Backsteins so gemäße Gliederung durch Lisenen, die vom Boden aufsteigend die Höhenrichtung aussprechen und unter dem Gesims durch Bogenfriese miteinander verbunden werden. Die Fassade entbehrt des Thurms, sie steigt mitunter als ein einfacher Giebelbau empor, sodaß dessen Eckpfeiler die Höhe der Seitenschiffe überragen, was schon ein bedenklicher Schritt zur Scheinarchitektur ist; anderwärts aber, wie z. B. in San Zeno zu Verona, erheben sich die Pilaster die das Mittelschiff einrahmen über die schräg sich anlehnenden Linien des Daches der Seitenschiffe, und so haben wir eine klare Symmetrie, einen regelmäßigen Wechsel senkrechten und schrägen Aufstrebens und Sichzusammenneigens, bis beide im Giebelpunkt der Mitte ihr Ziel finden; über dem Portal und unter dem Giebel prangt ein herrliches Rundfenster, die Rose der Fassade. Pavia und Modena zeigten noch schwerfällig primitive Kraft; in Parma, Borgo, San Donnino, Verona ward sie zu edler anmuthsvoller Größe durchgebildet. Die lombardische Weise verbindet sich in Dalmatien mit der pisanischen, und die Dome von Zara, von Trau sind vorzügliche Beispiele wie der romanische Geist sich unter der Nachwirkung der Antike maßvoll reich entfaltet.

In Spanien drang das Christenthum erst in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts wieder siegreich gegen die Mauren vor. Der Eroberung von Toledo, Tarragona, Saragossa folgte das Bestreben den Triumph des Glaubens mit imposanten Kirchenbauten zu feiern. Die Baumeister kamen aus dem benachbarten Frankreich; der Pfeilerbau, zuerst das Tonnen-, dann das Kreuzgewölbe, ein einfacher Grundriß, der die Querfläche des Kreuzes nach außen häufig gar nicht hervortreten läßt, ein Thurm auf der Vierung erinnern deutlich an Frankreich, dessen Gothik bald auch herüberwirkt, die romanischen Grundformen lockert und statt maurischer Ornamente zu einem glänzenden Uebergangsstil führt. Den Constructionen mangelt die originale Frische und die aus dieser quellende Mannichfaltigkeit. Nachdem die erste Einfachheit, die San Jago de Compostella zeigt, verlassen war, spielte die Phantasie in prunkvollem Schmuck auf der gegebenen festen

Grundlage. Segovia, Barcellona, Salamanca, Benevente, Siguenza, Tarragona, Lerida, Saragoſſa zeigen alle ihren Glaubenseifer in erhaltenen Denkmalen.

B. Plaſtik und Malerei.

Der Anfang des Mittelalters hat das Gepräge einer primitiven heroiſchen Zeit, in welcher der allgemeine nationale und kirchliche Gedanke über das Individuelle herrſcht, das für ſich noch der harmoniſchen Durchbildung entbehrt; darum überwiegt die Architektur die plaſtiſche und maleriſche Darſtellung der Perſönlichkeit, ſowol was die künſtleriſche Empfindung als was die Naturerſcheinung angeht. Die Architektur zieht die Schweſterkünſte zum Schmuck der Bauten heran und gibt ihnen den eigenen hieratiſchen Charakter. Es gilt die religiöſe Weltanſchauung erwecklich zu geſtalten und innerhalb ihrer die kecken oder derben Naturtriebe zu läutern. Die Eigenthümlichkeit des Mittelalters als einer Periode der Vermittelung zeigt ſich uns zunächſt in dem Gegenſatze des friſchen aber noch rohen Volksgeiſtes mit der durch die Kirche getragenen Ueberlieferung einer fertigen frühern Technik und der in dieſer einſt ſo lebendig offenbarten, nun aber erſtarrten, erſtorbenen Formen. Die Byzantiner bewahren die Tradition, die Klöſter pflanzen ſie fort; ein Mönch Theophilus ſtellt die Vorſchriften für Bildnerei und Malerei zuſammen. Vornehme Frauen üben ſich in der Stickerei von Teppichen und Gewändern. Das Symbol des Heiligenſcheins erſetzt den Adel innerer Schönheit, das die Geſtalt durchleuchtende Feuer der Begeiſterung; die Natur gilt für zerrüttet durch den Sündenfall, ſie ſoll darum nicht von ihr aus in das eigene Ideal geſteigert und verklärt werden, ſondern demüthig ihre Schwäche anerkennen. Aus unklarem Sehnen und ungefügem Ringen bricht da und dort ein Keim der Schönheit hervor; erſt die Folgezeit bringt ihn zur Blüte. Der Unterſchiede, der Anſätze ſind ſo viele, die Begabung der Völker, Stämme, Individuen iſt eine ſo mannichfache, daß Ungeheuerliches und Maßvolles, trübe Gärung und anhebende Klärung nebeneinander ſich bewegen und eine entſchloſſene Kräftigkeit in unbeholfener Erſcheinung zu Tage kommt.

Die Malerei überwiegt bereits, die Plaſtik ſchreitet ſelbſt langſam an dem baulichen Ornament voran, und zeigt ſich zu-

vörderſt in kleinen Elfenbeinſchnitzereien an Diptychen, Bücherdeckeln, Käſtchen bald in heimiſcher Weiſe naiv roh, bald ſauber und zierlich nach byzantiniſchen Muſtern. Werke letzterer Art aus Sanct Gallen (um 900), Bamberg (um 1000), Metz geſellen zu Chriſtus und den Apoſteln die Erde und das Meer, die Sonne und der Mond nach antiker Ueberlieferung; ein Fortſchritt bekundet ſich im Ausdruck leidenſchaftlicher oder inniger Gefühle, aber die formalen Geſetze werden vernachläſſigt, die ungeſchickt behandelten Köpfe, Hände, Füße ſind ungebührlich groß, und mahnen daran daß die Kirche den unmittelbaren Blick auf die Natur entbehrt, daß nicht von dieſer, ſondern von der Seele aus die chriſtliche Kunſt ſich entwickeln ſollte. Die gottesdienſtlichen Geräthe, die Altäre wurden mit koſtbaren Metallen und Edelſteinen mehr ſtofflich werth- und prunkvoll als formenſchön ausgeſtattet. Kelchen und Weihrauchgefäßen gab man gern die zweckwidrige Geſtalt von Drachen, Greifen, Löwen oder Kaninchen. Die Kaiſerſiegel der Ottonen halten bei aller Roheit der Ausführung an claſſiſcher Grundlage feſt. Seit dem 11. Jahrhundert verſucht ſich der Erzguß in größern Werken. Biſchof Bernward von Hildesheim läßt die Thür für den Dom aus 16 viereckigen Feldern herſtellen; die Schöpfungsgeſchichte, die Jugend und Paſſion Chriſti werden in Reliefs durch wenige misgewachſene und ſtämmige Figuren mit ſprechenden Geberden deutlich ausgedrückt, durch die ſtumpfen Formen bricht hier und da eine friſche Empfindung, ein naturwahrer Zug hervor. Eine 15 Fuß hohe Erzſäule iſt von Reliefſtreifen umwunden nach Art und Vorbild der Trajanſäule, das Leben Jeſu veranſchaulichend, roh in der Form, doch lebendig in der Auffaſſung; — Lübke nennt ſie treffend das plaſtiſche Seitenſtück zu den lateiniſchen Dramen der Gandersheimer Nonne. Die Flügelthüren des augsburger Doms ſtehen dem griechiſchen Reliefſtil näher; altteſtamentliche Scenen wechſeln mit den phantaſtiſchen Gebilden; eine innere Anmuth regt ſich ſchüchtern wie in den Bewegungen beim Uebergang aus dem kindiſch Unbeholfenen in das Jungfräuliche.

Frankreich begann die Steinſculptur mit ungeſchickt verſchrobenen Figurengruppen an Säulencapitälen. Dann aber nahm der zu gediegener Klarheit entfaltete architektoniſche Stil die Plaſtik in ſeine Zucht, lehrte ſie dem Raume ſich anſchließen und in herber Strenge den feſten Linien des Baues und ihrer feierlichen Geſammtwirkung ſich eingliedern. So zu Clermont, zu Chartres,

Saint Denis, zu le Mans und Bourges. Aehnlich in Deutſchland; zu Regensburg, Baſel, Halberſtadt, Gröningen ſind Arbeiten von ſtrenger Schlichtheit erhalten. In Italien zeigen Modena, Verona, Ferrara, Pavia nordiſchen Einfluß, während Toscana den feinen Geſchmack ſeiner Bauten noch keineswegs auf die Bildwerke überträgt. Betrachtet man die Bildwerke dieſer Zeit für ſich, ſo bleibt allerdings noch gar vieles ungenügend; aber an Ort und Stelle fällt hier das noch Steife und Starre, dort das noch ungefüg Derbe oder die Miſchung des Zierlichen und Rohen in Geſtalt und Ausdruck minder auf, weil ſie im Zuſammenhang mit dem Bau und als ſeine Ornamente wirken.

Das Intereſſanteſte und Bedeutendſte dieſer Zeit iſt ein großes freies Bildwerk, das Relief der Egſternſteine bei Horn in Weſtfalen: Es iſt in die Felswand bei einem alten Grottenheiligthum eingehauen, das 1115 dem chriſtlichen Gottesdienſt geweiht wurde; 16 Fuß hoch, 12 Fuß breit ſtellt es eine Kreuzabnahme dar. Das Kreuz in der Mitte iſt bereits leer: am Ende ſeiner Querarme trauern in Medaillons Sonne und Mond nach antiker Weiſe perſonificirt; an ſeinem Fuße ſtemmt ſich ein tragender Mann unter den Chriſtusleichnam, deſſen Bruſt über ſeiner Schulter ruht, während die nachſchreitende Maria mit ihren Händen das im Profil gebildete Haupt des Sohnes hält und ſtützend an ihr eigenes anlehnt. Ihr entſpricht auf der andern Seite Johannes, und ſo befangen ſeine herzliche Theilnahme ſich ausdrückt, ſo zeugt doch ſeine Stellung in der Compoſition von einem bewundernswürdigen Sinn des Künſtlers für Ebenmaß und Rhythmus. Ueber Chriſtus, oberhalb des Querbalkens am Kreuz ſchwebt Gottvater, und hält die Seele Chriſti in Geſtalt eines Kindes auf dem linken Arm; die Siegesfahne, die er trägt, und ein über den Querbalken gelehnter Mann füllen entſprechend die andere Seite in freier Symmetrie. So iſt das Ganze wohlgegliedert, die Auffaſſung iſt voll Kraft und Würde, die Strenge der Behandlung im conventionell regelmäßigen Faltenwurf dient einem freiern Naturgefühl zur Folie, und die Innigkeit der Empfindung in der Gruppe von Jeſus und Maria iſt gleich zart und gleich edel. Unter dieſer Compoſition erheben Adam und Eva, vom Höllendrachen umſchnürt, flehend die Arme, und ſo vollendet ſich das Ganze zum tiefſinnigen Bilde von Schuld und Erlöſung, ſchlicht, klar und ergreifend. Unter ähnlichen Arbeiten in der Umgegend, wie zu Erwitte, Soeſt,

Beckum, die alle von großartiger Gediegenheit ſind, ragt es als das Meiſterwerk hervor.

In der Malerei tritt uns zunächſt das Gefühl für die Farbe entgegen, die in ihrer Wirkung auf das Gemüth lebhaft empfunden und in ihrem Anklang an ſeine Zuſtände ſymboliſch verwerthet wird. In den Miniaturen wird die naturwahre Farbe im einzelnen gar oft mit der von der Harmonie des Ganzen verlangten ausgetauſcht, oder es ſpielen im Hintergrunde die regenbogenhaft ſchimmernden Farben mit phantasmagoriſchem Reiz. Man fing jetzt an die Kirchenfenſter mit Glas zu ſchließen, und die mittelalterliche Technik konnte daſſelbe leichter farbig als weiß bereiten; es lag nahe die bunten Teppichmuſter im Glas moſaikartig zu wiederholen. 982 ſchreibt der Abt Gosbert von Tegernſee an den Grafen Arnold: „Die Fenſter unſerer Kirche waren ſeither mit alten Tüchern verhängt; zu euren glückſeligen Zeiten erglänzt der goldgeſchmückte Sol zum erſten mal durch die von Malereien buntfarbigen Gläſer auf den Platten des Fußbodens unſerer Kirche, und alle Herzen ſind von vielfachen Freuden durchdrungen.“ Dort entſtand die Werkſtatt die nun auch lernte die zum Gemälde zu verbindenden Scheibchen mit einer im Feuer verglaſten Maſſe zu ſchattiren, Umrißlinien in die farbigen Flächen einzuzeichnen und einzubrennen, und ſo nicht blos mit Ornamentmuſtern, ſondern mit Figurenbildern die Fenſter zu ſchmücken; gern mochte man ſich des glühenden Farbenzaubers erfreuen den das durch ſie glänzende Sonnenlicht hervorrief, während das Innere der Kirche ein ſanftverſchwebender Dämmerſchein erfüllte. Aber auch die Felder der Decke, die Wände wurden mit Bildern bemalt; in architektoniſcher Umrahmung traten die Figuren auf blauem Grund hervor, indem die Umriſſe mit einfachen Farben kräftig ausgefüllt wurden. Der in der Abſis thronende Chriſtus, einzelne Heilige, Gruppen zur Darſtellung paralleler alt- und neuteſtamentlicher Geſchichten traten dem Beſchauer entgegen und riefen überall zur Andacht, zur Feier des Herrn. Erhalten iſt aus dem 10. und 11. Jahrhundert nichts, die Werke des 12. aber, die an romaniſchen Kirchen unter der Tünche wieder hervorkommen, wie zu Saint Savin in Poitou, zu Schwarzrheindorf, Braunſchweig, Halberſtadt laſſen erkennen daß auch hier die ſtarre Strenge der byzantiniſchen Ueberlieferung mit dem friſchen rohen Naturdrang der Germanen gerungen, die Luſt am bunten Prunk der Architektur einen mannichfaltigen Schmuck bereitet hat. Allmählich

ſchärft ſich der Blick für die Hauptzüge des körperlichen Organismus, und die Bewegungen gehen frei in einen würdevollen Rhythmus der Compoſition ein; gedankenvoll und tiefſinnig erbaut ſich ein Ganzes aus dem innern Zuſammenhange der planvoll gewählten Bilder. Italien, Venedig und Palermo voran, zeigt auf ähnliche Weiſe wie der byzantiniſche Typus in den Moſaiken mit neuem Lebensdrang in glanzvollen Werken beſeelt wird. Auch die Miniaturen der Handſchriften gehen im 10. Jahrhundert nicht von der Natur aus, ſondern überſetzen zunächſt die antike Ueberlieferung ins Barbariſche; erfreuen aber durch reizenden Farbenwechſel. Wie das eigene Gefühl ſich energiſcher regt, verwildern und verkrüppeln die Formen im 11. Jahrhundert, bis wiederum architektoniſche Strenge die rohe Willkür in ihre Zucht nimmt, und ſo der künftigen Entwickelung den Boden bereitet. Die Stoffe der Malerei ſind faſt durchweg kirchlich; doch begegnet uns am Anfang unſerer Periode die Kunde von einem Gemälde des Siegs über die Ungarn bei Merſeburg, deſſen Lebendigkeit die Zeitgenoſſen rühmen, und gegen das Ende erzählt uns der erhaltene Teppich von Bayeux, ein zwei Fuß hoher, 210 Fuß langer Leinwandſtreifen, die Geſchichte der Eroberung Englands durch den Normannenherzog Wilhelm mit einem dreiſten Naturalismus, welcher Kampfſcenen aller Art deutlich ſchildert. Die Stickerei gilt gleich der ſo manches kirchlichen und weltlichen Prachtgewandes für ein Werk fürſtlicher Frauenhände; ſie reiht in fortlaufendem Relief Figur an Figur, Scene an Scene, und ornamentirt den Rand mit ſinnigen Arabesken.

Im ganzen alſo zeigt ſich das Element der aufſtrebenden Naturkraft, die aber noch ungefügig aufblickt, und das der Ueberlieferung und der Schule, die aber ſteif und ſtarr geworden. So ſtand einſt dem friſchen Lebensdrang Griechenlands das alte Aegypten mit ſeiner Formenſtrenge zur Seite, wie Byzanz dem weſtlichen Europa. Gern griff die unſichere Hand, die ſchwankende Empfindung nach dem Halt den ihr die Feſtigkeit der Typen und der Technik bot, und das Weltalter der Vermittelung hatte die doppelte Aufgabe entweder dieſe alterthümlichen Formen mit neuem perſönlichen Gefühl zu durchdringen und zu beſeelen oder die noch gärenden und wilden Triebe der eigenen Kraft zu Maß und Klarheit durch die Zucht der Schule zu läutern.

Wiſſenſchaft und Dichtung in der Periode des romaniſchen Stils.

In Italien, Frankreich, Spanien entwickelten ſich aus dem Lateiniſchen allmählich die volksthümlichen Mundarten zu den neuern Sprachen, in Deutſchland lief das Lateiniſche neben dem Deutſchen her, ward aber während einiger Jahrhunderte das Organ der Bildung; in England verſchmolzen beide Elemente. Wie in der Urzeit Kunſt und Wiſſenſchaft unentwickelt und ungeſondert in der Wiege der Religion lagen und im Mythus ihren Ausdruck fanden, ſo war auch jetzt die Theilung der geiſtigen Arbeit noch nicht vorhanden. Die Kirche war Culturträgerin, und die Geiſtlichen walteten nicht blos der Seelſorge oder laſen Meſſe, ſie ſchrieben auch in der Reichskanzlei, ſie ſaßen mit den Fürſten als ihre Genoſſen zu Rath, und übten und pflegten die Kunſt am Hof wie im Kloſter. Biſchof Bernward von Hildesheim entwarf und leitete Bauten, goß in Erz, predigte das Evangelium und ward Kanzler des Reichs, Lehrer des Kaiſers. Benno von Osnabrück zog mit zu Felde gegen die Ungarn, legte Waſſerbauten am Rhein an, und hatte Künſtler in ſeinem Gefolge wenn er den Kaiſer auf Reiſen begleitete. Es iſt ſelbſtverſtändlich daß wenn auch in den Klöſtern alle in allem Unterricht erhielten, die Naturanlage doch in einzelnen Zweigen zur Auszeichnung führte, und daß die Kräfte dann demgemäß verwandt wurden, und ſo kam man allmählich zur Scheidung der geiſtigen Arbeitsfelder.

Wie die Kirche ihre äußere Macht aufrichtete, ſtrebte ſie auch ihre Lehre feſt zu begründen. Wir nennen hier aus dem 11. Jahrhundert den Lombarden Anſelm, der in Canterbury Erzbiſchof ward und ebenſo eifrig für die Hierarchie kämpfte, als er nach einem vollſtändigen Syſtem der Kirchenlehre hinarbeitete. Der Glaube ſoll der Erkenntniß vorangehen, credo ut intelligam; wir müſſen erſt durch die Sinne oder innerlich erfahren was wir begreifen ſollen. Es wäre Geiſtesträgheit, wollte man nicht auch verſtehen lernen was das Herz gläubig erfaßt; aber kein Chriſt ſoll disputiren auf welche Weiſe das nicht ſei was die Kirche bekennt, und wenn er es auch nicht begreift, ſoll er nicht die Hörner zum Stoßen erheben, ſondern das Haupt zur Anbetung neigen. So formulirte Anſelm die Aufgabe der Scholaſtik.

Gott iſt ihm das allgemeine Sein, das Gute und die Wahrheit; in der Welt iſt nur das wahr was an ihm theilhat, nur das gut was nach ihm trachtet. Gott iſt das Höchſte, und dasjenige als welches kein Größeres gedacht werden kann, das Unendliche muß auch nothwendig exiſtiren; denn würde es blos gedacht, ſo fehlte ihm ja die Exiſtenz, und es wäre nicht das Höchſte, Vollkommene. So ſucht er das Daſein Gottes durch einen Schluß zu erweiſen, der allerdings nur folgern dürfte daß Gott als ſeiend gedacht werden müſſe; ob aber unſerm Gedanken die Wirklichkeit entſpricht, iſt eine andere Frage.

Die griechiſchen Philoſophen Platon und Ariſtoteles wurden nicht im Original geleſen, man kannte von ihnen was man bei Kirchenvätern fand, aber von Boethius an zog ſich in den Schulen ein Streit fort, den man an ſie anknüpfte und der ſeit dem 11. Jahrhundert die Denker in zwei Heerlager theilte. Die Frage war ob die allgemeinen Begriffe der Arten und Gattungen Realität hätten, oder bloße Worte und Namen für unſere Vorſtellungen wären. Das erſtere behaupteten die Realiſten, das andere die Nominaliſten; wir würden jetzt eher den einen Realiſten nennen der die einzelnen Dinge für das Wirkliche nimmt, den mittelalterlichen Realismus, der die Wirklichkeit der Gedanken lehrt, als Idealismus bezeichnen. Wie die Phantaſie des Mittelalters geiſtige Kräfte, Eigenſchaften, Tugenden allegoriſch perſonificirte und den Engeln anreihte, ſo verfeſtigten ſich ihr, zumal in der fremden Sprache, die Begriffe, die Gattungen, die Arten zu Gedankendingen; ſie ſah die Ideen nicht blos in dem perſönlichen Geiſt und in den Erſcheinungen als deren Geſetz oder Gattungsbegriff verwirklicht, ſondern ſchrieb ihnen auch eine ſelbſtſtändige Exiſtenz zu. Man gewahrte wie die Dinge vergehen, während ihre Allgemeinbegriffe, die Univerſalien, beſtehen bleiben, man nahm dieſe für Gedanken Gottes, die vor den Dingen ihre Wirklichkeit hätten, und dann in den Dingen das Weſen derſelben ausmachten, ſodaß Wilhelm von Champeaux alles Individuelle und Beſondere zu bloßen Modificationen der Gattungsbegriffe machte, die als geiſtige Subſtanzen ihnen einwohnten, während Roscellin dagegen die allgemeinen Begriffe nur für Worte erklärte, für Bezeichnungen unſerer Vorſtellungen von den Dingen; dieſe in ihrer Beſonderheit ſeien das Reale, nur das Individuelle das Wirkliche. Er gerieth in Widerſpruch mit der Kirche, da er aus dieſer Anſicht folgerte es ſei nicht Ein göttliches Weſen in drei-

facher Weise offenbar, sondern drei göttliche selbständige Individuen, drei Götter. Man nahm eben die Formeln der überlieferten Dogmen, man suchte ihren Sinn weder von innen heraus noch durch die Kenntniß ihres geschichtlichen Werdens zu erschließen, sondern wandte fremdartige Mittel äußerlich auf sie an oder unterwarf ihnen die neuen Gedanken.

Die antike Ueberlieferung gab der Darstellungsweise der Schriftsteller Halt und Klarheit bei ruhigem Ueberblick, wie ihn der Geschichtschreiber Lambert von Aschaffenburg zeigt. Doch drang in die Prosa wie in den Vers das neue Lebensgefühl mit seiner musikalischen Klangfreudigkeit und gefiel sich in Wort- und Reimspielen. Mitte und Ende des Hexameters sollten aneinander anklingen, wie aus dem bekannten Spruch aus jener Zeit: Roma caput mundi regit orbis frena rotundi. Nach dem angeblichen Erfinder Leon am Ende des 5. Jahrhunderts heißen solche Verse Leoninische. Wir haben in Italien lateinische Reimchroniken, und wie schon Karl's des Großen Geschichte in lateinischen Preisgedichten erzählt ward, so verfaßte die Nonne Hrotsvitha zu Gandersheim einen Lobgesang auf die Thaten ihres Kaisers, Otto des Großen, ausgezeichnet durch Charakterschilderungen und die Kenntniß von der innern Geschichte des sächsischen Fürstenhauses. Sie steht in der Mitte jener edeln deutschen Frauen, die fromm und weise wie Heinrich's I. und Otto's I. Gemahlinnen Mathilde und Edith, oder gelehrt wie Gerberga von Baiern, wie Hedwig von Schwaben, milde Sterne der kriegerischen Zeit waren. Ego clamor validus sagt sie selbst, und als helle Stimme deutet Grimm ihren Namen, während andere sie die weiße Rose nennen, beides bezeichnungsvoll. Hrotsvitha begann mit Legenden in Leoninischen Hexametern; sie folgte der überlieferten Erzählung getreulich nach, aber der deutsche Sinn zeigte sich bald in seiner Individualisirung und Seelenmalerei, bald in warmem Naturgefühl, und nachdem der Faust unser Nationalgedicht geworden, mögen wir gern gedenken daß sie zuerst davon gesungen wie Ehrgeiz oder Liebesleidenschaft einen Menschen zum Bündniß mit dem Teufel getrieben, die göttliche Gnade aber den Gefallenen wieder erlöst hat.

Am wichtigsten ist uns Hrotsvitha als die Begründerin des germanischen Dramas. Sie selbst sagt in ihrer an die arabischen Makamen anklingenden Reimprosa daß der gebildeten Sprache wegen viele der heidnischen Schriften Eitelkeit vor der heiligen

Schriften Nützlichkeit den Vorzug zu geben pflegen; ja die auch ſonſt nichts weiter begehren, leſen doch ſtets von neuem des Terentius Mären, und entweihen die Seele durch der Sache Gemeinheit, während ſie ſich ergötzen an der Sprache Feinheit und Reinheit. Daher für ſie der Drang und Grund als Gandersheims Heller Klang und Mund ihm nachzudichten, auf daß in ähnlicher Redeweiſe in welcher wollüſtige Weiber Liebe, auch heiliger Jungfrauen reine Triebe geſchildert würden zu ihrem Preiſe. Freilich ward ſie von Röthe übergoſſen, wenn ſie ſo ſüße Zwiegeſpräche, wie ſie nicht hören durfte, kunſtvoll ausprägte; aber je verführeriſcher das Schmeichelwort, um ſo herrlicher der Sieg der Menſchen oder der Ruhm des himmliſchen Helfers. Und ſo zeigt ſich denn in Hrotsvitha's Dramen das chriſtlich germaniſche Element zugleich darin daß ſich die Reinigung und Sühne innerlich im Gemüthe vollzieht, während bei Terenz im beſten Fall die Hetäre als Bürgerstochter legitimirt und zur Ehe genommen wird. In ihrem eigenen Leben, in ihrem Nonnenthum iſt Hrotsvitha der Spiegel der Zeit, welche die Ueberwindung ſündlicher Sinnlichkeit in Weltentſagung erblickte und ſtatt des irdiſchen Bräutigams den himmliſchen erwählte. Erſt die Folgezeit lernte die Natur und den Geiſt in echter Liebe verſöhnen. Einige Dramen zeigen die Standhaftigkeit des Glaubens im Märtyrertode; zwei ſchildern die Bekehrung verlorener ſchöner Kinder. Die ägyptiſche Maria entflieht dem Einſiedlerleben des Oheims Abraham mit einem Geliebten und geht, als der ſie ſchnöde verlaſſen, in ein Freudenhaus. Dorthin kommt, in einen Reiter verkleidet, der Oheim, und an ſeiner Bruſt umhaucht es ſie wie Waldesduft, überkommt ſie ein Dämmerſchein der Erinnerung an die entſchwundene Seligkeit; ſie erſchrickt zu Thränen, und der Einſiedler führt ſie, eine büßende Magdalena, mit ſich heim. In dem andern Drama knüpft Paphnutius die Mahnung zur Umkehr an das Wort der Sünderin: ſie wolle ihn führen in ein heimlich Gemach, das außer ihr niemand kenne als Gott. Wie möge ſie doch vor dem Auge des Allſehenden ſeine Gebote übertreten? — So iſt der Plan der Stücke einfach, aber der Gang der Handlung wird immer mit ſichern Strichen gezeichnet, und die Klarheit der Motive, die Innigkeit der Empfindung, die Naivetät des Ausdrucks entſpricht den altdeutſchen Gemälden. Wir vertiefen uns gern in die Unbefangenheit alles echt Aufkeimenden,

und ehren in ihm die kommende Entwickelung, aber um äußerer Aehnlichkeiten willen, weil ein Jüngling am Anfang mit Freunden von ſeiner Liebe ſpricht, oder weil das Ende in einem Grabgewölbe ſpielt, hätte man in Kallimachus und Druſiana nicht ein Vorbild von Romeo und Julia ſuchen, und Hrotsvitha's Dramen, die Conrad Celtes den bewundernden Gelehrten des 16. Jahrhunderts bekannt gemacht hatte, unter Shakſpeare's Bücher verſetzen ſollen. Das erwähnte Drama iſt allerdings das reichſte und in der Anlage wie Charakterzeichnung kunſtvollſte; des Stoffs habe ich bei Betrachtung der Apokryphen (III, 1, 78) gedacht. Lieber ſehen auch wir ein Vorſpiel poetiſchen Humors, das Lächerliche und ſchalkhaft Erheiternde auf dunkelm wehmuthsvollem Grunde, wenn die drei gefangenen Märtyrerjungfrauen an der Breterwand des Kerkers den Dulcitius belauſchen und ſich daran ergötzen wie er, der an ihnen ſeine Luſt büßen wollte, rußige Pfannen und Töpfe zärtlich herzt und küßt und ſich daran ſchwarz wie der Teufel färbt. Der Franzoſe Magnin hat dieſe Dramen neu herausgegeben, Bendixen ſie verdeutſcht, J. L. Klein ſie in ſeiner Geſchichte der dramatiſchen Poeſie ausführlich erörtert. Es iſt wahrſcheinlich daß ſie aufgeführt wurden, da ſie ganz auf die Darſtellung berechnet ſind, aber einen Fortſchritt über das antike Drama in dem Wechſel von Zeit und Ort bekunden. Auch ſie zeigen die Bühne im Zuſammenhang mit der Religion, und geben den ſittlich ernſten Gehalt, den Ausdruck deutſchen Gemüths in einer an das Alterthum ſich anlehnenden Form.

Durch ſolche Form nahm auch die Heldenſage ihren Durchgang; wir vermuthen oder vernehmen es in England und Frankreich, wir haben erhaltene Beiſpiele in Deutſchland, ſelbſt vom ſpaniſchen Cid faßte zuerſt ein lateiniſches Gedicht die Volksüberlieferung zuſammen. Der Nibelungen Klage beruft ſich auf die lateiniſche Darſtellung die der Biſchof Pilgrin von Paſſau aufzeichnen ließ, und was konnte der Zeit der Ungarnkriege näher liegen als jener Rieſenkampf der Burgunder gegen die Hunnen? Eine Erzählung aus dieſem Sagenkreiſe bearbeitete der Mönch Eckehard von Sanct Gallen noch in der erſten Hälfte des 10. Jahrhunderts in lateiniſchen Hexametern, und ein jüngerer Namensgenoſſe feilte das Werk. Die keruige Friſche des heroiſchen Zeitalters iſt hier noch unverquickt mit ritterlicher Romantik. Der junge Walther von Aquitanien war Geiſel bei Attila und entfloh

mit der ſchönen Hildegund; auf der Reiſe nach der Heimat ſtellten ſich ihm in den Vogeſen, dem Wasgau, die Burgunderkönige von Worms mit ihrem Hagen zu Einzelkämpfen entgegen, die er ruhmreich beſteht, die alle mit eigenthümlichen Zügen ausgeſtattet werden; nach gegenſeitigen ſchweren Wunden verklingt doch die wilde Streitluſt in derbe Scherzreden. Noch liegt Heidniſches und Chriſtliches nebeneinander; der Held, der in alter Weiſe die trotzige Herausforderung dem Feinde ſtolz entgegenſchleudert, ſinkt demüthig aufs Knie um Gott um Vergebung zu bitten oder für den Sieg zu danken. Der Dichter hat den Virgil geleſen und zum Vorbild genommen, aber im treuen Anſchluß an die heimiſche Ueberlieferung kommt er der Homeriſchen Haltung nah. Die ausgeführten Gleichniſſe erinnern an die Antike, und doch muthen ſie uns ganz urſprünglich und vaterländiſch an, wenn die Männer wie knirſchende Eber ſich entgegengehen, wenn ſie gleich der Eſche daſtehen die mit der Krone die Sterne, mit der Wurzel die Tiefe ſucht und unbeweglich das Toſen der Stürme verachtet, wenn der Speer wie eine ziſchende Schlange auf die Beute ſtürzt, und die Schwertſchläge auf Helm und Schild fallen wie Axthiebe auf eine Eiche.

Aus dem Kloſter Tegernſee und aus dem Anfang des 11. Jahrhunderts ſtammen die Bruchſtücke des lateiniſchen Ruodlieb, die Schmeller geordnet und dem Mönch Froumunt zugeſchrieben hat. Hier ſpiegelt ſich bereits eine andere Zeit. Der Verkehr mit Italien und Byzanz hat die Freude am Lehrhaften wie am Wunderbaren geweckt, und an die Stelle nationaler Großthaten treten novelliſtiſche Tändeleien. Ruodlieb iſt am Königshof in Afrika wohlaufgenommen, und beim Abſchied wird ihm die Wahl gegeben ob er Schätze oder Weisheit zum Andenken wünſche. Er wählt Weisheit, und erhält nun zwölf gute Lehren; das Gedicht berichtete wie ſie in den Abenteuern ſeiner Heimfahrt ſich bewährten, bis er am Ende eine Königstochter zur Braut gewann. Er ſoll jede Rache über Nacht verſchieben, keiner offenen Kirchenthüre vorübergehen, keinen Rothkopf zum Freund wählen u. dgl. Das Wohlgefallen an höfiſchem Prunk wie an zierlich ſchalkhaftem Liebesſpiel paßt zu den Reimklängen der leoniniſchen Verſe, und den Preis der Weisheit, zu dem deutſche und orientaliſche Sagen gewandt werden, zeigt neben dem Intereſſe an merkwürdigen Naturgegenſtänden im Verfaſſer den gelehrten Geiſtlichen, der doch ſeine Luſt an weltlichen Dingen hat.

Ebenso verdanken wir Geistlichen die ersten Aufzeichnungen aus der deutschen Thierdichtung in lateinischer Sprache. Ich habe bereits (I, 358) erörtert wie dieselbe in dem kindlichen Naturzustande der Menschheit aus dem gemeinsamen Leben mit den Thieren erwächst, und wie wir durch viele im Kern übereinstimmende, in der Entfaltung eigenartige Geschichten darauf hingeführt werden auch hier ein Erbgut der Arier aus ihrer noch ungetrennten Urzeit zu erkennen. Wie schon die ältesten Sprichwörter durch Beispiele aus der Thierwelt eine Lehre für menschliche Zustände geben, so lag es nahe auch jene Erzählungen, die ursprünglich nur die der Thierwelt abgelauschten Züge in naiver Freude daran darstellten, als Gleichnisse zu behandeln, und daraus entstand die Fabel, die vornehmlich ihr Kunstgepräge von den Griechen erhielt (II, 117), deren auf das Menschliche gerichteter Geist nur das festhielt was ihm zum Bilde diente, und das Ganze mit schlagender Kürze auf eine bestimmte Lehre zuspitzte. Anders bei uns. Das germanische Naturgefühl vertiefte sich in die Heimlichkeit der Thierwelt und erfaßte in ruhiger Gemüthlichkeit was der Mensch an und mit den Thieren erfährt und erlebt; der Hirte, der Jäger sah im Wolf oder Fuchs bald den muthigen Gegner, bald den listigen Genossen; man rückte was wir mit den Thieren gemein haben in ein menschliches Licht, man lieh ihnen zu ihren Trieben und Handlungen Ueberlegung und Sprache, aber man dachte nicht daran ihnen ideale Zwecke und Richtungen unterzulegen, sondern blieb der Naturanschauung treu; man gab im warmen Gefühl für ihre Eigenschaften den Thieren Eigennamen und bewahrte ihre Eigenart in sprechenden individuellen Zügen, während die Fabel solche vergißt und den Fuchs in die Getreidekammer, die Geiß mit dem Löwen auf die Hirschjagd führt; man erging sich in episch behaglicher Breite der Erzählung ohne ihr eine andere Tendenz zu geben. Es sind Handlungen die wir miterleben, nicht Schilderungen; es sind die wilden Thiere des deutschen Waldes, Thierhelden, deren Kämpfe, deren Listen und Geschicke uns berichtet werden. Daher fühlte sich Jakob Grimm aus dem deutschen Thiergedicht von altem Waldgeruch angeweht. Seinem sinnigen Verständniß verdanken wir die Einsicht wie diese Sagen in vielhundertjähriger Ueberlieferung mit tausend Fäden an das Leben geknüpft und im Munde des Volks von Geschlecht zu Geschlecht bald abgerundet, bald mit neuen feinen Zügen aus-

geſtattet, allmählich zuſammenwuchſen und von Künſtlerhand zu einem Ganzen gefügt wurden.

Urſprünglich iſt der Bär der König des deutſchen Waldes; erſt ſpäter dringt der Löwe ein und verdrängt ihn; anfänglich iſt der Wolf der Hauptheld; allmählich wie die geiſtige Kraft der körperlichen überlegen wird, tritt der Fuchs in den Vordergrund. Wie von ſelbſt bietet ſich die Thierſage zum Spiegel des menſchlichen Treibens; es kann nicht fehlen daß einzelne Erzähler ihr ſatiriſche Beziehungen auf Zeitgenoſſen geben, aber es heißt die Volkspoeſie ganz verkennen, wenn man ihren Grund in ſolchen Erfindungen Einzelner ſehen will. Schon früh ward der Wolf als Mönch dargeſtellt, wie namentlich in lateiniſchen Gedichten aus dem 10. und 11. Jahrhundert; ſo in mittelalterlichen Steinbildern, wie im romaniſchen Querbau des freiburger Münſters, wo der Wolf in der Kutte von einem Mönch Leſeunterricht erhält, aber vom Buch weg auf den Widder hinſchielt.

Das älteſte erhaltene Gedicht, Ekbaſis, iſt von einem Lothringer und behandelt die Krankheit des Löwen, die der Fuchs dadurch heilt daß er ihn in der abgezogenen Haut des Wolfs ſchwitzen läßt; daher die Feindſchaft zwiſchen Wolf und Fuchs; dieſer regiert, während der Löwe ſchläft. Der Iſengrimus (Eiſengrimmig iſt bekanntlich des Wolfs Eigenname) von einem ſüdflandriſchen Dichter gibt denſelben Stoff in maleriſcher Ausführung, und reiht daran eine andere Geſchichte von der Gemſe Wallfahrt, die dem Löwen erzählt wird. Der Reinardus (Rathkundig, des Fuchſes Name) eines Nordflamänders aus der erſten Hälfte des 12. Jahrhunderts zeigt einen Verfaſſer der im Kampf zwiſchen Staat und Kirche gegen dieſe mit bittern Ausfällen zu Felde zieht, ſodaß bei ihm allerdings die Erzählung oft nur den Anlaß bietet um die Lauge bittern Spottes auf die Geiſtlichkeit auszugießen und das Laſter ironiſch zu preiſen. Der Inhalt des Iſengrimus iſt als das vierte und fünfte der zwölf Abenteuer eingereiht, die der Reinardus berichtet. Wir begleiten den Fuchs und Wolf auf ihren Beutezügen; der Wolf wird geprellt, wenn er ſich in die Mitte des zu vermeſſenden Ackers ſtellt und die Widder von beiden Seiten auf ihn losrennen, oder wenn er dem Pferde vorwirft deſſen Hufeiſen ſeien geſtohlene Ringe von Kloſterthüren, und dafür das Siegel eines ſolchen Ringes in die Stirn gedrückt bekommt. Hier jagen Wolf und Fuchs mit dem Löwen ein Kalb; der Wolf macht drei gleiche Theile, und der

Löwe reißt ihm ein Stück Fell von der Schulter bis zum Schwanz. Darauf soll Reinard die Beute theilen, und er legt die beste und größte Portion für den König, eine zweite für die Königin, eine dritte für den Prinzen hin; ein bei Seite geschobener Fuß möge ihm selber zufallen. Der Löwe bewilligt dies und fragt: Wer lehrte dich so theilen? Mein gezauster Oheim dort, — versetzt der Fuchs.

Während auf diese Weise vaterländische Stoffe durch Geistliche lateinisch behandelt wurden und das Bestreben sichtbar ist aus mannichfachen Sagen ein Kunstganzes zu gestalten, waren es Gegenstände der christlichen Religion welche zur Zeit der fränkischen Kaiser in deutscher dichterischer Sprache behandelt wurden. In Sanct Gallen übte Notker seine fruchtbare Uebersetzungsthätigkeit, in Franken, in Oesterreich faßten Geistliche die Schöpfung und Erlösung, den ersten und zweiten Adam in ihrem innern Zusammenhang, und behandelten bald alttestamentliche Stoffe als die Weissagung neutestamentlicher Ereignisse, bald diese mit Bezugnahme auf jene in einer freien Weise, die der Erzählung den lyrischen Preis und die Mahnung an die Gegenwart anfügt: im Vertrauen auf den guten Führer im Kampf mit dem Bösen unser Erbe zu retten, auf dem Meer der Welt zur Heimat, zum Himmel zu steuern, das Kreuz zur Segelstange, den Glauben zum Segel, die guten Werke zu Tauen, den heiligen Geist zum Fahrwind. Die Erwartung des Weltuntergangs führte zu Dichtungen vom jüngsten Tag, von den Schrecken des Todes, von der Eitelkeit der Welt und ihrer Lust und Pracht. Man suchte und fand eine Helferin, Trösterin, Fürsprecherin in der Jungfrau Maria, und warb mit Lobgesängen um ihre Gunst. Ihren Namen deutete man nach dem Lateinischen (mare) und begrüßte sie als Stern des Meeres, deß mildes Licht die Fahrt zum Hafen leite.

Im lateinischen Kirchenliede einte sich die weiche Musik des Reimes immer inniger mit der Kraft der alten Römersprache. Zogen die Pilgerscharen durch die Thore der ewigen Stadt, so sangen sie im Chor:

O Roma nobilis, orbis et domina,
Cunctarum urbium excellentissima,
Roseo martyrum sanguine rubea,
Albis et virginum liliis candida,

Salutem dicimus tibi per omnia,
Te benedicimus, salve, per saecula.

Roma du edle Stadt, erdebeherrſchende,
Hoch ob den andern Orten erhabene,
Roſig im Märtyrerblute geröthete,
Hell von jungfräulichen Lilien ſtrahlende,
Grüße dir bringen wir, hehre, durch jegliche
Zeit, und wir ſingen dir Heil für Jahrhunderte!

König Robert von Frankreich pries den heiligen Geiſt in melodiſchen Klängen:

Unſer Tröſter, unſre Raſt, du der Seele ſüßer Gaſt,
Süße Labung, zeuch herein!
Du in Arbeit unſre Ruh, in der Hitze Kühlung du,
Troſt und Hülf' in Noth und Pein!

Niemand aber ſang melodiſcher von der himmliſchen Herrlichkeit, um das Herz zur Liebesglut zu entzünden und für den Herrn zu werben, als Pater Damiani; auch ihm verklärt ſich das Natürliche in das Geiſtige; der Geiſt iſt nicht naturlos, ſondern offenbart ſich im Sinnlichen, das ganz harmoniſch zu ihm ſtimmt in allſeitiger ſeliger Lebensvollendung.

Zu des ew'gen Lebens Quellen iſt der durſt'ge Geiſt entbrannt,
Und die eingeſchloſſ'ne Seele ſprengte gern des Körpers Band,
Kämpft und ringt in der Verbannung, ſtrebt empor zum Vaterland.

Welche Wonne, welch Entzücken dort am großen Hochzeitsmahl,
Wo ſich aus lebend'gen Perlen hebt und wölbet Saal an Saal,
Wo das Gold der Hallen funkelt um der Edelſteine Strahl.

Winters Kälte, Sommers Hitze bleiben ferne ſolchem Ort,
Hier in ew'gem Frühling glühen rothe Roſen fort und fort,
Wieſen grünen, Saaten reifen, Bäche Honigs fließen dort.

Balſam träuft, der Safran glänzet, Lilien blühn in weißem Kleid,
Durch die Lüfte würz'ge Düfte wehn und wallen weit und breit,
Durch das Laub der Haine ſchimmern Aepfel der Unſterblichkeit.

Nicht des Monds bedarf es dorten, nicht der Sterne holder Schar,
Gottes Lamm iſt ſelbſt die Sonne, und ihr Schein unwandelbar,
Und der Seligen Siegeskronen leuchten alle tagesklar.

Aller Fehl' iſt abgewaſchen, alle Lockung, aller Schmerz,
Und das Fleiſch iſt Geiſt geworden, Leib und Geiſt ſind nur Ein Herz;
Sie genießen Freud' und Frieden, aller Streit ſank niederwärts.

Zu dem Urſprung wiederkehrend, vom Vergänglichen befreit,
Schaun ſie nun die gegenwärt'ge Wahrheit ohne Schleierkleid,
Trinken aus lebend'gen Quellen urgeborne Süßigkeit.

Trinken Kraft der ew'gen Jugend, denn das Sterben ſelber ſtarb,
Blühn und grünen unverkümmert, das Verderben ja verdarb;
Tod iſt in den Sieg verſchlungen, den das Leben ſich erwarb.

Nun ſie kennen den Allweiſen, was iſt ihnen unbekannt?
Liegt das Innerſte der Dinge offenkundig dem Verſtand;
Und ſie wollen was ſie ſollen, einig in der Liebe Band.

Und wenn jeder gleich der eignen Arbeit Früchte ernten muß,
Beut die Liebe doch den andern freudig ihren Ueberfluß,
Und ſo wird was einem eignet allen andern zum Genuß.

Aus melod'ſchen Stimmen quillet immer neue Melodie,
Und von Flöten und von Harfen ſchwillt der Strom der Harmonie,
Wie ſie ſingen Preis dem König, der den Sieg, das Heil verlieh.

Selig, ſelig iſt die Seele, die vor ihrem König ſteht,
Unter deren Füßen unten ſich des Weltalls Achſe dreht,
Sonn' und Mond mit den Geſtirnen ferne ſtill vorübergeht.

Die Kreuzzüge und ihre Folgen für Staat und Kirche.

Gregor VII. hatte nicht blos die Geiſtlichen wie eine feudale Gefolgſchaft des Papſtes geordnet und gegliedert; ſie ſollten auch als die Streiter Gottes in weltlichen Dingen die Entſcheidung geben, und er gedachte die Kraft des Weſtens zu ſammeln, und ſelber ſie zur Unterwerfung des Oſtens, zur Eroberung des heiligen Grabes zu führen. Der Aufruf zu den Kreuzzügen erging auch von der Kirche aus durch Urban II., aber die Leitung und Ausführung ward Sache des Ritterthums. Im Zuſammenwirken von Staat und Kirche fand das Mittelalter ſeinen Höhepunkt, und deutlicher, glänzender denn irgend ſonſt traten Gemüth und Phantaſie als die treibenden Mächte der Zeit hervor. Die fromme Wallfahrt wurde zum bewaffneten Heereszug, der reckenhafte Thatendrang ſtellte ſich in den Dienſt der religiöſen Idee; man konnte die Schätze des Orients erbeuten indem man ein gottgefälliges Werk that; der Wandertrieb, die Abenteuerluſt der

Germanen und Kelten hatte ein weihendes Ziel gefunden, und Christus selbst erschien wie der große Gefolgsherr, der seine Mannen aufbot um das Land in Besitz zu nehmen wo er gelebt und gelitten hatte; durch irdisches Heldenthum sollten sie Vergebung der Sünde, die himmlische Krone verdienen. Vor 300 Jahren hatten die Karolinger den Muhammedanern im Westen widerstanden, jetzt wollte man gesehen haben wie Karl der Große aus dem Schlaf in Bergeskluft erwacht seinen Heerzug ostwärts durch die Lüfte geführt habe, jetzt erhob sich Europa zum Angriff nicht blos gegen die Mauren in Spanien, sondern gegen das unchristliche Morgenland, und es war als ob eine hochgehende Woge der Völkerwanderung zurückflutete. Aber in und mit den Kreuzzügen vollzog sich ein Umschwung des innern und äußern Lebens zu einer neuen Periode der Geschichte; die Kirche, der Glaubenseifer begann den Kampf, doch die weltlichen Kräfte schlossen ihn ab und ihre Interessen hatten den Gewinn davon; Jerusalem ward von den Rittern erobert und wieder verloren, aber der Völkerverkehr war angebahnt, der Handelsweg nach Osten eröffnet, der Kaufmann, der Handwerker, das Bürgerthum der Städte war emporgekommen. Romanen aus Frankreich und Italien, Germanen, keltische Walliser und Bretagner, Normannen und Provenzalen, Griechen und Armenier strömten im Feldlager zusammen, tauschten ihre Anschauungen und Gefühle, ihre Kenntnisse, Fertigkeiten und Sagen aus; sie kamen gerade in dieser Wechselwirkung zum Vollbewußtsein der Nationalität; für die neuen Eindrücke und Empfindungen genügte die alte lateinische Sprache nicht mehr, der volksthümliche Ausdruck des eigenen Denkens und Erlebens trat an die Stelle der gemeinsamen kirchlichen Cultur. Aus den Händen der Geistlichen kam Poesie und bildende Kunst in die der Laien, der Ritter, dann der Bürger; eine gemeinsame weltliche Sitte entwickelte sich für die leitenden Kreise der Gesellschaft im Wechselverkehr der Völker und fand wieder ihren Ausdruck in der Dichtung, die von der Legende zum Abschluß der Heldensage, vom Kirchengesang zum sinnlichen Liebeslied und zur romantischen Liebesgeschichte kam. Sieht doch Gervinus in den Kreuzzügen sogar die höchsten Wendepunkte der alten Welt zur neuen, die große Umwälzung vom antiken zum modernen Leben. Bis zu ihnen war im Reich des Geistes Griechenland und Rom immer noch leitend; von jetzt beginnt jene schrankenlose Herrschaft des Gemüths und der Empfindung. Wir

können uns hierfür auf die Architektur berufen; der romaniſche Stil zeigt immer noch die antiken Traditionen, der gothiſche entfaltet ſich mit ſeiner himmelantreibenden Triebkraft in Strebepfeilern, Spitzbogen und Thürmen zum glänzenden Gegenſatz des griechiſchen Tempels mit der vorwaltenden Horizontale die auf den Säulen lagert.

Die Kreuzzüge beginnen die Eröffnung der Welt im nicht mehr zu hemmenden Völkerverkehr, und ſie bringen das Gemüthsleben des Nordens zur Blüte. Die friſchen Völker der Geſchichte kommen nun zur Mündigkeit der Jugend; ein Hauch der Jugendlichkeit in Waffenfreude wie in ſchwärmeriſcher Innigkeit der Gefühle weht durch die ganze Zeit und gibt ihr den Duft und Zauber, der auch hier noch das Ungefüge, Wilde, Unreife, dort das Uebertriebene und Verſtiegene umfließt.

Mit dem Rufe: „Gott will es!“ hefteten nicht blos Tauſende von Rittern das Kreuz auf ihre Schultern, auch das niedere und arme Volk ſcharte ſich um den langbärtigen Einſiedler, der auf ſeinem Eſel durch das Land ritt, auch Kinder brachen auf um nach Jeruſalem zu ziehen. Je gedrückter, verwirrter, je rathloſer in kleinen Fehden die öffentlichen Zuſtände geworden, deſto ſehnſüchtiger hatten die Gemüther Troſt und Heil in der Religion geſucht; jetzt aber ſollten ſie ſtatt mönchiſch die Welt zu fliehen ſie ritterlich erobern, Chriſtus wollte ſelbſt ihr Führer ſein, ſie ſahen ihn über den Wolken, feurige Schwerter wieſen ihnen unter den Sternen den Weg; die allgemeine Begeiſterung der Maſſen überwältigte alle Sonderbeſtrebungen, alle ſelbſtſüchtige Klugheit der Fürſten und drängte zum Sieg; eine große Leidenſchaft, ein gewaltiger Schwung hatte die Seelen erfaßt, neben den fanatiſchen Prieſter ſtellte ſich der Verbrecher welcher Entſündigung, der Hungernde, der Bettler welcher eine Rettung aus ſeiner Noth durch den Kampf finden wollte, und das Schwert ward gefeit um das Reich Gottes auszubreiten. Eine völlig neue Welt bezauberte die Sinne, beflügelte die Phantaſie; das Außerordentliche das man erlebte wuchs in der Einbildungskraft, und dieſe ſah die Wunder an die ſie glaubte, auf die ſie hoffte. In ſolcher gemeinſamen Erhebung der Seelen durch die Macht der Idee ſehen wir die weltdurchwaltende Vorſehung; es war ein inneres Erlebniß das ſich in dem Ruf ausſprach: „Gott will es!“

Während die Führer des erſten Kreuzzugs in Briefen an den Papſt über die wirkliche Geſchichte berichteten, vollzog ſich bereits

eine phantastische Spiegelung derselben in den Erzählungen beim abendlichen Wachtfeuer des Lagers, in den Liedern durch die jeder Stamm seine Thaten und Helden feierte und begreiflicherweise nicht versäumte die gemeinsame Entscheidung wie die keckſten Reckenstreiche oder den höchsten Glaubenseifer der eigenen Genossenschaft zuzuschreiben. Der fromme kühne Gottfried von Bouillon, statt dessen jene Berichte von Bohemund und andern reden, war der Mann nach dem Herzen des Volks, und als er das Königthum in Italien erhielt, da konnte man nicht anders denken als daß er bereits den Oberbefehl des Heerzugs gehabt, da wurden im Abendland vor allen nach ihm die Heimkehrenden gefragt, und ihre bunten volltönenden Erzählungen erhielten ihn ungesucht zum Mittelpunkt, an den die fahrenden Sänger anreihten was sie von Ort zu Ort ziehend dem wißbegierigen Volke verkündeten. Die welche Peter dem Einsiedler sich angeschlossen, glaubten selbst nicht anders als daß alles von diesem ausgegangen, und bald sang man zu Hause was die Sarazenen von dem unheimlichen Troß des Bettelprinzen Tafur gefabelt, daß diese Rotten nicht blos figürliche Türkenfresser gewesen, sondern sich das Fleisch der erschlagenen Feinde gebraten. Die Clermonter Kirchenversammlung ward in die Maientage verlegt, denn wie konnte die Natur novemberlich öde gewesen sein, wie konnten das Grün der Wiesen, die Blumen des Feldes, der Gesang von Amsel und Lerche gefehlt haben als solch ein Frühlingstrieb frisch in der Menschheit hervorbrach? Noch sind uns dichterische Erzählungen in französischen Reimzeilen erhalten im volksmäßigen Ton epischer Fülle und Breite. Ein Geistlicher zu Aachen, Albert, vereinigte Lieder und mündliche Mittheilungen 20 Jahre nach Gottfried's Tod zu einer lebendigen Darstellung in lateinischer Prosa. Er ward die Quelle für die spätern Zeiten, die sich an Peter dem Einsiedler als Urheber, an Gottfried als Oberfeldherrn des ersten Kreuzzugs gefreut; hier fand Tasso den Stoff seines befreiten Jerusalems, und während er meinte historische Thatsachen mit dichterisch freien Erfindungen zu umweben, brachte er selbst nur mit künstlerischem Sinn die alte volksthümliche Poesie zu Rundung und Abschluß. Sybel, der die Sage und das Factische hier klar gesondert hat, setzt hinzu: „Wir wissen ja daß das geschichtliche Leben nicht blos in Schlachten und Belagerungen verläuft; auch die Thaten des Geistes und die Schöpfungen der Phantasie gehören zu seinem würdigsten Inhalt, und bei dem

Kreuzzuge nehme ich keinen Anſtand die Dichtung jener Lieder beinahe für ein größeres Ereigniß zu halten als die Erſtürmung von Jeruſalem. Denn der äußere Beſitz wurde nach wenigen Jahrzehnten wieder eingebüßt und war im Grunde von Anfang an hoffnungslos: in jenen Sagen aber ſehen wir die erſte Regung einer frohen innern Wiedergeburt, das erſte Pulſiren eines friſchen geiſtigen Lebens nach einem Jahrhundert beklommener und dumpfer Schwärmerei, — eine Wendung welche einmal ergriffen für Europa nicht mehr verloren ging, ſondern Schritt auf Schritt den Welttheil mit ihren Schwingungen erfüllte." — Wenn ich auch nachgewieſen habe daß unter der Decke der officiellen lateiniſchen Literatur im ſtillen der Strom der Heldenſage von Siegfried, Dietrich und Karl im deutſchen Herzen fortwogte, — und wie hätte er ſonſt im 12. Jahrhundert voll und groß in das Schriftthum einmünden können? — ſo bleibt das doch richtig, ſein Hervorbrechen und ſeine Aufnahme in die Weltliteratnr erfolgte im Geleite des Geiſtes der auch dem erſten Kreuzzug ſeine dichteriſche Verherrlichung gab.

Nicht Geiſtliche, ſondern Laien hatten Jeruſalem erobert, nicht einſame Büßer, ſondern ein Verein ſtreitbarer Männer hatte das heilige Land gewonnen und fühlte ſich dort von Chriſtus ſelbſt höher begnadigt als durch den Ablaß oder Segen der Kirche. Die Araber waren längſt vom Glaubensfanatismus zu Gewerbthätigkeit, Kunſt und Wiſſenſchaft übergegangen; im Kampf wie im friedlichen Verkehr lernten die Chriſten ſie ſchätzen; man kam zur Erkenntniß wie viele Grundlehren der Religion gemeinſam ſeien, ja der Gedanke gegenſeitiger Duldung und Achtung begann zu dämmern, und die irdiſche Freude des Orients, Frauenliebe als Luſt des Lebens war gemeinſam für Freund und Feind. Im Morgenland rechneten die Chriſten darauf daß Gott das neue Reich ſchirme, während kräftige Helden die Fahne des Propheten zu deſſen Wiedereroberung aufpflanzten; im Abendland zog die Poeſie der Provenzalen, das römiſche Recht in Italien die erwachende Selbſtändigkeit des Denkens durch Abälard, die erſte Predigt gegen die weltliche Herrſchaft der Geiſtlichen durch Arnold von Brescia die Geiſter an, und ſelbſt Bernhard von Clairvaux, der ſich ganz in den Dienſt der Kirche ſtellte, erklärte daß es beſſer ſei gegen die ſündigen Neigungen des Herzens als gegen die Sarazenen zu kämpfen. Doch predigte er in der Mitte des 12. Jahrhunderts zur Hülfe der bedrängten Chriſten in Jeruſalem

den zweiten Kreuzzug. Dieſer ſcheiterte. Der ernſte Nureddin, ſein glanzreicher Nachfolger der heldiſche, geiſtesklare, genußfreudige Saladin drangen ſiegreich vor und ehe das Jahrhundert ablief war das Königreich Jeruſalem vernichtet. Dieſe Schreckenskunde rief das Abendland in die Waffen; es folgte ein langer Kampf um Ptolemais. Der alte Kaiſer Friedrich Rothbart der mit geordneter Heereskraft an der Stelle phantaſtiſcher Kämpfe ſein weltliches Intereſſe feſt und einſichtig verfocht, ertrank im kiliſiſchen Fluſſe Seleph, und mit ihm war die Seele ſeines Zugs dahin. Richard Löwenherz war weit mehr ritterlicher Abenteurer als Staatsmann oder Glaubensheld. Man vertrug ſich mit den Muhammedanern daß die Chriſten waffenlos nach Jeruſalem pilgern ſollten. Die Erweiterung des Geſichtskreiſes, der geſteigerte Handelsverkehr war ſtatt einer myſtiſchen Trophäe der Gewinn der Völker. Die Venetianer gründeten ein lateiniſches Kaiſerthum in Conſtantinopel; der vom Bannfluch des Papſtes verfolgte Hohenſtaufe Friedrich II. gewann durch kluge Unterhandlungen in freundſchaftlichem Verkehr mit den Sarazenen auf kurze Zeit die heiligen Stätten; aber er kehrte heim um ſein Neapel gegen die päpſtlichen Scharen zu decken, und ſeine Erfolge waren alsbald verloren. Noch einmal ſchien der erſte religiöſe Eifer durch den heiligen Ludwig von Frankreich aufzulodern, aber ſein Unternehmen ging ruhmlos in Aegypten zu Grunde; mit dem Ende des 13. Jahrhunderts hatten die Kreuzzüge auch ihres erreicht. Der Erfolg war ein anderer als man anfänglich erſtrebt, der Gewinn kam der weltlichen Bildung zugute in geiſtigen Errungenſchaften, nicht im Landbeſitz; ſtatt eines Grabes, das ja dem eigenen Glauben nach leer war, gewann die Chriſtenheit ein freieres ſchöneres Leben.

Als Johann II. von England, zerfallen mit ſeinem Volk, ſein Reich vom Papſte zum Lehn nahm, da ſchlug bereits der ſtaatliche Freiheitstrieb mächtig aus, und der König mußte auf der Wieſe von Runingmede die Magna Charta beſchwören, jene altehrwürdige Grundlage der engliſchen Verfaſſung, welche die Lehnsverhältniſſe milderte, die Privilegien der Städte, die Handelsfreiheit anerkannte, die Sicherheit des Rechts für alle Freien anordnete. In Frankreich hatte ſchon Ludwig VI. am Anfang des 12. Jahrhunderts unter der Leitung des Abtes Suger die Leibeigenſchaft auf ſeinen Stammgütern aufgehoben und die emporblühenden Städte gegen die Feudalherren geſchützt; die königs-

liche Regierungsgewalt verbündete ſich mit dem Bürgerthum, und erkannte ihr Ziel in der nationalen Einigung des Landes durch die Unterwerfung all der Großen die nur durch ihren Vaſalleneid mit dem Staat in Verbindung ſtanden. Was die Vorgänger mit den Waffen begonnen das führte Ludwig der Heilige durch Rechtspflege weiter. Philipp der Schöne vernichtete die päpſtliche Gewalt in Frankreich, und berief den dritten Stand zu dem Adel und den Geiſtlichen in die Generalſtaaten; ſelbſtſüchtig kühn brach er die feudalen Zuſtände für ſich und für das Bürgerthum.

In Deutſchland und Italien rang das Reich und die Kirche in weltgeſchichtlich großartigem Kampf um den Sieg. Die Hohenſtaufen ſind ein tragiſches Geſchlecht. Das Ritterthum in ſeiner Heldenkraft erſchien in Friedrich I., das Ritterthum in ſeiner Freude an Poeſie und Schönheit aller Art als erſter Träger einer neuen weltlichen Geiſtesbildung frei und kühn erſchien in Friedrich II. perſönlich verkörpert. Mit dem übermächtig gewordenen Papſtthum nahmen ſie den Kampf auf um die Trennung der geiſtlichen und weltlichen Gewalt zu erobern, um den Gedanken der politiſchen Monarchie ins Leben zu führen. Aber ihr Blick war von dem Glanz der römiſchen Kaiſerkrone geblendet, ihr Gemüth von der Vorſtellung erfüllt daß das Reich in der Vereinigung Deutſchlands und Italiens das irdiſche Wohl zu ſchirmen und die Völker Europas zu leiten habe, und ſo trat in Deutſchland das Haus der Welfen, das ſich der Erhebung der Hohenſtaufen auf den Kaiſerthron widerſetzt hatte, mit der deutſchnationalen Idee zugleich particulariſtiſch ihnen entgegen, und lange ſcholl von da an der Ruf: „Hie Welf, hie Waibling oder Ghibelline!“ durch die Geſchichte. Statt all ihre Stärke auf die Ueberwindung dieſes Gegenſatzes zu richten und den deutſchen Einheitsſtaat zu gründen trachteten ſie vielmehr Italien zu erobern und zu beherrſchen, und ſo machten ſie ſelbſt ihre Gegner zu Bundesgenoſſen des Papſtthums. Dazu ſtrebte in Italien damals gerade das Bürgerthum mit der erſten Jugendfreude friſch empor, und ſo ward der ritterliche Geiſt der Hohenſtaufen in blutigen Kampf mit den Stadtgemeinden verwickelt, und ſtatt gemeinſam mit ihnen das weltliche Leben vom Joch der Prieſterherrſchaft zu erlöſen trieb er die neuen Republiken dem Papſte in die Arme, ſodaß dieſer die nationale Fahne aufpflanzen konnte. Angeregt von Abälard's ſelbſtändigem Philoſophiren hatte Arnold von Brescia den großen Gedanken der freien Kirche im

freien Staate gedacht; in der Mönchskutte stritt der feurige Redner für die Volksrechte und begeisterte das Bürgerthum zum Sieg über die feudale und bischöfliche Gewalt; die Kirche sollte von weltlicher Hoheit und weltlichem Besitz entkleidet auf das religiöse Gebiet beschränkt die Seelen zum Heile führen. Der heilige Bernhard aber, der selber seufzte daß er noch vor seinem Tod die Kirche Gottes sehen möchte wie sie in den Tagen des Ursprungs war, da die Apostel ihre Netze auswarfen nicht um Silber oder Gold, sondern um die Seelen zu fischen, er der im purpurschimmernden Papste den Nachfolger nicht von Petrus, sondern von Constantin erblickte, er stritt im Glaubenseifer für die herkömmlichen Satzungen gegen die ketzerischen Gedanken des Goliath Abälard und seines Waffenträgers Arnold, dessen Rede Honig, aber dessen Lehre Gift sei, der von der Taube das Haupt, aber vom Skorpion den Stachel trage. Doch sprach in Rom selbst die Stadtgemeinde die Entthronung des Papstes aus, der fortan die weltlichen Hoheitsrechte der Republik überlassen und nur die Kirche lenken solle, und hier fand Arnold den rechten Boden, hier predigte er zugleich die Gleichheit aller Priester und entflammte die niedere Geistlichkeit gegen die Aristokratie der Cardinäle. Das Kaiserthum selbst ward nun für einen Ausfluß der Majestät des römischen Volks erklärt, dem es zustehe die Reichskleinode zu verleihen. Aber der Papst legte den Bann auf Rom, und der junge Friedrich Barbarossa führte ihn dahin zurück um aus seiner Hand in Sanct Peter die Krone zu empfangen; er opferte den edeln Propheten der Zukunft, und Arnold von Brescia bestieg als Märtyrer den Scheiterhaufen. Die Bürger der Lombardenstädte wurden seine Rächer, und der Hohenstaufe selbst hatte die beste Kraft zerstört, die mit ihm Christi Wort hätte durchführen können daß dem Kaiser gegeben werde was des Kaisers, und Gott was Gottes ist. Denn dem Kaiser waren bald die schrankenlosen Kirchenfürsten ebenso unerträglich wie die unbändigen Vasallen; vom römischen Recht aus erhob er sich zur Anschauung des in sich geschlossenen, im Namen des Gesammtwohls allmächtigen Staats, kühn und beharrlich, planvoll und wagmuthig zugleich, aber statt auf das Volk und die aufkeimende Geistesfreiheit gestützt in Deutschland die der Einheit widerstrebenden Großen und in Italien den Papst zu schlagen verzehrte sich sein Heldenleben im Krieg mit den lombardischen Städten, denen er das Joch der Fremdherrschaft auflegen wollte, und hielt

er dem Papſt den Steigbügel um zum Führer der chriſtlichen Welt nicht in Wirklichkeit, ſondern in der Phantaſie geweiht zu werden. Doch wie ein Feſt das er zu Mainz gegeben die Blüte des deutſchen Ritterthums in Minne, Dichtung und Waffenglanz zuerſt entfaltete, und wie er ſelbſt Karl dem Großen ähnlich reich an Thaten und Ruhm vor allen Zeitgenoſſen leuchtete, ſo wollte das Volk nicht glauben daß er fern im Oſten ertrunken ſei, ſondern hoffte auf ſeine Wiederkehr, die ihm endlich die Einheit des Vaterlandes nach innen und außen bringe.

Nun kam durch Innocenz III. die äußere Macht des Papſtthums zum höchſten Glanz; er ward Haupt und Führer der italieniſchen Unabhängigkeit, aber er ſetzte ſich in Widerſpruch mit dem vorandringenden Geiſte der Menſchheit. Wohl nannte er den Papſt die Sonne die das Weltall erleuchtet, und den Kaiſer den Mond der mit geliehenem Schein über der Erdennacht ſchwebt, wohl hörte man nun ſagen daß die zwei Schwerter, das geiſtliche und das weltliche, der Kirche eigneten, die dem Staat das eine zu ihrem Dienſt übergeben, wohl legte ein König von England die Krone wie ein Vaſall des Hohenprieſters zu deſſen Füßen nieder, und empfing die demüthigende Antwort: „Wie in der Bundeslade Gottes die Zuchtruthe neben den Tafeln des Geſetzes, ſo ruht in der Bruſt des Papſtes die furchtbare Macht der Zerſtörung und die ſüße Gnade der Milde.“ Von dieſer aber erhielt die Chriſtenheit nicht viel zu koſten; der kluge ehrgeizige Mann, ein zermalmender Richter ſeiner Zeit, umgab vielmehr die Kirche mit dem Schrecken um knechtiſche Furcht zu ertrotzen. Sein Bannfluch traf den Geiſt des neuen Lebens, die bürgerliche Freiheit und das Selbſtdenken, aber er vermochte ſie nicht auszurotten; es war umſonſt daß er die Magna Charta für null und nichtig erklärte; der Gedanke arbeitete im ſtillen fort, der Zukunft ſicher. Die päpſtliche Weltmonarchie war äußerlich aufgebaut, aber im Innern nagte der Wurm; die perſönliche Kraft des Fühlens und Forſchens erhob ſich ketzeriſch gegen das kirchlich politiſche Dogma Roms. Während die Jugend der Provence an der heitern Kunſt ſich erfreute, predigten die Katharer, die Reinen, gegen die Misbräuche des Reliquiendienſtes, gegen den Ablaßkram und die äußerliche Auffaſſung der Sakramente; nicht Waſſer und Wein macht uns lauter oder verſöhnt mit Gott, es kommt auf die Geſinnung an; nicht im Amt, ſondern im frommen Wandel liegt die Würde des Prieſters. Die Kirche ſoll dem

Reichthum und der Erdenpracht entsagen und dem Geiste sich weihen. Innocenz rief zum Kreuzzug gegen diese Ketzer, und Raub, Mord und Feuer verwüsteten den Süden Frankreichs, wo der fanatische Dominicus die Inquisition, die peinliche Frage nach der Rechtgläubigkeit und das Gericht über die Andersdenkenden einführte. Aber die Flammen der Scheiterhaufen sind bei der Nachwelt zum Brandmal für Innocenz, zur Glorie für die Albigenser geworden. Und während der düstere spanische Mönch im ungestümen Drang die Menschen von allem zu bekehren was er für falsch hielt, und sie im Schos der Kirche zu bewahren, seine Anhänger nun nicht einsiedlerisch leben ließ, sondern wie Hunde des Herrn (domini canes) unter das Volk sandte um es zum rechten Glauben zu hetzen, fand die Lehre von der Armuth als der echten Nachfolge Christi im Gegensatz zu dem Pomp der Kirche innerhalb dieser selbst ihren schwärmerischen Apostel an Franz von Assisi, der die Ueppigkeit des Reichthums von sich warf, und einen wandernden Bettlerorden gründete den Armen das Evangelium zu predigen. Er hielt Zwiesprach mit Bäumen und Vögeln und sang Hymnen an seine Schwester die Sonne und seinen Bruder den Mond, sein in Entzückungen schwelgendes gottschauendes Gemüth, seine liebesselige Einbildungskraft kam der erregten Stimmung seiner Jünger entgegen, die an ihm die Wunden Jesu sahen und sein Leben legendenhaft zum Nachbild von dem des Heilandes ausschmückten. Nach mittelalterlicher Weise gestaltete sich ihm die Armuth zur Personification, kraft der er sie wie ein himmlisches Wesen als seine Braut, als die Herrin seiner Gedanken begrüßte. Es gibt keine größern Gegensätze, sagen wir mit Gregorovius, als die Gestalten des in weltherrlicher Majestät thronenden Hohenpriesters Innocenz III. und des demuthvollen Bettlers Sanct Franciscus, welcher, ein Diogenes des Mittelalters vor Alexander, vor jenem dastand, ein armer kranker Träumer, aber in seinem Nichts größer als er, ein Prophet und Mahner, ein Spiegel worin die Gottheit diesem Papst die Nichtigkeit aller Weltgröße zu zeigen schien. Franciscus aber wie Dominicus stellten das Mönchthum mitten in die Kämpfe der Zeit, in das Getriebe des Lebens; sie demokratisirten es. Das arbeitende und gedrückte Volk sah in ihnen die Armuth selber am Altar erhöht, sah in ihnen die Scheidung der Kirche von der Erdenpracht und damit eine gerechte Forderung der Ketzer erfüllt. Barfüßig pilgerten sie predigend in der Sprache des Volks durch

das Land, die Beichte der Fürſten wie der Bettler hörend, ein ſtreitbares Heer der Kirche. Wie Franz ſelber, ſo begann auch einer ſeiner Jünger, Giacopone, in italieniſcher Mundart zu dichten. Myſtiſche Begeiſterung für die Herrlichkeit des Himmels und Zorn über die Sünden und Verkehrtheiten der Welt löſten ihm die Zunge zum Geſang; eine Satire auf den Papſt Bonifacius VIII. büßte er im Kerker. Daß aber in dieſen Kreiſen wie gleichzeitig bei den Derwiſchen des Morgenlandes die Entſagung des Irdiſchen eine Befreiung des Geiſtes und ein Troſt für alle Mühſeligen und Beladenen war, mögen uns einige ſeiner Strophen bezeugen.

Wer als Braut die Armuth freit
Wohnt im Reich der Friedlichkeit.

Edle Armuth, hohes Wiſſen,
Keinem Dinge dienen müſſen,
Und mit Gleichmuth haben, miſſen
Was geſchaffen in der Zeit.

Gott kann nicht ins Herz gelangen
Das im Irdiſchen befangen;
Armuth hat ſo weit Umfangen
Daß ſie Raum dem Himmel beut.

Armuth iſt es nichts zu haben,
Keinem Schatze nachzugraben,
Zu beſitzen alle Gaben
In der Freiheit Herrlichkeit.

Aber aus dem neuen Orden erwuchſen bald auch Führer im Reich der theologiſchen Wiſſenſchaft, während ſchwärmeriſche Anhänger an Franz von Aſſiſi den Anfang einer Vollendung des Chriſtenthums, eines innerlich geiſtigen Reichs im Gegenſatz zu der äußerlichen verweltlichten römiſchen Kirche erblickten, und über dieſe hinaus nach Griechenland wieſen, wo die urſprüngliche Reinheit beſſer gehütet worden ſei. Der Abt Joachim gründete im Silawald des ſüdlichen Calabriens das Kloſter der heiligen Flora, nach welchem er gewöhnlich de Floris heißt; er las das Neue Teſtament und die Propheten, hob die Beziehungen zwiſchen beiden hervor, und fand daß das Reich des heiligen Geiſtes noch nicht gegründet ſei; er wies auf den Engel der Apokalypſe hin, der ein ewiges Evangelium bringt, und ſeine Bücher über den

Zusammenhang des alten und neuen Bundes, über die Apokalypse und das zehnsaitige Psalterion wurden 1254 von Gerard von Borgo San Donnino herausgegeben mit einer Vorrede die sich als Einleitung in das ewige Evangelium bezeichnet und das weiter entwickelt was er hier und da mit Winken angedeutet. Hier ist durch Renan nun Johannes von Parma herangezogen worden, der in der buchstäblichen Durchführung der Bergpredigt das Gesetz des neuen Lebens sah und in weltentsagender Gütergemeinschaft des Franciscanerordens die Form des Christenthums fand die an die Stelle der Kirche und des Staats treten solle. Joachim galt als der Prophet, Franz als der Messias, Johannes von Parma und seine Freunde hielten sich für die Apostel eines dritten Bundes, der an kein Regiment, an kein Mein und Dein gebunden sei. Die geistigen Menschen sind nicht der Kirche unterthan, der Papst hat kein Verständniß des geistigen Sinnes der Schrift. Die göttliche Weltregierung, sagt jene Einleitung, hat ihre Zeitalter: im Alterthum hat Gott der Vater, seit dem Christenthum Gott der Sohn sich offenbart und gewaltet, jetzt ist der Tag gekommen wo Gott als Geist sich bezeugt, wo statt äußerer Satzungen alles innerlich klar wird und der Weisheit, der Vernunft gemäß von statten geht. Wie auf das Alte Testament das Neue gefolgt, so ist nun das ewige Evangelium erschienen; Christus sprach in Bildern und Parabeln, jetzt wird die Wahrheit ohne Schleier kund und wir schauen Gott von Angesicht zu Angesicht. Das Alte Testament war die Zeit des Gesetzes, der Furcht, der Knechtschaft; das Neue die Zeit des Glaubens, der Kindschaft, der Gnade; das ewige Evangelium ist das Reich des Geistes, der Liebe, der Freiheit. Die drei Weltalter verhalten sich wie Sternennacht, Morgenröthe und sonniger Tag. — Die römische Kirche, die Dominicaner, die Universität Paris reichten sich die Hand um diese Lehre zu unterdrücken. Es gelang weil sie selbst den unsterblichen Gedanken in die sterbliche Hülle des Mönchthums gekleidet hatte, während die Zeit nach weltlicher Bildung und Wissenschaft zu streben begann. Dante begrüßt Joachim, den Seher besserer Zeit, im Sonnenhimmel der leuchtenden Lehrer an Bonaventura's Seite.

In unsern Tagen hat Cavour in Italien die Losung Arnold's von Brescia zu der seinen gemacht, und vor bald hundert Jahren hat Lessing die Idee Joachim's in der Erziehung des Menschengeschlechts aufgenommen und weiter entwickelt; noch ar-

beiten wir hier und dort an der Verwirklichung dieſer Gedanken, an dem freien Bunde von Staat, Religion und Wiſſenſchaft: ſo langſam reifen die Ideen, ſo lange Zeit braucht ihre Durchführung in der Breite des Lebens, ihr voller Sieg in der Weltgeſchichte.

Auch Friedrich II. erſcheint uns mannichfach wie ein moderner Menſch im Mittelalter. Durch Bildung und Geiſtesfreiheit leuchtet er ſeinem Jahrhundert voran; der frohmüthige Sinn, die Heiterkeit des Schönen die der Glanzzeit des Mittelalters einen Anklang an das Hellenenthum verleiht, erſchienen in ihm, erſchienen an ſeinem Hof in Palermo. Denn nicht in Deutſchland, ſondern in Sicilien ſchuf er die Grundlage der Macht durch welche er Italien einigen und den Staat von der Kirchengewalt befreien wollte. Wie er ſelber im Verkehr mit Muhammedanern Duldung übte, war er ſo weit entfernt von allem engherzigen Dogmatismus, daß man ihm das Werk von den drei Betrügern, deren nur einer am Kreuz ſeinen Lohn gefunden, ſchon damals zugeſchrieben hat; doch gab er aus politiſchen Rückſichten harte Verfügungen gegen die Ketzer, die des Heilands ungenähten Rock getrennt, die Kirche in Sekten auflöſen wollten, ſtatt daß er ſich auf die neue Geiſtesbewegung im Streit gegen die Hierarchie hätte ſtützen ſollen. Mit ſeinem Freund und Kanzler Petrus de Vineis arbeitete er ein allgemeines Geſetzbuch aus, das die gleiche Herrſchaft des Geſetzes über alle, das den Grundſatz gleicher Rechte und gleicher Laſten ins Leben führen ſollte; aber er, der Deutſche, galt den Italienern als Fremder, und der ritterliche Fürſt trat den Städten entgegen, die von ſich aus von unten auf dem Volksſtaate der Zukunft zuſtrebten, welcher das patriarchaliſche Element in der Familie, das antikrepublikaniſche in der Gemeinde bewahrt. Dieſe ſtellte ſich nun neben den Feudalismus hin, der Menſch ward wieder Stadtbürger, und nahm durch Wiſſen und Arbeit Beſitz von den Gütern der Erde. Ritterthum und Bürgerthum ſtanden noch nebeneinander, während der Kaiſer die Einheit des Ganzen darſtellte. Aber es kam im Mittelalter noch nicht zur Durchdringung dieſer Elemente, und das Kaiſerthum erlag in Friedrich dem kühnen Verſuche ſich in ganzer Machtvollkommenheit geltend zu machen, von ſich aus alles zu ordnen. Der Papſt wagte es ihn zu bannen, das Volk vom Gehorſam zu entbinden; da berief er die Fürſten Europas gegen die Kirchengewalt, die zu ihrer urſprünglichen apoſtoliſchen

Reinheit zurückgeführt, der weltlichen Macht und Pracht entkleidet zur Demuth des Herrn bekehrt werden müsse. Sein Wort verhallte; von seiner Zeit verlassen starb der Held des Jahrhunderts in tragischer Einsamkeit.

Mönchthum und Ritterthum, fanatischer Glaubenseifer und ketzerische Freidenkerei, Rechte, Freiheiten, Richtungen, Staaten im Staat, — so war damals das Mittelalter ein Nebeneinander mannichfacher Elemente, an ihrer Spitze das Papstthum und das Kaiserthum. Die großen Päpste, die zuerst die Unabhängigkeit der Kirche muthig erkämpften, dann aber die Welt beherrschen wollten, die tapfern Kaiser, welche die Freiheit des Weltgeistes vertheidigten und erstritten, sie waren die Führer der Geschichte, die Werkzeuge der sich fortentwickelnden Ordnung der Dinge. Gregorovius sagt vortrefflich: „Die mittelalterliche Welt war ihrem Ideal nach ein vollkommenes kosmisches System, dessen Zusammenhang und Einheit, ja selbst dessen philosophischer Gedanke unsere Gegenwart zur Bewunderung zwingt, weil die Menschheit dies ausgelebte System noch nicht durch eine gleich harmonische Verfassung hat ersetzen können. Als eine in sich abgerundete Sphäre hatte jene Welt zwei Pole, Kaiser und Papst. Die Verkörperung der die damalige Menschheit leitenden Principien in diesen beiden Weltfiguren wird ein ewig staunenswürdiges, ein nie mehr wiederholbares Erzeugniß der Geschichte bleiben. Sie waren wie zwei Demiurgen, zwei Geister des Lichts und der Macht, in die Welt gesetzt jeder seine Sphäre zu regieren und zu bewegen, Schöpfungen des sich fortsetzenden, im Medium irdischer Nothwendigkeit getrübten Culturgedankens des Christenthums, und dessen schöne Strahlenbrechung. Indem der eine die bürgerliche, der andere die geistliche Ordnung darstellte, der eine die Erde, der andere den Himmel vertrat, entstand dieser erhabene, die Menschheit bildende, die Jahrhunderte erfüllende und zusammenhaltende Titanenkampf, eins der großartigsten Schauspiele aller Zeiten."

Das Kaiserepos der Hohenstaufen verklang in wehmüthigen Balladen von dem Jüngling Konradin, von Manfred, dem König und Sänger, der Blume schöner Männlichkeit, herrlich im Heldentod; gegen den Wahn der Priester der ihn verdammte rief Dante:

Wem sie geflucht ist noch nicht so vernichtet
Daß nicht die ewige Liebe retten könnte
Den Geist der hoffend sich emporgerichtet.

Als auch Konradin durch die Sirenenſtimme des Südens in Don Arrigo's Geſang über die Alpen gelockt, und der letzte zarte Sproß des gewaltigen Stammes auf den Gräbern der Ahnen geopfert ward, da war offenbar daß Deutſchland nicht über Italien herrſchen ſolle. Aber auch die Kirche, welche die nationale Fahne verlaſſen und Karl von Anjou aus Frankreich nach Italien gerufen, mußte es erleben daß nun Frankreich den Kampf aufnahm den die Hohenſtaufen geführt hatten; das Staatsrecht und das durch die Landſtände vertheidigte Königthum ſiegte über das Kirchenthum, und am 11. Februar 1302 ward eine Bannbulle des Papſtes unter Trompetenſchall in Notre Dame zu Paris feierlich verbrannt. Am erſten wahrhaften Landesparlament Frankreichs ſcheiterte das weltliche Papſtthum des Mittelalters. Der Culturgeiſt der Hohenſtaufen, der Gedanke der volksthümlichen Monarchie, die Trennung geiſtlicher und weltlicher Macht war gerettet, war ſiegreich. Aber der freudige Aufſchwung der Cultur im 12. und 13. Jahrhundert ward doch gehemmt, die Inquiſition wie die Scholaſtik richteten ihre Schranken auf, und drängten den Geiſt für Jahrhunderte in ſich zurück, ſodaß er viel ſpäter die entſcheidenden Schritte that, welche man damals ſchon ſo nahe glaubte.

Ritterthum und Frauendienſt, Troubadours und Minneſänger.

Wehrhaftigkeit war Recht und Pflicht jedes freien deutſchen Mannes; doch bildeten ſich im Alterthum jene Waffengenoſſenſchaften als Gefolge eines Herzogs, des Führers der nach ſiegreichem Kampf die Seinen mit erobertem Land belehnte. Als Reiter ſich auszurüſten war nur Vermögenden thunlich, und Minderbegüterte ſchloſſen einem Mächtigen ſich an, der wenn ein Aufgebot erging die in den Krieg Ziehenden bewaffnete, wofür die zu Hauſe Bleibenden eine Abgabe zahlten; und ſo entſtanden allmählich zwei Klaſſen der Geſellſchaft, ſolche die der Arbeit des Friedens oblagen und ſolche die in der Waffenführung ihren Lebensberuf fanden; dieſe ſteigerten ihren Glanz und ihre Ehren-

rechte, jene kamen mehr und mehr in Abhängigkeit und Dienſtbarkeit. Die Kämpfe mit den Sarazenen in Spanien, mit den Ungarn in Deutſchland gaben der Reiterei eine beſondere Wichtigkeit und veranlaßten mit der Unſicherheit des Lebens durch kleine heimiſche Fehden die Ritter ſich in ihren Burgen feſte Häuſer zu bauen, wo wieder die Umwohnenden in Kriegsnoth eine Zuflucht hatten. So wurden die größern Grundbeſitzer die edeln Herren und die Gemeinfreien ihre Schutzgenoſſen und Vaſallen, zumal es Gewohnheitsrecht ward die Lehngüter nur ſolchen zu geben deren Ahnen ſchon ritterliche Kriegsdienſte geleiſtet hatten. Dieſe begünſtigte Stellung gab ihnen Macht und Muße zur Bildung, zunächſt allerdings in körperlicher Kraft und Gewandtheit in der Waffenführung; die alten Kampfſpiele wurden zum Turnier. Der in den Waffen erzogene Jüngling trat als Knappe zu einem Ritter wie der Geſell zu einem Meiſter, bis auch ihm der Ritterſchlag zutheil ward; die Schwertleite entſprach der alten Wehrhaftmachung und gewährte alle Rechte der Mündigkeit, des Vollbürgerthums. Ein Gottesdienſt ging ihr voraus; dem Gelöbniß chriſtlichen Lebenswandels, der Treue für Kirche und König, des Schutzes der Unſchuldigen und Bedrängten, der Achtung der Frauen folgte die Umgürtung mit dem Schwert und der Schlag, der an das Leiden Chriſti mahnen und der letzte ſein ſollte den der Ritter duldete. Die Ritterehre ruhte zumeiſt im Ruhm der Waffen, der Tapferkeit. Schon die alte Reckenzeit hatte den Kampf gefordert damit ſich zeige wer der Stärkſte ſei und als ſolcher anerkannt werden ſolle. Das erforderte aber daß man mit gleichen Waffen focht, daß man ſich keiner Hinterliſt bediente und den Gegner auch in Fehden erſt angriff nachdem man den Kampf erklärt hatte, damit auch er gerüſtet war. Dann aber ſchonte man den Beſiegten. Dem Muthe mußte ſich das ritterliche Geſchick, die ritterliche Sitte geſellen; Wolfram von Eſchenbach ſagt: „Ein Mutterſchwein wehrt ſich auch tapfer wenn's dem Ferkel gilt, — der Mann verdient daß man ihn ſchilt der zur Kraft nicht Sitte fügt.“ Die perſönliche Ehre war von der des Standes getragen, und darum unterzog ſich der Adel den conventionellen Formen und drängte ſich zur Ritterwürde. Mit dem ritterlichen Ehrbegriff hing die Anſtandslehre zuſammen, deren Regeln die Courtoiſie, das höfiſche Weſen in ſich befaßte. Wie der formale und damit auf das Aeußere der Erſcheinung gerichtete Sinn der Franzoſen auch in neuerer Zeit gewöhnlich in

Lebensweiſe und Mode für Europa den Ton angibt, ſo war es auch ſchon damals, das Ritterthum fand ſein conventionelles Gepräge, die adeliche Geſellſchaft ihre Bildung in Frankreich. Dort war im Süden die einſt von den Griechen angepflanzte, von den Römern gepflegte Cultur nie ganz zerſtört, dort hatten ſich Gewerbe, Handel und Verkehr am erſten wieder nach dem Sturm der Völkerwanderung erholt und im Wetteifer mit den ſpaniſchen Arabern geſteigert; wie bei dieſen blühten die Künſte des Friedens, die Freude an heiterm Lebensgenuß im ſonnigmilden fruchtbaren Lande, in deſſen wohltönender Sprache ſofort auch die Poeſie erklang. Von der Provence aus kamen die Sänger und Gaukler, kamen die weichern Sitten nach dem rauhern Norden. Aber von dort aus erging auch die Predigt der Cluniacenſer gegen den Verfall der Kirche und ihrer Zucht, und dort ward ſchon 1031 nach Noth und Hunger im geſegneten Erntejahr Waffenruhe und Buße gelobt; Fehde und Gewaltthat ſollte aufhören; der Ruf nach Friede erfüllte die Herzen mit Freude, man ſpürte in der allgemeinen Bewegung ein höheres Walten, und begeiſtert ward ein Gottesfriede verkündet, der wenigſtens für die Hälfte der Woche als treuga Dei gelten ſollte. Unter kirchlichem Einfluß ward das wilde kriegeriſche Weſen des Adels disciplinirt, und daher empfing nach dem Geiſte der Zeit die ſich nun entwickelnde feinere Form des Ritterthums die religiöſe Weihe. Und ſo war ein Aufſchwung vorbereitet der die Gemüther ergriff und über alles Gemeine emporhob, die Phantaſie beflügelte und die Kampfluſt in den Dienſt Gottes ſtellte; von Frankreich gingen die Kreuzzüge aus; Provenzalen und Normannen, die Gründer und Pfleger des Ritterthums, verbreiteten ihre Bildung, ihre Lebensformen unter den andern Nationen, mit denen ſie im Morgenlande lagerten, durch deren Gebiete ſie zogen; die Kriegsgenoſſenſchaft, die gleiche Ehre des Schildamtes verband die europäiſche Ariſtokratie zu einer großen Körperſchaft mit gleichen Rechten und Pflichten. Sie alle fanden bei den Arabern eine ähnliche Abenteuerluſt und einen Sinn der längſt ſchon Frauenliebe zur Wonne und Zierde des Lebens gemacht hatte, und nun entwickelte ſich neben dem Gottes- und Herrendienſt auch der Frauendienſt, zum König der Seele trat die Königin des Herzens, wie jene franzöſiſche Deviſe beſagt: „Gott meine Seele, mein Leben dem König, mein Herz den Damen, die Ehre für mich.“ Der Geliebten zu huldigen, mit ſüßen Träumen von ihr die Stunden

der Muße zu erfüllen, sie im Gesang zu preisen gewährte nun dem Leben der Heimgekehrten einen neuen Reiz. Minne heißt Andenken, das Wort deutet damit auf das Hegen und Pflegen eines lieben Bildes im Gemüth, auf das süße Sinnen der Seele. Von hier beginnt nicht blos die Liebe in aller Kunst zu walten, und die Empfindung, die Innerlichkeit der Gesinnung, das Subjective vor dem Objectiven und der Handlung sich geltend zu machen, von hier wird die ideale Träumerei der Frühjugend, wie sie der Ehe als Sehnen, Suchen und Finden der Herzen vorausgeht, und die Seelenreinigung durch die Liebe, die selbstbewußte Ergänzung der Persönlichkeiten zur vollen Menschwerdung in der Ehe ein neues Element in der Geschichte des Geistes.

In der romantischen Welt bildet das Weib die poetische Seite der Gesellschaft, wie es der Mann im Alterthum gethan, aber nicht blos weil die Last der Arbeit und die Unruhe des Erwerbs nicht so unmittelbar auf den Frauen ruht, sondern vorzüglich dadurch daß sie in der Harmonie des Gemüths die Totalität der menschlichen Natur bewahren und nun nach ihrem Frieden der Mann sich sehnt aus der Einseitigkeit, zu der ihn Beruf und Charakter bringen, aus deren geschäftigem Drange er Ruhe und Erquickung sucht und findet. Die Beschwerden unsers Lebens, bemerkt Gervinus sehr richtig, wehren uns den leichten Genuß und die rasche Befriedigung der Alten; sie schrecken uns in uns zurück, sie erzeugen die unbestimmte Sehnsucht nach einer Gefährtin, die uns die Last tragen hilft, und diese Lasten kannte der Grieche so wenig als unser eheliches und häusliches Glück. Ohne das Weib wäre für jede feinfühlende Seele das heutige Leben nicht zu ertragen, und es war eine wunderbare und wohlmeinende Fügung der Vorsehung daß als sie die Ordnungen der alten Welt und mit ihnen den Seelenadel der alten Männer zerstörte, sie die Frauen aus ihrer Unterordnung heraushob und zur Herrschaft über die Gemüther berief, ohne welche die neue Welt in Gemeinheit der Bestrebungen aufs tiefste hätte herabsinken müssen. Der Winsbeke bezeichnet in dieser Weise sehr treffend die echte ritterliche Zeitstimmung, wenn es in der Ermahnung des Vaters an den Sohn heißt: Die Frauen sind der Welt Zierde und Würde, die Gott mit seiner Gnade, als er sich im Himmel Engel schuf, uns auf Erden zu Engeln gab, an denen alle unsere Seligkeit liegt; sie sind mit der Krone geschmückt welche viel Edelsteine der Tugenden zieren; ihre Liebe heiligt und reinigt unsere Herzen

und unſer Gram und Kummer vergeht vor ihr wie Thau vor der Sonne. — Die Geſchichte aber liebt es durch Gegenſätze voranzuſchreiten. Eine neue Idee bemächtigt ſich der Gemüther mit ausſchließlicher Gewalt und dann wird das Beſtehende auch in ſeinem Rechte wenig geachtet, dann tritt eine plötzliche Umkehr der Dinge ein, die aber für ſich nicht haltbar iſt, weil ihr der Boden fehlt, den der Zuſammenhang mit der Vergangenheit dem geiſtigen Daſein bereitet; erſt wann ſo mancher üppige Ausſchößling wieder abgefallen, ſo manche Verirrung gebüßt iſt, verſöhnt ſich das Neue mit der Ueberlieferung der altherkömmlichen Sitte, um ſie organiſch fortzubilden und für ſich eine dauernde Geſtalt zu gewinnen. So ging es auch hier. Aus der Dienſtbarkeit des Mannes ward das Weib plötzlich zur Herrſchaft erhoben welcher der Mann im Minnedienſt ſich unterwarf.

Was wäre Mannes Wonne, was ſollt' er gerne ſchaun,
Wenn nicht ſchöne Mägdlein und herrliche Fraun?

Sobald der Ritter das einmal mit dem Sänger des Nibelungenliedes fühlte, warum ſollte er ſäumen ſich dieſe Freude oftmals zu bereiten, die Frauen aus der Abgeſchiedenheit ihrer Gemächer hervortreten zu laſſen, vor ihren Augen zu turnieren und von ihren Händen den Dank des Sieges zu empfangen? Erſchienen ihm die Frauen als ein Gut, ſo galt es ſie hochzuhalten, um ſie zu werben, ihren Beſitz nur ihrem freien Willen als die Gabe ihrer Huld zu verdanken. War einmal die ſelbſtſtändige Perſönlichkeit zum Gefühl ihrer Eigenthümlichkeit gelangt, ſo konnte ſie die Erfüllung ihrer Sehnſucht nach Lebensvollendung auch nur von einer wahlverwandten Natur erlangen, ſo war jener erhabene Eigenſinn, der ſein Alles an Eine beſtimmte Perſönlichkeit ſetzt, etwas mehr als Grille und Laune und ſtand im Hintergrunde des Spiels ein heiliger Ernſt. Aber der Ernſt ward allerdings zum Spiel, wenn das was das Gebot einzelner Herzen war zur Forderung der Sitte für alle ward, und wenn das Suchen, Werben und Gewähren zweier Individualitäten, das immer eine ganz individuelle Geſchichte ſein wird, conventionelle Regeln für ſeinen Verlauf und ſeine Stufen erhielt. Und das war der Fall im ritterlichen Minnedienſt. Der Fortſchritt war daß aus der allgemeinen Verpflichtung zum Schutz der Frauen ſich der Dienſt einer einzelnen entwickelte, der man huldigte, deren Huld man durch Kühnheit und Treue zu gewinnen ſuchte; aber

das Extrem war daß dies nun Modeſache wurde, die ein jeder auch ohne Herzensantheil mitmachte, und daß die höfiſche Sitte im äußerlich übereinkömmlichen Geſetze die Freiheit einſchloß, während die Frauen den Wechſel von Dienſtbarkeit und Herrſchaft ſchlecht ertrugen und zu übermüthiger Tändelei verführt wurden.

Wie Fauriel in der Geſchichte der provenzaliſchen Poeſie darthut nahmen die Troubadours vier Stufen des Minnedienſtes an. Auf der erſten ſteht der ſchmachtende Ritter, der ſeine heimliche Liebe nicht zu geſtehen wagt, ſondern verbirgt und ſich verſtellt, der feignaire; hat er endlich ein Geſtändniß gewagt, dann iſt er der Bittende, pregaire; nimmt die Frau ſeine Liebesdienſte an, ſo iſt er der Erhörte, entendeire; iſt ihm die höchſte Gunſt gewährt, dann iſt er der erklärte Liebhaber, der Traute, drutz. Der Erhörung ging eine Prüfungszeit voran und gar bald begannen die Damen die Ritter ſehr lange ſchmachten zu laſſen und ſie auf ſeltſame Proben des Muthes und der Hingebung zu ſtellen. Waren ſie beſtanden, dann ward er auf ganz ähnliche Weiſe von der Königin ſeines Herzens als Vaſall angenommen, wie es beim Ritterſchlag vom Könige geſchah. Kniend verſprach er Treue und gleich dem Lehnsherrn legte die Dame ihre Hand zwiſchen ſeine Hände und nahm ihn mit Kuß und Ring zu ihrem Ritter an. Er trug nun ihre Farben und ein Wappenzeichen das ſie ihm gab, eine Schleife, einen Gürtel, einen Aermel, oder ein anderes Kleidungsſtück das ſie getragen; er befeſtigte dies Liebeszeichen am Schilde oder an der Lanze, und ward es im Kampfſpiele oder in der Schlacht zerfetzt, ſo war die Freude der Dame groß. „Am weiteſten", ſagt Weinhold in ſeinem Buche über die deutſchen Frauen im Mittelalter, „iſt die Sitte ſolcher Geſchenke in dem gegenſeitigen Tauſche der Hemden geführt. Als der Caſtellan von Couch von ſeiner Dame ſcheiden mußte, ſandte er ihr ſein Hemd zum Troſte und Liebesſpiel. Wenn Gamuret in den Krieg oder zum Turniere ritt, gab ihm Herzeleide ein Hemd, das ſie getragen, und er legte es über den Harniſch an. Ihrer ſind 18 durchſtochen, ehe er in den letzten Kampf zieht und die Frau hat mit Wonne dieſe zerhauenen Hader (Lumpen, Fetzen) wieder angethan. Man ſieht wie fein dieſe Zeit im Liebesgenuſſe war und wie jeder Nerv den Geliebten ſchmeckte und fühlte."

Häufig verlangte die Frau eine edle oder große That, ehe

ſie den Dienſt des Ritters annahm, und gar mancher iſt auf dieſe Weiſe zur Theilnahme an den Kreuzzügen getrieben worden; häufig aber verlangte ſie die Erfüllung launenhafter Einfälle, und das iſt dann immer der Beweis daß aus einer Herzensſache ein Spiel der Mode geworden. So ſcherzt und ſpottet Tanhäuſer daß er die Tauben aus Noah's Arche oder den Apfel des Paris bringen ſolle, daß er die Rhone bei Nürnberg fließen oder den Mäuſeberg wie Schnee zerrinnen laſſen möge, dann werde er Gnade finden. Der Troubadour Guillem de Balaun wollte gern wiſſen, was ſüßer ſei, das Glück der erſten Erhörung oder der Verſöhnung nach einem Streite; er ſtellte ſich alſo erzürnt gegen die Dame ſeines Herzens. Sie verſuchte ihn zu beſänftigen und als das fruchtlos blieb, ließ ſie ihn aus dem Schloſſe werfen. Er gerieth in Verzweiflung, ſie aber wollte nichts mehr von ihm wiſſen, bis ein Freund ſie aufklärte und nun verhieß ſie Verzeihung, wenn der Troubadour ſich den Nagel ſeines kleinen Fingers ausziehen laſſe und ihn ihr überreiche nebſt einem Gedichte, worin er ſeine Thorheit bekenne. So geſchah's. Peter Vidal verliebte ſich in Loba von Carcaſſes und verkleidete ſich darum in einen Wolfspelz, um als Lop (Wolf) vor ihr zu erſcheinen, aber die Hunde verſtanden es unrecht und zerzauſten ihm wie das fremde ſo das eigene Fell. Ulrich von Lichtenſtein trinkt ſchon als blöder Knabe das Waſchwaſſer der Dame, die er ſich im ſtillen zur Herrin erkoren, er läßt ſich ſeine Oberlippe abſchneiden, weil ſie dieſelbe zu dick gefunden. Ein Finger wird ihm im Turnier abgeſtochen, aber wieder angeheilt; da ſchmerzt es ihn daß die Dame ihn nun nicht mehr bedauert, er läßt den Finger abhauen und ſendet ihn ihr in einem ſammtgefütterten Käſtchen mit einem Briefe in Verſen dazu, froh daß ſie nun ſeiner gedenke. Dann erſcheint er in Venedig als Frau Venus oder Frau Minne in Weiberkleidern, aus dem Meere ſteigend, und turniert mit den Männern und zieht in den öſterreichiſchen Landen umher, Ringe ſpendend an alle die den Speer mit ihm brachen, alles zu Ehren der Gebieterin ſeines Herzens, die ihm einmal einen nächtlichen Beſuch verſprach, aber ihn mit Hohnlachen zum Fenſter hinauswerfen ließ. Sie war die Frau eines andern und auch Ulrich hatte Weib und Kind daheim. Er hat in ſeinem Frauendienſt das alles ſelbſt in zierliche Reime gebracht, ein Don Quixote der ſich ſelbſt beſingt.

Und hier erkennen wir die Schattenſeite des Minnedienſtes.

Er war nicht der Ausdruck einer ſehnenden Liebe, die die Geliebte für das Leben erwerben will, er ging nicht der Ehe voraus, ſondern neben derſelben her, die Huldigung galt zumeiſt verheiratheten Frauen, die Männer geſtatteten dem andern was ſie für ſich ſelber in Anſpruch nahmen. Der Mönch Noſtradamus ſtellte ſogar die Behauptung auf, daß zwiſchen Ehegatten gar keine Liebe ſtattfinden könne; denn das Weſen der Liebe ſei mit ſeinen Gaben an keinen Zwang gebunden, ſondern freie Huld, die Ehe aber verlange daß eines ſich in den Willen des andern unbedingt füge, und ſchließe damit die Liebe aus; — eine Verwechſelung von Freiheit und Geſetzloſigkeit, die wir nicht zu widerlegen brauchen; die Liebe iſt gerade die Geſetzerfüllung aus freier Luſt, in beglückendem Wohlwollen. Trennte man aber Ehe und Minnedienſt, ſo war dieſer letztere entweder nur ein Spiel der Phantaſie, oder die Gefahr, die in demſelben lag, führte zur Sittenloſigkeit, zu einer Raffinerie der Luſt im Verſagen und Gewähren. Ja wie der Lehnsherr ſich von den Vaſallen zu Bette geleiten ließ, ſo folgte auch der Ritter ſeiner Dame ins Schlafgemach und entfernte ſich erſt, nachdem ſie ſich niedergelegt, was damals gewöhnlich ohne Gewand geſchah. Wer wird nicht beiſtimmen, wenn Weinhold ſagt: „In der galanten Geſellſchaft des Mittelalters, die zwiſchen Naivetät und Lüſternheit ſchwankt, war eine ſolche Sitte eine ſehr bedenkliche Verſuchung der Menſchlichkeit.“ Aber man ging noch weiter. Die Frau gewährte dem Liebhaber eine Nacht in ihren Armen, wenn er eidlich gelobte ſich nur einen Kuß zu erlauben. Die Sitte war weit verbreitet und findet ſich noch im Kiltgang oder Fenſterln unſerer Gebirgsbewohner, allein da zwiſchen Burſch und Mädchen, die als Verlobte gelten, und der Ehe vorausgehend. Wie oft mag in ſolch enthaltſamen Liebesnächten die Dame vom Eid entbunden oder der Ritter ihn in Leidenſchaft gebrochen haben! König Wenzel von Böhmen rühmt ſich: Ich brach die Roſe nicht und hatt' es doch Gewalt; aber Hartmann von der Aue meint daß derer nicht viel ſeien die ſo handelten. Wir verdanken dieſer Sitte die Alba's oder Tagelieder. Die provenzaliſche Weiſe iſt gewöhnlich die daß ein Freund des Ritters ein Hüteramt hat und ihn beim Anbruch der Morgenröthe (alba) erwachen oder aufſtehen und ſcheiden heißt. Das ſchönſte derartige Gedicht iſt das folgende von Guiraut von Borneil:

„Glorreicher König, Licht und Glanz der Welt,
Allmächt'ger Gott und Herr, wenn dir's gefällt,
Sei meinem Freund ein schützender Begleiter:
Seitdem die Nacht kam, sah ich ihn nicht weiter,
Und gleich erscheint der Morgen.

Geliebter Freund, wachst oder schläfst du noch?
Schlaf jetzt nicht mehr, der Morgen stört dich doch;
Ich seh' den Stern schon groß im Osten stehen,
Der uns den Tag bringt, klar ist er zu sehen,
Und gleich erscheint der Morgen.

Geliebter Freund, ich warne mit Gesang:
Schlaf jetzt nicht mehr, das Vöglein singt schon lang,
Das im Gebüsch sich sehnt nach Tageshelle;
Der Eifersücht'ge, fürcht' ich, kommt zur Stelle,
Und gleich erscheint der Morgen.

Geliebter Freund, tritt an das Fenster nur,
Betrachte selbst den Schein der Himmelsflur:
Daß ich ein treuer Bote, wirst du sagen,
Doch folgst du nicht, mußt du den Schaden tragen,
Und gleich erscheint der Morgen.

Geliebter Freund, seitdem ich von dir schied,
Schlief ich nicht ein, nein harrte stets gekniet,
Zu Gott, dem Sohn Maria's stieg mein Flehen,
Dich woll' er mir zum treusten Freund ersehen, —
Und gleich erscheint der Morgen.

Geliebter Freund, da draußen auf dem Stein
Hast du gebeten, daß ich nicht schlief ein,
Vielmehr dort wachte, bis es würde tagen,
Jetzt will mein Sang und ich dir nicht behagen,
Und gleich erscheint der Morgen." —

„Liebsüßer Freund, so selig ruh' ich traun,
Ich möchte Tag und Morgen nimmer schau'n,
Im Arm der Schönsten, die ein Weib geboren,
Drum sollen mich die eifersücht'gen Thoren
Nicht kümmern, noch der Morgen!" —

Bei Wolfram von Eschenbach ruft der Wächter, daß der Tag wie ein Löwe seine Klauen durch die Wolken schon geschlagen habe, und die Frau erwidert, daß ihr der Geliebte aus dem blanken Arm, nicht aus dem Herzen genommen werde. Die dem Volk lieb gewordenen Wächterlieder wandte später Nicolai auf das Religiöse, wenn er sang:

Wachet auf! ruft uns die Stimme
Des Wächters von der hohen Zinne.

Reizender war die Situation, wenn man ſie in der Zwieſprache der Liebenden ſelbſt darſtellte, die erkennen daß es Zeit iſt zu ſcheiden, und doch nicht ſcheiden wollen, und das war das gewöhnliche Thema der Tagelieder. So ſingt einer der ältern Minneſänger, Dietmar von Eiſt:

„Schläfſt du noch, mein Leben?
Es iſt wol Zeit uns zu erheben,
Ein Vögelein ſo wohlgethan
Hebt auf dem Lindenzweig zu ſingen an.“

„Ich ſchlief ſo ſanft, dein Wecken
Iſt mir, o Kind, ein arger Schrecken,
Lieb ohne Leid mag nimmer ſein,
Thu was du willſt, Herzliebſte mein.“

Die Frau begann zu weinen:
„Nun reit'ſt du fort, läßt mich alleine,
Wann kommſt du wieder her zu mir?
Weh, meine Freude nimmſt du fort mit dir.“

Oder Wolfram von Eſchenbach:

Des Morgens Schein bei Wächters Sang erfah
Die Frau, als ſie geborgen
In des werthen Freundes Arme lag.
Der ſüßen Freuden Ende ging ihr nah,
Da wurden ihr von Sorgen
Naß die Augen. „Weh“, begann ſie, „Tag!
Wild und zahm erfreut ſich dein
Und ſieht dich gerne,
Ich nur nicht. Wie ſoll es mir ergehn?
Nun mag nicht länger hier bei mir beſtehn
Mein Freund, ihn jagt von mir dein Schein.“

Der Tag gewaltig durch die Fenſter drang,
Die Läden ſie verſchloſſen,
Doch half es nicht. Noth ward ihnen kund.
Den Freund die Freundin feſter an ſich zwang,
Viel Thränen ihnen floſſen
Auf beider Wangen. Alſo ſprach ihr Mund:

„Zwei Herzen und ein Leib ſind wir
Gar unzertrennlich.
Unſre Treue wandert Hand in Hand;
Wie ſchnell dies große Heil uns nun entſchwand,
Du kommſt zu mir und ich zu dir."

Aber Wolfram ſelber erkannte, tiefſinnig und edel wie ſein Gemüth war, das Unſittliche, was in ſolchen Verhältniſſen lag oder doch leicht aus ihnen hervorgehen konnte, und wollte darum das Sauere nach dem Süßen nicht mehr ſingen; „ein offenkundig ſüß Gemahl kann ſolche Minne geben", ohne daß der Wächterruf oder die Späher uns erſchrecken. Den ſchönſten Nachklang der Tagelieder finden wir bei Shakſpeare, der im hohen Lied der Liebe auch die Formen der Minnepoeſie verwerthet, wenn Romeo und Julia nach der Brautnacht ſcheiden, und ſie anhebt:

Willſt du ſchon gehn? Der Tag iſt ja noch fern,
Es war die Nachtigall und nicht die Lerche!

Eine andere poetiſche Form haben wir im Tenzon, dem Kampf- oder Wettgeſang, in welchem mehrere Dichter eine ſtreitige Frage zu löſen ſuchten und einer oder mehrern Damen den Richterſpruch übertrugen. So wird z. B. geſtritten wer der Beglücktere ſei, der die Geliebte anſchaut, dem ſie die Hand drückt oder den ſie heimlich auf den Fuß tritt. Es waren geiſtige Turniere, und in Nordfrankreich entwickelten ſich daraus förmliche Minnehöfe, aus Männern und Frauen beſtehend, die ſich auch nach Deutſchland verbreiteten, und über die rechten Formen wachten, in ſtreitigen Fällen die Entſcheidung gaben.

Fragen wir überhaupt wie ſich der Minnedienſt und die Minne in der Poeſie kundgegeben, ſo haben wir in ihr nicht blos die lauterſte Quelle für jene, ſondern erinnern daran wie die Liebe ſelber der poetiſche Zuſtand des Gemüths iſt, der mit ſeinem Sehnen und Verlangen, Haben und Genügen die Einbildungskraft mächtig erregt daß ſie in dem geliebten Bilde das Ideal der Seele entwirft, daß ſie den dunkeln Ahnungen und Regungen Geſtalt gibt und die Erfüllung und den Genuß in der Erinnerung verklärt. Die Engländer haben für Phantaſie und Liebe das gemeinſame Wort fancy, und wir erkennen dieſe Einheit, wenn das liebende Gemüth ſich raſtlos in quälenden und entzückenden Träumen wiegt, oder wenn die Minne auch zu noch

ungeſehenen Perſönlichkeiten durch die Einbildungskraft im Herzen mächtig wird. Sobald aber der Minnedienſt conventionell war, machten viele ihn mit als begeiſterungsloſe Thyrſusträger, und da es zur Bildung gehörte ein Lied ſingen zu können, ſo entſtanden nun ſo viele Gedichte, die ohne den vollen Herzensdrang und ohne eigene Erfahrung individualitätslos das Herkömmliche wiederholen, in einem ganz allgemeinen und dadurch farbloſen Preiſe der Geliebten aufgehen und deshalb nebeneinander langweilig werden. Das gilt von vielen Gedichten der Troubadours wie der deutſchen Minneſänger. Daher Schiller's ſcharfes Wort vom Frühling der kommt, vom Sommer der geht, und von der Langenweile die bleibt.

Es ſind ſo ſehr dieſelben Stoffe, dieſelben Geſichtspunkte, daß Dietz einmal von den Troubadours äußerte, man könnte ſich dieſe ganze Literatur als das Werk eines einzigen Dichters denken, nur in verſchiedenen Stimmungen hervorgebracht. Aehnlich, wenn auch anerkennender, bemerkt Jakob Grimm über die Minneſänger: „Von weitem meinen wir denſelben Grundton zu vernehmen, treten wir aber näher, ſo will keine Weiſe der andern gleich ſein. Es ſtrebt die eine ſich noch einmal höher zu heben, die andere wieder herunterzuſinken und liebend ſich zu mäßigen. Was die eine wiederholt, ſpricht die andere nur halb aus. Dieſe Sänger haben ſich ſelbſt Nachtigallen genannt und gewißlich könnte man auch durch kein Gleichniß als das des Vogelgeſangs ihren überreichen, nie zu erfaſſenden Ton treffender ausdrücken, in welchem jeden Augenblick die alten Schläge in immer neuer Modulation wiederkommen.“ — Aber es iſt nur die Zierlichkeit der Einkleidung und des wechſelnden Ausdrucks oder Versmaßes für die wenigen Gefühle, Anſchauungen und Gedanken; nur ſelten überraſchen uns bei den meiſten Troubadours wie Minneſängern individuelle Züge, die eine eigene Lebenserfahrung, eine eigene Naturbeobachtung ausdrücken, ein neues Bild für einen innern Zuſtand finden; die Mehrzahl hält ſich an das Allgemeine. Der Deutſche ſingt:

Freu' ein andrer ſich der Sonne,
Wenn ſie vor dem Berg aufgeht,
Sei es eines andern Wonne,
Wenn die Roſ' im Thaue ſteht;
Mich erfreut allein ein Weib
Sanft von Herzen, ſchön von Leib.

Aehnlich der Provenzale:

Wann der Blätter Grün entquillt,
Blüten aus den Zweigen dringen,
Wann die Vöglein lieblich ſingen
Fühl' ich mich von Wonn' erfüllt;
Steh'n die Bäume ſchön im Flor,
Tönt der Sang der Nachtigallen,
Muß ein Herz vor Liebe wallen,
Das ſich edle Lieb' erkor.

Aber Bernard von Ventadour, der als Schwalbe nachts in das Kämmerlein der Geliebten fliegen möchte, empfindet auch das Entzücken der Liebe ſo mächtig, daß ihm die Eisblumen des Winters farbenbunt aufblühen, und der Schnee vor ſeinen ſeligen Blicken grünt; die innere Glut läßt ihn Sturm und Regen wie Thau und kühlende Lenzluft fühlen. Sein Weh iſt eine ſüße Pein, mit der kein fremdes Glück ſich mißt; und wenn ſo ſüß das Weh ſchon iſt, wie herrlich muß das Glück erſt ſein!

Die Frauen wollen bald die Ehre genießen der Gegenſtand für das Sehnen, Sinnen und Singen eines angeſehenen Dichters zu ſein, bald aber fordert auch wieder das Außereheliche dieſer Huldigung und die wirklich hervorbrechende Leidenſchaft oder der gewährte vertraute Umgang daß der Verkehr geheim bleibe; das nimmt wieder den Liedern die individuellen Bezüge, und bringt mit ſich daß kein Name genannt, aber gegen Kläffer und Merker geeifert wird.

Erinnern wir uns indeß daran wie alles Conventionelle des Minnedienſtes doch der Niederſchlag davon war daß Frauenverehrung und Innigkeit der Liebe in den Gemüthern erwacht und in den Vordergrund des Lebens getreten, ſo werden wir auch feſthalten daß die wirklichen und echten Dichter dieſer Zeit das Gemüth als Quell und Gegenſtand der Dichtung fanden und in der Liebe ein Gefühl für andere empfanden, das ſich ſeiner Natur nach ausſprechen und einen harmoniſchen Widerklang ſuchen mußte. Dieſe Erſchließung der Subjectivität und Innenwelt iſt der bleibende Gewinn. Daran reiht ſich ein zweiter. Was uns geiſtig beſchäftigt das wird ein Theil von uns, das bildet uns nach ſich; und ſo nahm die Seele der Männer das Ewigweibliche in ſich auf, die Roheit des Lebens ward dadurch geſittigt und gemildert, ein ſtilles inneres Glück warf einen Schein der Freude

in die kriegerische Rauheit der Welt, man fragte bei edeln Frauen nach dem was sich ziemt, und sah in der Liebe die Seele sanft gestimmt und gereinigt werden. „Minne ist aller Tugenden ein Hort" sagt darum Walther von der Vogelweide, und wenn Bernard von Ventadour erklärt:

Todt ist der Mensch, dem der Genuß
Der Liebe nicht das Herz beseelt,
Ein Leben, dem die Liebe fehlt
Gereicht der Welt nur zum Verdruß; —

so sieht Pons von Capdueil in der Liebe den Quell der Humanität:

Glückselig wer der Liebe Glück gewinnt:
Die Lieb' ist Quell von jedem andern Gut,
Durch Liebe wird man sittig, frohgemuth,
Aufrichtig, fein, demüthig, hochgesinnt,
Taugt tausendmal soviel zu Krieg und Rath,
Woraus entspringt so manche hohe That.

So singt Markgraf Heinrich der Erlauchte von Meißen:

Ja, reicher Gott, wie sanft es thut,
Wen freundlich grüßt ein lieblich Weib,
Dem wird so freudenreich der Muth
Als ob sein Herz ihm und der Leib
In Lüften flöge wunderbar,
Ihm schwingt der Sinn sich hoch empor
Als wie der edle Adelaar.

Dante sagt daß Herzensadel und Liebe stets zusammen sind, und vor ihm sang schon Guido Guinicelli:

Im edlen Herzen herbergt immer Liebe
Wie in des Waldes Laub der Vöglein Schar;
Nicht schuf Natur vor edlen Herzen Liebe,
Noch edles Herz eh Lieb' erschaffen war.

Die Kunst des Findens und Erfindens (trobar) hat dem provenzalischen Trobador, Troubadour, wie dem nordfranzösischen Trouvere den Namen gegeben; man nannte so alle die sich in freier Weise mit der Kunstdichtung beschäftigten, während Jongleur, Joculator (von iocus Scherz, Spiel) jeder hieß der aus Musik und Poesie ein Gewerbe machte. Beides ging häufig in-

einander über, auch der Jongleur erfand Lieder, auch Ritter die wenig beſaßen gingen als Dichter in den Dienſt der Fürſten und übten die Kunſt um Lohn. Doch waren die Spielleute zugleich auch Tänzer, Seilſpringer, Poſſenreißer. Das Gleiche gilt von den Minſtrels der Normannen und Engländer; Meneſtrel kommt von ministerium Handwerk, Metier. Immer müſſen wir feſthalten daß die Lieder nicht fürs Leſen geſchrieben, ſondern fürs Singen gedichtet wurden, daß ſie ſich an überlieferte Melodien anſchloſſen, wenn nicht der Dichter mit dem Versmaß auch die Tonweiſe erfand, oder ein Muſiker dieſe ihm componirte. Die Monotonie der Gedanken und Redewendungen mindert und mildert ſich, wenn friſche Lebendigkeit des Vortrags die Worte erklingen läßt und die Muſik der Harfe, Viola oder Zither ſie begleitet. Eigenthümlich iſt der Kunſtdichtung die ſtrophiſche Gliederung; ſie reimt nicht fortwährend Verſe von gleicher Länge aufeinander, ſondern läßt längere und kürzere Zeilen nach einer beſtimmten Regel wechſeln, ſie greift mit bindenden Reimen über mehrere Verſe hinaus, und bildet eine Versgruppe, die dann in gleicher Weiſe mehrfach wiederholt wird. Bei den Provenzalen gehen häufig dieſelben Reime durch alle Strophen, oder bei ſonſtiger Mannichfaltigkeit wenigſtens Ein Reim durch das ganze Gedicht. Die Deutſchen haben das nicht aufgenommen, dafür aber größere Ehre in die Erfindung neuer Strophenformen geſetzt. Lied heißt urſprünglich Glied, die Strophen ſind die Glieder des Gedichts. Eigenthümlich iſt auch den Provenzalen ein Nachhall des Gedichts, das Geleit, ein kleiner Epilog, der irgend eine perſönliche Bemerkung des Dichters enthält, welcher hier ſeinen Namen nennt und das Lied ſelbſt, oder den Boten des Geſanges anredet, einen Lobſpruch auf die Geliebte oder auf den Gönner anfügt. Die letzten Reime der Strophe hallen im Geleite nach. Der Strophenbau ſelbſt iſt dreigliederig, indem zwei gleiche Theile von zwei oder mehr Verſen einander entſprechen und ein dritter, für ſich allein ſtehender, darauf folgt oder in der Mitte von jenen ſteht. Im Deutſchen heißen ſie Stollen und Abgeſang; Satz, Gegenſatz und Vermittelung treten ſolchergeſtalt hervor. Die Italiener bildeten danach mit formalem Schönheitsſinne ihre Canzonen in der Art daß zuerſt drei Verſe ihr Gegenbild und ihr Reimecho in drei andern finden, und der Schluß, bald kürzer, bald reicher entfaltet ſich ſo anfügt daß ſein erſter Vers, der den weiter gehenden Gedanken anhebt,

durch ſeinen Reim auf den Schluß der Stollen ſich zurückbezieht und an dieſen gebunden iſt, — ein reizender Widerſpruch und zugleich ſeine Löſung in Form und Inhalt, gleichſam ein Septimenaccord in der Mitte der Strophe. Iſt die Canzone für die wechſelreiche Empfindung geſchaffen, ſo wurde die in Deutſchland von Walther von der Vogelweide bereits entwickelte, von Reinmar von Zweter ausgebildete Spruchform zum Sonett: zwei Paare von je vier Verſen ſind Satz und Gegenſatz, Bild und Gegenbild, und als ſolche bezeichnet und zuſammengehalten dadurch daß die Binnen- und Außenreime dieſelben ſind, alſo Zeile 1, 4, 5, 8, Zeile 2, 3, 6, 7 aufeinander anklingen; dann folgt ein Abgeſang von ſechs Zeilen. Alle Zeilen haben die gleiche Länge von fünf Hebungen, und hier und da erweitern ſie ſich noch durch eine Coda, einen Anhang und Ausklang. — Descort, im Gegenſatz zu Accort, heißt den Provenzalen ein Lied des Zwieſpalts, wo die unerwiderte Liebe in Strophen klagt die formell nicht miteinander übereinſtimmen.

Von der Provence hat ſich die neue Kunſtlyrik nach Nordfrankreich, von da über den Rhein nach Deutſchland, von hier aus durch den Hof Friedrich's II. in Palermo nach Sicilien und Italien verbreitet, während die Troubadours ſelbſt auf die Lombardei und nach Spanien hinüberwirkten. Daher begegnen uns viele übereinſtimmende Züge in Form und Inhalt. So wandert das Bild des Schwanes, welcher ſingt wenn er ſterben ſoll, von der Provence nach Nordfrankreich, von da nach Deutſchland, von da nach Italien; ebenſo die Liebesflamme in der das Herz geläutert wird wie das Gold im Feuer, oder Triſtan's Trank aus dem Zauberbecher, der die Seelen unauflöslich bindet, oder die klagende Turteltaube über den Verluſt des Gatten.

In der Provence blühte die Lyrik, in Nordfrankreich die epiſche Dichtung, während die Kunſtlyrik nur ein falber dürftiger Widerſchein der ſüdlichen iſt; der Lai beſteht aus ähnlichen, aber doch ungleichen Strophen und nimmt gern epiſche Elemente in ſich auf; er ſcheint volksmäßig im Norden, gleichwie der Refrain, aus welchem ſich der Abgeſang entwickelt hat. Schon die vielen Fremdwörter in der höfiſchen Poeſie Deutſchlands weiſen auf das Vorbild Frankreichs hin; aber die Trouveres wurden übertroffen durch die Lieder die weniger der Reflexion und mehr dem Gemüth entquollen, und durch die körnige, ſinnige Spruchdichtung neben derſelben, durch die Fülle der Töne, die ein nie matter

Erfindungsreichthum in immer neuer Weise anschlägt, sodaß jeder Dichter die seine, ja verschiedene für verschiedene Gesänge hat. Dem Lai verwandt ist der Leich, Spiel oder Musik mit Gesang, während im Lied der Gesang voransteht, die Musik begleitet, daher Leiche für Chorgesang und Reigen, in freierm Wechsel der Glieder oder Strophen bei durchherrschendem Grundton. Friedrich II. und Manfred waren selbst Dichter, ebenso der Kanzler Peter de Vineis und Enzio; durch sie kam die deutsche Technik zu den Italienern, welche die Form geschmackvoll begrenzten; ihre Strophe heißt Stanza, Zimmer; wie ein Zimmer von Wänden bildet sich die Ottave durch die Zusammenstellung von vier Reimpaaren; später gibt man den drei Reimpaaren einen Schluß von zwei aufeinander auslautenden Zeilen in der bekannten epischen Stanze. In der Lombardei sang man den Provenzalen in ihrer Mundart nach, die sicilianische kam am Hof Friedrich's II. in Gebrauch und verbreitete sich von dort nach Italien, wo bald die toscanische sich ihr anschloß; aus diesen Elementen erwuchs allmählich eine italienische Schriftsprache. Damals kam es vor daß ein Dichter mit provenzalischen, sicilianischen, ja lateinischen Versen oder Strophen in einem und demselben Lied wechselte; ja Rambaut de Vaqueiras fügte auch noch das Nordfranzösische, Gascognische und Spanische hinzu um recht anschaulich zu machen in welche Verwirrung sein verliebter Sinn gerathen sei. Dagegen wirkte Brunetto Latini vornehmlich für die Reinheit der italienischen Sprache, und Gelehrte wie er griffen nun in die Dichtung ein, Guido Guinicelli, welchen Dante seinen und aller bessern Dichter Vater nennt, Guittone und Calvacanti, welche mit philosophischer Bildung ausgestattet, durch erhabene Gedanken und geistvolle Gleichnisse in der Liebe zugleich die weltbewegende ewige Gottesmacht feierten, und im Anschluß an Platon in allem Sinnlichen nur das Abbild des Idealen sahen, leider aber auch in der Scholastik befangen sich in haarspaltenden Spitzfindigkeiten gefielen und allerhand Subtilitäten für eine allegorische Auslegung in ihre Canzonen hineingeheimnißten.

Mit Südspanien war von der Provence aus steter Verkehr; 1113 kam durch Heirath die Krone dieses Landes an Raimund Berengar III. von Barcelona, und dorthin folgten viele Troubadours nun ihrer Herrin, deren Gemahl an seinem Hofe ritterliche Fertigkeiten pflegte. Fünfundzwanzig Jahre später erwarben die Grafen von Barcelona auch Aragonien und verbreiteten die

neue Bildung nach Saragoſſa. Die Fürſten ſelber wurden als Dichter gerühmt, und die Lieder ſangen nicht blos von Minne, ſie waren auch hier eine Waffe in den Staatshändeln und wurden mitunter zur Satire. In Spanien ging dieſer Richtung ein nationaler Volksgeſang voraus und zur Seite, in Portugal aber ward er durch die Troubadours und ihre Nachfolger zurückgedrängt, und mit wenigen Ausnahmen der kurzen Blütezeit im 16. Jahrhundert behielt hier die Poeſie die weichen geſchmeidigen Züge der Künſtlichkeit, der Abhängigkeit von fremden Muſtern. Im Liederbuch des Königs Diniz hat das was Frauen in den Mund gelegt iſt noch einen naturmelodiſchen Klang, einen originalen Hauch, aber wo ſie im eigenen Namen dichten da zeigen die Männer ihre Formgewandtheit der Uebertragung provenzaliſcher Weiſen mit deren conventionellem Inhalt. Statt des ſich ſelber geſtaltenden Herzensdrangs herrſcht die höfiſche Mode. Am Anfang des 13. Jahrhunderts kämpfte und fiel Peter von Aragonien für die Albigenſer; viele Trobadours verließen die blutigen Trümmer der Heimat, wo nun die Inquiſition wüthete, und fanden in Spanien eine Freiſtätte für ihre heitere Kunſt, fanden dort die Minnehöfe, die dichteriſchen Wettkämpfe, an denen noch eine Zeit lang dieſe Kunſtpoeſie ihr Daſein friſtete, bis ſie wie überall mit dem alten und echten Ritterſinn erloſch. Der Adel verarmte durch die Kreuzfahrten wie durch ſeine Sucht nach Glanz und Prunk, während die Städte durch Handel und Gewerbfleiß emporkamen; Roheit und Raubgier führte dort zur Entartung, während hier der Grund zu einer neuen Geſittung gelegt ward.

Bei den Troubadours nun iſt die Liebe entweder mehr ſinnliches Feuer oder Verſtandesſache und Spiel, bei den Minneſängern mehr Gemüthsſtimmung und Herzensſache; jene ſind männiſcher, kecker, verwegener, dieſe frauenhafter, inniger, ſchmachtender, und ſtatt friſcher Eroberungsluſt und freudigen Muths waltet dieſe ſelbſtquäleriſche Klage, ein Verzagen und Erbangen, ein ſtilles Sinnen. Die Liebespoeſie iſt dem Provenzalen eine frohe Wiſſenſchaft, ein gai saber, dem Deutſchen weit mehr eine Wonne der Wehmuth, das Träumen und Schmachten der Frühjugend in den Selbſttäuſchungen der Einbildungskraft, ein Sichbeſiegtfühlen und ſchüchternes Hoffen, das ſein Empfinden kaum zu bekennen wagt, ſtatt leidenſchaftlicher Erlebniſſe ſpiegelt die Dichtung ſanft und ſtet die Zuſtände des Gemüths ab. Darum drängen denn auch die Troubadours ihre Perſönlichkeit überall

vor, und ihr Schickſal iſt oft poetiſcher als ihre Verſe; ſie nehmen theil an den Kämpfen der Zeit, ſie ergreifen Partei und machen ſich durch ihre Rügen- und Fehdelieder geſucht und gefürchtet. Ein Sirventes vertritt die Stelle eines Leitartikels der Zeitung, der Dichter legt darin ſeine Anſicht über eine Zeitfrage, über eine öffentliche Angelegenheit nieder, er ſpricht ſeinen Haß oder ſeine Theilnahme aus, und läßt ſelber, oder die Partei läßt das Gedicht durch die Jongleurs, die herumwandernden Spielleute, von Markt zu Markt, von Schloß zu Schloß tragen. In ſolchen Rügeliedern richtet ſich denn Zorn und Freimuth gegen die Wölfe im Schafspelz, die ſchlechten Hirten, welche die Heerde zerfleiſchen ſtatt ſie zu hüten, und die Sänger werden zu Herolden der Geiſtesfreiheit, zu Fürſprechern der Armen und Gedrückten. Rom ſollte der Welt Licht und Leben ſein, und iſt alles Böſen Grund geworden; der Papſt maßt weltliche Gewalt ſich an und ſäet Zwietracht ſtatt Frieden zu predigen, ſagt Guillem Figueiras; dafür wird die Hölle der Lohn für die giftige kronentragende Schlange ſein. Peire Vidal klagt:

Die Päpſt' und der Doctorenſchwarm
In ſolches Elend brachten die
Die Kirche daß es Gott erbarm!
So gottlos und ſo ſchlimm ſind ſie
Daß ſie erzeugt das Ketzerthum,
Es iſt die Sünd' ihr Ziel und Ruhm.

Am ſchärfſten geiſelt Peire Cardinal am Anfang des 13. Jahrhunderts die Geiſtlichkeit:

Sie heißen Hirten zwar, doch ſind ſie Mörder gar;
Je höher gar ihr Stand, je ſchlimmer iſt's bewandt;
Auf Lüge wird gezählt je mehr die Wahrheit fehlt,
Je wen'ger Wiſſenſchaft je größ're Ränkekraft,
Und von der Demuth gar findet ſich nicht ein Haar;
Ja gegen Gott ſo feind hat's niemand noch gemeint
Als dieſes Pfaffenheer von alten Zeiten her.

Er will einen Berg von Gold dem Wahrhaftigen geben, wenn ihm jeder Lügner ein Ei bringt, eine Mark dem Gütigen, Ehrlichen, wenn ihm die Schelme und Unholde je einen Heller zahlen. Die Großen haben ſo viel Mitleid mit den Armen wie Kain mit Abel, kein wahres Wort entquillt ihnen, aber eine Lügenflut wie der Strom der Berge. Der iſt betrogen welcher

glaubt daß unrechtliche Gewalt und Liſt zu Schaden komme, denn ſie triumphiren. Der Dichter hofft für ſich auf einen milden Spruch am Tage des Gerichts, weil er die böſe Welt bekämpft; er ſingt ein Rügelied ſtatt eines Fluchs gegen die Habſucht der Fürſten und Pfaffen:

Um Land zu rauben geben ſie Geſetze,
Und ſpannen aus nach Beute ihre Netze
Um immer mehr Gewalt ſich zu verſchaffen.

Sie wollen die Welt einfangen, und es ſcheint daß es ihnen gelingt, ſei's mit Heucheln oder mit Schmeicheln, ſei's mit Ablaß oder Bann, ſei's mit Gott oder mit dem Teufel! — Pons von Capdueil fordert in mehrern Liedern zum Kreuzzug auf, und fügt hinzu:

Wer alle Länder überm Meer beſiegt
Und Gott nicht ehrt dem frommt nicht ſein Beginnen,
Denn Alexander der die Welt bekriegt
Nahm nichts als ein Stück Laken mit von hinnen;
Wer Gutem Böſes vorzieht iſt von Sinnen,
Denn für ein Glück das ihn nur kurz vergnügt
Gibt er eins hin das Tag und Nacht genügt.
Habſücht'ge Thoren, die ſich nie beſinnen,
Dem Geize fröhnen und doch nichts gewinnen!

Es iſt bekannt daß die blutigen Verfolgungen gegen die Albigenſer die heitern Lieder verſtummen machten. Die neue reine Lehre ward von den Anhängern des Petrus Waldus ſelbſt in alexandrinerartigen Verſen mit langen Reimfolgen vorgetragen, die das einfach evangeliſche Glaubensbekenntniß würdig ausſprachen.

Der Preis der Edeln wird vornehmlich in den Klageliedern auf die Todten laut, allein auch hier wie im Lob der Geliebten fehlen meiſt die individuellen Züge, und die Tapferkeit, die Milde, die Schönheit wird auf herkömmliche Weiſe im allgemeinen gefeiert. So heißt es in Gaucelm Faidit's Lied beim Tod von Richard Löwenherz: „Mit einem Schlag ward uns das Beſte geraubt; er war ein Mann ſo tapfer, ſo freigebig: Alexander der Sieger über Darius gab nicht mit ſolcher Milde ſeine Schätze zur Spende, Karl und Arthur waren nicht tapferer wie er. In Wahrheit er machte ſich der einen Hälfte der Welt ebenſo furchtbar als der andern verehrungswürdig.“ Von den Kriegsliedern

iſt das friſcheſte eins von Bertram de Born, der ſich rühmen konnte daß ihm ſtets nur die Hälfte ſeiner Kraft nöthig ſei, das Saitenſpiel oder die Lanze, die ritterliche oder dichteriſche Fertigkeit; wir glauben einen jener Wüſtenkämpfer Arabiens zu hören wenn er anhebt:

Mich freut des ſüßen Lenzes Flor
Wenn Blatt und Blüte neu entſpringt,
Mich freut's hör' ich den muntern Chor
Der Vöglein, deren Lied verklingt
Erſchallet in den Wäldern;
Mich freut es ſeh' ich weit und breit
Gezelt und Hütten angereiht;
Mich freut's wenn auf den Feldern
Schon Mann und Roß zu nahem Streit
Gewappnet ſtehen und bereit.

Mich freut es wenn die Plänkler nah'n
Und furchtſam Menſch und Heerde weicht,
Mich freut's wenn ſich auf ihrer Bahn
Ein rauſchend Heer von Kriegern zeigt;
Es iſt mir Augenweide
Wenn man ein feſtes Schloß bezwingt,
Und wenn die Mauer kracht und ſpringt,
Und wenn ich auf der Heide
Ein Heer von Gräben ſeh umringt
Um die ſich ſtarkes Pfahlwerk ſchlingt.

Er freut ſich der blanken Helme wie der zerhauenen Schilde, und nichts gibt ihm ſolche Wonne als der Kampfruf: „Drauf! Hinein!"

Es ſchweifen irre Roſſe
Gefallner Reiter durch das Feld,
Und im Getümmel denkt der Held,
Wenn er ein edler Sproſſe,
Nur wie er Arm' und Köpfe ſpellt,
Er der nicht nachgibt, lieber fällt.

Unter den deutſchen Minneſängern reichte an ſolchen Reichthum des Lebens nur Walther von der Vogelweide heran († um 1228), aber nicht in wilder Leidenſchaft, ſondern in der Klarheit des Gedankens und der Tiefe der Empfindung. Er lebt die deutſche Geſchichte ſeiner Zeit im Herzen und Geiſt mit durch, er begleitet die Ereigniſſe mit ſeinen Betrachtungen, er ſucht durch

Rath und That auf den Gang der Dinge einzuwirken. Er iſt der größte Lyriker der Ritterwelt, würdig neben Petrarca zu ſtehen. In voller ſtolzer Weiſe verkündet Walther der Frauen Preis und ſpricht den Gedanken der Zeit melodiſch aus:

Durchſüßet und geblümet ſind die reinen Frauen,
So Wonnigliches gab es niemals anzuſchauen
In Lüften, noch auf Erden, noch in allen grünen Auen.
Lilien oder Roſenblumen, wenn ſie blicken
Im Maien durch bethautes Gras, und kleiner Vögel Sang
Sind gegen ſolche Wonnen farblos, ohne Klang,
Wenn man ein ſchönes Weib erſchaut; das kann den Sinn erquicken!
Ja, wer am Kummer litt wird augenblicks geſund,
Wenn lieblich lacht in Lieb' ihr ſüßer rother Mund,
Ihr glänzend Auge Pfeile ſchießt tief in des Mannes Herzensgrund.

Er preiſt Deutſchland vor allen Landen, da wohne noch Sitte und reine Liebe. Deutſche Zucht geht über alle. Züchtig iſt der deutſche Mann, deutſche Frauen ſind engelſchön und rein.

Von der Elbe bis zum Rhein
Und zurück bis an der Ungarn Land
Da mögen wol die Beſten ſein
Die ich irgend auf der Erde fand;
Weiß ich recht zu ſchauen
Schönheit, Huld und Zier,
Hilf mir Gott, ſo ſchwör' ich: ſie ſind beſſer hier
Als der andern Länder Frauen.

Auch bei Walther herrſcht hier und da die Reflexion, aber ſo empfindungsfriſch und muſikaliſch hat kein Ritter im Mittelalter einen Ton angeſchlagen wie er im Liede das er dem Mädchen über das genoſſene Liebesglück in den Mund legt.

Unter den Linden
An der Heide,
Wo unſer zweier Bette was,
Da mögt ihr finden
Wie wir beide
Die Blumen brachen und Gras.
Vor dem Wald mit ſüßem Schall,
Tandaradei!
Sang im Thal die Nachtigall.

Ich kam gegangen
Zu der Aue,
Mein Liebſter kam vor mir dahin,
Ich ward empfangen,
Hehre Frau,
Daß ich noch immer ſelig bin.
Ob er mir wol Küſſe bot?
Tandaradei!
Seht wie iſt mein Mund ſo roth.

Da ging er machen
Uns ein Bette
Aus ſüßen Blumen mancherlei,
Deß wird man lachen
Noch, ich wette,
So Jemand wandelt dort vorbei,
Bei den Roſen er wohl mag
Tandaradei!
Merken wo das Haupt mir lag.

Wie ich da ruhte
Wüßt es Einer,
Behüte Gott, ich ſchämte mich;
Wie mich der Gute
Herzte, Keiner
Erfahre das als er und ich,
Und ein kleines Waldvögelein,
Tandaradei!
Das wird wol getreue ſein.

Wie er ſitzt und ſinnt über den Lauf der Welt, über die Möglichkeit Ehre und zeitliches Gut mit Gottes Segen zu verbinden, ſchildert er ſelber mit Meiſterhand:

Ich ſaß auf einem Steine,
Da deckt' ich Bein mit Beine,
Darauf der Ellenbogen ſtand;
Es ſchmiegte ſich in meine Hand
Das Kinn und eine Wange.

Er ſteht zu Kaiſer und Reich, er bekämpft die Gleisnerei, die Weltlichkeit, den Ablaßkram der herrſchſüchtigen Kirche, er fordert wahre Reue und reines Leben, denn das Wort iſt ohne Werke todt; Chriſt, Jude und Heide gilt ihm gleich, wenn er dem Einen dient. Er predigt Maß und Selbſtüberwindung:

Wer ſchlägt den Leuen, wer ſchlägt den Rieſen?
Wer überwindet den und dieſen?
Das thut jener der ſich ſelbſt bezwinget
Und ſeine Glieder all getragen bringet
Aus dem Sturm in ſteter Tugend Port.
Erborgte Zucht und Scham vor Gäſten
Hält uns wol einen Tag zum Beſten,
Doch falſcher Schimmer währt nicht fort.

Walther macht eben nicht Verſe um der Mode willen, ſondern er folgt dem Drang ſeines Herzens, das Leid und die Freude der eigenen Seele wie ſeines Volks treibt ihn zum Liede und klingt darin wieder. Er ſelber ſagt:

Verzagte Zweifler ſprechen alles ſei nun todt
Und niemand mehr der Schönes ſinge;
Sie ſollten doch bedenken die gemeine Noth,
Wie alle Welt mit Sorgen ringe;
Kommt Saugestag, ſo hört man Singen wol und Sagen,
Man kann noch Lieder;
Ich hört' ein kleines Vöglein jüngſt daſſelbe klagen,
Das barg ſich wieder:
„Ich ſinge nicht, erſt muß es tagen."

Die Luſt der Welt vergeht wie der lichten Blumen Schein, darum richtet ſich ſein Gemüth auf das Ewige; aber wie es beim Lyriker ſein muß, es iſt ſo zart beſaitet daß jeder Hauch ihn erſchüttert wie eine Aeolsharfe, und darum kommt mit der Herzensfreude ſtets auch Herzeleid, kein halber Tag geht ihm in ungetrübter Wonne hin; ließen ihn Gedanken frei, ſo wüßt' er nichts von Ungemach. Voll wunderbaren Tiefſinns klagt er am Abend ſeines Lebens:

O weh, wohin verſchwunden iſt ſo manches Jahr!
Träumte mir mein Leben oder iſt es wahr?
Was ſtets mich wirklich däuchte, war's ein trüglich Spiel?
Ich habe lang geſchlafen daß es mir entfiel:
Nun bin ich erwacht und iſt mir unbekannt
Was mir ſo kund einſt war wie dieſe jener Hand.
Leut' und Land die meine Kinderjahre ſahn
Sind mir ſo fremde jetzt als wär' es Lug und Wahn;
Die mir Geſpielen waren ſind nun träg und alt,
Umbrochen iſt das Feld, verhauen iſt der Wald,

Nur das Waſſer fließet wie es weiland floß:
Ja gewiß ich bin des Unglücks Spielgenoß.
Mich grüßt mancher lau der mich einſt wohlgekannt;
Die Welt fiel allenthalben aus der Gnade Stand.
Weh', gedenk' ich jetzt an manchen Wonnetag,
Der mir nun zerronnen iſt wie in das Meer ein Schlag:
Immer mehr o weh!

O weh, wie hat man uns mit Süßigkeit vergeben!
Ich ſeh' die Galle mitten in dem Honig ſchweben;
Die Welt iſt außen lieblich, grün und weiß und roth,
Doch innen ſchwarzer Farbe, finſter wie der Tod;
Wen ſie verleitet hat der ſuche Troſt und Heil,
Für kleine Bußen wird ihm Gnade noch zutheil.
Daran gedenket, Ritter, es iſt euer Ding;
Ihr tragt die lichten Helme und manch harten Ring,
Dazu den feſten Schild und das geweihte Schwert.
Wollte Gott ich wär' für ihn zu ſtreiten werth,
So wollt' ich armer Mann verdienen reichen Sold;
Nicht mein' ich Hufen Landes, noch der Fürſten Gold,
Ich trüge Krone ſelber in der Engel Heer,
Die mag ein Söldner wohl erwerben mit dem Speer.
Dürft' ich die liebe Reiſe fahren über See,
So wollt' ich ewig ſingen Heil! und nimmermehr o weh!
Nimmermehr o weh!

Der Dichter hofft alſo daß das Weh der Welt endet, wenn ihre Kraft im Kreuzzug in den Dienſt Gottes tritt. In Griechenland hatte Epimenides einen ſo langen Schlaf gethan daß die Welt ihm beim Erwachen fremd geworden und das frühere Leben wie ein Traum dünkte. In der Erinnerung daran fragen wir mit Wilhelm Grimm: ob wol das griechiſche Alterthum ein Lied von der innigen und großartigen Geſinnung wie das obige von ſich weiſen würde; ob Epimenides' Klage edler lauten könnte; und ob die römiſche Literatur etwas dagegen zu ſtellen habe?

Die Minneſänger ſind Kunſtdichter. Das Volk hatte ſeine alten Lieder nicht vergeſſen, fahrende Sänger trugen ſie von Ort zu Ort, und hielten die Erinnerung an die alte Heldenſage wach, während die Geiſtlichen ſeit der Ottonenzeit deutſche Ueberlieferungen in ein lateiniſches Gewand kleideten. Geiſtliche, wie jener aus dem Kriegerſtand entſproſſene Archipoeta, die ſich den Fahrenden anſchloſſen, bildete ein vermittelndes Glied als nun zunächſt die ritterliche Bildung ſich zur Trägerin der Literatur

machte. Die älteſten Minnelieder, die vom Kürenberger, von Ditmar von Eiſt, bewegen ſich noch im volksthümlichen Ton, und lieben in einfachem Strophenbau das Symbol eines Naturbildes zur Anknüpfung für das Seelenhafte; wie der Falke ſeinen Horſt kennt, und zu dem erwählten Baume fliegt, ſo ſehnt das liebende Herz ſich nach der Einen; oder der gezähmte Falke hebt das goldumwundene Gefieder gen Himmel empor und fliegt in ferne Lande; Gott ſende die zuſammen die gern ein Liebespaar ſein wollen. Man gedenkt dabei des Traums von Chriemhilde am Anfang der Nibelungen: ihren Falken würgen zwei Aare, das deutet auf den Tod des Geliebten von Mörderhand. Aber in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts wandte man ſich unter provenzaliſchem Einfluß zur kunſtvollern dreigliederigen Strophe; die Sprache war muſikaliſch klangvoll, der Reim rein, die Lieder wurden geſungen und von Saitenſpiel begleitet; auf der allgemein angenommenen Baſis erfand der Einzelne nun Versmaß und Melodie, und während die Franzoſen gewöhnlich zwei Reime durch die Strophe hindurchführten, liebte der Deutſche einen reichern Wechſel und die Mannichfaltigkeit kürzerer und längerer Verszeilen. Freiere Bewegung erhielt man im Leiche, urſprünglich einer geiſtlichen Weiſe, die ſich aus den Modulationen des Halleluja hervorbildete und daher auch Sequenz hieß. Die adelige Jugend lernte Geſang und Muſik, ältere Meiſter nahm ſie zum Vorbild; die Kunſt diente zur Ergötzung der feinern Geſellſchaft, ſie war höfiſch, und an Fürſtenhöfen wie bei Leopold von Oeſterreich, bei Hermann von Thüringen auf der Wartburg bildeten ſich Mittelpunkte für dichteriſchen Wetteifer und gewährte die Milde, die Freigebigkeit der Herrſcher reichen Lohn. Die ritterlichen Dichter trugen ihre Lieder ſelber vor oder gaben ſie einem Sänger; holde Frauen ließen ſich Einzelnes und dann Sammlungen niederſchreiben, und ſo ſind uns gegen 160 Minneſänger erhalten. Die Perſönlichkeiten traten jetzt aus dem Volk hervor um ihr beſonderes Erleben, Streben und Empfinden auf eigene Art auszuſprechen, und ſo wird der Name genannt und aufbewahrt. Walther von der Vogelweide ſteht auf dem Gipfel, Heinrich von Veldeke, Friedrich von Hauſen, Reinmar der Alte leiten zu ihm hin. Reinmar von Zweter folgte ihm vornehmlich als Spruchdichter, ihm gehört das für jene Zeit ſo bezeichnende Wort:

Zweifels Grund iſt niemals feſt;
Willſt du nicht den Zweifel laſſen,
Willſt nicht faſſen
Ein Vertrauen,
Wirſt du nie ſo Großes bauen
Als das kleinſte Vogelneſt.

Dann kommen um die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts bairiſche und öſterreichiſche Dichter, zunächſt Neidhart, der die Tänze und Lieder der Dörfer, die winterlichen in der Stube wie die Frühlingsreigen im Freien für den Hof nachbildete; ihm ſchloſſen Steinmar, Hadlaub und der Tanhäuſer ſich an, und der Humor mit dem ſie den Stoff behandelten, führte zu komiſcher Selbſtauflöſung des Minnedienſtes und ſeiner Verſtiegenheit. Wie ein Schwein in einem Sacke fährt mein Herze hin und her, ſagt der Tanhäuſer, der ſelber zur Mythe geworden; den Sänger ſinnlicher Liebesfreude ließ man in den Venusberg eingehen, aber ſich wieder zur Oberwelt wenden; der Papſt jedoch erklärt daß er ſo wenig Gnade finden werde, als ein längſt abgehauener Stab wieder Blätter treibe; da kehrt Tanhäuſer in den Venusberg zurück, aber der Stab beginnt zu grünen.

Noch verdient bemerkt zu werden wie damals der Mariencultus gepflegt ward, der das Religiöſe mit herzgewinnender Huld und Anmuth ſchmückte; die Frauenverehrung der Zeit hatte ihren Antheil daran und empfing von hier neue Nahrung und Weihe. Vor den Kreuzzügen erſcheint Maria nicht in hervorragender Geſtalt bei abendländiſchen Dichtern; die Berührung mit der morgenländiſchen Kirche aber ließ ſeit dem 12. Jahrhundert ihren Dienſt raſch aufblühen; mit ſchwärmeriſcher Inbrunſt, mit naiver Herzlichkeit ward nun „unſere liebe Frau“ gefeiert, und ihr Licht warf wieder einen Abglanz auf die irdiſche Geliebte. Noch ſchweigt Wolfram von Eſchenbach ganz von der Jungfrau Maria; aber die Dichter aus dem Verfall des ritterlichen Lebens widmen ihr überſchwengliche Huldigungen. Sinnliches und Geiſtiges wird ineinander verwoben, auch die Mönche hatten hier Anlaß zu lieblicher Schwärmerei. Der Gottfried von Strasburg zugeſchriebene Hymnus nennt Maria die Roſenblüte, das Lilienblatt, den ſüßen Minnetrank daraus die Gottheit Süße trank, einen Spiegel der Wonne, einen Stern im Herzen und im Sinne; ſie erfreut das liebende Gemüth wie der Thau die Blume; dann heißt es in der unnachahmlichen Melodie der klangvollen Sprache:

Du küle, du kalt, du warm, du heiz,
Du aller ſälde ein umbekreiz,
Der dich nicht weiz
Wie iſt dem ſo rechte ſwäre!
Im iſt der tag eins jares lanc,
Im grünet ſelten ſein gedanc,
Er iſt ane wanc
Gar aller fröuden laere.
Du biſt ſo gar des herzen ſchin,
Eine fröudebernde ſunne,
Ein herzelieb für ſenden pin,
Für trouren fröudevoller ſchrin,
Dem gernden ſin
Für durſt ein lebender brunne.

(ſälde = Glück; bern = gebären, bringen; gern = begehren; ſenden = ſehnende.)

Wir ſchließen mit Gottfried's Urtheil über ſeine Sangesgenoſſen, daß dieſe Nachtigallen ihres Amtes wohl walten mit ihrer holden Sommerweiſe. Ihr Ton iſt lauter und iſt gut, ſie geben der Welt einen hohen Muth, und thun ſo recht dem Herzen wohl. Die Welt ſie würde ſtumpf und hohl und käme außer allen Schwang ohne den lieben Vogelgeſang; er mahnt an alles was lieb und gut und weckt zu Freuden frohen Muth.

Das maleriſche Element, das nun in der Kunſt das tonangebende für Jahrhunderte werden ſollte, zeigte ſich zunächſt in der eigenen äußern Erſcheinung der Ritter und Edelfrauen, in der Farbenſinnigkeit und in der Pracht der Kleidung. Im Kampf ſchirmte Helm, Schild und Panzerhemd den Ritter, im Frieden liebte man neben Leinwand und Wolle beſonders Pelzwerk, Sammt oder gold- und ſilberdurchwobene Seide. Man liebte ein Spiel von Farben, die äußere Erſcheinung ſollte die Stimmung des Menſchen ausdrücken, und ſo kleidete ſich grün wer das erſte Aufkeimen der Minne empfand, roth deutete auf das Glühen für Ruhm und Ehre und darauf daß das Herz gleich feuriger Kohle brenne; blau bezeichnete ſtete Treue, weiß das Hoffnungslicht der Erhörung, gelb den Minneſold, das Gold und Glück der Wonnegewährung, ſchwarz iſt Leid, Zorn über verſchmähte, Trauer über verlorene Liebe. „Bleich und roth", ſagt Uhland, „verkündet in altdeutſcher Dichterſprache den innern Wechſel, die ſchwankende Bewegung von Leid und Freude, Furcht und Hoffnung, und auch

geſondert ſind die beiderlei Färbungen naturgetreuer Ausdruck der Gemüthszuſtände. Selbſt das Lied der Nibelungen ſpielt dieſe Farben durch alle Töne, vom Anhauch der ſchüchternen Liebe bis zum Erglühen des Zorns und dem Schrecken der auch den Helden entfärbt.“ — Wie der Mai die Erde mit bunten Blumen ſchmückte, ſo lud er auch die Menſchen ein daß ſie in glänzender Tracht und hellem Schmuck auszogen ins Freie und heitere Feſte feierten, wo der Ritter im Turnier Kraft und Geſchick bewährte, und die Dame den Preis des Sieges ſpendete. Sonnenglanz, Waldesgrün, Liebeslied und Reigentanz bilden ein Ganzes der Sommerluſt, Sang und Klang entbinden die Freude der Bewegung, und die zauberiſchen Weiſen der Tarantellen heißen rothes oder grünes Tuch, je nachdem ſie leidenſchaftlich wild oder idylliſch mild erklingen; ſo waltet das innigſte friſcheſte Naturgefühl im Leben wie in der Dichtung.

Weltliche und religiöſe Lyrik der Geiſtlichen.

Der lyriſche Zug, der die ritterlichen Troubadours und Minneſänger zu Herolden einer neuen Bildung machte, trieb auch die ſeitherigen Träger der Cultur, die Geiſtlichen zum Geſang; ſie bedienten ſich der lateiniſchen Sprache fort, aber je mehr das eigene Herzensgefühl zum Liede begeiſterte, deſto mehr drängte es zum unmittelbaren Ausdruck in der heimiſchen, der franzöſiſchen, deutſchen, italieniſchen Zunge, und die volksthümlichen Laute brachen oft mitten in der fremden Umgebung zuerſt naiv, dann mit bewußtem Wechſel lateiniſcher und vaterländiſcher Verſe hervor. In einer Briefſammlung des Mönchs Wernher von Tegernſee (zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts) ſchreibt die Geliebte noch lateiniſch: „Du allein biſt mir aus Tauſenden erleſen, du allein biſt in das Heiligthum meines Geiſtes aufgenommen, du allein biſt mir Genüge ſtatt allem, wenn du dich nämlich von meiner Liebe, wie ich hoffe, nimmer abwendeſt. Wie du gethan haſt habe auch ich gethan, aller Luſt aus Liebe zu dir entſagt; an dir allein hänge ich, auf dich habe ich alle meine Hoffnung und mein Vertrauen geſetzt.“ Dann aber ſchließen die herzigen deutſchen Reime:

Du bist mein, ich bin dein,
Dessen sollst gewiß du sein.
Du bist verschlossen in meinem Herzen,
Verloren ist das Schlüsselein,
Du mußt immer drinnen sein.

Indeß auch hier scheint es gingen die Franzosen voran. Denn schon in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts hatte sich dort ein Ritter mit den Waffen der Dialektik gegürtet, und nachdem er im Turnier der Wissenschaft Ruhm und Siegesehre gewonnen, schlug die Flamme der Liebe mit herrlicher Gewalt in ihm empor, bis dem Glück das Leid folgte und er der Märtyrer seines Fühlens und Denkens ward. Aber ob ihm und seiner Geliebten von der Mitwelt die Dornenkrone gereicht ward, die Nachwelt schmückt das Denkmal derer in welchen eine Idee zum ersten mal in jener ganzen Macht aufleuchtet die alles um ihretwillen vergessen läßt, mit immergrünem Lorber, und so ist Abälard's und Heloise's Name um ihrer Herzensgeschichte willen in aller Munde geblieben. Denn in ihnen ist das romantische Liebesideal wirklich und seiner selbst bewußt geworden. Man lese ihre Briefe und die Leidensgeschichte, die ich deutsch herausgegeben, in dem Original, das alle spätere Umdichtung an Wahrheit und Poesie, wie an Glut der Empfindung weit übertrifft und in dieser Beziehung von keinem der Troubadours und Minnesänger erreicht wird. Hier bezeugen das Leben und die Worte daß die Liebe das sich Wiederfinden einer freien bestimmten Individualität in der entsprechenden andern ist, in der sie das Gegenbild ihrer Eigenthümlichkeit anschaut, daß es allerdings auf die wahlverwandte Persönlichkeit ankommt, für sie aber das Herz in so allgewaltiger Glut entbrennt, daß es sie allein und auf ewig begehrt, nur in ihrem Besitz Frieden und Seligkeit findet. Hier ist die Liebe die Totalität der menschlichen Natur in der Form der Empfindung, der innigste Vereinigungspunkt der Seele und der Sinne; was der Geist denkt das wogt und wallt im Blute, was das Herz höher schlagen macht das verklärt sich in der innern Anschauung zum Ideal. So mächtig ist die Herzensgewalt daß sie sich allein genügt und der Dauer für alle Zeit sicher ist; das Band der Ehe noch zu verlangen scheint ihr sogar wie eine Entwürdigung, wie ein Zweifel an der Liebe, statt daß gerade die Bestätigung ihrer Ausschließlichkeit und Ewigkeit darin zu erkennen ist. Heloise schreibt an Abälard: „Du bist es allein der

mich betrüben, der mich erfreuen oder mich trösten kann. Nichts habe ich jemals, Gott weiß es, in dir gesucht als dich selber, rein nur dich und nicht das Deinige begehrend. Nicht den Bund der Ehe, nicht andere Heirathsgüter habe ich erwartet, nicht meinen Willen und meine Lust, sondern deine zu erfüllen gestrebt, wie du selber weißt. Und wenn der Name der Gattin heiliger und würdiger erscheint, süßer doch war's immer deine Geliebte zu heißen, oder wenn du nicht darüber zürnen willst — deine Buhle oder Hetäre; damit je tiefer ich mich für dich erniedrigte, ich um so größere Huld und Gnade bei dir fände und den Glanz deiner Herrlichkeit weniger beleidigte. Gott rufe ich zum Zeugen an, wenn Augustus, der Beherrscher der ganzen Welt, mich der Ehre seiner Gattin würdigen und mir die Herrschaft des ganzen Erdkreises für alle Zeit bestätigen wollte, so würde es mir lieber und würdiger erscheinen deine Buhle genannt zu werden als seine Kaiserin; denn der Reichste und Mächtigste ist darum auch nicht der Beste, jenes ist des Glückes, dieses der Tugend. Werk. Zweierlei aber, ich gestehe es, war dir eigenthümlich, wodurch du die Herzen aller Frauen sogleich gewinnen konntest, die Anmuth des Wortes und des Gesanges. Indem du hieran wie an einem Spiel dich von der Anstrengung philosophischer Arbeiten erholtest, hast du viele im Maße oder Rhythmus der Liebe gedichtete Lieder hinterlassen, die wegen überschwenglicher Süßigkeit so der Worte wie der Melodie häufig nachgesungen meinen Namen in aller Munde unaufhörlich erhielten, sodaß die Lieblichkeit wohllautenden Gesanges auch die Ungebildeten deiner niemals vergessen ließ. Und da der größte Theil jener Lieder unsere Liebe besang, so verkündeten sie in kurzer Zeit vielen Ländern meinen Namen."

Aus Abälard's höhern Jahren sind uns lateinische Hymnen erhalten die er für den Kirchengesang der Nonnen im Paraklet schrieb, im einfachen Stil der alten Gesänge, ruhig betrachtender Art. Von bewegterer Empfindung sind lateinische Klagelieder, die er alttestamentlichen Personen in den Mund legt; sie spiegeln sein eigenes Leid; er selbst ist der niedergeworfene Simson, Jephtha's Tochter, die freiwillig zum Opferaltar tritt, ist Heloise, und sie klagt wie Jakob's Tochter Dina:

Hat die Liebeshuld
Nicht gesühnt die Schuld?
Muntrer Jugend leicht und zart
Ziemte Strafe minder hart.

Ob die Weltgeschichte ein größeres Weib kennt als Heloise war? Liebe ist die Substanz ihres Wesens, verehrend schaut sie das Ideal in dem Manne für den ihre Pulse stärker schlagen, sodaß der freudige Genuß des sinnlichen Glücks sich zur Seligkeit verklärt; mit hochherzigem Stolz entsagt sie der Welt als ihr der Einzige geraubt wird. Ihre Herzensreinheit bedarf keiner Hülle, sondern vollendet sich im Heldensinne der Wahrheit und Aufrichtigkeit. Und dabei ist sie so klar ihrer selbst bewußt und umfaßt das Reich des Wissens mit mächtigem Geist, während die tiefsten Gefühle ihr Herz erwärmen, sodaß sie jetzt reformatorisch auf die Innerlichkeit der Gesinnung im Handeln gegen die heuchlerische Werkheiligkeit hinweist, weil nicht strenge Büßung, sondern ein gottseliges Leben dem Höchsten wohlgefällt, und jetzt mit solch wunderbarer Poesie das Bild ihres Geliebten malt, daß nimmer ein Mann schöner verherrlicht wurde.

Einen Wiederhall von Abälard's Liedern aus den Tagen des Glücks finden wir in lateinischen gereimten Liedern, die gleich den Troubadours und Minnesängern bald zart und hold von Lenz und Liebe reden, bald aber auch voll Geist und Lebensfreude einen sinnlich keckeren Ton anschlagen und in der antiken Sprache die antike Nacktheit nicht scheuen, dem Ausdruck aber in den Reimstrophen frische unvergängliche Reize geben. Sind es doch die fahrenden Schüler des Mittelalters, junge Gelehrte, die arm und lustig durch das Land streichen, und die fahrende Liebe für die beste erklären, über die Frage ob die Minne des Klerikers oder des Ritters die vorzüglichere sei, junge Mädchen streiten lassen und dann zu Gunsten der erstern entscheiden. Heiterer Sang beim Becherklang ist ihnen die Würze des Daseins, hier schallt zuerst der volle Jubel der gemeinsamen Zechgelage, wie er in unsere Studentenzeit fortklingt:

Da schäumt der Most und übervoll
Sind Kannen und Pokale,
Und wer sein Glas getrunken hat
Leert es zum zweiten male.

Aber sie verschmähen auch den Ernst des Lebens nicht, vielmehr fechten sie mit Abälard und mit den Hohenstaufen für die Freiheit des Geistes und gegen die Anmaßung der römischen Geistlichkeit, gegen Mammonsdienst, Simonie, Herrschsucht und Verweltlichung der Kirche. Da wird Gott angerufen daß

er komme zu richten, und nicht zu dulden wie der Tempel Salomon's zum Sitze der Buhlerin Babylons werde, die ſich das Recht anmaße Sünden zu vergeben oder zu behalten, Könige und Völker zu binden oder zu löſen, und in den Schätzen der Erde ſchwelge. Da wird gegen die Pfaffen geeifert welche die Tugend im Mund und das Laſter im Herzen führen, aus den Armen der Dirnen zum Altare kommen, und ſelber blind die Blinden leiten wollen, Eſel in der Löwenhaut, Wölfe im Schafpelz. Ein ſtrenger Sinn weiſt auf das Ewige; das Irdiſche iſt ja gebrechlicher wie Glas, nur das Göttliche beſteht. So ſtellen ſich dieſe ſcharfen Strafgedichte den beſten Sirventeſen der Troubadours ebenbürtig zur Seite. Es ſind mitunter dieſelben Gedichte die in Frankreich an Walther von Chatillon, in England an Walther Map, Erzdechant von Oxford, in Deutſchland an einen Walther geknüpft werden, der ſich ſelber ſcherzhaft Abt von Kuchanien heißt, vom Schlaraffenland, wo die Häuſer mit Kuchen gedeckt ſind. Ein andermal wird ein Primas als Verfaſſer bezeichnet, und Boccaccio ſagt noch daß ein ſolcher läſtiger Verſeſchmied allbekannt ſei; oder ein Golias als Führer der Goliarden (von goliart, Betrüger, Landſtreicher), endlich ein archipoeta, Erzpoet, der ſich als der Taufpathe und Sänger von Reinald, dem Erzkanzler zu Köln und Freund Friedrich Rothbart's zu erkennen gibt. Aus kriegeriſchem Stamm entſproſſen will er doch lieber der Dichter Virgil als der Held Paris ſein, und ſo hat er den Auftrag die Thaten des Kaiſers zu beſingen, was er auch in lateiniſchen Reimen beginnt; aber das Leben reißt ihn in ſeine Strudel, er treibt ſich namentlich in Italien herum; graben mag er nicht, denn er iſt ein Gelehrter geworden, zu betteln und zu ſtehlen ſchämt er ſich, und ſo kommt er zurück und ruft die Gnade des Erzkanzlers wieder an. Da hat nun die berühmte Beichte ihre durchaus perſönlichen Anknüpfungspunkte, ihre individuelle Farbe, ſodaß wir nicht anſtehen unſern Deutſchen für ihren Urheber und damit für den Meiſter jener Vagantenpoeſie anzuerkennen, die in der Lombardei entſprang, ſich über Frankreich verbreitete, am Rhein und bei ſeinen Reben den vollſten Ton anſchlug, und in England ausklang. Der Dichter ſchildert ſich ſelbſt wie er vom unſteten Geiſt einhergetrieben dem Blatt gleicht das ein Spiel des Windes iſt, daß er verſäumt wie ein weiſer Mann ſein Haus auf Felſengrund zu bauen, und wie ein Schiff ohne Steuermann auf dem Fluſſe dahinfährt: er bekennt daß ihn

die Jugend in allerlei Thorheit und Schuld verstrickt; es ist das dreifache W der Weiber, der Würfel, des Weins, das ihn stets verlockt. Ist sein Herz doch jung, und wie sollte nicht brennen wer mitten im Feuer ist; die Mädchen sind gar zu reizend, und die er nicht mit Armen umschlingen kann, umarmt er im Herzen; führen doch nicht blos alle Wege nach Rom, sondern auch zum Lager der Liebe. Auch zum Spiel läßt er sich manchmal verleiten, doch wenn ihn das ausgebeutet hat, muß er wieder zur Feder greifen, und macht er dann um so bessere Verse. Endlich die Weinschenke will er nicht verlassen, denn am Becher entzündet sich die Leuchte des Geistes; nüchtern kann er einmal nicht dichten, und welchen Wein er trinkt, solche Lieder macht er auch:

Unicuique proprium dat natura donum,
Ego versus faciens bibo vinum bonum,
Et quod habent purius dolia cauponum
Vinum tale generat copiam sermonum.

Tales versus facio quale vinum bibo,
Nil possum incipere nisi sumpto cibo;
Nihil valent penitus quae ieiunus scribo,
Nasonem per calices carmine praeibo.

Bürger, „in welchem auch eine Ader dieser wilden das Leben bis zur Neige auskostenden Vagantenpoesie war", hat die Weinstrophen so gut nachgedichtet, daß Jakob Grimm auch dies zum Zeugniß für den deutschen Grundton dieser lateinischen Dichtung heranzieht:

Drum will ich bei Ja und Nein vor dem Zapfen sterben,
Nach der letzten Oelung soll Hefe noch mich färben;
Engelchöre weihen dann mich zum Nektarerben:
„Diesem Trinker Gnade, Gott! laß ihn nicht verderben!"

Meum est propositum in taberna mori,
Vinum sit appositum morientis ori;
Tunc cantabunt lactius angelorum chori:
Sit Deus propituis huic potatori!

So soll darum auch der bischöfliche Gönner nicht zürnen, und wie ein großmüthiger Löwe das Wild schonen; wer aber selber ohne Sünde ist, der möge einen Stein auf den Sänger werfen; er schließt:

Jam virtutes diligo, viciis irascor,
Renovatus animo, spiritu renascor,
Quasi modo genitus novo lacte pascor,
Ne sit meum amplius vanitatis vas cor.

Es ist bewundernswerth wie der Dichter hier uns mit jener kühnen Reimweise überrascht (pascor, vas cor, sonst auch iniectus, nec thus, peste penes te), durch welche Byron und Heine ihre humoristische Wirkung erzielen, bewundernswerth wie er nicht blos die Endungen, sondern Stammsilben, auf denen der Nachdruck des Gedankens ruht, durch den gleichen vollen Klang zusammenbindet; im Fluß und Wohllaut der Rede erquickt uns hier das heiterste Behagen, wie uns in religiösen Gesängen bald der Posaunenton erschüttert, bald jene süßen Mollaccorde auch das Leid in Lieblichkeit auflösen. Ist das nicht ein neuer Trieb aus dem Herzen der lateinischen Sprache heraus? Oder täuscht mich meine Vorliebe für diese Dichtungen, wenn ich behaupte daß diese Reimweise und accentuirende Rhythmik dem Latein nicht minder angemessen sei als jene aus dem Griechischen entlehnte quantitirende Form des Hexameters und der Ode, durch die Virgil, Properz, Horaz die Kunstdichtung des Alterthums vollendeten? Ist der Schritt vom Nationalrömischen zu diesen musikalisch empfindungsvollen Reimen größer als er zu jener Rhythmenplastik war? Ich sehe in den mittelalterlichen Meisterwerken nichts Fremdes, Gemachtes, ich fühle wie die quellende Triebkraft von innen heraus die neue Form erwachsen läßt. Es ist die musikalische Seele der Sache, es ist die Innigkeit der Empfindung, die sich selber singt:

O sanctissima
O piissima,
Dulcis virgo Maria!
Mater amata,
Intemerata,
Ora, ora pro nobis!

Oder:

Ut axe sunt serena nocturna sidera,
Ut verna sunt amoena in campis lilia:
Sic virgo claritatis es flore fulgida,
Sic mater caritatis es rore limpida!

Es war vornehmlich in Italien wo die religiöse Lyrik unter dem begeisternden Einflusse des heiligen Franz von Assisi zur Blüte kam. Ein Bonaventura ließ sich vor allen Dingen an Gott, seine Weisheit und Güte erinnern, und feierte die Maria in all den alttestamentlichen Bildern die auch die Malerei gern zum Symbol für sie nahm. Ein Jacopone von Todi stellte sich aber mit ihr unter das Kreuz und sang das herrliche Stabat mater, während Thomas von Celano den Tag des Zornes, des Gerichtes herankommen sah, der die Welt zu Asche macht, wo die Gräber sich aufthun, und alles offenbar wird vor dem Auge des Herrn. Und ein Palestrina und Mozart haben die durch die Jahrhunderte fortklingende Musik dieser Gefühle, dieser Worte in ihre reine Tonsprache übersetzt, die Melodien entbunden die hier schlummerten, aber schon die Herzen der Dichter bewegt hatten.

Selbst ein Scholastiker wie Thomas von Aquino ruft zur Liebesfeier des Erlösers in prachtvollen Strophen auf: Lauda, Sion, Salvatorem, während der süßeste Zauber sich in einem Liede der in Liebessehnsucht nach dem Himmel sich verzehrenden Seele entfaltet. Da heißt es:

Huc odoriferos	Häufet mir labende
Huc soporiferos	Schlummerbegabende
Ramos depromite;	Zweige zusammen auf,
Rogos componite:	Legt mich in Flammen drauf;
Ut phoenix morior,	Als Phönix sterb' ich so,
In flammis orior!	Leben erwerb' ich so.
An amor dolor sit,	Ob Lieben Leiden sei,
An dolor amor sit,	Ob Leiden Lieben sei,
Utrumque nescio!	Weiß ich zu sagen nicht,
Hoc unum sentio:	Aber ich klage nicht;
Blandus hic dolor est	Lieblich das Leiden ist
Qui meus amor est.	Wenn Leiden Lieben ist.
Jam vitae flumina	Brich aus des Lebens Schos,
Rumpe, o anima!	O Seele, sterbend los!
Ignis accendere	Das Feuer eilt hinauf
Gestit et tendere	Und nimmer weilt hinauf
Ad coeli atria:	Bis an des Himmels Rand,
Haec mea patria.	Dort ist mein Vaterland!

(A. W. Schlegel.)

Wie eine Nachtigall schwingt in einem Gesang Bonaventura's die Seele sich himmelwärts:

Eia dulcis anima, eia dulcis rosa,
Lilium convallinm̄, gemma pretiosa,
Cui carnis foeditas exstitit exosa,
Felix tuus exitus morsque pretiosa!

Heil nun liebe Seele dir, Heil dir, Rose feine,
Lilie im Wonnethal, Perl im lichten Scheine,
Die des Fleisches Schmuz gehaßt, Gottesbraut, du Reine,
Ein gar heil'ger sel'ger Tod ist fürwahr der deine!

Und am Grabe von Abälard und Heloise erklingt der Chorgesang:

Requiescant a labore	Ruhet nun im Todesschlummer,
Doloroso et amore!	Von der Liebe, von dem Kummer!
Unionem coelitum	Nach der Seligen Verein
Flagitabant,	War eur Streben,
Jam intrabant	Nun zum Leben
Salvatoris adytum.	Eures Heilands gingt ihr ein!

Die epische Dichtung.

In der Kunstlyrik hatte Südfrankreich den Ton angeschlagen der sich über Europa verbreitete; dort, wo griechische und römische Bildung früh eine Stätte gefunden, war der formale Sinn des Alterthums am wirksamsten, und durch ihn vermochte die persönliche Stimmung, die Subjectivität der Dichter zuerst eine neue eigenthümliche Weise des Stils zu finden. Im Norden, dort wo die fränkischen und normannischen Germanen eingedrungen, herrschte das Epos, das sich aus den alten Volksgesängen und bald aus den keltischen Ueberlieferungen bildete. Ich betrachte auch hier die Entwickelung als ein großes Ganzes. Denn die nationale Abgeschiedenheit des Alterthums hat der gemeinsamen Culturarbeit des Abendlandes Platz gemacht. Wie die Kreuzzüge so ist auch die Scholastik, wie der Baustil so ist auch das ritterliche Epos gemeinsam; es bilden sich wol die besondern Landessprachen, aber die Inspiration ist die gleiche. Die Antriebe gehen von verschiedenen Seiten aus, die Initiative ist bald bei dieser, bald bei jener Nation: so hat später die Renaissance ihre Wiege in Italien, die

Reformation in Deutſchland, in der Organiſation des Staats ſchreitet England voran, und gibt durch ſeine Freidenker den Anſtoß zur Aufklärung, die ſich von Frankreich aus weiter verbreitet und in Deutſchland philoſophiſch vertieft; die Ergebniſſe werden Gemeingut.

Man unterſcheidet im Mittelalter die volksthümliche Dichtung von der höfiſchen; jene behandelt die altheimiſchen Stoffe in nationaler Form, dieſe lebt in den ariſtokratiſchen Bildungskreiſen, wird durch deren Geſchmack beherrſcht und erzählt zu deren Unterhaltung nicht das längſt Bekannte, ſondern Neues, wie es von den Kelten hergeholt oder nach deren Muſter friſch erfunden wird. Bald aber werden auch mit der hier gewonnenen Kunſt die vaterländiſchen Sagen behandelt, und wie derſelbe fahrende Sänger oder Jongleur heute im Fürſtenſchloß, morgen auf der Ritterburg und übermorgen auf einem Markte der Stadt oder unter der Linde des Dorfes eine Hörerſchar um ſich verſammeln kann, ſo iſt jener Unterſchied fließend. Doch erſtreckt er ſich auch auf die Form. Die Reimpaare von achtſilbigen Verſen werden für die höfiſche Erzählung ſtehend, das Volksepos bleibt dem Geſange näher, es erhält in Deutſchland ſeine Strophe, die zumeiſt aus Verſen von ſechs Hebungen oder betonten Silben mit einem Ruhepunkt in der Mitte beſteht; in Frankreich finden wir zuerſt fünf Hebungen und eine Cäſur nach der zweiten, dann ſechs und einen Einſchnitt nach der dritten, und wenn hier in der Mitte der Wortausgang männlich iſt, ſo haben wir die Grundlage des Alexandriners, während der weibliche Ausgang mit dem Nachhall einer kurzen Silbe unſerm Nibelungenvers entſpricht. In Deutſchland werden vier Verſe zur Strophe gefügt, Frankreich hält die Mitte zwiſchen dieſer und dem ununterbrochenen Fluſſe wie ihn der Hexameter, die Sloka darſtellt, indem dort urſprünglich größere oder kleinere Gruppen von Verſen gebildet werden, welche alle derſelbe Vocal in der letzten Silbe, oder bei weiblichen Endungen in der vorletzten zuſammenbindet. Tirade oder Lais iſt der Name ſolcher aſſonirenden Reihen von 10—100 Verſen. Später aber verlangt man vollen Gleichklang auch der Endconſonanten, und der Reim kommt zur Herrſchaft. Häufig verhallt die Tirade in einem refrainartigen kurzen Spruch oder einem Halbverſe von drei Hebungen. Die Sprache ſelbſt weiſt auf einen recitativartigen von Saitenſpiel begleiteten Vortrag hin.

Wir betrachten die vorzüglichſten Werke die uns aus den verſchiedenen Kreiſen und Ländern erhalten ſind.

Das franzöſiſche Volksepos. Rolandslied und Albigenſerkriege.

Als die Franken jenſeit des Rheins die romaniſche Sprache und das Chriſtenthum angenommen, verhallten die alten Götter- und Heldenlieder; aber die Erinnerung an ihre eigenen Großthaten auf dem neueroberten Boden pflanzte ſich in die neue Sprache fort, Karl der Große ward, wie wir bereits geſehen, der Mittelpunkt eines Sagenkreiſes und neben ihn trat Wilhelm von Toulouſe, deſſen Geſchichte gleichfalls der Kern ward an welche die Maurenkämpfe Otto's von Aquitanien und Wilhelm's von Provence ſich anfügten, und wie er ein Vaſall von unwandelbarer Treue war, ſo ging im Volksmund das auf ihn über was zwei Normannenherzoge für die Rechte des unerwachſenen Ludwig Transmarinus gethan.

Schon der geiſtliche Chroniſt Lambert von Ardre unterſcheidet in Frankreich von Schwänken und Legenden Gedichte welche Heldenhäuſer verherrlichen, und welche Ritterabenteuer erzählen. Die erſtern ſind eben volksthümlich fränkiſcher Art, die eigenen Erlebniſſe werden hier durch die Einbildungskraft geſtaltet und durch fahrende Sänger von Geſchlecht zu Geſchlecht überliefert und ausgebildet: Chansons de geste iſt ihr Name. Gesta bedeutet zunächſt die Heldenthat und den Bericht über ſie, alſo Geſchichte. Dann aber bezeichnet das Wort auch den Begriff von Haus oder Stamm. Der Familiengeiſt der im Geſchlecht waltet, knüpft die Thaten der Vergangenheit an die Gegenwart, der Sinn der Aeltern lebt in den Kindern fort, es iſt ein Stamm der die gleichartigen Zweige treibt, der Thatenſchatz des Hauſes kommt dem einzelnen zugute. Das Haus der Karolinger, das Geſchlecht Haimon's, der Stamm des Mainzers Doon, ihre Thaten und Geſchicke werden in den chansons de geste beſungen.

Ob es Geiſtliche oder Laien waren die den Uebergang von lyriſch gehaltenen Liedern zur epiſchen Erzählung vollzogen, in-

dem sie nicht blos jene aneinander reihten, sondern auch aus der Gegenwart auf das in der Vergangenheit Vollbrachte hinblickend die Begebenheiten wie sie in der Ueberlieferung erwachsen waren nun in anschaulichem Zusammenhange vortrugen; — wir dürfen annehmen daß es ähnlich wie in Deutschland durch Männer geschah denen die classische Bildung nicht fremd war, und die Werke bezeugen daß ein ebenso kriegerischer als einfach frommer Geist sie beseelte. Die Cultur ging im Norden Frankreichs von Klöstern, gelehrten Bischöfen und Königen aus, nicht von Handelsstädten, glänzenden Höfen und galanten Frauen wie im Süden. Daher dort weniger Feinheit der Sitten und Formen, aber mehr naturwüchsige Kraft, und bei gleichmäßigerer Bildung mehr gemeinsames Volksbewußtsein als Standesgefühl und individuelle Empfindung; daher mehr Volksepos als Kunstlyrik. Die Gedichte selbst bestehen aus einzelnen Branchen oder Zweigen, es sind Abschnitte die der Sänger nach dem Mahle der Großen oder vor versammeltem Volke aus dem Strom des Ganzen heraus vortrug. Wenn in den uns erhaltenen Branchen die eine kurz erwähnt was die andere ausführlich berichtet, so knüpft der Sänger entweder an Früheres an, das er selber erzählt hat, und das ihm heute zur Einleitung dient, oder er deutet auf anderes hin das er bei anderer Gelegenheit näher darstellen wird. Die Bekanntschaft mit der Sage in ihren allgemeinen Zügen setzt er bei den Hörern ja voraus. Und wenn in mehrern Tiraden eine inhaltsvolle Rede, ein wichtiges Ereigniß nur variirt wird, so sind das Abfassungen verschiedener Dichter oder Aenderungen die der Dichter selber machte, zwischen denen er wählte, ja für die Hörer mochte gleich musikalischen Variationen die freie Wiederholung des Gesangs bei solchen Hauptpunkten selbst willkommen sein.

Die alterthümliche und ursprüngliche Weise bis in die Mitte des 12. Jahrhunderts zeigt in der rhythmischen Bewegung des Verses wie im Fortschritte der Handlung einen gleichmäßigen eintönigen Gang; der Dichter eilt nicht dem Ziele zu, das ja jeder kennt, sondern gerade die mächtigen Hiebe der Kämpfenden, die weisen Reden der Berathenden, die Gebete der Bedrängten, der Trotz der Herausforderungen und die treffende Antwort des Gegners, besondere Wagnisse, tiefe Empfindungen will er mit seiner Kunst den Hörern recht anschaulich und eindringlich machen. Doch sind im ganzen die Schilderungen der Epiker nicht minder gleichartig wie die Empfindungen der Lyriker, und wie überall so

haben auch hier die Helden, die Dinge ihre ſtehenden Beiwörter, und wird die Wiederholung einer Handlung oder die Ausführung eines Befehls, die Ausrichtung einer Botſchaft durch die Wiederholung der zuerſt angewandten Worte dargeſtellt. Bilder ſind nicht häufig, und ſtatt der ausgeführten Gleichniſſe wie ſie nach Homer's Vorgang die Kunſtdichter, ein Virgil, ein Arioſt lieben, wird der herangezogene Gegenſtand nur genannt: Der Zürnende glüht wie eine Kohle, der Muthige blickt wie ein Löwe, der Verwegene dringt an wie ein Eber, der Held ſchlägt im Gedräng auf die Feinde wie ein Schmied oder Steinmetz, das Roß erkennt aus der Ferne den Herrn wie die Gattin den Gatten, die Jungfrau iſt roth wie die Roſe am Strauch und weiß wie Schnee. Wir ſagen mit Tobler daß der Zweck erreicht wird, indem die Dichter eine Thätigkeit oder eine Eigenſchaft dadurch ſteigern wollen daß ſie über die Sphäre wo ſie eben zur Anſchauung kommt ſie emporheben und mit einer entſprechenden Erſcheinung aus einem andern Gebiete zuſammenſtellen, wo dieſelbe allen ſtörenden Einflüſſen entrückt iſt. Das kühne Andringen vollzieht ſich bei dem Eber viel rückſichtsloſer, weit weniger durch irgendeine Erwägung gehemmt; die Vorſtellung davon theilt dem Helden ihre Kraft mit. Verweilt aber der Dichter länger dabei, gibt er uns die ſich ſträubenden Borſten, die aufwühlenden Hauer mit in den Kauf, ſo geräth er in Gefahr das Verſchmelzen der beiden Vorſtellungen zu erſchweren und ſtatt die Lebendigkeit der erſtern zu ſteigern ſie durch die andere in den Hintergrund zu drängen.

Die Dichtungen ſind durchaus auf den freien mündlichen Vortrag, nicht auf Schrift und Lektüre berechnet; mag der Sänger ſie ſelbſt geformt haben, oder, wie es das Gewöhnlichere war, mag er als Jongleur der Colporteur eines höher ſtehenden Trouvere ſein, er ſtellt alles dar als ob es eben friſch ſeiner Bruſt entquelle, und bringt ſeine Perſönlichkeit in mannichfache Beziehung zu den Hörern, um ihre Aufmerkſamkeit wach zu halten und ſie in der Sache hineinzuziehen, und gern ſchließt eine Branche mit der Einladung die Fortſetzung nicht zu verſäumen, z. B.:

Ihr wackern Herren ihr ſehet es wohl fürwahr
Schon wird es Abend und ich bin müd' des Sangs;
Nun bitt' ich alle ſo wahr ihr lieb mich habt
Und Auberon und Hüon tugendſam,
Kommt morgen wieder wann ihr gegeſſen habt;
Jetzt gehn wir trinken wonach mich ſehr verlangt.

Während die deutsche Heldensage aus heidnischer Wurzel aufsproß, ist die französische von Haus aus christlich, voll Ehrfurcht vor einem Gott ganz geweihten Leben, voll Vertrauen auf seinen Schutz. Das Gottesurtheil des Zweikampfs, das so oft angerufen wird, fußt auf dem Glauben daß Gott wo feierlich danach verlangt wird auch der Wahrheit und dem Recht die Ehre und den Sieg gibt. Wie das gesunde sittliche Volksgefühl es fordert, so muß auch der Dichter die sittliche Weltordnung stets im Ausgang ihre Herrschaft bewähren lassen; die poetische Gerechtigkeit bleibt niemals aus. Ein anderes Grundmotiv ist ferner die Liebe zum Vaterland, ein drittes das lebendige Familiengefühl; so sagt Reinald von seinem Vetter Maugis:

Maugis ist meine Hülfe, mein Hoffen und mein Leben,
Mein Schild und meine Lanze und auch mein blanker Degen,
Mein Brot, mein Wein, mein Fleisch und meine Herbergstätte,
Mein Diener und mein Herr, mein Meister und mein Leben.

Ein viertes ist der Ruhm, die Rücksicht auf die öffentliche Meinung. Wie Roland nicht will daß man ein schlechtes Lied von ihm singe, so fordert Reinald von Montalban zum Kampf auf, damit man von ihm rede bis an das Meer und bis nach Paris, so soll von Wilhelm von Orange der Sturm gewagt werden, auf daß kein Spielmann sage bei seinem Sange es habe der Held Verrath begangen.

Der Sagenstoff, dessen wir bereits bei Karl dem Großen gedachten, hat sich zwar zu umfangreichen Erzählungen zusammenfügen lassen, zum Volksepos im eigentlichen Sinne des Worts ist jedoch nur das Rolandslied geworden. Dazu gehörte das Bewußtsein in der Nation, daß sie der Fels gewesen an welchem die Wogen der maurisch muhammedanischen Sturmflut sich gebrochen; die großen weltgeschichtlichen Erlebnisse machten die an sich unbedeutende Schlacht von Ronceval zu ihrem Symbol, zum Träger ihrer Idee; und die Zeit der Kreuzzüge konnte nach diesem Gedichte greifen um ihre eigene Begeisterung daran abzuspiegeln. Roland ist ein poetischer Held, es scheint fast daß er erst aus der Sage in die Geschichte kam; sein Horn und Schwert gehören Wodan an. Der kämpfende, duldende, sittlich sich läuternde Mensch, der Volkskrieg um große sittliche Zwecke, der Heldentod für Glauben und Vaterland, der Sieg der ihm folgt, dies zusammen gab dem Lied die innere Weihe und Größe, und

dem entsprechend wird dann auch das Aeußere gesteigert: alle Mauren werden aufgeboten zur Entscheidungsschlacht, und der seinen Neffen rächende Karl, der wirkliche Träger der weltgeschichtlichen Gedanken des Mittelalters, behauptet das Feld.

In der Schlacht von Hastings (1066) stritt Taillefer dem Heer Wilhelm des Eroberers voran und sang ein Lied von Karl dem Großen und seinen Vasallen Roland und Oliver, die bei Ronceval gefallen. Nach dem französischen Rolandslied ließ 100 Jahre später Heinrich der Löwe eine deutsche Bearbeitung durch den Pfaffen Konrad anfertigen. Das Epos der Franken zeigt uns die alte Heldenkraft, und bewegt sich in einfach faßlichem Ton gleich seinen Gestalten derb, ernst und streng ohne den spielenden Reiz der spätern Ritterdichtung; aber statt altnationaler Erinnerungen zieht es biblische heran, wie wenn Karl vor der Schlacht betet:

Du wahrer Vater, schirm' uns diesen Tag!
Du hast in Wahrheit Jonas einst behütet
Als ihn der Walfisch schlang in seinen Leib,
Hast Daniel vor Wundenqual bewahrt
Als er war unten in der Löwengrube,
Und die drei Knaben in dem Feuerofen:
Laß deine Liebe heut mir nahe sein!

Für Karl wiederholt sich das Wunder Josua's daß die Sonne nicht herabsinkt ehe er den Sieg zur Rache Roland's gewonnen hat; ein Engel stärkt jenen in der Schlacht und geleitet die Seele von diesem gen Himmel. Die Helden sind Märtyrer des Glaubens, und wenn ihr Blut auf die Erde strömt, so haben sie durch Hiebe auf Heiden alle Schuld gebüßt, und die Seele bettet sich in die Blumen des Paradieses. Der Kampf für die Religion ist das gemeinsame Pathos aller, und ist es ausschließlich in der erwähnten deutschen Bearbeitung; im Original, das uns W. Hertz übersetzt hat, klingt stets die Liebe zum süßen Frankreich mit ergreifender Innigkeit durch das freudige Schlachtgetöse und durch den Schmerz der Sterbenden, und dies Vaterlandsgefühl stempelt das Werk zum fränkischen Nationalgedicht. Es ist weder so reich an mannichfaltiger Lebensfülle noch an eigenartigen Charakteren wie die Ilias und der Nibelungen Noth, aber es ist großartig in Form und Gehalt, mächtig und maßvoll, und in den Kampfschilderungen jenen ebenbürtig. Heldenscherz und Freundestreue, Todesmuth

und Frömmigkeit beleben und adeln die sonst ungefüge Körperkraft und ihre übergewaltigen Streiche. Vom Minnedienst noch keine Spur; nicht Roland sondern Olivier erinnert einmal in der Schlacht an dessen Braut Alda; doch ist die ihm so ganz zu eigen daß der heimkehrende Kaiser ihr vergebens seinen Sohn zum Ersatz für den Verlorenen bietet; die Rede ist mir fremd, versetzt sie; nicht wolle Gott daß ich nach Roland am Leben bleibe; — erbleichend sinkt sie nieder, ihr Herz ist gebrochen; Karl zieht sie an den Händen in die Höhe, aber auf die Schulter bleibt ihr Haupt geneigt; sie ist im Leid gestorben.

Im ersten Gesang ist Karl siegreich in Spanien. Die Sarazenen schicken Gesandte, bitten um Frieden und stellen Geiseln daß ihr Herrscher im nächsten Jahre nach Aachen komme um Karl zu huldigen und sich taufen zu lassen. Roland durchschaut die Hinterlist durch die sie nur den Rückzug der Franken bewirken wollen; Ganelon heißt ihn allzu blut- und kampfgierig, erschrickt aber als er die Botschaft an die Feinde bringen soll, und von Roland beleidigt verschwört er sich mit den Mauren zur Rache. Wenn Karl abgezogen ist, wird Roland die Nachhut haben, dann soll man ihn überfallen. So geschieht's. Und hier legt der Dichter in Roland's Seele einen Zug übermüthigen Heldentrotzes, der das Verhängniß heraufbeschwört. Als die Feinde in Sicht kommen, räth ihm sein Genoß Olivier in sein Horn Olifant zu stoßen; das höre der Kaiser und werde mit seinen Scharen umkehren. Aber Roland will den Ruhm allein gewinnen; die Feinde seien dem Untergang geweiht.

Wir werden haben eine harte Schlacht,
Es sah kein Mensch je eine gleiche schlagen.
Ich werde haun mit Durendal dem Schwert,
Und ihr, Geselle, haut mit Alteklere.
Wir haben sie an manchen Ort getragen,
Um gute Hiebe liebt uns mehr der Kaiser,
Ein herrlich Lied soll singen man von uns!

Endlich stößt Roland in Kampfesnoth doch in das Horn. Karl hört es und weiß ihn nun in äußerster Bedrängniß; er wendet sich wieder nach Spanien, aber nun zu spät. Die tapfern Franken alle fallen für Gott und Vaterland, auch Turpin, auch Olivier, der den Bundesbruder Roland noch mit brechendem Auge wiedererkennt um ihm ein rührendes Lebewohl zu sagen. Sein

Schwert will Roland zerſchmettern daß es keiner der Feinde trage; aber der Fels zerbricht die edle Klinge nicht, und Roland gedenkt in Trauer der guten Dienſte die ſie ihm geleiſtet, legt ſie unter ſein Haupt, und nach Spanien hinblickend wie ein Eroberer haucht er ſeine große Seele aus.

Gar manches lernt wer große Leiden kennt, ſagt der zweite Geſang. Karl mit ſeiner Schar findet die edeln Mannen alle erſchlagen; aber nicht Klage, ſondern Rache iſt das erſte. Er ſetzt den Mauren nach und überwältigt ſie. Dann werden die Todten zu Ronceval beklagt und beſtattet; Karl ſelbſt wird ohnmächtig vor Weh um Roland und ſo viele Tapfere. Aber ein neuer Angriff ruft ihn aus dem Schmerz ins Leben der That. Der Admiral von Babylon iſt den Mauren zu Hülfe gekommen; — „welch ein Held, hätt' er nur Chriſtenthum!" Doch Karl überwindet ihn im Einzelkampf. Und nun wird Gericht über Ganelon gehalten; er betheuert daß er nur Rache gegen Roland, nicht Verrath geübt, aber das Gottesurtheil entſcheidet gegen ſeine Eideshelfer, und ſo wird er von vier Pferden zerriſſen. Die Männer unter den beſiegten Sarazenen werden niedergehauen, wenn ſie ſich nicht taufen laſſen; die Fürſtin führen ſie zum ſüßen Frankreich, durch Liebe will der Kaiſer ſie bekehren.

Glücklicherweiſe iſt das Rolandslied in urſprünglicher Geſtalt erhalten, während von der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts an die Umarbeitungen der Sagen begannen, ſeit mit den Dichtungen aus dem Kreiſe von Arthur der höfiſche Geſchmack und der Minnedienſt zur Herrſchaft kamen. Die Aſſonanz genügte nicht mehr, und der Reim trat an ihre Stelle; da mußten andere Worte, andere Verſe eingeſchoben werden, und das Streben nach größerer Zierlichkeit des Ausdrucks führte immer mehr ins Breite. Indem das Ganze nunmehr die Atmoſphäre der conventionellen Ritterlichkeit erhielt, wurde auch der Inhalt umgeſchmolzen. Zwar ließ man den alten Helden ihre gewaltige Körperſtärke und ihre erſtaunlichen Proben derſelben in ungeheuerlichen Kraftſtücken, aber die heftigen Ausbrüche des bewegten Gemüths galten nicht mehr für anſtändig; Schrecken und Furcht vor dem unentrinnbar Entſetzlichen, lauter Aufſchrei des Schmerzes oder überwältigende Ohnmacht vor dem plötzlichen Unheil galt nicht mehr für männlich, und ſo wurde der ergreifende Ausdruck menſchlicher Empfindung aus den Liedern getilgt und an ſeine Stelle eine kalte regelrechte Haltung geſetzt. Es ſchien als

ob das Herz sich nur im Liebesgefühl regte, und Frauen und Mädchen wurden nun herangezogen, die dem Werben der Männer bereitwillig entgegenkommen, Sarazeninnen zumal, die sobald sie den christlichen Ritter gesehen, ihrem heidnischen Vater oder Bräutigam den Kopf abzuhauen, und dem fremden Geliebten zu folgen, sich von ihm taufen und umarmen zu lassen ohne weiteres geneigt und entschlossen sind. Das führte von selbst zu neuen Episoden, zu Thaten des Mannes im Dienste der Minne, um der Damen willen, und die Helden des Volks- und Glaubenskrieges mußten auf eine Zeit lang ihre ernsten Zwecke vergessen und irrende Ritter werden. Nun geht der zürnende Roland nicht blos auf einen Tag oder zwei in sein Zelt, sondern auf Jahre bis ins Morgenland um mit Riesen und Zauberern zu streiten und Liebesabenteuer zu bestehen. Nun wird das ursprüngliche Gedicht oft nur zum Eingang um eine Fortsetzung daran zu fügen die so wenig zu jenem paßt wie der Pferdehals und Fischschwanz zum Frauenkopf. Da lesen wir von den treuen Freunden Amicus und Amilius: der Aussätzige, überall ausgestoßen findet nicht blos Aufnahme bei seinem Bundesbruder, sondern dieser heilt auch den Kranken mit dem Blute seiner eigenen Kinder, die Gott wieder belebt, da sie aus Liebe geopfert waren. Dann aber wird die Geschichte dieser Kinder fortgesponnen: nach des Vaters Tod von der bösen Mutter ins Wasser ausgesetzt, von Schwänen gerettet, werden sie von einem Affen aufgezogen, der ihren Stiefvater bekämpft, und als Sieger von Karl dem Großen umarmt wird! So beginnt auch Hüon ganz episch. Der alte Karl gibt seinem misrathenen Sohn gute Lehren, um ihn der Krone würdig zu machen. Da will sich der böse Amaury an dem verstorbenen Herzog von Bordeaux noch dadurch rächen, daß er dessen Söhne verleumderisch für Rebellen erklärt. Naimes vertheidigt die Jünglinge. Sie werden vor den Kaiser beschieden und kommen, aber Amaury beredet den Sohn Karl's ihnen heimtückisch im Wald aufzupassen, und der überfällt den jüngern Bruder, erliegt aber dem rächenden Schwert des ältern, Hüon's. Dieser weiß nicht wen er getroffen, und wie er vor Karl steht wird eine Leiche gebracht, er des Mordes angeklagt, und der Kaiser erkennt im Todten das eigene Kind. Hüon vertheidigt und rechtfertigt sich durch das Gottesurtheil des Zweikampfs mit Amaury; er kniet dann vor Karl nieder und bittet um Versöhnung; er sei bereit alles für den Kaiser zu thun. Da kommt plötzlich das

ganz Grillen- und Launenhafte aus den Feengeschichten und aus dem entarteten Minnedienst herein, wenn Karl sagt: Nun gut, so gehe nach Babylon zum Sultan Gaudiß, haue dort einem Muselmann den Kopf ab, küsse seine Tochter Esklarmonde und verlange und bringe mir den weißen Bart und vier Backenzähne des Sultans! Der Elfenkönig Oberon schenkt nun dem Ritter seine Gunst, und wir verzeihen dem mittelalterlichen Poeten seine sinnlosen Fabeleien dafür daß er diesen aus dem Volksglauben in der Dichtung erhalten, daß er für Shakspeare, Wieland, Weber den Ausgangspunkt unsterblicher Werke gegeben hat. Er erstattet uns z. B. über Oberon's Herkunft folgenden absurden Bericht: Judas Makkabäus hat die Sarazenen besiegt, und ihrem König seine Tochter vermählt. Das Kind beider, ein Mädchen, wird der Liebling der Feen, und bekommt später den Julius Cäsar zum Sohn; der gelangt auf seinen Kriegsfahrten an den Hof von Arthur, wird dort der Gatte von dessen Schwester, der Fee Morgane, und hat von ihr zwei Söhne, den heiligen Georg, und den wunderschönen Zwerg Oberon! Zu solchen abgeschmackten Phantastereien wurde die Geschichte und der Mythus verkehrt. Sie machen es erklärlich daß die Renaissance auf Jahrhunderte die mittelalterliche Dichtung beiseiteschob, und mit den sinnlosen Fabeleien auch das Kernhafte, Echte verwerfen und vergessen konnte. Die Neuzeit wendet diesem nach Deutschlands Vorgang nun auch in Frankreich ihre Aufmerksamkeit zu; die ältesten Handschriften werden veröffentlicht und Gelehrte wie Paris der Vater und Sohn, wie Gautier erschließen der Gegenwart das Verständniß des mittelalterlichen Nationalgeistes.

Man sieht leicht: das Publikum der Sänger wollte Neues und wieder Neues hören, und die Trouveres wie die Jongleurs verdarben die volksthümlichen Dichtungen, indem sie dieselben mit eigenen Erfindungen im Ton der von den Kelten entlehnten Abenteuer, des Minnedienstes und der höfischen Unterhaltung durchflochten. Und während ursprünglich jeder Stoff seine eigene innere Construction und Gliederung mit sich brachte und das Gedicht dadurch wie ein originaler Organismus erschien, hatte man jetzt eine übereinkömmliche Schablone der Composition, indem stets eine Hofhaltung Karl's und eine Berathung beginnt, wo treue und falsche Männer sich bekämpfen; daraus entwickelt sich daß ein Held auf Abenteuer ausgesandt wird, und er besteht sie in der Regel mit Hülfe einer hübschen Sarazenin, die sich ihm

an den Hals wirft. Und diese so umgestalteten Geschichten aus der Karlsage haben sich dann über Europa verbreitet, und sind namentlich in Italien eingedrungen, wo sich später aus ihnen eine feinere epische Kunstdichtung entwickelte. In Frankreich selbst schrieb man sie in dicken Büchern für den Zeitvertreib müßiger Stunden nieder, bis mit der Thronbesteigung der Valois (1328) die ritterliche Romantik erlosch und der nüchterne, realistisch bürgerliche Sinn die Verse in Prosaromane auflöste.

Der Süden Frankreichs übertrug in seine klangvolle Mundart die Sagen des Nordens wie die Erfindungen willkürlicher Einbildungskraft, aber die Troubadours, fruchtbar in der Lyrik, waren im Epos minder schöpferisch. Wenn sie z. B. auch die Haimonskinder nach dem Süden führten, so wiederholen sich in der zweiten Hälfte zu Montalban doch wesentlich dieselben Ereignisse, die uns bereits die erste in den Ardennen berichtet hat. Indeß bot das Leben der Troubadours selbst der Dichtung manchen Stoff, und unter einem poetisch gestimmten Geschlecht konnte das große Ereigniß des Albigenserkrieges nicht vorübergehen ohne eine dichterische Darstellung zu finden. Allein gerade hier sehen wir daß die Zeit der mündlichen Ueberlieferung und Sagenbildung im Verfließen ist und daß die schriftliche Aufzeichnung der Thatsachen beginnt, indem die Erzählung weit mehr das Gepräge der factisch glaubwürdigen Reimchronik als das des Epos annimmt, das dem Geist der Geschichte aus den Eindrücken der Begebenheiten auf das Gemüth einen idealen Leib erschafft.

Ein Troubadour überträgt den Stil, die Form der durch einen und denselben Reim gebundenen Tiraden der chansons de geste in seine klangvolle Mundart. Er steht auf der Seite der Nordfranzosen, die durch den Kreuzzug im eigenen Lande die Ketzerei vertilgen und die Provence dem Könige von Frankreich völlig zu eigen machen wollen; er steht auf seiten des kirchlichen und weltlichen Feudalismus gegen die Freiheit des Geistes, gegen das Volk welches sich emporarbeitet und durch die angesehenen Bürger der Städte zunächst mit den Rittern sich eint, die ein heiteres glänzendes Leben führen. Das Volksgewissen das sich so kampfmuthig in einem Peire Cardinal und andern Sängern gegen die Entartung der Geistlichkeit empörte, der evangelische Sinn der Ketzer hat den Troubadour gleichgültig gelassen, mit Waffenlust und unbefangener Gläubigkeit an Rom erzählt er Schlachten, Belagerungen, Niedermetzelungen, und verherrlicht den

gewaltigen Grafen von Montfort, den Beſieger Raimund's von Toulouſe. Aber wie mit der Rückkehr von deſſen Söhnen und mit Montfort's Tod ein Stern dem Süden aufging, und die Sache deſſelben eine Zeit lang zu triumphiren ſchien, da ändert ſich der Ton des Gedichts, und zwar ſo ſehr daß Guibal gewiß mit Recht einen neuen Dichter eintreten läßt, der dieſe glückliche Wendung nun in einer ſchwungvollen Weiſe mit innigem Herzensantheil feiert. Er trägt freimüthig die Klagen des Volks dem Papſte vor und ladet die Geiſtlichkeit vor den Richterſtuhl Gottes; er ſieht in dem Umſchwung des Kampfes die Hand der Vorſehung, und ſpricht den Gedanken des Epos ganz beſtimmt aus:

Gott und das Recht ſie herrſchen, beſtehn in Wirklichkeit;
Lug, Trug und Stolz ſie haben das Feld wol einige Zeit,
Am Ende doch überwindet ſie die Gerechtigkeit.

„Herr, nun gib mir Sieg oder wirf mich zu Boden" betet Graf Montfort als ſeine Genoſſen um ihn fallen, da löſt Frauenhand die Wurfmaſchine auf der Mauer, und der Stein fliegt wohin er ſollte, und trifft das Haupt des Belagerers. Der Kampf um Toulouſe und die Befreiung der Stadt, ſowie der Charakter des ehernen Gegners und ſeiner ebenſo kirchlich frommen als ſtolzen und unbeugſamen Seele ſind Gegenſtände die den Dichter zu höherm Schwung erregen; da erzählt er nicht mehr blos die äußern Ereigniſſe, er weiht uns in die Stimmungen der handelnden Menſchen ein, er läßt ihre Geſinnungen, ihre Leidenſchaften ſich ausſprechen und die Handlungen begründen. Der Glanz ſeiner Heimat leuchtet in ſeinem Geſang noch einmal würdig auf, ehe die Inquiſition ihr Zerſtörungswerk vollführt.

Spaniſche Nationalpoeſie.

Meerumfloſſen, durch den Wall der Pyrenäen gegen das übrige Europa begrenzt, durch die von Afrika her eingedrungenen Mauren mit neuen Bildungselementen begabt und zugleich nach Süden und Weſten hin in den Kampf für die Nationalität und den chriſtlichen Glauben hineingezogen, während Frankreich, Italien,

Deutſchland die Kreuzzüge nach Oſten hin unternahmen, — ſo mußte Spanien ſich eigenartig entwickeln, und doch beweiſt nichts ſo ſehr die gemeinſame Culturarbeit und die lebendige Wechſelbeziehung der neuen Völker als daß auch hier die Einflüſſe der provenzaliſchen Lyrik, des nordfranzöſiſchen Epos nicht minder zur Geltung kamen wie die Grundzüge des romaniſchen und gothiſchen Stils in der Baukunſt, und bedeutſamer einwirkten denn die Araber ſelbſt. Ritterlicher Stolz und edle Aufopferungsfähigkeit eignete ſchon den alten Keltiberen; dann war römiſche Bildung tief eingedrungen; dann kamen die Gothen und unter der Herrſchaft des Chriſtenthums verſchmolzen die germaniſchen Elemente mit der leidenſchaftlichen Glut des Südens. Indem die Spanier mit ihrer Unabhängigkeit zugleich ihren Glauben vertheidigten, ward ein kirchlich frommer Sinn ihrem Thun und Dichten eingeprägt, und vornehmlich ſtellten ſie die Jungfrau Maria wie die Göttlichkeit Jeſu dem reinen Theismus der Muhammedaner gegenüber; in dem Gelingen ihrer Thaten ſehen ſie die Hand Gottes, den Beiſtand der Heiligen, und wo auch die Einbildungskraft der Helden ſich nicht bis zur Viſion derſelben geſteigert hatte, da halfen die Sänger leicht nach. Auch die Könige, die das Land befreiten und das Chriſtenthum wieder zur Herrſchaft brachten, gewanen dadurch einen Glorienſchein, eine unantaſtbare Weihe, die ſich lange im Leben und in der Poeſie erhielt. Der Spanier räumt den Regeln der Sitte wie den Standesverhältniſſen auch über die Regungen des Herzens eine große Macht ein, die Satzungen des Glaubens wie der Ehre werden nicht beſtritten noch angezweifelt. Daneben aber kam ein freier demokratiſcher Zug dadurch in die Geſchichte daß bei der Rückeroberung des Landes von den aſturiſchen Bergen aus durch kleine Chriſtenſcharen ein jeder die Waffen trug und den Genoſſen gleich ſtand; nur Tapferkeit und Ruhm konnten die Führerſchaft erwerben und behaupten. Dann genügten zum Schutz gegen die Mauren keine vereinzelten Burgen, ſondern es bedurfte der feſten Städte, die ſich ſelber rathen und ſchützen mußten, ſich ſelber regierten und ihre Rechte ſicher ſtellten. So war jeder Spanier wehrhaft, der Bürger welcher ſich als Reiter ausrüſtete galt auch hier für ritterbürtig und altadelige Geſchlechter ſtrebten nach der Vorſtandſchaft der Städte. Dieſer Kern des Volks war im Mittelalter der Träger des Nationalgefühls, und hat die Thaten ſeiner Helden in ſagenhafter Form beſungen; er hat ſich in Bernardo del

Carpio, vornehmlich aber in Ruy Diaz, genannt der Cid, einen Repräsentanten geschaffen. Die Sage nennt Carpio das Kind der Liebe einer Königstochter und des Sancho Diaz; dieser liegt dafür im Gefängniß, der Sohn fordert später stets als den Preis seiner Thaten die Befreiung des Vaters. Er sagt mit stolzem Muthe:

Meinem Willen vorzuschreiben sind die Könige nicht befugt,
Denn um keinen Preis verhandelt wird der Freiheit edles Gut.

Auch Ruy Diaz ist der Sohn seiner Werke, ein Müllerbursche, das Kind eines Ritters und einer Bäuerin, und damit eben der Vertreter des freien Volks, trotzend auf die Macht und die Reichthümer die er in Kämpfen auf eigene Faust gewonnen, sodaß er sich weigert dem König die Hand zu küssen; er will ihm als Bundesgenosse dienen. Das Nationalgefühl läßt Carpio gegen die Fremdherrschaft der Franken bei Ronceval streiten; Cid ist historisch sein Held durch die Eroberung von Valencia (1094). Es war der Vorkämpfer von König Sancho II., und ließ nach der Ermordung desselben seinem Bruder Alfons nicht eher huldigen bis dieser feierlich seine Unschuld an der Frevelthat beschworen. Das preisen die Lieder und geleiten den Cid in die Verbannung, in die der neue König ihn hinausstößt; er lebt nun unter den Mauren, und gründet sich mit dem Heere das sein sieggewohntes Schwert und seine Freigebigkeit in der Beutevertheilung erwirbt, eine eigene Herrschaft in Valencia. So treten uns hier die beiden Motive der Karlsage, Glaubenskrieg und Vasallenkämpfe gleichfalls entgegen; der Sinn für persönliche Würde und Ehre lebt hier wie in Fernan Gonzales, und den sieben Infanten von Lara. Die Kühnheit der Hidalgos, die auf ihr Recht und ihre Kraft pocht, wird neben dem Sieg oder Heldentod im Maurenkrieg in den alten Liedern gefeiert.

Solche Heldenlieder haben von den Zeiten der Gothen her die Ereignisse begleitet. In ihnen sang das Volk durch die Jahrhunderte hin wie König Roderich die reizende Cava gewaltsam an sich gerissen, und ihr Vater um den Schimpf zu rächen die Araber ins Land gerufen; wie dann diesen Leon und Burgos wieder entrissen ward und das Land von den vielen neugebauten Castellen den Namen Castilien erhielt; wie die kleinen Königreiche entstanden, wie Toledo erobert, wie zuletzt auch Granada belagert und bezwungen ward. Nichts scheint näher zu liegen

als bei den hochbegabten Spaniern in ihrer Sprache voll Erzklang und majeſtätiſch melodiſchem Fluſſe ein großes Volksepos zu erwarten; aber es fehlte mehr als eine Grundbedingung zu ſolchem, wenn auch der lebendig flutende Sang der mehr lyriſch gefärbten Heldenlieder in ſo reicher Fülle vorhanden war. Als die Weſtgothen die romaniſirten Hispanier bezwangen und mit ihnen verſchmolzen, da waren ſie bereits Chriſten geworden, hatten ſich der römiſchen Civiliſation angeſchloſſen, und auf den langen Wanderungen unter neuen Erlebniſſen verblaßten die alten Erinnerungen der Heidenzeit; die Gegenwart aber brachte nun täglich neue Kämpfe und nahm im Glaubensſtreit mit Schwert und Wort den Chriſten gegen den Muhammedaner in Anſpruch; und ſo fehlt im Volksbewußtſein der Mythus, es konnte keine Götterſage ſich auf die Helden niederlaſſen, es konnten ſolche epiſche Elemente ſich nicht „wie Tempeltrümmer deren Gottheiten ſelbſt unbekannt geworden" im Waldesdunkel der Volkspoeſie erhalten. An die Stelle des Naturglaubens war die Dogmatik getreten, und der Nachhall der antiken Cultur wie die Berührung mit der arabiſchen ſtellte zu ſehr die Tageshelle der Geſchichte neben die Dämmerung der Sage. Der Sänger konnte nicht eine abgeſchloſſene Heldenzeit ruhig abſpiegeln, der Kampf der Gegenwart nahm vielmehr immer wieder ſeinen Herzensantheil in Anſpruch, und ſo begleitete die Poeſie wol die fortſchreitende Geſchichte mit immer neuern Liedern, aber dieſe trugen doch bei aller Sachlichkeit und anſchaulichen Treue von der erregten Stimmung des Augenblicks eine lyriſche Färbung, und konnten nicht zu einem Ganzen verſchmelzen, um ſo weniger als keine große gemeinſame Nationalthat die Befreiung des Vaterlandes vollbrachte oder kein einzelnes Ereigniß zum Symbole derſelben ward, da die jahrhundertelangen Fehden an verſchiedenen Orten und unter verſchiedenen Umſtänden geführt wurden. Wir ſahen etwas ganz Aehnliches bei den alten Arabern; auch dort fehlt aus ähnlichen Gründen das Epos, während jene realiſtiſch klaren friſchen Heldenlieder in Fülle vorhanden ſind. Dafür hat aber die ſpaniſche Romanzenpoeſie ſich mit dem Volke ſelbſt entwickelt, es hat ſich in ihr ſelbſt geſchildert, ſeine Gefühle und ſeinen Thatenruhm in ihr verewigt, ſie hat in ihrer Art ein Gepräge claſſiſcher Vollendung erhalten, und wenn ſie uns mit darſtellender Kraft mitten in das Geſchehende verſetzt, wo ſich das Ereigniß durch Wechſelrede und Wechſelwirkung der handelnden Per-

ſönlichkeiten geſtaltet, ſo iſt das Nationaldrama aus ihr erwachſen, und iſt ſie ſtets ein glänzendes Beſtandſtück deſſelben geblieben.

Die Form der Romanzen iſt der ſchon im Lateiniſchen volksthümliche trochäiſche Tetrameter, deſſen letzte Silbe gewöhnlich wegfällt, ſodaß er männlich ſchließt. So ſangen ſchon die Soldaten Cäſar's ihre Spottverſe bei ſeinem Triumph, und ſo feierte der ſpaniſche Dichter Prudentius die Märtyrer. Der Gleichklang des Reims, der ſich anfangs ungeſucht am Ende einſtellte, ward in Spanien bald gefordert, aber noch nicht in ſeiner vollen Reinheit, es genügte auch derſelbe Vocal, aber mit den Arabern ließ man den gleichen Ausklang durch das ganze Gedicht herrſchen. Als der kunſtgebildete Sinn die Volksdichtung erfaßte und vollendete, ſo führte ihn die an volltönenden Vocalen ſo reiche Sprache dazu das Eintönige des oftmals wiederholten Reims dadurch zu meiden daß nur derſelbe Vocal der letzten betonten Silbe jedes Verſes derſelbe war, die Conſonanten aber um ihn wechſelten, während er dem Lied ſeinen Klangcharakter aufprägte; die Cäſur in der Mitte nach dem vierten Trochäus zerlegte den Vers in zwei Hälften, die man ſpäter geſondert druckte. F. Wolf, der gründliche Forſcher in dieſen Dingen, ſagt vortrefflich: „Es iſt keine Frage daß durch die abſichtliche Vermeidung des vollen Einklangs und durch deſſen Verwandlung in bloßen vocaliſchen Anklang die in ganzen Romanzen feſtgehaltene ermüdende Eintönigkeit in einen durch die Verhüllung um ſo reizender durchklingenden Accord aufgelöſt wurde; ſo nur, indem nicht mehr mit den Hammerſchlägen der einförmigen Conſonanz, ſondern mit den Guitarrenklängen der vielgeſtaltigen Aſſonanz das Ganze zuſammengehalten wurde, konnte was urſprünglich nur zur Befriedigung des natürlichen Bedürfniſſes eines vernehmbar gemachten Rhythmus diente, zum künſtleriſch verfeinerten Genuß an einer die abſichtliche Diſſonanz und Losheit übertönenden und bindenden und daher durch den Contraſt erhöhten Harmonie gemacht werden.“

Von den Romanzen unterſcheidet ſich ſehr beſtimmt das Gedicht vom Cid, das in der Mitte des 12. Jahrhunderts nach dem Muſter der franzöſiſchen chansons de geste abgefaßt wurde, und zwar im Sinn des Helden- wie des Geſchlechtsgeſangs, denn daß Cid durch Heldenkraft eine Familie gründet die in den Nachkommen ſeiner Töchter auf Spaniens Königsthronen herrſcht, das iſt der Stoff und Grundgedanke, und die beiden Geſänge zeigen

jeder auf ſeine Art wie was den Cid kränken oder niederwerfen ſollte nur zum Mittel ſeiner Verherrlichung wird. Daß Alfons ihn verbannt dies treibt ihn dazu mit ſeinen Getreuen auf eigene Hand unter die Mauren zu ziehen, ſich zuerſt eine Burg, dann die Stadt Valencia zu erobern. Sein Ruhm veranlaßt die Grafen von Carrion daß ſie ſich um ſeine Töchter bewerben; er hat keine Luſt ihnen dieſelben zu geben, aber der König freit für ſie und er legt die Entſcheidung in des Königs Hand. Denn hier iſt Cid bereits im Sinn der franzöſiſch ritterlichen Feudalität der treue Vaſall, der nach jeder glücklichen Waffenthat durch glänzende Geſchenke dem König huldigt und ihn dadurch ſich nach und nach verſöhnt, ja zu der Erklärung bringt: Ich that ihm großes Uebel, er that mir großes Wohl. Er heißt hier der zur guten Stunde Geborene, er wird das Muſter ſpaniſcher Loyalität und Frömmigkeit, wenn er auch noch nicht gleich einem ſchmachtenden Minneſänger um Ximene wirbt oder in ſteifer Zierlichkeit des ſpätern Hofadels ſich bewegt, wie in ſo manchen Romanzen die ſich dadurch deutlich genug als Treibhauspflanzen ſpäterer Kunſt von den urſprünglichen Waldblumen der Volkspoeſie unterſcheiden; im Gedicht vielmehr führt Cid faſt in jedem Kampf einen ſeiner gewaltigen Hiebe mit den Schwertern Tizon oder Colada, und tummelt ſein Roß Babieza wie ein Recke der fränkiſchen Heldenſage.

Der zweite Geſang hebt an wie Cid eines Nachmittags eingeſchlummert iſt und ſein Löwe aus dem Käfig frei wird; da flüchtet der eine der Schwiegerſöhne ſich unter einen Stuhl, der andere hinter eine Weinkelter, während der erwachte Held das wilde Thier mit ſeinem Blick bändigt und hinter ſein Eiſengitter zurückführt. Die Grafen meinen das ſei ihnen zum Hohn geſchehen, und ihrem Stolz dünkt die Verwandtſchaft mit dem Emporkömmling nicht mehr gut genug; ſie ſinnen auf Rache, ſie laſſen ihre Frauen im öden Gebirge für todt zurück, nachdem ſie ſie mit Riemen blutig wund gegeiſelt haben. Cid, der von Anfang an kein Wohlgefallen an ihnen hatte, gab vorſichtig den Töchtern einen ſeiner jungen Vettern zum Gefolge mit, dieſer rettete ſie, brachte ſie zum Vater zurück. Der kommt nun als Kläger vor den König, es wird Gericht gehalten, die Grafen werden im Zweikampf beſiegt, und Cid's Töchter werden die Frauen der Infanten von Aragon und Navarra. Der Held aus dem Volk, der Sohn ſeiner Thaten, der Schöpfer ſeiner ſelbſt,

ſieht nun im Geiſt ſein Geſchlecht auf Königsthronen, ſein Muth wie ſeine Vaſallentreue haben reichen Lohn gefunden. Der Held iſt der Mittelpunkt des Gedichts, die Verherrlichung ſeines Geſchlechts das Ziel deſſelben. Auch die äußere Form erinnert an die chansons de geste, denn ſie beſteht in langen zweitheiligen Verſen, jede Hälfte hat drei accentuirte und gewöhnlich ebenſo viele oder mehr unbetonte Silben, und der Ausklang für eine kleinere oder größere Gruppe iſt ſtets der gleiche Vocal. Die Darſtellung iſt ſchlicht und körnig, rührende Scenen wie Cid's Abſchied von den Seinen im erſten oder die Trennung der Aeltern und Kinder im zweiten Geſang — ſie trennen ſich wie vom Fleiſch der Nagel — wechſeln mit Schlachten oder der Gerichtsverhandlung; Cid's Charakter ſteht durch innere Wahrheit und hohe Natürlichkeit anſchaulich vor uns da und einzelne gelegentliche Züge geben demgemäß auch ſeinem äußern Ausſehen die volle Beſtimmtheit. Der Dialog verleiht der Erzählung dramatiſche Bewegtheit. Ich überſetze zur Probe eine Stelle aus den Kampfſchilderungen:

In der Hand die Fahne ſprang Pedro Bermues vor:
„Es ſegne dich der Schöpfer, Cid, edler Campeador!
In jenen dichten Haufen trag' ich die Fahne dein;
Ihr treuen Genoſſen alle ihr eilet ſchon raſch herbei!"
Er ſpornte ſein Roß in das dichte Gedränge hinein.
Die Mauren empfangen ihn die Fahne zu gewinnen,
Verſetzen ihm ſtarke Hiebe, doch können ihn nicht bezwingen.
Der Cid rief zu den Seinen: Helft ihm, um Gottes Liebe!
Sie faßten die Schilde feſt, die vor der Bruſt ſie hielten,
Sie ſenkten die Lanzen tief, an denen die Fähnlein hingen,
Sie neigten ihr Geſicht bis zu den Bügeln nieder.
Wie tapfre Herzen zu ſtreiten waren ſie all entſchloſſen.
Da rief mit lauter Stimme der zur guten Stunde Geborene:
Um Gottes Liebe, drauf! Schlagt ſie, ihr Ritter, ſchlagt!
Ich bin Ruy Diaz, der Cid, Campeador von Bivar!
Da hättet ihr geſehn ſo viele Lanzen heben und ſtoßen,
So viele Schilde durchhaun, ſo viele Panzer durchbrochen,
So viele weiße Fähnlein blutroth geworden,
Ohne Reiter fortſprengend ſo viel gute Roſſe.

Wie dies Gedicht ſo ruht auch eine Reimchronik von Cid auf der Volksüberlieferung. Dagegen zeigt ein Gedicht von den Thaten des Fernan Gonzales, das mit dem Einfall der Mauren in Spanien beginnt, neben der geſchichtlichen Grundlage die will-

kürlichen Erfindungen dichteriſcher Empfindungskraft. Kirchliche Stoffe und die Alexanderſage wurden in Spanien gleichfalls behandelt. Auf die Romanzen werde ich in der Folge und im Vergleich mit engliſchen, däniſchen, deutſchen Volksballaden zurückkommen, da die meiſten gleichzeitig mit dieſen im 15. Jahrhundert die Form empfingen in welcher ſie erhalten ſind. Hier ſei noch erwähnt daß Alfons der Weiſe in der Mitte des 13. Jahrhunderts die Wiſſenſchaften, namentlich die Sternkunde im Anſchluß an die Araber pflegte, und durch die von ihm veranlaßte Bibelüberſetzung wie durch ſeine Geſetzbücher die kraft- und klangvolle Proſa in der ſpaniſchen Literatur begründet, das Caſtilianiſche zur Schriftſprache machte.

Antike Stoffe in romantiſchem Gewande.

Prägt ſich im Rolandslied das chriſtliche Heldenthum der Kreuzzüge ſymboliſch aus, ſo ſpiegelt ſich der Zug in die Ferne, die Eroberung des Orients von Europa aus in der Alexander- und Troianerſage, während das Volk ſelbſt die Geſchichte des erſten Kreuzzuges ſo ausbildete daß ſie ſpäter den bereiteten Stoff für Taſſo's Kunſtepos bieten konnte. Wir ſind der Dichtung welche die Geſchichte des großen Macedoniers umſponnen hat, ſchon wiederholt im Morgenlande begegnet, bei Muhammed, bei den Juden, bei Firduſi. Eine gemeinſame Quelle für ſie wie für die abendländiſchen Dichter bildet der griechiſche Roman des Kalliſthenes, eine Sammlung und Erweiterung der Mythen und Märchen die ſich ſeit den Thaten und dem Eindruck des Helden auf die Phantaſie der Völker theils neu gebildet, theils auf ihn niedergelaſſen. Ein Südfranzoſe, Alberich von Beſançon, um 1140 Mönch in Clugny, wird als Vorbild und Quelle von dem deutſchen Pfaffen Lamprecht genannt, der (um 1180) ihm nachdichtete. Von einem Lambert li Tors iſt eine andere franzöſiſche Bearbeitung begonnen, von Alexander von Bernay abgeſchloſſen; von ihr ſoll der bekannte Vers mit ſechs Hebungen den Namen des Alexandriners führen. Hier ſchloß wieder der Spanier Juan Lorenzo Segura de Aſtorga ſich an, während noch vor Ablauf

des 12. Jahrhunderts Walther von Lille den Curtius zum Führer nahm; ihm folgten Ulrich von Eschenbach und Rudolf von Hohenems und gaben eine unerquickliche Sammlung und Mischung alles dessen was sie aus der Sage und Geschichte wußten. Nehmen wir ein englisches Gedicht aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts hinzu, so sehen wir selbst in den uns erhaltenen Werken fast alle Culturvölker mit Alexander beschäftigt; statt des einen Homer hat er wenigstens eine reiche Sage und viele Sänger gefunden.

Unser deutsches Gedicht zeichnet sich vortheilhaft aus durch den raschen Gang der Handlung wie durch die herzliche Innigkeit und einfache Kraft der Darstellung. Der volksthümliche Stil unserer Heldensage, die Anklänge an unsere Heldenlieder stimmen hier zur Sache selbst und sind in den Schilderungen von Alexander's Kämpfen mit Darius und Porus von vortrefflicher Wirkung, während Lambert li Tors die Rittersitte mit ihren Festen und Turnieren hereinzog. Der englische Dichter steht dem deutschen näher an frischer und fesselnder Ursprünglichkeit; seine Schilderungen sind minder wortreich, aber packender als die des Franzosen, allein es klingt doch fast wie eine Travestie, wenn er eine Stadt mit Feuerrohren beschießen läßt, während Lamprecht dem Tone des Alterthums getreuer bleibt. So schön ist nichts als ein feingewandter Ritter, außer im Gottesdienst ein Priester, sagt der Engländer, und deutet damit wol an daß auch er einer der waffenfreudigen Geistlichen war. Allen Dichtern nach Kallisthenes ist die Gliederung in zwei Theile gemeinsam; im erstern herrscht mehr die geschichtliche Wahrheit in Schlachten und Heerfahrten, im zweiten die märchenhafte Erzählung von den Wundern der Ferne, die wie von Homer seinem Odysseus, so hier dem Alexander selbst in den Mund gelegt werden, — mag er die Bürgschaft für sie übernehmen; er schreibt sie an seine Mutter, an seinen Lehrer Aristoteles. Die Kindesliebe tritt besonders im deutschen Gedicht so schön hervor. Um meiner Mutter willen behandle ich alle Frauen gut, schreibt Alexander an Darius, als er dessen Familie gefangen genommen; Sehnsucht nach der Mutter ergreift ihn da er ans Ende der Welt gekommen, wo der Welt Abgrund steht und sich herum der Himmel dreht wie um die Achse ein Rad. Dem Alterthum gehört es schon an, wenn die Brahmanen oder Skythen, die sich etwas erbitten sollen, von dem Könige verlangen daß er sie unsterblich mache. Das kann er nicht. Wenn du denn selber sterblich bist, was führst du so

viel Krieg und machst so viel Unruhe auf Erden? — Die Vorsehung will daß auch ich ein Diener ihres Willens sei. Dem Wind ist's gegeben das Meer und die Bäume zu bewegen, so laß auch ich die Menschen nicht träge ruhn. — Bei Lamprecht sagt der skythische Wüstensohn: Nichts haben wir zu verlieren; Wohnung und Grab sind uns allezeit zur Hand, denn wir haben weder das eine noch das andere, aber den Trost im Leben und Tod daß uns der Himmel bedeckt. Das imponirt dem Weltbesitzer gleich dem bekannten Wort des Diogenes. Er wiederholt dann das Gleichniß vom Sturm und Meer und fügt hinzu: Dieweil ich Leben habe und meinen Sinnen Meister bin muß ich etwas beginnen das meinen Sinnen wohlthut. Was sollte uns das Leben, wären alle so entsagungsvoll gesinnt wie ihr? Uns ist von der höchsten Gewalt eingepflanzt zu üben die Kraft die wir erhalten haben.

Aus dem zweiten Theile ist die Sage von den Blumenmädchen voll bezaubernder Anmuth; sie steht nicht im Kallisthenes, sie scheint indischen Ursprungs. Alexander erzählt wie er und seine Krieger ein liebliches Singen aus kühlem grünen Walde hören; sie steigen von den Rossen und finden im Laubesschatten eine reizende Mädchenschar; alle Last und alles Leid wird da vergessen in Fülle der Freude; es dünkte dem Helden, daß Krankheit oder Tod solch wonnesamen Ort nicht nahen dürfen. Mit den Frauen aber war es so. Wenn der Sommer kam und es begann zu grünen, dann sprossen edle Blumen auf, herrlich von Farbe, rund wie ein Ball und rings geschlossen. Sie wurden wunderbar groß, dann öffneten sie sich und es sprangen holdselige Jungfrauen aus ihren Kelchen hervor, in Züchten fröhlich lachend, tanzend, singend mit süßester Stimme. Aber nur im Schatten konnten sie leben, in der Sonne vergingen sie sogleich. Der Wald erschallte von ihnen und von der Vögel Liedern, wie mochte es lieblicher sein spät und früh? Ihr Gewand war ihnen angewachsen, roth und weiß wie Blütenblätter. Da wir sie zu uns gehen sahen, zog es uns lockend zu ihnen, wir freuten uns mit Jubel der seltsamen Bräute und hatten mehr Wonne als je seit wir geboren wurden. Weh aber wie bald verschwand das innige Behagen! Mit der Sommerzeit verging unsere Freude; wie die Blumen verwelkten und verdarben, da starben die schönen Frauen. Da sank das Laub der Bäume auf sie hernieder; die Brunnen ließen ihr Fließen, die Vögel ihr Singen. Da schied

ich weg schwermüthigen Herzens. — Gervinus, der unserm Dichter zuerst gerecht geworden, bemerkt bereits: Wenn irgendetwas in inniger warmer Empfindung an Odysseus' von Wehmuth überzogne, von Sehnsucht durchbrochne, von schwankender Erinnerung an vergangene Seligkeit und Dauer begleitete Erzählung reicht, die so wunderbar die Stimmung der Seele trifft in welcher der Herumgefahrene Last und Lust der Reise überdenkt, oder wenn irgendeine Dichtung die reinste Unschuld athmet und die naiveste Gläubigkeit einer schönen geregelten und reichen Phantasie ausspricht, und bei der wunderbarsten Welt die sie öffnet den gesündesten Sinn bewahrt, so ist es diese unbeschreiblich liebliche Erzählung, die an Indien und die Nymphäen der Natur und Mythologie erinnert, und in der freilich gegen andere Theile des Gedichts gehalten die Anmuth der Darstellung außerordentlich hervorsticht.

Einmal kommt Alexander an einen Palast von Edelsteinen auf Bergesgipfel. Er hält sich an goldener Kette und steigt auf saphirner Treppe empor. Da sieht er auf goldenem Bett einen schönen Greis von einem Weinstock beschattet in süßer Ruhe schlummern. Alexander neigte sein Haupt vor diesem Bilde des tiefsten Friedens und kehrte schweigend zurück. Das klingt an die Gralburg an. Aber die Unersättlichkeit des Eroberers ist doch noch ungebrochen, und die Sage bezeichnet sie durch sein Begehren daß er auch von den Engelchören Zins haben und das Paradies mit Waffengewalt erstürmen will. Er zieht den Euphrat hinauf, aber die ersten die an die Pforte kommen finden sie verschlossen, und ein Alter heißt sie den König zur Demuth mahnen, das Paradies lasse sich nicht ertrotzen, er solle sich bekehren. Der Alte gibt ihnen einen Stein mit wie ein Menschenauge; der wiegt eine Masse Goldes auf, mit etwas Erde bedeckt wird er aber von einer Feder emporgeschnellt. Alexander geht in sich. Er entläßt sein Heer, kommt nach Griechenland zurück und sendet nach Weisen um Deutung des Steins. Ein Jude gewährt sie ihm, der Stein ist ja ein Beitrag der Juden zur Alexandersage: Des Menschen Auge hat nie genug, bis das Grab es bedeckt. Darum soll man der Gier entsagen und in sich selber Ruhe finden. Alexander folgt der Mahnung, wendet sein Herz zur Güte und Mäßigung und regiert noch zwölf Jahre in Frieden. Dann behielt er von all seinen Eroberungen sieben Fuß lang Erde, wie der ärmste Mann erhält, der je kam in diese Welt. —

So verherrlicht das Gedicht mit dem Muth und den glänzenden Thaten zugleich die Demuth und die Einkehr des Menschen in sich selbst, und schließt wie es begonnen mit der Eitelkeit alles Irdischen im Vergleich zu dem Himmelreich und dem Heil der Seele.

Der Phantasie des Mittelalters erschien nun auch Troia wie ein altes Jerusalem, und die homerischen Helden wurden zu christlichen Rittern. Die Objectivität welche jedes Volk und jede Zeit in deren Eigenart erkennt und darstellt, bleibt einem Weltalter des Gemüths fremd, das seiner Natur nach alles nur in der Untrennbarkeit vom Gefühl, im Zusammenhange mit der Subjectivität begreift und darum den Dingen die Farbe seiner Empfindung leiht. Homer war in den Hintergrund getreten, statt seiner hielt man sich an jene spätern Darstellungen der Troersage von Dares und Dictys, welche alle Erzählungen von der Gründung bis zur Zerstörung der Stadt zusammenfügten und die ganze Stoffesfülle überlieferten, aus welcher der Genius das Herrlichste genommen um es zu einem lebensvollen Organismus künstlerisch zu formen. Sie wurden zuerst in lateinischen Versen bearbeitet, dann von dem Trouvere Benoit de Sainte Maure um die Mitte des 12. Jahrhunderts in französische Reime gebracht, und danach wiederum in Deutschland von Herbort von Fritzlar noch unbeholfen und roh behandelt, von Konrad von Würzburg mit dem bunten schimmernden Flitter der höfischen Weise ausgestattet. Endlich schloß für unsere Periode Guido von Columna, um 1280 Richter in Messina, den Kreis durch eine lateinische Zerstörung Troias, die bequeme und gewöhnliche Quelle der spätern Poeten. Man knüpfte durch Brutus die Briten, durch Francus die Franken, durch Sicanus die Sicilier an Troia, und ließ dessen Untergang so durch die Vorsehung zum Ausgang der Völkerwanderung werden. Der Kampf um Troia war gleich den Kreuzfahrten ein Krieg zweier Welttheile. Hekuba's Frauengemach ward zum Minnehofe, die Keime der Romantik in Medea's Leidenschaft zu Jason, in Helena's Entführung, in Achilleus und Penthesilea kamen zur Blüte; die Heroen fügten sich der ritterlichen Sitte. An die Stelle der echt dichterischen Form fortschreitender Handlung trat nach dem Zeitgeschmack die Lust an malerischer Schilderung, und ein Poet überbot den andern mit Hunderten von Versen die Schönheit Helena's zu beschreiben, während Homer in wenig Worten ihre Wirkung auf das Gemüth zeigt

und dadurch die Phantasie beflügelt um das Bild innerlich zu gestalten. Die Erzählung der Thaten ist eintönig, langweiliger noch sind die endlosen Berathungen, aber eine neue Zeit bricht an in der Vorliebe für die lyrischen Ergüsse des bewegten Herzens, für Seelenkämpfe und Seelenleiden. Am wenigsten ist dies bei dem Italiener der Fall, der gerade den Stoff am meisten beherrscht, während Franzosen und Deutsche im Gang der Handlung an die Vorgänger gebunden bleiben, kein Compositionstalent zeigen, nur im Ausmalen des Einzelnen ihre Kraft versuchen, ihren Witz geltend machen. Cholevius hat dargethan daß Konrad von Würzburg auch seine Bekanntschaft mit Ovid und Statius durch manche geschickte Nachbildung beweist; die Metamorphosen des erstern hat Albrecht von Halberstadt in deutsche Reime gebracht.

Besonders anziehend für den Uebergang des heroischen Epos in das sentimentale ist die Vergleichung Virgil's mit seinem ritterlichen Bearbeiter Heinrich von Veldeke. Dieser war auf jenem glänzenden Feste Barbarossa's in Mainz mit Chretien von Troies, dem Meister der poetischen Erzählung zusammengetroffen, und wird als der Erste gepriesen der das Reis der höfischen Kunst auf deutschen Boden verpflanzt, und durch Zierlichkeit und Reinheit der Sprache wie der Reime ein Muster für das nachwachsende Geschlecht aufgestellt. Er hat den Virgil vor Augen, aber beruft sich auf eine welsche Quelle, und bereits 1140 hatte Pierre d'Auvergne in Frankreich die Aeneide umgebildet, während unseres Heinrich's Thätigkeit ein Menschenalter später fällt. Was uns bei Virgil so anzieht, das patriotische Gefühl, die Freude an der That, an der Römergröße, die kunstreiche Verwebung der spätern Geschichte mit den Anfängen, die Verknüpfung der Gegenwart mit der Vergangenheit, die männlich stolze Pracht der Sprache, all das fehlt dem Nachfolger; auch beschränkt derselbe die beständige Wechselwirkung der Sterblichen und Unsterblichen, das Eingreifen der vielgestaltigen Götterwelt in die Handlung, wodurch das antike Epos veranschaulicht wie alles Große in der Geschichte durch das Zusammenwirken des Göttlichen und Menschlichen vollbracht wird. Dafür macht Heinrich von Veldeke die Liebesepisoden zur Hauptsache; die Seelenzustände der Dido, der Lavinia bei dem Erwachen ungeahnter Gefühle, im Glück und Leid der Minne sollen dargelegt werden, aber freilich ist der Dichter hier noch ein Anfänger, und seine Naivetät, die in der Kindheit des Minne-

geſangs Bewunderer fand, dünkt uns mehr lächerlich kindiſch als kindlich rührend. Virgil endigt mit dem Sieg ſeines Helden über Turnus; der Deutſche gibt ſeinem Werke den Schluß dadurch daß er nun eine lange Geſchichte von Suchen und Meiden, Langen und Bangen des Aeneas und der Lavinia anfügt, bis es endlich zum Hochzeitsfeſte kommt, das dann mit allem höfiſchen Glanz geſchildert wird. Die antike Plaſtik in der Zeichnung der Charaktere durch ihre Thaten, die beſtimmte Anſchaulichkeit der Außenwelt, der Naturumgebung iſt verſchwunden, wenn auch der Dichter bald die Gewänder ſeiner Heldinnen und bald einmal die Farbe eines Pferdeohrs beſchreibt, und man gewahrt daß er ſein Publikum beſonders unter den Edeldamen ſucht; die Empfindung ſoll einen Erſatz für die großen Staatsgedanken und Handlungen geben, aber es gelingt nicht überall ſo gut wie in den Geſprächen über die Minne zwiſchen Lavinia und ihrer Mutter, deren holden Reiz das Mittelalter ſo oft nachahmt.

Das Mittelalter ſah die alten Römer- und Griechengötter für Dämonen an und geſellte ſie ſeinem Teufel. Die Aebtiſſin Herrad ſetzt in ihrem hortus deliciarum den alten Dichtern ſchwarze Vögel auf die Schultern um anzudeuten daß ſie von unreinen Geiſtern inſpirirt die Götterfabeln geſchrieben hätten. Herbort entſchuldigt den Götzendienſt ſeiner Helden damit daß damals ja Chriſtus noch nicht geboren war; Konrad von Würzburg meint es hätten einmal Menſchen von großer Kraft und Kenntniß namentlich der Naturgeheimniſſe unter ihrem Hauptmann Jupiter in Waldesklüften gehauſt; ſie ſeien als Zauberer gefürchtet und verehrt worden, und ſo habe der Götzendienſt ſeinen Urſprung genommen. Im Apollon der Orakel ſah man vornehmlich den Teufel, der die Menſchen durch Weiſſagungen ködere, in Bilder oder Statuen hineinfahre und aus ihnen rede. Venus aber verſchmolz mit den heimiſchen Göttinnen zur Frau Minne; in Mondnächten reitet ſie auf einer weißen Hirſchkuh, grünumſchleiert, taubenumflattert, mit leuchtenden Glühwürmern in den Locken; wenn ſie da ſchweigend die Augen mit den langen Wimpern aufſchlägt, und der zauberiſche Ablеich, das Elfenlied leis erklingt, dann iſt es ſchwer ihr nicht zu folgen in den Berg, vor dem der alte Warner, der treue Eckhart ſteht.

Wir haben geſehen wie bereits in Alexandrien an die Stelle des Epos der Nationalthat der Roman des Privatlebens und der Herzensgeſchichten getreten war, und ein Uebergangsglied in die

folgenden Periode bildet, in welcher zunächſt die Byzantiner ihn aufnahmen und ihm morgenländiſche Erzählungen geſellten. So begegnet uns namentlich im Apollonius von Tyrus derſelbe bunte Scenenwechſel, die abenteuerlichen Geſchicke in Trennung und Wiederfinden. Die Kreuzfahrer brachten ihn und ähnliche Werke nach Haus, und ſie kamen dem neuen Geſchmacke an den keltiſchen Sagen entgegen, ſie fanden mannichfachen Nachhall. Das gemeinſame Thema bildet ein glückliches Gattenpaar; aber Mann und Weib werden auseinandergeriſſen, die Kinder von Löwen, Wölfen, Adlern geraubt oder von Mönchen, von Kaufleuten aufgezogen, bis ſich endlich alle auf unerwartete Weiſe glücklich wiederſehen. Eine ſolche Erzählung ſchlug auf einen der erſten Normannenfürſten von England nieder und ward von Chretien von Troies in ſeinem König Wilhelm beſungen. Im deutſchen Volksbuch vom Kaiſer Octavian, in der Legende von Euſtachius, im guten Gerhard, in der engliſchen Dichtung vom Grafen Yſambrace von Savoyen haben wir das Grundmotiv in mannichfachen Variationen. Der chriſtliche Sinn macht Trennung und Leid zur Sühne übermüthigen Glückes oder zur Prüfung, bis das Heil verdient und nun dankbar demüthig genoſſen wird.

Die Arthurſage.

In der Karlſage hat die religiöſe Begeiſterung, in der Alexanderſage der Drang nach den Wundern der Ferne und die Thatenluſt der Kreuzzüge ſich abgeſpiegelt; aber auch alle jene perſönlichen Gefühle der Tapferkeit, der Ehre, der Liebe, das weltliche Ritterthum mit ſeiner höfiſchen Sitte und ſeinem Minnedienſt, verlangten nach poetiſcher Darſtellung und fanden nach dem Geiſte der Zeit ihr ſymboliſches Abbild in der Arthurſage. Auch hier gewinnen wir einen Einblick eigenthümlicher Art in das organiſche Wachsthum des Epos. Mythologiſches und Geſchichtliches verſchmilzt miteinander; im Vaterland der Sage waltet das Nationale, das Geſchick des Volks vor; im Ausland aber tritt dies dann zurück und wird nur zum Rahmen innerhalb deſſen die Sänger ausführen was der fortſchreitenden Sitte und den

Stimmungen ihres Jahrhunderts gemäß iſt; am Ende kommen große Dichter und nehmen das ſo Vorbereitete zum Stoffe freier idealer Werke, in welchen ſie einen großen Gedanken künſtleriſch ausprägen oder die Luſt am Schönen um ihrer ſelbſt willen walten laſſen. So geſchah es mit der Karlſage durch Arioſt in Italien, ſo mit der britiſchen durch Wolfram von Eſchenbach und Gottfried von Strasburg in Deutſchland. Ja wir ſehen gerade im Werke Wolfram's wie mehrere Sagen gern ſich ineinanderflechten, wenn der Gral zur Tafelrunde hinzugefügt wird; wir erkennen wie die mittelalterliche Kunſt als ein Ganzes im Zuſammenwirken der Nationen herangewachſen iſt, und nirgends ſo deutlich wie hier erſcheinen die mitarbeitenden Kräfte nach ihren Naturelementen: die Kelten in ihrem Neuerungsdrang, in ihrer Freude am Abenteuer liefern den Stoff, die Romanen geben die poetiſche Form, die Deutſchen die Vertiefung durch den Gedanken, durch pſychologiſche Charakteriſtik und Gemüthſtimmung; es ſind oft nur geringe Aenderungen oder Zuſätze, und doch hinreichend dem Gedicht die deutſche Seele einzuhauchen.

Ich nehme hier einen Faden aus der Schilderung des Keltenthums wieder auf, wo uns bereits Arthur neben Urien im Bardengeſang als einer der altbritiſchen Fürſten bekannt geworden iſt, welche die Unabhängigkeit ihres Volks und Vaterlandes gegen eindringende Germanen vertheidigten, wo wir aus bretagniſchen Volksliedern ſahen wie Arthur's Marſch ſtatt des alten Sturmgottes das wilde Heer bezeichnet das auszieht um die Marken der Heimat zu ſchirmen. Ich erinnere daran daß Kambrier maſſenweiſe im 6. Jahrhundert nach Nordfrankreich auswanderten und in regem Verkehr mit den keltiſchen Inſelgenoſſen blieben. Gerade ſie welche die alten Ueberlieferungen in ein anderes Land mitbrachten, ſteigerten nach dem Idealiſirungstriebe der Menſchheit die verſchwundene Zeit zum Urbild alles Großen und Schönen, zumal gerade jetzt das Chriſtenthum die religiöſe Bedeutung der Mythen aufhob, welche das Göttliche in Naturerſcheinungen veranſchaulicht hatten, ſodaß das Volksgemüth, das von ihnen nicht laſſen mochte, ſie nun auf Helden niederſchlagen ließ, und deren Geſchichte mit Feen, Rieſen und Zwergen, Zauberern und Wunderquellen verknüpfte. So erſcheint bereits Arthur während des 9. Jahrhunderts in der britiſchen Chronik von Nennius als der ſtets ſiegreiche Oberfeldherr im Krieg gegen die Sachſen, ja wie Karl der Große ſollte auch er bereits eine Wall-

fahrt nach Jerusalem gemacht haben; die kommenden Ereignisse werfen in der Volksphantasie ihren Schatten voraus. Die Kelten in der Bretagne standen bald in kriegerischem bald in friedlichem Verkehr mit Franzosen und Normannen; dadurch vergrößerte sich ihr Gesichtskreis, erweiterte sich ihr Blick. Als nun von der Normandie aus durch Wilhelm den Eroberer (1066) England überwältigt wurde, da belebte der Sturz der Sachsenherrschaft die nationalen Hoffnungen der Walliser; unter Gruffyd, Kynant's Sohn, blühte die Poesie wieder auf, und an den Höfen der Häuptlinge, die eine gewisse Selbständigkeit behaupteten, fanden Bardenversammlungen statt „wie zu Arthur's Zeit". Auf dessen Wiederkunft aber hoffte das Volk, und Alanus ab insulis sagt man würde einen Zweifler daran in der Bretagne gesteinigt haben. Der Frühlingsgott war mit ihm wie mit unserm Karl oder Rothbart verschmolzen. Und nun erschien um 1140 ein Buch in welchem Arthur diese seine Auferstehung geistig feierte, durch welches er zu einer Herrschaft in der Phantasie der Menschheit über ganz Europa, ja bis nach Asien und Afrika hin gelangte. Die Kelten übertrugen die Bilder ihrer Sehnsucht und Hoffnung auf die Vorzeit, in welcher die Einbildungskraft verwirklichte was das Leben der Gegenwart versagte. Walther Erzdechant von Oxford hatte eine sagenhafte Geschichte der Briten zusammengestellt, die uns in welscher Sprache im Brut Tyslio erhalten zu sein scheint; Gottfried (Galfrid, Gruffudd) von Monmouth bearbeitete das Werk lateinisch und machte es zum Gemeingut der gebildeten Welt. Ein reiches Material aus den Erinnerungen der Erlebnisse und aus der Legende im Lauf der Jahrhunderte diesseits und jenseits des Kanals zusammengewoben, — was in alten Liedern gesungen war, was die Einbildungskraft der Gelehrten zur Anreihung der Kelten an das classische Alterthum ersonnen hatte und was die beglaubigte Kunde von den Berührungen der Gallier und Briten seit Camillus und Cäsar lehrte, — märchenhafte Abenteuer und historische Thaten erschienen hier in einer romantischen Geschichte, die bald eine Lieblingslektüre an Fürstenhöfen und auf Ritterburgen ward. Robert Wace übertrug das Werk in normannische Reime; er gab ihm bereits einen glänzenden Aufputz durch die Schilderung von Waffen, Kleidern, Festen, und ließ die Tafelrunde von Arthur gestiftet werden. Er fügte zur Ergänzung im Roman de Rou (Rollo) eine dichterische Geschichte der Normannen hinzu, und englische Schriftsteller fuhren

fort das Buch nach vorne und hinten auszuweiten, ja um 1250 erſchien eine Bearbeitung in rauhen lateiniſchen Hexametern mit der ausgeſprochenen Abſicht die britiſche Jugend zum Haß gegen fremde Eroberer anzufeuern, die Hoffnung auf die Herſtellung der alten Herrlichkeit zu nähren. Die Wichtigkeit des Buchs für das Phantaſieleben der Menſchheit verdient einen Blick in daſſelbe.

Gottfried beginnt mit der Zerſtörung Troias. Offenbar haben Gelehrte zu den vielen Stammſagen des claſſiſchen Alterthums, welche italieniſche und griechiſche Städte an Aeneas und Troianerwanderungen knüpfen, dieſe neue erfunden und ſtatt des urſprünglichen Pryd einen Brutus zum Stammvater der Briten gemacht. Der ſei, heißt es, ein Enkel des Aeneas geweſen, habe ſeinen Vater Ascanius auf der Jagd erſchoſſen, ſei nach Griechenland geflohen, habe die dort zerſtreuten Troianer geſammelt, den König Pandraſus geſchlagen, dann deſſen Tochter geheirathet, und ſei mit ſeinen Scharen ausgewandert um eine neue Heimat zu ſuchen, die er endlich in Albion gefunden, wo die Urbewohner, Rieſen, ſich vor ihm zurückzogen. Er gründete Neutroia, Trinovant, das ſpäter nach Lud zu Cäſar's Zeit London genannt worden. Unter ſeinen Nachfolgern begegnen uns nun die durch Shakſpeare und deſſen Vorgänger bekannten Lear, Locrine, Ferrex und Porrex; hier liegen heimiſche Ueberlieferungen zu Grunde. Das dritte Buch flicht Mythe und Geſchichte ineinander. Der Gott Beli, der Führer des Volks, unternimmt hier als Bruder von Brennius mit dieſem einen größern Heereszug nach Rom; die Orte wo ſein Dienſt verbreitet war ſind zu Stätten ſeiner Kriegsthaten geworden, und die römiſche Geſchichte iſt in die keltiſche Sage eingewoben. Zuerſt hatte Brennius ſich gegen ſeinen Bruder, König Beli, empört, war vertrieben worden, hatte in Gallien Aufnahme gefunden und dies gegen ſein Vaterland aufgeboten; aber die Mutter wies ihn auf den Leib hin der ihn getragen, auf die Brüſte die ihn geſäugt, und ſtiftete Frieden; die Scharen der Briten und Gallier vereinten ſich zur Eroberung Roms. Später werden die Berichte Cäſar's, Sueton's, Oroſius' mit den heimiſchen Erinnerungen verbunden, und die Bekehrung zum Chriſtenthum wird erzählt. Als aber am Ende des 4. Jahrhunderts die römiſchen Legionen von der Inſel abzogen, da rief Vortigern die Sachſen Hengiſt und Horſa zu Hülfe gegen die drängenden Schotten und Pikten, und jene ſetzten ſich nun in England feſt. Von hier an wird die Darſtellung immer blühender

und bewegt ſich in epiſcher Anſchaulichkeit, Breite und Fülle. Der Zauberer Merlin tritt auf, und ſeine Weiſſagungen füllen den ganzen ſiebenten Abſchnitt. Gottfried ſelber ſagt daß er ſie nach einem Gedicht bearbeitet hat. Die ältern tragen deutliche Spuren daß ſie nach dem Erfolg hergeſtellt ſind, wie wenn die Normannen geweiſſagt werden als ein Volk in Holz und Eiſenhemden, das über die Sachſen komme; dann folgt vieles in Geſtalt von Geſichten welche beſonders Kämpfe von Drachen, Adlern, Ebern zum Gleichniß der Menſchengeſchichte machen, und in ihrer myſtiſchen Art ſich leicht ſo oder ſo auf wirkliche Ereigniſſe deuten ließen, ſodaß mehrere Jahrhunderte bald mit Schrecken bald mit freudiger Verwunderung in dieſe Prophezeiungen wie in einen Zauberſpiegel blickten und die Begebenheiten der Gegenwart in ihm zu erkennen meinten.

Nun ſind wir an der Schwelle von Arthur's Thaten, die in mehrern Abſchnitten ausführlich erzählt werden. König Uter entbrennt für Ingerna, die Gattin des Gorlois von Kornubieu, und während darüber eine Fehde ausbricht, beſucht Uter durch Merlin's Zauberkunſt in Gorlois' Geſtalt die Geliebte, die von ihm den Arthur empfängt. Wir werden an Zeus und Alkmer, an die Entſtehung von Herakles erinnert; ein Niederſchlag aus keltiſcher Mythologie dünkt mir das Wahrſcheinlichſte. Indeß iſt Golois gefallen, ſeine Burg gebrochen, und Uter vermählt ſich mit Ingerna. Schon im funfzehnten Jahre wird Arthur zum König gekrönt, ein Muſter von Tapferkeit, Freigebigkeit, Schönheit. Mit Hülfe ſeines Neffen Hoel von Armorika beſiegt er die Germanen, zündet den Wald an, in welchen ſie geflüchtet, und gewährt ihnen Frieden. Sie aber brechen den, und nun gerüſtet mit ſeiner Lanze Ron, ſeinem Schwert Kaliburn und ſeinem Schild Priven ſchlägt Arthur allein 470 Feinde in einer zweiten Entſcheidungsſchlacht. Dann herrſcht er ſiegreich milde, gründet Kirchen und Städte, und erobert Schottland, Island, Gothland. Sein Ruf dringt in alle Lande, alle ausgezeichneten Männer tragen und wappnen ſich wie Arthur's Ritter. Norwegen unterwirft ſich, Gallien wird bezwungen, und der römiſche Tribun Flollo, der es regierte, fällt von Arthur's Hand im Zweikampf auf einer Inſel, wo beide allein zuſammengetroffen und mit wechſelndem Glück ritterlich geſtritten. Nun beruft Arthur auf Pfingſten zu einem Bundestag und Feſt alle Großen der unterworfenen Länder nach Glamorgantia in Wales, und läßt ſich zum Oberherrn

des Reichs krönen. Gaſtmahle, Spiele, Turniere folgen in Gegenwart ſchöner Frauen. Da kündet der Kaiſer von Rom Fehde an, und nun waffnet Arthur den Weſten, während Aſien und Europa ſich gegen ihn rüſten. Es iſt ein Kampf der Welttheile wie in den Kreuzzügen. Arthur übergibt das heimiſche Regiment ſeinem Neffen Mordred und ſeiner Gemahlin Ganhumara und geht zu Schiffe. Ein ſpaniſcher Rieſe hatte eine Nichte Hoel's geraubt; ſie war jungfräulich im Ringen mit demſelben geſtorben, Arthur rächte ſie. Dann gewinnt er die Schlacht gegen Rom, aber nun kommt Kunde daß Mordred in ehebrecheriſcher Liebe mit Ganhumara (Gwenhwyvar, Ginofer) ſich verbunden. Der König kehrt heim, der Verführer flieht, die untreue Königin geht in ein Kloſter, Arthur verfolgt Mordred, wird im Kampf mit ihm tödtlich verwundet und zur Heilung nach Avalon gebracht, wo er 542 ſtirbt. Gottfried führt dann die Geſchichte 200 Jahre weiter fort, in kurzen raſchen Zügen, während er die Arthurſage ſehr ausführlich vortrug. Hier ſpiegelt ſich in ihr bereits der Hofhalt und das ritterliche Weſen der Normannenfürſten, und im ganzen herrſcht noch ein heroiſcher Zug; man ſpürt den ſchöpferiſchen Hauch des Nationalgeiſtes. San Marte, der zu ſeinen vielen Verdienſten um die Arthur- und Gralſage auch das einer neuen Ausgabe von Gottfried's Chronik gefügt, hat den Nachweis geführt daß ſie keineswegs eine windige ſubjective Fabelei, ſondern die Sammlung und Verarbeitung altkeltiſcher Erinnerungen iſt, indem er die Namen der Orte und Perſonen und die Anklänge der Erzählungen in der welſchen Literatur dargethan. Freilich war es ein Misverſtand, wenn man das Werk für factiſche Geſchichte nahm, und da hatte die Kritik ein Recht zum Einſpruch; allein gerade die Art wie ſolchen alsbald Wilhelm von Malmesbury erhob, zeugt für die lebendige Ueberlieferung; er verweiſt aus der Geſchichte was gleichſam den Gemüthern der Menſchen eingeſchrieben aus der Erinnerung anmuthig von Arthur gefabelt werde. Vielleicht daß wir ſchon die Umwerbung und Entführung ſeiner Frau während ſeiner Abweſenheit auf Rechnung des Mythus ſetzen dürfen, der uns oft ſchon begegnete, auch bei Karl dem Großen; ſicher iſt Arthur's Entrückung nach Avalon, wo ihn eine Meerfrau aus dem Lande der ewigen Jugend und Freude, die Fee Morgane zur Heilung empfängt, ein Nachklang des Frühlings- und Sonnengottes, deſſen Wiederkehr das Volk hofft; nun ſoll er als Held den Völkerfrühling bringen.

Jetzt war es für die Entwickelung der Poesie von Einfluß daß ein ritterlicher Kriegsheld und Förderer der Kunst und Wissenschaft, Heinrich II. von England zugleich über einen großen Theil von Nord- und Südfrankreich herrschte (1154—89). An seinem Hof fanden sich Dichter der Provence, Flanderns und der Normandie zusammen, sie theilten die alten Ueberlieferungen wie die neuen Schöpfungen einander mit, und in den Tagen wo Richard Löwenherz seine Abenteuer lebte, ward nun das Epos von Arthur zum Rahmen für die persönlichen Thaten und Gefühle des weltlichen Ritterthums. Wie die Ritter zu Turnieren auszogen um mit dem Preis bei gutem Glück auch die Hand einer schönen Dame zu gewinnen, wie sie aufbrachen um auch in andern Ländern am Krieg theilzunehmen und die Nähe und Ferne mit dem Ruf ihrer Thaten zu erfüllen, dies ward von der Einbildungskraft zu jenem irrenden Ritterthum gesteigert, das die Heimat verließ und in ganz freier Lebensstellung auf Abenteuer ausging, mit jedem Begegnenden einen Waffengang machte, den Frauen, der bedrängten Unschuld sich zum Schutze bot, und endlich zum Lohne neben der Ehre auch die Hand und das Land einer königlichen Gebieterin erwarb. Männer welche bereits Gottfried rühmlich genannt hatte, wie Walgain, Event, Mael, wurden als Gawan, Iwein, Lanzelot die Träger dieser Richtung, Arthur selbst ward zum ruhenden Mittelpunkt seiner Tafelrunde. Er und seine Gemahlin halten nun Hof zu Kaerleon mit 100 tapfern Rittern und holden Frauen, die sich alle der feinen Sitte befleißigen; ja sein Seneschal Kex oder Kai wacht wie die personificirte Hofetikette streng über das Ceremoniell. Zwölf Ritter, die Edelsten der Edlen, sitzen mit dem König an der runden Tafel, Pfleger und Hüter der Ritterpflicht, des Ritterrechts, der Ritterehre, daher täglich und stündlich aufgerufen zur Vertheidigung der Unschuld, zum Kampf für Frauen, zum Minnedienst, hohnsprechende Recken zu demüthigen, Riesen, Zwerge, Zauberer zu überwinden, Gefangene zu lösen, und mit der Erzählung ihrer Fahrten die Gesellschaft wieder zu unterhalten. Der persönliche Ruhm, die sinnliche Liebe, die sentimentale Schwärmerei stehen an der Stelle der großen Nationalthaten und des Vaterlandsgefühls. Auch hier ist nicht alles frei erfunden, auch hier bieten wirkliche Erlebnisse den Anlaß zu schmückender Dichtung, auch hier liegen alte Ueberlieferungen zu Grunde. Auf ihre Quelle im Keltenthum weisen uns die Erzählungen die unter dem Namen

Manibogion oder die Märchen des rothen Buchs von Hergeſt durch Lady Charlotte Gueſt engliſch herausgegeben ſind. Hier begegnen uns Kämpfe mit Ungeheuern, Rieſen, dämoniſchen Mächten; es waltet nur noch ungeſchlachte Kraft, noch nicht durch Glaube und Liebe zum Ritterthum der Kreuzzüge veredelt, und die Sitten des alten Wales, der alten Bretagner ſind noch nicht höfiſch verfeinert; hier begegnen uns jene menſchenfreſſeriſchen ſchwarzen Waldmänner, jene wohlthätigen Feen, jene Wunderquellen und Zauberſteine, mit welchen die ſagenbildende Phantaſie der Kelten ſo 'gern geſpielt; volksthümliche Bilder der Naturmythen und bunte Träume der Phantaſie ſchlingen ſich um die geſchichtlich bekannten Namen. Wie die Erzählungen uns vorliegen ſind ſie nicht vor Ende des 14. Jahrhunderts niedergeſchrieben; aber danach ſie für eine Rücküberſetzung franzöſiſch höfiſcher Dichtungen zu halten wäre ein falſcher Schluß; die Anknüpfung an den Gral, der Hintergrund der höfiſchen Zuſtände fehlt. Es iſt mancherlei aus ſpätern Darſtellungen in ſie eingedrungen, aber ſie haben ſich neben denſelben im Volksmund erhalten, ſowie die Siegfriedſage aus dem Volksmund und nach der Umgeſtaltung in ihm zum Volksbuch vom hürnen Siegfried und zum Märchen vom Dornröschen ward, dieſe aber keineswegs nach unſerm Nibelungenliede und ſeiner ritterlichen Geſtaltung der Sage bearbeitet ſind. Der keltiſche Volks- und Aberglaube, der zur Heldenſage und zum Märchen gewordene Mythus der Kelten ging nun als bunte Stoffesfülle ein in die romaniſche und germaniſche Poeſie. Die befriedeten Bäume, die bezauberten Brunnen, die Ringe mit magiſchen Kräften, die Drachen und Rieſen erregten theils durch ihre Neuheit die Einbildungskraft, theils fühlte man ſich ihnen urverwandt; die ſinnliche Liebe, die Opferfreudigkeit, die Abenteuerluſt des damaligen adeligen Geſchlechts fand ſich in den bretoniſchen Sagen wieder, ſie dienten darum am beſten zu angenehmer Unterhaltung, und doch konnte im geheimnißvollen Hintergrund des farbenbunten Gemäldes ein nachdenkliches Gemüth immer wieder einen tiefern Sinn erahnen, und je weniger national dieſe Erzählungen in Frankreich, Deutſchland und Italien waren, deſto leichter ging es eben ſie nach der neuen Ritterſitte umzubilden, ihnen den Geiſt des 12. Jahrhunderts einzuhauchen, die Tafelrunde zum Muſter der höfiſchen Geſellſchaft zu machen. Die provenzaliſche Lyrik hatte das Kriegs- und Gemüthsleben der Ritter zuerſt und unmittelbar dichteriſch aus-

geſprochen; es verlangte nun nach epiſcher Darſtellung, der Minnedienſt ward auch für dieſe eine Hauptſache, und die Liebe iſt von da an der Gegenſtand geworden dem kein Roman ſich verſagt hat. Endlich aber traten einige große Dichter auf, welche den oft bearbeiteten Stoffen mit klarem Bewußtſein einen Gedanken unterlegten, danach die Charaktere zeichneten, die Begebenheiten motivirten, und ſo das Werk zu ideal freier Dichtung hoben, wie Wolfram von Eſchenbach und Gottfried von Strasburg.

Wir finden dieſelben Stoffe in Nord- und Südfrankreich, in England und Deutſchland, in Italien und Skandinavien, ja in Griechenland vielfältig wiederholt, und eine nähere Forſchung hat nachgewieſen daß dort wo Kelten und Normannen zuſammentrafen, in Nordfrankreich, wo das Ritterweſen und ſein Ceremoniell ausgebildet ward, auch die erſten Schritte poetiſcher Formgebung in der Artusſage geſchahen. Kurze Verſe von vier Hebungen, einer auf den andern reimend, eigneten ſich vortrefflich für eine leichte, kurze Erzählung, und wurden für dieſe Rittergeſchichten angewandt, während der große breite Strom volksthümlich epiſcher Dichtung auch einen vollern und weitern Vers erfordert und erſchaffen hat, ſo im Mittelalter der Vers der chansons de geste, den Alexandriner und die ihm nahe verwandte Nibelungenſtrophe.

Vornehmlich erſcheint ein ungemein thätiger und fruchtbarer nordfranzöſiſcher Dichter tonangebend, Chretien von Troies in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Wie er die keltiſchen Stoffe geformt und denſelben das Gepräge der Ritterlichkeit gegeben, ſo gingen ſie durch Ueberſetzerdichter in andere Sprachen über, und ſeinem Muſter eiferte Frankreich, eiferte Europa in andern Erzählungen nach. Was indeß dem mittelalterlichen Kunſtepos überhaupt fehlt, das iſt die geiſtige Perſpective, welche das wahrhaft Bedeutende in den Vordergrund ſtellt und bis ins Einzelne durchbildet, das Nebenſächliche, Epiſodiſche im Hintergrunde hält, kürzer und leichter behandelt. Jegliches wird in demſelben Ton, in derſelben Darſtellungsweiſe ausgeführt, die uns oft zu knapp und öfter zu breit und dadurch ermüdend dünkt. Statt daß eine Hauptſache der Mittelpunkt wäre, in anſchaulicher Fülle ſich vor uns entwickelte, und um ſie anderes gruppirt, durch Blicke in die Vergangenheit und Zukunft angedeutet würde, begleiten wir gewöhnlich den Helden durch ſein ganzes Leben, und wo die Kunſt der Charakterzeichnung wächſt, da ſoll er ſchon

durch die Natur ſeiner Aeltern vorbereitet erſcheinen, ſodaß ihr Geſchick zur Einleitung für ſeine Geſchichte dient und vorangeſtellt wird. So etwas an geeigneter Stelle erzählen zu laſſen, da wo es die Mithandelnden ſelbſt aufklären oder beſtimmt auf ſie einwirken würde, das liegt noch außer dem Geſichtskreis dieſer Dichter. Wir betrachten einiges Einzelne das zur Erkenntniß der ganzen Art und Weiſe beſonders geeignet iſt.

Iwein der Ritter mit dem Löwen von Hartmann von der Aue war am Ende des 12. Jahrhunderts diejenige unter den deutſchen höfiſchen Erzählungen welche durch gewandte Darſtellung, leichten und natürlichen Vortrag in Ernſt und Scherz, durch Maß und Milde im ganzen und einzelnen ſich der Unterhaltung einer gebildeten Geſellſchaft empfehlen mußte, und auch ſeit der Erneuerung unſerer mittelalterlichen Literatur gern geleſen und gelobt wurde. Wer an rechte Güte wendet ſein Gemüthe, dem folget Glück und Ehre, — dieſer Gedanke zieht ſich durch das Werk wie ihn der Dichter am Anfang und Ende ſelbſt ausſpricht. Man hat lange das zarte Verdecken aller Härten und Blößen der Sage, die feinen Urtheile, die lieblichen Erörterungen über die Macht der Minne unſerm Hartmann als Verdienſt angerechnet; die Herausgabe des franzöſiſchen Werks zeigte indeß all das ſchon bei Chretien von Troies. Freilich iſt auch bei ihm die Herzenskenntniß noch gering, die Seelenmalerei noch ſchwach, ſtärker die Luſt an Putz und Waffenzier, an ſeltſamen Begebenheiten. Der alte Stoff, wie er im rothen Buch nun vorliegt, iſt eigentlich nicht organiſirt worden, ſondern Chretien folgt der Erzählung treulich nach, ſchiebt hie und da ein Abenteuer ein, und wird der Sitte ſeiner Zeit gemäß in den Liebesſcenen ausführlicher.

Arthur der maienſelige Mann
Was irgend nur er je begann
Begab ſich ſtets an Pfingſtentagen, —

ſo ſagt Wolfram von Eſchenbach nicht ohne Ironie über das Eintönige der Sagen, mir aber zum Beweiſe daß hier urſprünglich der Sonnengott gewaltet hat, daß ſein Siegeszug und ſeine ſommerliche Wende, ſein Scheiden und ſeine Wiederkehr auf den Helden übertragen ſind. Daß aber auch im Iwein der keltiſche Frühlingsgott nachklingt, hat Oſterwald dargethan. Owein iſt der von den Barden vielbeſungene Sohn Uriens, der aus dem

Kämpfer fürs Vaterland ein ritterlicher Abenteurer wird. Wie die britiſche Quelle ſo heben der franzöſiſche und deutſche Dichter damit an daß von Arthur's Hof eine Geſchichte erzählt wird, die den Iwein reizt das von einem andern nicht Vollführte glücklich zu vollbringen. Im Wald von Breziliande iſt eine Quelle unter einer grünen Linde (dem Weltbaum); ſchöpft man mit einem Becken Waſſer aus ihr und gießt es auf eine ſteinerne Schale, ſo verfinſtert ſich der Himmel, ein Gewitter entſteht mit Schloßen und Regen, dann aber wird es wieder hell, die Vögel ſingen in den Zweigen, aber der Herr der nahen Burg kommt und es gilt mit ihm den Kampf. Iwein beſteht den Strauß, verfolgt den Gegner in ſeine Burg, iſt dort zuerſt gefangen, wird aber durch einen unſichtbar machenden Ring gerettet und gewinnt Herz und Hand der Gemahlin ſeines erſchlagenen Feindes. Wie das Waſſer aus der Tiefe aufſteigt, in der Himmelsſchale geſammelt wird und dann im Regen niederrauſcht, das wird hier durch eine ſymboliſche Handlung dargeſtellt, welche dem Volksglauben gemäß das Naturereigniß mit magiſcher Gewalt nach ſich zieht. Iwein erregt das erſte Frühlingsgewitter, das den winterlichen Rieſen zum Kampf hervorruft; er befreit die ſchöne Erdgöttin aus deſſen Burg und vermählt ſich mit ihr. — Nun iſt Iwein der Hüter des Brunnens; Arthur kommt mit ſeinen Genoſſen und gießt das Waſſer in die Schale; Iwein wirft den Kai nieder, gibt ſich aber dann zu erkennen und bewirthet die Freunde. Gawan, der Gwalchmai, der Falke der Schlacht, in der hiſtoriſchen Sage und im Bardengeſang, mahnt Iwein daß er ſich nicht verliege, im häuslichen Glück der Ehe nicht der ritterlichen Thaten vergeſſe, und dieſer beurlaubt ſich von ſeiner Gemahlin auf ein Jahr; ſie gibt ihm einen wunderthätigen Ring zum Pfande der Rückkehr. Das Jahr iſt bald unter Waffenthaten Iwein's und Gawan's verſtrichen, der Held ſitzt an der Tafelrunde, da erſcheint eine Botin ſeiner Gattin, tadelt ſeine Vergeßlichkeit, und zieht ihm den Ring vom Finger, worauf er in Irrſinn verfällt, ſeine Kleider zerreißt und halb nackt im Walde lebt, bis ihn dort drei Frauen finden und durch eine Salbe der Fee Morgane heilen. Ein Löwe, den er aus dem Rachen eines Lindwurms befreit, wird von nun an ſein treuer Begleiter und Mitſtreiter. Iwein beweiſt ſich zunächſt ſeinen Retterinnen durch den Sieg über ihren Feind dankbar. Dann kommt er wieder zur Quelle, und verſinkt in Wehmuth; ſeine Klagen hört die Zofe ſeiner Gemahlin, die

ihm ſtets beigeſtanden, und verbrannt werden ſollte, wenn nicht ein Kämpfer für ſie auftrete. Ehe er das thut bezwingt er den Rieſen Harpin; dann befreit er die Königstöchter die in einſamer Burg webten und ſpannen, und kämpft einen Tag lang für eine der Töchter des Herrn vom ſchwarzen Dorn mit Gawan, der für die Schweſter ſtritt; dieſe haderten um die Erbſchaft. Am Abend geben die Streiter ſich zu erkennen, und Arthur ſtiftet Verſöhnung. Nun ſchöpft Iwein von neuem Waſſer aus der Quelle; ſeine Gemahlin hat keinen Vertheidiger, der Ritter mit dem Löwen, den ſie ſuchen läßt, iſt er ſelbſt, und ſo vereinen ſie ſich beide in alter und neuer Liebe. — Im Löwen, der Iwein's Kämpfe entſcheidet, der ſich in das Schwert ſeines Herrn ſtürzen will als er ihn für todt hält, haben wir das Gegenbild des Helden, das Symbol der Sonne; die webenden Königstöchter, die dieſe befreit, ſind die ſtill ſchaffenden Kräfte der Natur, die der Winter eingekerkert hat. Iwein ſcheidet von der Gemahlin wie die Sommerwärme von der Erde, verſinkt dann ſelber in Winterſchlaf, hat ſich ſelbſt verloren, findet aber in neuem Jahr, in wiederholtem Beſtehen des Abenteuers ſeine Gemahlin wieder.

Schon vor dem Iwein hatte Hartmann die Dichtung Erek und Enide dem Franzöſiſchen von Chretien nachgebildet. Auch hier liegt die bretoniſche Erzählung zu Grunde: der Held vergißt im Arm der Liebe den Ruhm, er verliegt ſich; die Gattin ſelbſt treibt ihn an daß er wieder nach Thaten ausziehe, er meint ſie thue es aus Neigung zu einem andern, und ſo werden ſeine Abenteuer zugleich Liebesproben für ſie. Chretien wählt kunſtvoll die Schlußhandlung ſo daß ſie einen Contraſt bietet, indem der Kampf gegen einen Ritter geſchieht den ſein Weib nicht ziehen laſſen wollte, es ſei denn daß er vor ihren Augen beſiegt werde.

Das Leben Lanzelot's liegt uns bisjetzt in einer noch rohen deutſchen Bearbeitung Ulrich's von Zazikoven vor, der ſeine Quelle im Beſitz Hugo's von Morville fand, als dieſer für Richard Löwenherz dem Herzog Leopold als Geiſel geſtellt war; franzöſiſch iſt ein ſpäteres viel verbreitetes und überſetztes Sammelwerk erhalten, in welchem die Erzählung Chretien's vom Ritter mit dem Wagen eingefügt iſt. Bei Ulrich fehlt noch was ſpäter zur Hauptſache wird, die Liebe Lanzelot's zu Ginevra, der Gemahlin Arthur's. San Marte macht wahrſcheinlich daß l'Anzelot (Diener) die Ueberſetzung von Mael ſei, und weiſt auf einen König dieſes Namens in den Chroniken hin, der ebenſo ſchön und tapfer wie

ſittenverderbt geſchildert wird. Die britiſche Sage läßt den Knaben von der Meerfei Viviane geraubt und in ihrem kryſtallenen Hauſe erzogen werden. Dort erhält er durch wunderkräftige Steine die gute Laune die ihn auch im Ungemach nicht verläßt, und die Liebenswürdigkeit die ihm die Herzen der Frauen gewinnt. Ginevra iſt in der Sage keine treue Gattin; der Zaubermantel welcher nur der Tugendhaften paßt, das Horn aus welchem nur die Keuſche trinken kann ohne ſich zu begießen, verrathen ſie; bald mit, bald wider ihren Willen wird ſie von verſchiedenen Rittern in verſchiedenen Romanen entführt, wie Gottfried bereits von Mordred erzählt hatte. Ulrich von Zazikoven nennt den Valerin, Kiot's Parcival den Klinſchor, vornehmlich aber tritt Lanzelot ein, der als ein Genoß der Tafelrunde ein ehebrecheriſches Liebesverhältniß mit der Königin hat; ſie werden beide zum Tode verurtheilt, aber ſie entrinnen miteinander; Arthur verfolgt ſie, ſucht ſie ein Jahr lang; es kommt zum Kampf, den ein Heiliger ſcheidet; Lanzelot entſagt und büßt in einer Einſiedelei. Das deutſche Gedicht hat eine Menge anderer Abenteuer ohne daß ein Gedanke ſich durch dieſelbe hinzöge und planvoll ordnete. Mit Recht eifert Gervinus gegen das ſtumpfe moraliſche Gefühl, wenn da wie ſelbſtverſtändlich berichtet wird daß Töchter oder Frauen mit Lanzelot der Minne pflegen nachdem er den Vater im Meſſerwurf erſtochen, den Gatten erſchlagen hat. Sind das auch urſprünglich Naturmythen geweſen, die Uebertragung auf Menſchen hätte eben nicht ohne menſchlich ſittliche Empfindung geſchehen ſollen. Auch um Dichter wie Wolfram und Gottfried nach Verdienſt zu würdigen, muß man im Auge haben was Gervinus weiter ſagt, und was gleichmäßig von den rohen Anfängen wie von den ſpätern Sammelwerken gilt, in denen ein ſtofffhungeriges Geſchlecht beim Verfall des Ritterthums den Zeitvertreib ſuchte ohne für edeln Kunſtgenuß Sinn zu haben: Wenn nur etwas Neues vom alten Arthur oder etwas Altes von einem neuen Helden erzählt wird, ſo iſt alles gut. Kein feſſelndes Ereigniß, kein Gefühl im Dichter oder ſeinen Geſchöpfen, kein Schluß des Ganzen, nur mechaniſche Verbindung wunderlicher Albernheiten, keine anſchauliche Darſtellung, keine Unterdrückung des Zufälligen, kein nothwendiger Zuſammenhang. Da iſt nichts was ein kräftiges Herz locken oder begeiſtern könnte, kein großer Charakter, keine Geiſtes- und Gemüthskämpfe höherer Art, kein erhebendes Geſchick. Wie durch ein Ceremoniengeſetz wird trotz aller Weiberlaunen

Verlauf und Ausgang der Abenteuer geregelt, man weiß immer ſchon wie das Ding ſich wenden wird, und bleibt darum ohne rechten Herzensantheil am Glück wie am Unglück. Statt eines Hagen in ſeiner dämoniſchen furchtbaren Erhabenheit, ſtatt eines Ganelon und ſeiner gereizten verderblichen Heimtücke hier ein Keie, der tadel- und klatſchſüchtig nur mit ſeiner Zunge Schaden ſtiftet und den Frieden der feinen Geſellſchaft ſtört. Daneben aber ein beſonderes Wohlgefallen an Feſt- und Putzbeſchreibungen. Darüber ſpottet Gottfried von Strasburg; die Knappen welche die Lanzenſplitter aufgeleſen, mögen vom Turnier erzählen; ſelbſt Wirnt von Gravenberg ſcherzt in ſeinem Wigalois daß man es ihm nicht übel deute, wenn er ſeine Damen ſo ſchön kleide; es koſte ja nichts, daß er mit Worten ſo viel Zierath und Borden auf ſie häufe. Er iſt ein heller Kopf, der ſeinem Stoffe ſich gegenüberſtellt, die Ereigniſſe mit ſeinen Betrachtungen begleitet, und uns dadurch auf der einen Seite zu der Gedankenpoeſie hinführt, auf der andern zu Dichtern welche den Stoff nach ihrer Weltanſchauung geſtalten und eine Idee in ihm ausprägen.

Die Gralſage und Wolfram von Eſchenbach.

Der Gral war alles Segens Born,
Weltlicher Süße volles Horn;
Er that es dem beinahe gleich
Was man erzählt vom Himmelreich.

Er iſt irdiſches Heil im Abglanz des ewigen, Paradieſeswonne, des Erdenwunſches Krone, wie Wolfram ſingt. Der funkelnde Edelſtein iſt ſelber das ſtrahlende Symbol der Romantik. Die Elemente, die hier zuſammen kryſtalliſirten, bekunden morgenländiſchen und abendländiſchen, chriſtlichen, muhammedaniſchen und heidniſchen Urſprung. Wolfram der Vollender der Dichtung verweiſt auf einen Provenzalen, Kiot, und auf den ſternkundigen Flegetanis, den Sohn eines Arabers und einer Jüdin, als deſſen Quell; das Local der Sage iſt in Spanien und Südfrankreich, die Chronik von Anjou führt zu den Gralshütern Titurel und Frimutel, in Spanien ſteht Montſalvage, der

Berg der Rettung mit der Gralsburg. Die alten Araber verehrten heilige vom Himmel gefallene Steine als Mittler zwiſchen den Menſchen und Gott; von einem Hain Cridawana im Sintantagebirg, wo alle Weisheit und aller Friede wohnt, reden die Indier; vom Paradies, wo alles Hoffen erfüllt und jeder Wunſch befriedigt iſt, Perſer und Juden; von Bechern die ſich ſelbſt füllen, Tiſchen die ſich ſelbſt decken, erzählen orientaliſche, griechiſche und deutſche Märchen; die Kelten dichten vom Keſſel oder Becken Ceridwen's, in welchem ſie den Trank der Begeiſterung braut, aus deſſen Wallen und Sieden ſie weiſſagt. Zur Zeit der Kreuzzüge konnten all dieſe Stimmen zuſammenklingen, und ſo finden wir zunächſt zwei Faſſungen, eine ſüdliche und eine nördliche. Nach der ſüdlichen iſt der Edelſtein aus Lucifer's, des erſtgeſchaffenen Lichtgeiſtes, Krone gefallen, als dieſer ſich empörte; Wolfram nennt ihn einfach den Stein des Herrn, ein himmliſches Kleinod, das Engel ſchwebend hielten und dann auf die Erde niederſenkten, wo die reinſten und edelſten Ritter und Jungfrauen ſeine Diener und Wächter, ſeine Trägerinnen wurden. Jeden Charfreitag bringt eine weiße Taube eine Hoſtie vom Himmel und legt ſie auf den Gral, und dadurch gewinnt er die Kraft hervorzubringen was Gutes die Erde hegt an Speis und Trank, die Schüſſeln derer die um ſeinen Tiſch ſitzen, füllen ſich von ſelber und wer ihn anſchaut dem bleibt die Farbe des Antlitzes, der Locken, der ſtirbt nicht an jenem Tage. Mit dieſem Steine, fügt Wolfram hinzu, verbrennt ſich der Vogel Phönix um ſchöner wiedergeboren zu werden; ſo bewirkt er das höhere Leben aus dem Tode, wie Chriſtus ſagt: Wer an mich glaubt der wird leben, ob er gleich ſtürbe. Der Gral iſt von Gott dem Vater gegeben, in der Taube iſt der heilige Geiſt, in der Hoſtie Chriſtus gegenwärtig, und ſo iſt jener ein Heiligthum welches das Gottesreich veranſchaulicht, ein Symbol des höchſten Gutes.

Nach der nördlichen Faſſung, welcher Chretien von Troies gefolgt iſt, wird der Gral (das Wort bedeutet Gefäß) die Schüſſel genannt aus welcher Chriſtus das Abendmahl genoſſen, in welche dann Joſeph von Arimathia das Blut des Erlöſers am Kreuz aufgefangen; nach mancher Wanderung kommt er in Britannien an, in Kamelot, wo Ebron's Sohn Alain, der reiche Fiſcher, dem Gral ein Schloß baut. Hier wird er in die Merlin- und Arthurſage eingefügt, und da heißt er der goldene Kelch des Abendmahls, den Joſeph von Arimathia auf eine Tafel geſtellt, an

welcher ſtets nur gute Menſchen Platz nehmen, die Stelle des Judas aber immer leer bleibt. Das Gefäß, ſagt Merlin zu Uter, iſt zwar mit ſeinen Hütern nach dem Orient gezogen, aber ſtifte du, o König, eine Tafelrunde nach ſeinem Vorbild. — Zur Zeit der Reliquienſucht wurden neben heiligen Röcken auch einige heilige Schüſſeln aus dem Orient gebracht, und noch heute rühmen ſich die Genueſen daß ſie in der Johanneskapelle ihres Doms den bei der Eroberung von Cäſarea 1101 erbeuteten Gral bewahren, ein ſmaragdgrünes ſechseckiges Glasgefäß, das die Königin von Saba an Salomo geſchenkt, das Joſeph von Arimathia nach Jeſu Abendmahl gen Cäſarea gebracht habe.

Uns erinnern die Wanderungen der Gralshüter an das Herumziehen der Juden mit der Bundeslade, und wie dieſe im Salomoniſchen Tempel eine feſte Stelle fand, ſo der Gral in ſeiner bretoniſchen Burg, in ſeinem Dom auf Montſalvage. Die Schilderung von dieſem, wie ſie der deutſche Titurel in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts gibt, verdient als Bauphantaſie jener Zeit unſere Beachtung. Als Titurel den Fels des Berges geglättet, fand er eines Morgens den Grundplan eingezeichnet. Es iſt ein gothiſcher Centralbau, eine Rotunde, bekränzt von 72 achteckigen Kapellen; über je zweien derſelben ſteigt ein achteckiger Thurm empor, bekrönt mit einem kryſtallenen Kreuz, über dem ein goldener Adler ſchwebt; der Thurm der Mitte iſt doppelt ſo hoch als die 36 ihn umringenden Genoſſen. Drei Pforten führen von Abend, Mittag und Mitternacht ins Innere; das Gewölb iſt ein blauer ſternfunkelnder Himmel, die goldene Sonne, der ſilberne Mond ziehen tönend durch daſſelbe hin; der Eſtrich gleicht dem Meere, durch ſeinen Kryſtall ſchimmern Fiſche und andere Seethiere; an den Wänden ſteigen goldene Bäume mit Vögeln empor, Roſen und Lilien blühen dazwiſchen. Propheten-, Apoſtel- und Heiligenbilder ſchmücken die Pfeiler. Die Fenſter ſind von buntfarbigen Edelſteinen; goldene Kronen mit leuchtenden Kerzen ſchweben von den Decken der Kapellen nieder. In der Mitte des Ganzen ſteht ſein Abbild im kleinen, der Schrein des Grals.

Die Hüter des Grals ſind Ritter die ihre Kraft in den Dienſt Gottes ſtellen; ſo geſchah's in den Kreuzzügen, und es hatten ſich Orden gebildet die den Mönch und den Krieger, den Prieſter und den Kämpfer in ſich vereinten, wie die Templer. Ihr Leben nennt Bernhard von Clairvaux ein zwiefaches Kämpfen,

dort gegen den äußern Widerſacher, hier gegen die feindlichen Mächte im Gemüth. Templois, Tempeleiſen iſt auch der Name ihres dichteriſchen Abbildes, der Gralswächter. Des Grales Volk das ſind die Erwählten, immer ſelig hier und dort, ſie repräſentiren das königliche Prieſterthum, zu dem das Evangelium die Menſchen aus der Finſterniß an das Licht berufen hat. Wie der Templerorden ſelbſt ſeine Brüder erkor, ſo auch der Gral. Er kann nicht erjagt und ertrotzt werden, er muß zu ſich berufen; er ſymboliſirt die göttliche Gnade und das Heil das ſie bietet, aber der Menſch muß daſſelbe in ſein Denken und ſeinen Willen aufnehmen und ſo es verdienen. Der Gral erwählt die Seinen ohne Unterſchied des Standes und des Geſchlechtes, und er ſendet ſie aus zu Lenkern der Völker, zur Ausbreitung der Heilswahrheit; wenn es bei Wolfram heißt daß des Grales Reich ſich über die ganze Erde und weiter bis in die Sterngefilde erſtrecke, ſo bezeichnet er deutlich genug die unſichtbare Kirche, das Gottesreich.

Ein Kiot von Provence, den Wolfram ſeinen Vorgänger nennt, iſt uns nicht bekannt; aber wie leicht war die Verwechſelung mit Guiot von Provins in Brie, der ein Minneſänger in der Jugend und ein Mönch im Alter in ſeiner uns erhaltenen Bibel der Welt den Spiegel vorhält, daß ſie durch Selbſterkenntniß gebeſſert werde; ſein kräftiges Mahngedicht ſchildert mit Zorn und Humor das verkehrte Treiben der Völker und Stände, der Laien und Geiſtlichen. Während er gegen die Hab- und Herrſchſucht der Römer eifert, die Mönche geiſelt und behauptet daß in der Kirche die drei Jungfrauen Liebe Wahrheit und Recht durch ſchmuzige Vetteln Verrath Heuchelei und Simonie verdrängt ſeien, preiſt er die Templer wegen ihres Heldenthums im Dienſte Gottes; Vernunft und Gerechtigkeit regiert ihr Walten, möge der weiße Mantel und das Kreuz ſie vor Uebermuth und Habſucht warnen, an Reinheit und Demuth mahnen. Hat nun Guiot in der Mitte ſeiner Jahre ein Gedicht vom Gral geſchrieben, ſo dürfen wir annehmen daß er bereits dem weltlichen Treiben und der ceremoniellen Werkheiligkeit die Thaten der Liebe, die Heiligung des Willens entgegenſtellte, und ſo vermuthet San Marte daß auch ihm ſchon nicht ſowol der Kampf gegen die Sarazenen und für die ſichtbare Kirche der Weg zum Heiligthum des Grals war, ſondern die Beſiegung der Sünde im eigenen Herzen, das Reue und Buße zur Erlöſung führen. Sicher iſt daß bei Wolfram die Ritter von der Tafelrunde den äußern Kirchendienſt mit-

machen und die Messe hören, der Gral aber der Hierarchie des Papstes so wenig untergeordnet ist wie dem Baruch von Bagdad, daß Parcival ohne kirchliche Vermittelung durch Gottes Gnade und eigenes Streben das Heil erlangt, und daß jener evangelische Geist eines innern Christenthums, der im 12. Jahrhundert auftrat und im 13. von Rom verfolgt ward, seinen dichterischen Ausdruck im deutschen Parcival gefunden hat.

Den begebenheitlichen Stoff bot auch hier die Arthursage, boten die keltischen Erzählungen von Gawan und Peredur. Die Grundlage dieses letztern ist jener bretonische Held Morvan, der als Kind im Volkslied die Ritter in seiner Waldeinsamkeit vorüberreiten sieht, und nun von Sehnsucht nach Thaten ergriffen wird und für das Wohl seines Volks streitet, ein Symbol der Kelten selber, die nun durch Franken und Normannen in ein waffenfreudiges glänzendes Dasein hineingezogen werden. Das Manibogi erzählt eine Reihe von Abenteuern welche Peredur besteht, die sich zugleich bei Chretien von Troies und bei Wolfram finden, andere sind jenem aber auch eigenthümlich. Ein Jüngling erscheint in mancherlei Gestalten um Peredur zu Thaten anzureizen, bis endlich die Hexen von Glouceſter bezwungen werden, welche die Verwandten von beiden getödtet hatten. Schon Peredur wird in ritterlicher Zucht unterwiesen und vor allzu vielem Fragen gewarnt, und so sieht er eines Abends auf einem Schloß, wo er gastlich aufgenommen worden, das blutige Haupt eines Mannes auf einer Schüssel und eine bluttriefende Lanze unter dem Wehklagen der Umstehenden vor einem lahmen König vorübertragen ohne sich darum zu kümmern. Der lahme König symbolisirt das Vaterland, das blutende Haupt und die Lanze die Noth des Volks; jener wäre genesen, diese abgestellt worden, wenn die jugendlichen Helden danach fragen wollten. Ein englischer Parcival hat diesen Stoff ohne Bezug auf den Gral behandelt, und so hat wol Chretien von Troies denselben eingefügt. Er hat in seiner Weise die Geschichten erzählt, und Wolfram folgt ihm meistens darin nach, aber soweit bisjetzt die Acten offen liegen, dürfen wir sagen: die Idee ist sein, durch die er den Stoff beseelt, die Kunst ist sein, mit welcher er im Parcival einen Mittelpunkt gewonnen um von da aus in die Vergangenheit und Zukunft, in das Ganze der Sage zu schauen und aus der Masse das zur dichterischen Gestaltung Geeignetste, für den Ausdruck des Gedankens Bedeutendste zu erwählen.

Wolfram beginnt und ſchließt mit Betrachtungen die uns den Gedanken und den Zweck ſeiner Dichtung erklären. Unſer Leben bewegt ſich zwiſchen Himmel und Hölle, erhebt ſich aus Nacht zum Licht; wer zweifelt und zwiſchen beiden ſchwankt, hat noch Hoffnung des Heils, das die Untreue, der Abfall vom Guten verliert, während die Treue, das Feſthalten an Recht und Wahrheit, es gewinnt. Der verdient den Preis der die Seele Gott bewahrt und doch in der Welt Freude und Ehre gewinnt. So erfaßt der Dichter die Totalität des Lebens, und gibt ein ganz neues und volles Weltbild; der Gralsritter ſteht nicht blos im Kampf wider das Böſe und ſeine Lockungen in Klingſchor und Orgeluſe, — irdiſche Herrlichkeit und Minneluſt bei den Tafelrundern, Weltentſagung und einſame Frömmigkeit in Trevregent und Sigune bilden die beiden Seiten, deren eine gewöhnlich das Daſein eines Menſchen füllt, deren Vereinigung aber erſt die höchſte Beſeligung gewährt. Parcival iſt glänzender Held und Prieſter des Grals zugleich, und ſein Minnedienſt führt zur Liebestreue im Herzensbunde mit der Gattin. So haben wir das Epos vom innern Menſchen, wie er aus der Einfalt der Kindheit, der unbewußten Natur kämpfend, irrend, zweifelnd, gottvergeſſend, dann aber umkehrend, büßend, nach dem Höchſten ringend, in edler Geſinnung und in Thaten bewährt, die Verſöhnung mit ſich ſelbſt und mit Gott, Frieden und Heil erlangt. Das Seelenleben Parcival's nimmt allerdings in der maleriſch bunten Fülle von Geſtalten und Abenteuern einen verhältnißmäßig kleinen Raum ein, und hier vermiſſen wir jene geiſtige Perſpective die das Hauptſächliche im Vordergrund hält und ausführt, aber mit großer Kunſt ſchlingt ſich doch Parcival's Streben und Thun durch alles auch ſcheinbar Fremdartige als der rothe Faden des Werks; auch wo Gawan's Thaten geſchildert werden, verlieren wir ihn nie ganz aus den Augen und greift er ſtets in die Handlung wieder ein. Dann ſind die Geiſteskämpfe Parcival's noch nicht mit der Gedankenbeſtimmtheit entwickelt wie wir dies jetzt fordern, wie es im Hamlet, Nathan, Fauſt, Kain durch neuere Dichter geleiſtet iſt, aber das Gemüth wird vor uns entfaltet, Wolfgang iſt Meiſter der Stimmung, und die ahnungsvolle Morgenfrühe der Beleuchtung, die über das Werk ausgegoſſen iſt, entſpricht derſelben.

Wolfram motivirt Parcival's Charakter durch das Weſen und die Geſchichte ſeiner Aeltern, des raſtlos die Erde im Tha-

tendrang durchſtürmenden Vaters, der ſtillſinnigen gefühlsinnigen Mutter. Sie erzieht ihn nach des Vaters Tod in der Waldeinſamkeit, und die Natur beider regt ſich in ihm wenn er jagdluſtig die Vögel ſchießt, deren Geſang er gelauſcht, und wieder bei ihren Liedern in ſüßer Wehmuth Thränen vergießt, voll unnennbarer Sehnſucht. Er weint und kann der Mutter nicht ſagen warum; ſie will die Vöglein tödten laſſen, er erbittet ihren Frieden, und die Mutter küßt ihn und ſagt: das wäre ja auch gegen Gottes Gebot daß man den Thieren ein Leid thue. Da fragt er nach Gott, und ſie ſagt er ſei lichter als der Tag, an ſeine Treue ſolle man ſich halten, den finſtern Höllenwirth aber, ſeine Untreue und den Zweifel meiden. Da ſieht der Knabe nun drei glänzende Ritter, und hält ſie für Gott, und wie er erfahren was ſie ſind, da hat er keine Ruhe mehr in der Einſamkeit, da muß er hinaus in die vielbewegte Welt. Die Mutter entläßt ihn im Narrengewand aus Kalbsfell und Sackleinwand, und ſo iſt er das Bild der Frühjugend in ihrer lächerlichen Tölpelhaftigkeit neben ihrem reinen idealen Gemüth; und ſo wird er verlacht und bewundert zugleich, ſo gelingen und misrathen die Dinge die er nach den wörtlich befolgten Lehren der Mutter ausführt, der dumpfklare und doch lichtſtrahlende, keuſch wie die Taube und mild wie Rebentraube, doch im ungeſtümen Thatendrang unwiſſend daß ſein Scheiden der Mutter das Herz gebrochen hat. Er kommt an Arthur's Hof, er erprobt ſich in den Waffen, er wird in der Ritterlichkeit unterwieſen, er befreit die holde Kondwiramur von ihren Drängern, gewinnt ihre Liebe und vermählt ſich mit ihr. Aber der Wandertrieb wie die Heimatſehnſucht, das Verlangen die Mutter wiederzuſehen laſſen ihn nicht lange weilen. Da gelangt er eines Abends an einen See und fragt Fiſcher nach der Herberge. Der eine weiſt ihn nach der nahen Burg, und da der trauernde Fiſcher ihn geſendet, wird er eingelaſſen. Dort umfängt ihn ein wunderbarer Glanz im hohen Saal; unter die Ritter treten holde goldſtrahlende Jungfrauen mit Leuchtern, mit Geräthen; die ſchönſte ſetzt einen funkelnden Stein vor dem König nieder, der an ſchweren Wunden ſiech auf dem Ruhebette ſitzt. Parcival nimmt neben ihm Platz, er ſieht wie ſich Teller und Becher vor den Rittern mit Trank und Speiſe füllen, er ſieht durch die geöffnete Thür einen ſchneeweißen Greis auf einem Spannbett gelagert; er ſieht wie eine bluttriefende Lanze durch den Saal getragen wird, er hört allgemeines Wehklagen, — aber

er fragt nicht danach. Hatte man ihm doch früher als Gebot der Klugheit und höfischen Sitte gesagt daß er nicht zu viel fragen solle. Er wird zu Bette geleitet, und als er erwacht, findet er am andern Morgen die Burg verödet, und ein Knappe höhnt den Wegreitenden daß er nicht gefragt habe. Er findet dann eine Jungfrau, Sigune, die den Leichnam ihres Geliebten Schionatulander klagend im Arme hält; er bietet ihr seinen Dienst an, und wie sie hört daß er von der nahen Burg komme, sagt sie daß die niemand finde wer nicht dazu berufen werde; sie erkennt ihn als ihren Verwandten Parcival, und hofft daß er den König von seinen Leiden erlöst habe; als er aber nicht gefragt hat, will sie weiter nichts von ihm hören. Das Heil ist göttliche Gnade, es kann nicht ertrotzt, erjagt werden, aber der Mensch muß danach fragen, wenn es sich ihm bietet, er muß es nicht an sich vorübergehen lassen. Nach Art der Weltkinder hat Parcival die Wunder Gottes gesehen ohne Gottes Walten und Wesen darin zu erkennen; die Klugheitsregel der Welt hat er im Sinne gehabt und ist dadurch zu einem Thoren vor Gott geworden; das Herrliche wie das Leidvolle hat er vorübergehen lassen ohne in Mitgefühl und Wahrheitsdurst danach zu fragen.

Parcival reitet schweigend nachdenklich von dannen und versinkt in träumerisches Sinnen über drei Blutstropfen im Schnee; sie erinnern ihn plötzlich an zwei Thränen in den Augen und eine am Kinn seiner geliebten Frau, die sie vergoß als er von ihr schied; an derselben Stelle findet er sie später mit Zwillingsknaben an der Brust; so ist das Bild in Traumes Weise Erinnerung und Vorbedeutung. Die Blutstropfen begegnen uns in der keltischen Sage wie im deutschen Märchen. Die Arthusritter, die Parcival suchten und fanden, konnten ihn nicht eher zu sich selbst bringen bis sie jene bedeckten. Er zog mit ihnen, er soll ein Genoß der Tafelrunde werden, da kommt die wilde Botin des Grals und spricht den Fluch über ihn aus, weil er dem wahren und höchsten Heil nicht nachgefragt. Er hielt sich für gerecht und meint daß er den Fluch nicht verdient habe; er ruft: „Weh', was ist Gott? Ich hab' ihm doch gedient mein Leben lang, wenn er mächtig und gütig ist, warum wird mir Hohn zum Lohne? Ich will ihm künftig Dienst versagen, hat er Haß den will ich tragen." Als Gawan ihm Glück von Gott zur weitern Fahrt wünscht, versetzt er: Ein Weib beschütze dich im Streit! Aber er bereut seine Schuld, daß er den König Amfortas

durch die unterlaſſene Frage in ſeinen Schmerzen ließ, und das wieder gut zu machen, den Gral zu ſuchen treibt ihn nun des Herzens Drang. Vier Jahre lang irrt er umher, zweifelnd, verzweifelnd, aber aufrecht gehalten durch die treue Liebe zur Gattin, durch die Sehnſucht nach dem Gral. Nun treten Gawan's Abenteuer in den Vordergrund, aber immer und immer wieder taucht doch Parcival in ihnen auf, ja auch Gawan wird dadurch beſtimmt nach dem Gral zu ſuchen. Und wie Parcival, der lange nicht an Gott gedacht, einen grauen Ritter mit Frau und Töchtern barfuß im friſchen Schnee wandern ſieht, und ſie ihn fragen wie er am Charfreitag Waffen tragen möge, da wird auch ihm die ewige Liebe in Chriſti Opfertod offenbar, und er beginnt wieder auf Gottes Gnade zu hoffen; er legt dem Roß die Zügel auf den Hals, ob es ihn nach der Einſiedlerklauſe tragen werde, wo er Rath finden ſollte. Und dort trifft er ſeinen Oheim Trevrezent, der ihn über den Gral aufklärt, dem er ſeine Sünden bekennt, aber mit Hochmuth vorrechnet daß er nicht nach Verdienſt Hülfe gefunden habe; er meint Gott müſſe ſeinem ritterlichen Streben Folge geben. Der Einſiedler weiſt ihn aber auf Gottes Allwiſſenheit und Güte, er zeigt ihm wie Jugend und Selbſtvertrauen ihn zum Uebermuth verlockt, wie er nach dem Heile nicht gefragt. Der andere Oheim, der Gralkönig Amfortas, hatte ſich in ſündlich ſinnliche Liebe verſtrickt und war dabei durch eine vergiftete ſarazeniſche Lanze verwundet worden; der Anblick des Grals hielt ihn am Leben, aber Erlöſung von ſeinen Schmerzen ſollte ihm erſt werden, wenn Parcival, der zu ſeinem Nachfolger berufen, ohne Aufforderung den Wundern nachfrage die er auf der Gralburg ſehen werde. Nun bekennt Parcival von neuem ſeine unabläſſige Liebe zur Gattin und zum Gral, nun läutert er ſich in Demuth innerlich, und iſt gefeit gegen die Reize der Luſt in den Lockungen Orgeluſens, die ſeinen Oheim Amfortas überwältigt hatten, wie gegen Klingſchor's ſchwarze Magie, die ſich mit ihr verbündet zum Verderben der chriſtlichen Ritterwelt, und ſelbſt die Gemahlin Arthur's in das Zauberſchloß im Oſten entführt hatte. Es gelingt Gawan dieſen Höllenzauber zu brechen, ja Orgeluſe und den ſtolzen Gramoflanz aus den dämoniſchen Banden wilder Leidenſchaft zu reißen, aber Parcival ſiegt dennoch über ihn als ſie unbekannt miteinander kämpfen. Die Tafelrunde nimmt ihn auf, aber er ſtrebt nach dem höhern Heil. Sein eigener Bruder, den der Vater im Morgenlande mit einer Mohrin

erzeugt, Feirefiß, kommt herangezogen um von der verführeriſchen Sekundille bethört dem Lichtreich den Todesſtoß zu geben; Parcival ſtreitet mit ihm, überwindet ihn, aber Gottes Güte läßt das ſiegreiche Schwert auf dem Helm des Heiden zerſplittern, damit der Bruder den Bruder nicht erſchlage, ſondern bekehre. Und jetzt iſt Parcival würdig des Glückes, das er in der Gedankenloſigkeit der Jugend verfehlt, an dem er verzweifelt, bis er in der Ueberwindung des Zweifels durch Seelenreinigung, durch Liebestreue, durch edle Mannesthaten es verdient; jetzt wird er durch die Botin des Grals zu dieſem hinberufen, jetzt fragt er nach dem was er ſchaut, erlöſt den Oheim, wird König des Grals. Feirefiß läßt ſich taufen und zieht mit der Trägerin des Grals, der er ſich vermählt, zurück in den Orient, wo ihr Sohn, der Prieſter Johannes, in Indien das Reich Gottes ausbreitet. Parcival hat ſeine Gemahlin mit den Kindern gleichfalls gefunden, und freut ſich der Krone des Lebens, die ihm geworden.

Wolfram eröffnet noch einen Blick in die Zukunft. Parcival's Sohn Lohengrin ſoll ihm im Hüterthume des Grals folgen. Er wird eines Tags zum Kämpfer für die unſchuldig bedrängte Fürſtin von Brabant entſendet; ſie gewinnt dann ſeine Liebe, aber niemand ſoll die nach ihrem Namen fragen die auf dem Schiff vom Schwan gezogen erſcheinen, ſonſt holt der Schwan ſie wieder ab, wie es auch hier geſchieht. Die Verwandlung von Kindern in Schwäne oder Raben iſt eine Bezeichnung des Todes, die Rückwandlung eine Neubelebung, die Schwanenſage ein Bild des Sterbens und Wiedererwachens in der Natur. Die verbotene Frage aber knüpft ſich als bedeutſamer Gegenſatz an die unterlaſſene Parcival's; jene findet ſich oft wo ein höheres Weſen ſich dem niedern in Liebe geſellt, wie Eros der Pſyche; ſie warnt vor unzeitiger Neugier, der Schleier von dem Bild zu Sais ſoll nicht gehoben werden, uns ſoll an der Nähe des Göttlichen, am Gefühl ſeiner Gegenwart, ſeines Waltens genügen, bis es ſich uns ganz enthüllt, von Angeſicht zu Angeſicht erkennbar.

Wolfram's Parcival iſt nächſt Dante's göttlicher Komödie das tiefſinnigſte und umfaſſendſte Werk eines mittelalterlichen Dichters. Wirnt von Gravenberg ſagt daß Laienmund nie beſſer ſprach, und wir bewundern die Weisheit mit welcher er das geiſtige Chriſtenthum und die Seelengeſchichte des Helden hineingeſtellt in das mannichfaltige Weben und Treiben des weltlichen Ritterthums, und ſo ſeine Phantaſie zu einem treuen Spiegel des

Jahrhunderts gemacht, deſſen verklärte Geſtalt ſie wiederſtrahlt. Wolfram liebt ſeltſame Gleichniſſe, die das Entlegene verknüpfen, räthſelhafte Bilder, ja barocke Wendungen, in welchen aber nicht ſowol ſeine Geſchmackloſigkeit anzuklagen, als ein Aufdämmern des Humors zu erkennen iſt. Der Parcival ward am Anfang des 13. Jahrhunderts gedichtet, und zwar auf der Wartburg am Hof Hermann's von Thüringen, den damals die fahrenden Ritter und Sänger umdrängten, wo auch Walther von der Vogelweide Aufnahme gefunden; es war das mittelalterliche Vorſpiel des weimarer Dichterkreiſes, der ſich 600 Jahre ſpäter um Karl Auguſt ſcharte. Dort verfaßte Wolfram auch ſeinen Wilhelm Orange nach franzöſiſchen Quellen, indem er auch diesmal aus der ganzen Sagenmenge, die ſich an einen Fürſten der Karolingerzeit geknüpft, den Sarazenenkampf zum Mittelpunkt nahm; der Held ging ſpäter in ein Kloſter; mit ſeiner Legende waren die Thaten gleichnamiger Normannen zuſammengefloſſen. Auch hier hat Wolfram in den Ulrichen von Turlin und von Türheim Fortſetzer gefunden, denen es mehr auf die ganze Stoffesmenge als auf die Kunſtform für das Bedeutende ankam. Dann aber haben wir von Wolfram neben einem Kranz von Minneliedern eine Reihe von Strophen welche die erwachende Jugendliebe von Sigune und Schionatulander darſtellen; im Parcival war ſie uns mehrmals als bräutliche Witwe begegnet, die den Geliebten betrauernd der Welt entſagte. Wenn Wolfram im Parcival dem Laufe der Erzählung folgt, aber ſie ſtets mit ſeinen Betrachtungen begleitet oder unterbricht, und ſeine Subjectivität in das Epos eindrängt, ſo ſchwebt er hier wie ein Lyriker frei über dem Stoff um die reine Blüte des Dichteriſchen vom Gegenſtande zu pflücken, den Glanz der Poeſie auf die ihm zuſagenden Stellen der Wirklichkeit auszugießen, zugleich aber hinter dem Werk zu verſchwinden, die Perſonen in plaſtiſcher Anſchaulichkeit ſich entfalten und ihr Fühlen und Denken ausſprechen zu laſſen. Statt der kurzen Reimpaare hat der Inhalt ſelber ſich eine klangvolle Strophe angebildet, und in ihrem funkelnden Reiz iſt das kleine Werk ein Edelſtein mittelalterlicher, ein Kleinod aller Literatur. Der alte Titurel, den wir in der Gralburg auf ſeinem Spannbette ruhen ſahen, wie klar und prächtig ſteht er hier vor uns da, wenn er im Rückblick auf die Waffenthaten und Minnefreude ſeiner frühern Jahre nun die Krone des Grals ſeinem Sohn Frimutel übergibt, und dabei deſſen fünf Kinder und ihre

Geſchicke erwähnt! Eine der Töchter iſt die Mutter Sigunens, und wie deren Buſen ſich rundete, das blonde Haar ſich bräunte, da traf ſie mit Schionatulander zuſammen. Nun folgt die Betrachtung über der Liebe Macht, deren Art und Weſen alle Schreiber nicht ausſchreiben; ſie bezwingt den Ritter unter dem Helme, den Mönch in der Kutte; ſie hat ihr Haus auf Erden und leitet zum Himmel, ſie iſt allwärts außer in der Hölle. Wen der Sehnſucht Pein je herzliche Liebe ergründen ließ, der lauſcht nun gerne wie die holden Geſpielen einander ihr Herz entdecken.

Minne iſt das ein Er? Kannſt du Minne beſchreiben?
Iſt das eine Sie? Und kommt mir Minne, wo ſoll ich mit ihr bleiben?
Soll ich ſie verwahren bei den Docken? (Puppen)
Fliegt ſie uns auf die Hand, oder iſt ſie wild? Ich kann ihr wohl locken.

Er erwidert wie er von Männern und Frauen ſagen höre daß Minne den Bogen auf Alt und Jung ſpanne; er habe ſie ſeither nur aus Mären gekannt, nun erfahre er daß ſie in Gedanken wohne, daß ſie Freude in Schmerz, und Schmerz in Freude kehre. Doch Sigune will erſt unter Schildesdach verdient ſein, und Schionatulander zieht mit Parcival's Vater Gamuret ins Morgenland; aber wie Bienen ſtets aus Blumen Süße ſogen, ſo hat die Minne ſeinem Herzen alle Freud' entzogen. Doch Gamuret freut ſich daß ſein Knappe ſich ſo edler Schönheit zugewandt, und hofft daß in Sigunens Glanz ſeine Farbe bald wieder aufblühe. Aber auch daheim im Herzen von Sigunens mütterlicher Freundin wächſt der Dorn des Kummers daß ſie das holde Kind wie eine thauige Roſe in Thränen ſah. Wie zart iſt nun Sorgfalt in der Fragenden, Unſchuld in der Geſtändigen, überſtrömende Empfindung und feine Sitte, Wehmuth über die entſchwundene Kindheit und jauchzendes Erbangen über ein neues höheres Gefühlsleben verwoben! Wir werden an Goethe's Gretchen erinnert, wenn Sigune ſagt:

Nach dem lieben Freunde iſt all mein Schauen
Aus den Fenſtern auf die Straße über Haid' und nach den lichten Auen
Vergebens, ich erſpäh' ihn allzu ſelten.
Drum müſſen meine Augen des Freundes Minne weinend theur entgelten.

So geh ich von dem Fenſter hinauf an die Zinnen
Und ſchaue oſtwärts weſtwärts ob ich ſein nicht Kunde mag gewinnen,
Der mein Herz ſchon lange hat bezwungen;
Man mag mich zu den alten Liebenden zählen, nicht zu den jungen.

Wenn ich dann auf wilder Flut im Nachen gleite,
So ſpähen meine Blicke wol über dreißig Meilen in die Weite,
Ob ich ſolche Kunde möge finden,
Die des Leids um meinen jungen klaren Freund mich könn' entbinden.

Dann erzählt ein Bruchſtück wie Schionatulander im Wald einen Bracken fängt, an deſſen Halsband und Seil eine Schrift enthalten war; da Sigune ſie leſen wollte, entſprang der Jagdhund, und ſie knüpft nun den Beſitz ihrer Hand daran daß ſie das Seil wieder erhalte.

Dieſe beiden Fragmente nun hat in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts Albrecht von Scharffenberg ſeinem Titurel einverleibt, in welchem er von dieſem an die ganze Geſchichte des Grals erzählt. Es iſt das langweilige manierirte und gezierte Werk eines Nachahmers, des ultramontanen Geiſtlichen ſtatt des evangeliſchen Ritters, des Buchgelehrten ſtatt des welterfahrenen Denkers. Während Wolfram das allgemeine Prieſterthum, die innerliche Heiligung feiert, wird hier Werkheiligkeit, geiſtliches Amt, päpſtliche Gewalt und Oberhoheit geprieſen, und die Vermittelung der Prieſter, der Mariencultus, der Roſenkranz für die Erlöſung gefordert. Als Schionatulander von Sigune auszieht, da will er ſich durch den Anblick ihrer Schönheit ſeien, und lächelnd ihren blanken Leib erblicken, auf blühendem Reiſe die reinen Aepfel; und ſie löſt den Gürtel und läßt den Mantel niederſinken; er küßt und umhalſt ſie; — wär' ihm mehr geworden, ſein Herz wäre in reicher Flut geſchwommen. Nachdem der Inhalt des Parcival eingeſchoben iſt, wird der Gral nach Indien zum Prieſterkönig Johannes gebracht, und hier wird das Papſtthum in ſeinem weltlichen Prunk ſymboliſch verherrlicht; die Macht und Pracht der ſiegenden Kirche zu preiſen, dieſe Tendenz erſetzt die Abſicht Wolfram's den innern Bildungsgang eines chriſtlich ritterlichen Menſchen zu ſchildern.

Auch Wolfram's Hinweiſung auf Lohengrin hat gegen Ende des Jahrhunderts eine Ausführung erhalten, die dem Sängerkrieg auf der Wartburg als ein Wettgedicht eingeſchoben iſt und mit der flandriſchen Schwanenſage ein Stück deutſcher Kaiſergeſchichte und eine Sarazenenſchlacht verflicht. Ich erwähne dieſe Werke weil ſie uns wieder einen Beleg über den Gang des Epos geben: zuerſt mannichfaltige Sagen, dann ein großer Dichter welcher das ihm Zuſagende, ideal Bedeutende herausgreift und künſtleriſch geſtaltet, dann Epigonen die wie die griechiſchen Kykliker

das nur Angedeutete ausspinnen und alles ab ovo der Reihe nach weitläufig berichten; im Verfall der Poesie überwiegt die gelehrte Vollständigkeit zur Unterhaltung stofshungeriger Leser.

Tristan und Isolde.

Die Sage von Tristan entspricht ursprünglich bei den Kelten der von Siegfried bei den Germanen. Hier wie dort weist der Drachensieg welcher die Jungfrau befreit auf den himmlischen Gewitterkampf der arischen Urzeit; hier wie dort folgt der ersten Liebe eine zweite verhängnißvoll todbringende, und wenn auch Isolde selbst nicht dem Morgenroth verglichen würde, wir möchten doch der Sonne gedenken, welche die Morgenröthe verläßt um später der neuen Geliebten, der Abendröthe, in die Arme, und damit selber im Westen ins Todtenreich hinabzusinken; hier wie dort wird ein Zaubertrank das Symbol der Herzensgewalt welche den Helden überwältigt. Aber bedeutsam genug ist die verschiedene Art der Fortbildung. In Deutschland hat sich der Mythus mit der Weltgeschichte, Siegfried's persönliches Geschick mit der Völkerwanderung und ihren Kämpfen verflochten und das Nibelungenlied ist als großes Volksepos zu ihrem Spiegel geworden; bei den Kelten hat sich die Tristansage zum ersten socialen Roman entwickelt, das Herz im Conflict mit der äußern Ordnung, die Liebe im Streit mit der Pflicht hat hier eine Darstellung gefunden, die in ihrer Vollendung durch Gottfried von Strasburg auf ähnliche Weise die Gefühlswelt der mittelalterlichen Gesellschaft veranschaulicht wie uns das beste Ideenleben jener Tage in Wolfram von Eschenbach's Parcival offenbar geworden; sachgemäß ist die heitere Gefälligkeit der Form, der blühende Reiz der Sprache an die Stelle des Helldunkels, des tiefsinnig Schweren und oft Verwunderlichen im Ausdruck getreten.

Welsche Tiraden nennen Tristan unter den drei feurig Liebenden; seit dem 12. Jahrhundert lebt er und Isolde im Munde der Troubadours: er ist Held und Sänger wie sie, ein Muster der Ritterlichkeit, und sein Geschick ward zum Bilde für der Liebe

Leid und Luſt, für Ebbe und Flut des Menſchenherzens und Menſchenlebens, für ſüßeſte Wonne und bitterſtes Weh in Minneglück, Eiferſucht, Trennung und Tod. Auch hier geſchah die erſte Zuſammenfaſſung der Geſchichte in lateiniſcher Sprache; darauf folgten franzöſiſche Gedichte, die das Wohlgefallen am überlieferten Stoff bald mit einer Umſchmelzung in die neuern Sitten und mit frei erfundenen Erweiterungen verbanden. Deutſche und Engländer, Italiener und Spanier, Slawen und Skandinavier folgten nach und machten die Dichtung zu einem Gemeingut Europas. In der franzöſiſchen Darſtellung, welcher Eilhart von Oberg und nach dieſem das deutſche Volksbuch gefolgt iſt, erſcheint vieles noch ungefüg, roh und unverfeinert durch die höfiſche Bildung. Thomas von Bretagne, auf den ſich auch die von Walter Scott herausgegebene angelſächſiſche Bearbeitung beruft, wird dagegen von Gottfried als die rechte Quelle geprieſen; Bruchſtücke von ihm ſind erhalten; der Angelſachſe folgte ihm in volksmäßigen Strophen die Handlung raſchen Gangs vorüberführend, während Gottfried in kurzen Reimpaaren ausführlich erzählt und die Empfindungen des Gemüths reich und glänzend entfaltet. Durch pſychologiſche Motivirung, durch lebensvolle Seelenmalerei hat er eins der vorzüglichſten Kunſtwerke des Mittelalters geſchaffen, obwol auch er es noch nicht unternahm den überlieferten Stoff in freier Compoſition nach der Idee zu geſtalten. Sein Gedicht blieb Bruchſtück, und die Fortſetzer erreichten ihn nicht, weder der nüchterne trockene Ulrich von Türheim, noch der geſchmeidigere Heinrich von Friberg (Freiberg oder Friedberg?). In Frankreich faßte am Ende des Mittelalters ein Roman nicht blos die mancherlei Begebenheiten aus verſchiedenen Quellen zuſammen, ſondern verflocht auch Triſtan in die Arthurſage, indem er ihn mehrmals mit ſeinem Ebenbilde Lanzelot zuſammenführte und zum Genoß der Tafelrunde machte, ja er ließ ihn auch mit Parcival in Berührung kommen und das Streben nach dem Gral ſollte ſeine ſinnliche Liebesglut läutern. So bewegen wir uns auch hier auf einer an- und abſteigenden Bahn: die Stofferfindung iſt bei den Kelten, die erſte poetiſche Formgebung bei den Romanen, die Vertiefung und rechte dichteriſche Belebung bei den Deutſchen; darauf folgt das proſaiſche Sammelwerk mit wiederum blos ſtofflichem Intereſſe. Wir halten uns an die Blüte, an Gottfried's Gedicht aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts.

Wie in der Liebe der Gegenſatz von Mann und Weib vor-

handen und zugleich gelöst erscheint, wie sie sinnlich und ideal zugleich schon bei Platon der Armuth und des Reichthums Kind, ein Sehnen und Bangen und zugleich ein Haben und Genießen ist, so sagt Gottfried: „Wer nie von Liebesleid gewußt, wußt' auch von Liebesfreude nie", und singen will er sich selber zu Trauer und Trost und deren „die zusammenhegen in Einer Brust das süße Leid, die bittere Lust, das Herzensglück, die bange Noth, das selige Leben, leiden Tod, leiden Tod, das selige Leben". Sein Tristan, das glänzend heitere Bild des weltfreudigen allgewandten Ritters mit Schwert und Harfe, ist doch durch die Geburt und den Namen der Trauer geweiht, ein Schmerzenreich. Die Mutter stirbt bei seiner Geburt, und sie hat ihn empfangen als sie im Arm ihres todwunden Geliebten geruht. Tristan trägt stetes Leid bei währender Glückseligkeit: die Liebeswonne die ihm wird ist gegen das Gesetz, und so ist er unabässig in Gemüthskämpfe verstrickt: es ist die Gattin des Oheims die er minnt, und es ist das Bild der Geliebten das ihm vor der Seele steht, wenn er einer andern Isolde die Hand reicht. So streitet auch zuerst in Isolde's Brust die Verwandtenpflicht, welche Blutrache für den erschlagenen Oheim heischt, mit der Dankbarkeit für ihren Retter Tristan. Und als beide den Zauberbecher geleert, da erzittert Isolde's Gemüth zwischen jungfräulicher Scham und überwältigendem Herzensdrang wie der Vogel an der Leimruthe hin- und herflattert und nicht entrinnen kann, während in Tristan das Gefühl der Liebe mit dem Gefühl der Ehre, der Treue für den König und Oheim kämpft, dem er die Braut bringen soll die er selber liebt.

Lieb' ist so reich an Seligkeit,
So selig macht ihr Glück, ihr Leid,
Daß ohne ihre Lehre
Niemand Tugend hat und Ehre.

Dieser Spruch Gottfried's setzt den Enthusiasmus der Leidenschaft an die Stelle sittlicher Grundsätze; die Allgewalt eines Gefühls, das begeisternd den Menschen über alles Gemeine zum Höchsten erhebt, läßt ihn aber auch in trunkener Selbstvergessenheit sich über alles hinwegsetzen, andere Rechte und Gesetze verletzen, und so sehen wir in unserm Gedichte wie das Leben Tristan's, einst so reich an edelm Ruhm im Heldenkampf fürs Vaterland, nun aufgeht in den kleinen Fährlichkeiten und Listen, durch

die er die verbotene Luſt gewinnt, indem er den Oheim mit verwerflichem Truge hintergeht, und ſich ſpäter in eine Sophiſtik der Sinnlichkeit verſtrickt, aber doch wieder die Gattin der er ſich vermählt, lieblos täuſcht. Man kann ſagen daß die Ehe, gegen welche die Liebe kämpft und als das Höhere gefeiert wird, nur eine Scheinehe, nur äußerlich geſchloſſen war, aber man wird zugeben müſſen daß uns hier der Grundſchaden des mittelalterlichen Minnedienſtes klar wird, welcher die Liebe nicht zum Ausgangspunkt und zur Seele der Ehe machte, ſondern ſie neben dieſelbe ſtellte. Es iſt die Tragik der ſich über alles hinausſetzenden Leidenſchaft, daß ſie Glück und Leid nothwendig verbindet, daß ihr Feuer den Menſchen verzehrt, auch wenn es ihn verklärt; ſo hat Goethe ſeine Wahlverwandtſchaften gedichtet, an die wir hier erinnert werden. Aber Goethe läßt Ottilien ſich entſagend läutern und die Schuld ſühnen, während Gottfried in einem Zwielichte zwiſchen natürlichem Recht und ſittlichem Unrecht als ein Sohn ſeines Jahrhunderts befangen bleibt. Die Wächter ehelicher Zucht ſind ihm bösartige Aufpaſſer und Angeber; Liebestreue in ehelicher Untreue dünkt ihm ſchön, wie uns das im 18. Jahrhundert in den pariſer Salons wieder begegnet. Nach Gottfried ſollte Marke die Gattin und den Neffen leben und lieben laſſen wie ihnen gefiel; er tadelt es mit Recht daß Marke den ſinnlichen Liebesgenuß bei Iſolde begehrte, deren Herz nicht ſein war, er tadelt ihn daß er mit ſehenden Augen nicht ſehen wollte, aber er entſchuldigt Iſolden damit daß der Gemahl durch allzu ſtrenge Hut ſie zur Uebertretung gereizt habe, denn nur wo das Weib dem Manne auch das Herz in freier Liebe ſchenkt, da honigt die Tanne, balſamt der Schierling und trägt die Neſſel Roſen. Bloße Sinnenluſt iſt für Gottfried verächtlich, wahre Minne iſt zugleich Seelenliebe und Treue; ſie iſt eine unwiderſtehliche Schickſalsmacht; ſie adelt den Menſchen den ſie ergreift, ſie bringt ihn wieder ins Paradies; — aber daß die ihr Geweihten dennoch ſchuldig werden, ſofern ſie ſtatt ihr zu leben und wenn es ſein muß für ſie das Leben zu opfern, andere Ehebündniſſe eingehen, das hat er nicht betont, und ſo nöthigt er uns das Unſittliche des ganzen Verhältniſſes zu vergeſſen wenn wir unſere Freude an den Einzelſcenen haben ſollen, die er ſo hinreißend ſchildert.

In der ältern Faſſung der Sage lebt Triſtan's Vater als Erzieher des Sohns. Als dieſer an Marke's Hof gekommen und im ſiegreichen Kampf mit Morolt von deſſen vergiftetem Schwert

verwundet worden, übergibt er sich auf einem Kahn den Winden und Wogen. Sie tragen ihn nach Irland, und der König des Landes findet ihn am Strand und fordert von seiner Gattin aus Mitleid ein Heilmittel; Tristan genest ohne daß er und Isolde einander gesehen. Als er heimgekehrt lassen zwei Schwalben vor Marke's Füßen ein blondes langes Frauenhaar niederfallen, und dieser beschließt die Frau zu heirathen die es getragen; Tristan wird ausgesandt sie zu suchen. Nach langer Fahrt mit vergeblichem Forschen wird er vom Sturme nach Irland verschlagen; er tödtet dort einen Drachen, kommt dadurch an den Hof und findet in Isolde die Trägerin jenes Haars, die er dem Oheim freit. Hier geschieht kaum etwas durch Denken und Wollen der Menschen; eine mysteriöse Naturmacht leitet die Begebenheiten in märchenhaftem Spiel des Zufalls. Da haben wir die altkeltische Grundlage, in welche sofort der fränkisch-normännische Geist die menschliche Individualität und ihr selbstbewußtes Wollen einführt um daraus die Ereignisse herzuleiten. Daher Tristan's verhängnißvolle Erzeugung und Geburt. Er wird zu jeder ritterlichen Trefflichkeit erzogen; sein Kampf mit Morolt wird lebendig geschildert, und er hört von dem Sterbenden daß er des Siegs nicht froh sein werde, weil niemand die Wunde heilen könne die er empfangen, denn nur Isolde, die das Schwert mit Gift gesalbt, kenne das Gegengift. Darauf läßt sich Tristan als Harfner verkleidet an Irlands Küste aussetzen, und sein Harfenspiel bewegt Isolde daß sie den kranken Sänger heilt. Er, der Dienstmann, wagt nicht den Blick zur Königstochter zu erheben, räth aber dem Oheim und König sie zu freien. In Irland wird mittlerweile dem ihre Hand verheißen der den landverwüstenden Drachen tödte. Tristan thut es, und wie er aus der Betäubung vom Gifthauch des Ungethüms erwacht, da steht Isolde mit gezücktem Schwert vor ihm, denn sie hat in eine Scharte desselben den Splitter aus Morolt's, ihres Oheims, Haupte hineingepaßt, sie hat in dem Helden den Sänger wiedererkannt. Doch sie senkt die Waffe und folgt ihrem Retter, als Braut eines andern. So hat Tristan sie verdient, und beider Jugend und Schönheit bereitet den Zaubertrank der Liebe, den ihnen die gemeinsame Meerfahrt credenzt. Gottfried hat ihn als Symbol beibehalten, aber das Erwachen der Leidenschaft und die Bewältigung der gegen sie ankämpfenden Herzen psychologisch dargelegt. Gern würden wir es missen daß auch bei Gottfried Isoldens Freundin Braugäne

in der Brautnacht deren Stelle bei König Marke vertritt, und dann den Mördern überliefert wird, damit ſie die Täuſchung nicht verrathe; obwol ſie gerettet wird und Gottfried alles glatt und mild behandelt, erſcheint Iſolde hier niederträchtig und furchtbar, gegen die ſonſtige Zeichnung ihres Charakters im Sinne der Ritterzeit. Statt der Verdammung zum Tode und der Rettung der Liebenden bringt Gottfried ein Gottesurtheil. Iſolde weiß es zu veranſtalten daß Triſtan als Pilger verkleidet ſie aus dem Schiffe hebt und am Strande mit ihr niederfällt, und nun ſchwört ſie kühnlich daß ſie in keines Mannes Arm gelegen außer in dem ihres Gatten und des fremden Pilgers, der eben mit ihr geſtrauchelt; ſie trägt unverſehrt das glühende Eiſen.

Da ward wol offen erkläret
Und aller Welt bewähret
Daß der viel tugendhafte Chriſt
Umwendbar wie ein Aermel iſt;
Er fügt ſich bei und ſchmiegt ſich an
So man mit ihm es fügen kann;
Er iſt allen Herzen gleich bereit
Zum Trug wie zur Wahrhaftigkeit;
Iſt es Ernſt oder iſt es Spiel,
Er iſt je ſo man ihn will.

Die Schilderung der Fährlichkeiten welche nun Triſtan und Iſolde um ihrer Liebe willen zu beſtehen haben, der Liſten die ſie den Nachſtellungen entgegenſetzen, beweiſt wie hier viele Troubadours nach dem Leben und erfinderiſch vorgearbeitet, und die Darſtellung iſt manchmal Boccaccio's würdig, während kaum ein Zaubergarten Arioſt's ſich der Minnegrotte vergleicht, die endlich bei Gottfried in ſommerlicher Waldeinſamkeit die Liebenden aufnimmt. Sie waren Eins und Eines, bedurften weiter Keines, ſie waren einander die ganze Welt; ſie waren wo ſie ſollten und hatten was ſie wollten. Die wonnige Grotte, ſagt Gottfried, iſt von runder Wölbung wie die Einfalt der Minne, die keinen Winkel für Trug und Falſchheit hat; ſie iſt weit wie der Minne Kraft, der nichts Ziel und Ende ſchafft, ſie iſt hoch wie der hohe Muth; der grüne Marmorboden bezeichnet die Beſtändigkeit, das Lager iſt aus Kryſtall geſchnitten, denn rein, durchſichtig, lauter ſoll die Liebe ſein. Ihr allein öffnet ſich die eherne Thüre; Weisheit und Keuſchheit ſind deren Riegel. Die Klinke an der Spille außen iſt von Zinn, die Klinke innen von Gold; das

Zinn iſt das Streben und Wollen, das Gold Glück und Gelingen. Die Fenſter ſind Güte, Demuth und Zucht. Die Grotte liegt wie ein ſeliges Eiland in der Wildniß der Welt; „ſie iſt mir wohlbekannt ſchon ſeit meinem elften Jahr, obwol ich nie in Cornwall war", ſagt der Dichter, und erzählt nun wie die Liebenden im Morgenthaue baden, an der Quelle dem Lied der Vögel lauſchen, unter dem Schatten der Linde ruhen, die Harfe ſchlagen, von Glück und Leid der Liebe ſingen und ſagen, und in der Grotte am herzensreinen Spiel der Minne ſich erfreuen. Dort kommt Marke hin; ſie ſind entſchlummert und haben ein Schwert zwiſchen ſich gelegt. Er ſieht Iſolden glühen, weiß nicht nach welchen Mühen; ihre Wange, ihre Lippe leuchtet der Roſe gleich, ein Sonnenſtrahl funkelt darüber hin, Licht an Licht entzündend. Marke ſchwankt hin und her, ob er ſie ſchuldig finde; er lädt die Liebenden wieder an den Hof, wird aber bald unzweideutig ſeines Loſes inne, und verbannt nun den Neffen.

Triſtan kommt an den Hof des Herzogs von Arundel, und wird der Genoſſe von deſſen Sohne Kaeddin. Die Reize, der Name von deſſen ſchöner Schweſter Iſolde Weißhand feſſeln ihn bald; ſie glaubt daß er ihr ſeine Gefühle zuſänge, wenn der Refrain ſeine Lieder durchklingt: Iſolde hold, Iſolde mein, mein Tod und Leben biſt du allein! Ihre Neigung wird immer ernſter und entſchiedener; die gegenwärtige Luſt, die ſie bietet, und Mitleid mit ihr kämpft nun in Triſtan's Bruſt mit der Treue für die Entfernte, die nun vielleicht in Marke's Arme ruht.

Hier brach Gottfried ab, wol vom Tod in der Jugend dahingerafft. Wir wiſſen aus den andern Darſtellungen daß Triſtan ſich mit Iſolde Weißhand vermählte, aber ſie unberührt ließ als das Bild der blonden Erſtgeliebten in der Brautnacht vor ihm aufſtieg. Durch eine neue Wunde, die er von Stein- oder Speerwurf empfängt, bricht die alte wieder auf, und nun ſchwerkrank ſendet er nach ſeiner Iſolde, daß ſie ihn heile. Ein ſchwarzes Segel ſoll das Schiff aufziehen, wenn es ohne ſie komme, ein weißes, wenn es ſie mitbringe. Triſtan ſtirbt als Iſolde Weißhand das Segel ſchwarz nennt, aber es war weiß, — wir gedenken an Theſeus in Griechenland, — und die blonde Iſolde haucht ihre Seele im Kuß bei der Leiche des Geliebten aus. Ein Grab umſchließt beide, Rebe und Roſe ſprießen auf und verzweigen ſich untrennbar; die Liebenden leben in ihnen fort, wie in ſlawiſchen Volksliedern.

Wenn Gottfried den Namen Meister führte, während die Wolfram, Walther, Hartmann mit Herr bezeichnet werden, so deutet das auf seine bürgerliche Herkunft im Unterschied von ihrem Adel, und so kündigt leise eine neue Zeit sich an, wenn er, der Seelenmaler, der nicht mehr blos den Beifall höfischer Kreise zur Geschmacksregel hat, über ausführliche Turnierschilderungen sich mit der Bemerkung hinwegsetzt: von den gebrochenen Speeren möchten die Knappen berichten die sie aufgelesen, — wenn er statt die Schwertleite Tristan's zu beschreiben, vielmehr dazu die zeitgenössischen Dichter beruft und sie mit Liebe charakterisirt. Er nennt unter ihnen auch Blicker von Steinach, dessen Worte wie Adler schweben und gleich Harfenklang die Gedanken begleiten; sein Umhang schildert die Bilder die von Frauenhand nach Sitte der Zeit auf die Teppiche gestickt waren. Neben ihm, Hartmann von der Aue, Heinrich von Veldek ist aber mit deutlicher Anspielung auf Wolfram von Eschenbach die Rede von andern die in Mären wildern und wilde Mären bildern, den Sinn verwirren, statt Perlen Staub aus ihrer Büchse schütteln, statt grünen laubigen Zweiges dürren Strunk bieten, und der Glossen und Noten, der Ausleger bedürfen statt dichterischen Genuß zu gewähren. Wir finden hier den Gegensatz des Tiefsinns und der Anmuth wie bei Dante und Ariost; Wolfram ruft wie Klopstock den Geist in Waffen, während Gottfried wie Wieland mit gefälliger Glätte den Sinnen sich einschmeichelt; wo jener das Entlegene kühn verknüpft, da wiegt dieser auf dem wohllautenden Wellenschlag seiner Verse sich behaglich heiter dahin, und ist an innerm und äußerm Reize der Darstellung allen Zeitgenossen überlegen, ein Kind der Welt das mit ihrem Strome schwimmt, während Wolfram ihr ein höheres Ideal vorhält und uns durch die Größe seiner Lebensauffassung imponirt. Erst Schiller und Goethe haben den Gegensatz mit sittlichem Edelsinne versöhnt und dadurch zugleich das Höchste in der Kunst erreicht.

Das deutsche Volksepos.

In Frankreich unterscheiden sich die Troubadours standesmäßig scharf von den Jongleurs, die bald im Dienste jener standen und deren Lieder vortrugen, bald auf eigene Hand in Stadt

und Land, auf Burgen und Jahrmärkten das Volk ſingend und ſpringend ergötzen; die Bitterkeit mit welcher ſie häufig von den ritterlich vornehmen Genoſſen als Verderber der Mären und des Geſchmacks angegriffen werden, verräth einen geheimen Neid auf ihre Erfolge. In Deutſchland war die Grenze zwiſchen den höfiſchen und volksthümlichen Dichtern eine fließende; die Minneſänger erwähnen der Fahrenden ohne Groll, die beſten ritterlichen Dichter gehörten dem niedern Adel an und waren beſitzlos, ſodaß auch ſie hin und her zogen und an Höfen und Burgen auf die Milde der Großen rechneten. Die Poeſie war bei uns niemals zünftig, ſie ward nie für ein Standesvorrecht, ſondern ſtets für eine Gottesgabe gehalten, und geiſtliche oder ritterliche Sänger wetteiferten mit den Männern des Volks um die allbeliebten Sagen in friſchen Tönen unter der Linde wie in der Schloßhalle vorzutragen. So erklangen denn in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts durch die Fahrenden die Lieder von Siegfried und Dietrich von Bern bereits in der Weiſe daß ſie wie Glieder eines großen Ganzen aus dem Gefühl deſſelben heraus geſungen wurden. Schon in der Edda wird die Sigurdſage nicht aus vereinzelten Liedern erſt zuſammengefügt, ſondern ſie beſteht als Ganzes im Bewußtſein, die beſondern Gedichte ſind Zweige eines Stammes und weiſen aufeinander hin, wenn ſie auch von verſchiedenen Dichtern herrühren, und wer in Deutſchland Chriemhildens Traum erzählt der hatte auch ſeine Erfüllung und Chriemhildens Rache im Auge, ſowie wer von Hagen's Todeskampf ſang es im Rückblick auf die Ermordung Siegfried's that. Denn wie wir geſehen haben war ſchon längſt die Anknüpfung der Göttermythe an die Geſchichte der Franken, Burgunder, Hunnen und Gothen erfolgt, die Sagenkreiſe waren bereits wie Bäche aus verſchiedenen Quellen zu einem Strome zuſammengerauſcht, ganz unwillkürlich hatte wer vom Sturz eines Königs Gundicar durch die Hunnen hörte darin die Strafe Gunther's für Siegfried's Tod erkannt; daß Hagen in den Untergang verflochten, daß Chriemhild zur Blutrache getrieben, erſchien ſelbſtverſtändlich; der große Rahmen einer Verkettung von Glück und Leid, von Schuld und Sühne war gegeben, innerhalb deſſen im Lauf der Jahrhunderte die beſten poetiſchen Kräfte der Nation die Charaktere, die Begebenheiten ſtets feſter und zweckentſprechender geſtalteten, bis am Ende ſelbſt in den umfaſſenden Kampfſchilderungen nicht blos jeder Held ſeine Stelle erhielt, ſondern auch jeder Hieb

ſaß und die hauptſächlichſten Worte des Heldentrotzes oder des klagenden Schmerzes ausgeprägt waren. Um ſolchen beſtimmten Kern konnte dann der Vortrag der Sänger, der immer eine Art von Improviſation, von Wiedererzeugung war, ſich leicht und frei entfalten.

Ich habe der Brautfahrgedichte erwähnt, in denen die Geſchichte der Ottonen ſich abſpiegelte; ſolche erhielten nun eine neue Zugkraft durch ihre Hinwendung auf den Orient, auf Griechenland und Paläſtina, in der Zeit der Kreuzfahrer. Alte Götter- und Heldenſage klingt jetzt im König Orendel dahin aus daß er durch ſeine Meerfahrt ins Gelobte Land kommt und dort das Königthum und ein Weib gewinnt, ſeiner Vaterſtadt Trier aber Chriſti ungenähten Rock erwirbt. Der Otnit erzählt wie dieſer Lombardenfürſt mit des Zwergenkönigs Elberich Hülfe eine ſyriſche Prinzeſſin entführt, und dann durch Drachen getödtet wird, die ihm ſein Schwäher ins Land ſendet. Wolfdietrich rächt ihn und gewinnt ſeine Witwe zum Weib, hat aber ſchon vorher vielerlei Abenteuer im Morgenlande beſtanden; wenn dieſe an Isfendiar's Thaten bei Firduſi erinnern, ſo beruht das doch wol mehr auf dem was Deutſche im Morgenland erzählen hörten, als auf urſprünglicher ariſcher Gemeinſamkeit; germaniſch iſt die raſtloſe Königstreue für die gefangenen Dienſtmannen. Wolfdietrich ſelber iſt der Sohn des conſtantinopolitaniſchen Hugdietrich, der als Mädchen verkleidet die Gunſt der Königstochter von Theſſalonich gewonnen. Nah verwandt mit ihm iſt König Rother. Brautwerbung, Gefangenſchaft, Entführung ſpielen auch hier im Orient, die Heimat der Sage aber iſt Tirol, und alte Ueberlieferungen ſind mit neuen Anſchauungen und Empfindungen verwoben; in der Wiltinaſage iſt das Weſentliche von Oſantrix erzählt. Die Geſandten, welche um die Braut werben, werden eingekerkert; aber verkleidet kommt ihr König nach, und gewinnt das Herz der Braut; von einem Paar Schuhe, das er zum Geſchenke ſchickt, will einer nicht paſſen, bis er ſelber ihn ihr anzieht und ſich zu erkennen gibt. Die Prinzeſſin erbittet einige freie Tage für die Gefangenen; mit rührender Freude begrüßen ſie das Licht des Tages, und helfen die Braut gewinnen. Die Rieſen welche der verkleidete Rother mitgebracht, Widolt den man in Ketten führen muß, Aſprian der einen Löwen des Kaiſers von Conſtantinopel an die Wand wirft und Feuer aus Mühlſteinen reibt, ſie ſchildern den Schrecken welchen die Weſtländer

dem Kaiser Alexius I. wirklich eingejagt, und weisen mit andern Zügen darauf hin daß der Dichter im Morgenlande war. Er spinnt nach Art der griechischen Romane die Geschichte weiter, wenn die Braut auf der Reise nach der Lombardei durch einen Spielmann wieder entführt wird und dem König von Babylon vermählt werden soll; aber am Hochzeitsfeste ist Rother mit seinen Getreuen bereits unter dem Tische verborgen, steckt ihr seinen Ring an den Finger und befreit sie für sich. Solche Entführungs- und Wiedererkennungsabenteuer werden in buntem Gewebe auch an König Salomon und seinen Freund Morolf angeknüpft, die beide zugleich im Gegensatze der biblischen und der volksmäßigen Spruchweisheit ihre Gesprächspiele durch mehrere Jahrhunderte hin führen.

Die Kämpfe die Herzog Ernst von Schwaben gegen seinen Stiefvater Konrad II. bestanden, hatte das Volk um so mehr für ein mannhaftes Anringen gegen fürstliche Allgewalt genommen und besungen, als seine Freundestreue für Werner von Kiburg und das muthvolle Ende beider Männer rührend zum Herzen sprach. Damit verschmolzen ältere Lieder von dem Krieg Otto's I. mit seinem Sohne Liudolf, und die Irrfahrten, die dieser in seiner Verbannung gemacht haben sollte, wurden nun in der Zeit der Kreuzzüge zur Hauptsache; sie wurden mit allen Wundern der Ferne ausgeschmückt, Sagen des Alterthums und des Morgenlandes wurden angereiht, Kraniche welche indische Prinzessinnen rauben und lieber mit den Schnäbeln todtstechen als wieder erobern lassen, Greife welche die in Seehundsfelle genähten Männer aus dem Lebermeere retten, wo ihnen der Magnetberg aus Tausend und Einer Nacht alles Eisen aus dem Schiff gezogen, plattfüßige Bursche die beim Regenwetter ihre Füße zum Schirm über den Kopf legen, und Leute die sich in ihre Ohren wickeln, stehen neben Homer's Kyklopen und Pygmäen, neben Herodot's Arimaspen. — In Frankreich wie in Deutschland dichtete man Kreuzfahrergeschichten, in denen die Liebe schöner Sarazeninnen nicht fehlte, und suchte bestimmte Fürstenhäuser zu verherrlichen, indem man wirkliche Erlebnisse mit phantastischen verzierte.

In der Siegfried- und Dietrichsage, diesem Gemeingute des Volks, blieben die Dichter dem großen Stoffe treu, aber der höfische Geschmack übte seinen Einfluß auf die Behandlung, die Riesen- und Drachensieger erhielten einen Anflug von den sanften Empfindungen der Minnesänger, die Recken legten ein ritterlich

Gewand an, die Luſt an glänzenden Waffen und Feſten führte zu breiten Schilderungen, Weitſchweifigkeit und urſprünglich gebrungene Gediegenheit liegen nebeneinander, die ſtrenge Kraft des Volksgeſangs wird in der weichern farbenreichern Reimſtrophe gemildert, die künſtleriſche Einheit in Form und Inhalt iſt ſelten, der Genuß mehr durch den Stoff im ganzen und durch vorzügliche Einzelheiten als durch gleichmäßige Harmonie bedingt. In ſpäterm Bänkelſängerton iſt uns ein Gedicht vom hörnenen Siegfried erhalten; da wird er vom Schmied, bei dem er in der Lehre ſteht, in den Wald geſendet, wo der Lindwurm hauſt, in deſſen Blut er die Hornhaut gewinnt; dann erlöſt er die von einem andern Drachen geraubte burgundiſche Königstochter Chriemhild. Ein Zwerg muß ihm den Weg weiſen, einen am Felſen wachehaltenden Rieſen muß er in Stücke reißen ehe er den geflügelten Drachen bezwingt; Zwerge tragen während des Kampfes den Nibelungenſchatz aus der Kluft hervor, weil ſie fürchten daß der Berg vom Getümmel einſtürze; Siegfried führt ihn mit der Braut von dannen; die Zwerge weiſſagen ſein frühes Ende. — Aus dem Sagenkreiſe Dietrich's von Bern iſt das Gedicht von der Rabenſchlacht erhalten; der hiſtoriſche Kampf Theoderich's mit Odoaker bei Ravenna 493 iſt zum Streite mit dem Oheim geworden, der ihn aus dem Reiche vertrieben haben ſollte. Schön iſt die Epiſode von Attila's Knaben Scharf und Ort. Dietrich hat ſich der Mutter für ihr Leben verbürgt, aber ſie entziehen ſich kampfluſtig der Hut Ilſan's, und werden von Wittig erſchlagen; den verfolgt Dietrich bis er ins Meer ſpringt, wo ſeine Mutter Wagilde ihn aufnimmt. Dietrich's eigener Schmerz verſöhnt die troſtloſe Mutter der Knaben. Zu den Sagen von ſeinen Mannen gehört Alphart's Tod; von ſeinen Rieſen- und Drachenkämpfen erwähnen wir Ecken Ausfahrt. Dieſer will nichts davon hören daß Dietrich der Stärkſte ſei, vielmehr ſoll man in allen Landen ſagen: Herr Ecke hat den Berner erſchlagen. Die Goldbrünne des Rieſen leuchtet durch das Waldesdunkel, ſein Helm erklingt wie eine Glocke unter dem Schlag der Aeſte, das Wild entflieht, die Vögel verſtummen als er dahinzieht, und dann wird zwei Tage lang gefochten, bis endlich Dietrich ſiegt und dem Gegner ein „Gnad' dir Gott, lieber Ecke!" in das 18 Schuh lange Grab nachruft. — Der König Laurin führt uns in die Zwergenſage nach Tirol, wo dieſer ſeinen Roſengarten mit einem Seidenfaden umzogen hat und Hand und Fuß jedem abhaut der

ihn beſchädigt. Durch einen Zaubertrank entſchlummert erwacht Dietrich gefeſſelt in einem Kerker, aber ſein Feuerathem ſchmilzt die Ketten.

Im Gedichte vom Roſengarten zu Worms haben wir zwar keine Volksſage, ſondern den willkürlichen Einfall eines Dichters einmal die rheiniſchen und lombardiſchen Helden aus den Kreiſen Siegfried's und Dietrich's von Bern und dieſe beiden ſelbſt in heiter-ernſtem Kampfſpiel gegenüberzuſtellen, zu welchem Chriemhild einladet; aber die Darſtellung zeigt volksthümliche Friſche und die Charaktere der Helden ſind im Zuſammenhange mit der Ueberlieferung gut gezeichnet, vornehmlich iſt der Bruder des alten Hildebrand eine prächtige Geſtalt und der Träger eines derb geſunden Humors, jener Ilſan, der wie es oft geſchah nach vielen weltlichen Abenteuern ins Kloſter gegangen, aber noch den Harniſch unter der Kutte trägt und ſogleich in alter Kampfluſt auflacht als der Waffenruf ertönt; nun iſt das Schwert ſein Predigerſtab, und als er gleich den andern Siegern von Chriemhild Kuß und Roſenkranz empfängt, da reibt er ſie mit ſeinem Barte, und drückt ſpäter heimgekehrt den Mönchen die Dornen des Kranzes in ihre Platten. Er iſt mit Recht für Jahrhunderte Lieblingsfigur des Volks geworden. Dietrich von Bern hat anfangs ſchlechte Luſt zum Streit mit Siegfried; ſein Waffenmeiſter Hildebrand tadelt ihn darob, ja gibt ihm einen Fauſtſchlag, den der König mit einem Schwertſtreich erwidert, und dann zornig in den Kampf geht. Aber Hildebrand vernimmt daß ſein Herr übel fechte und läßt ihm zurufen daß er, der Alte, von jenem Schwertſtreich geſtorben ſei. Darüber entbrennt Dietrich vor Schmerz und Groll, ſodaß ein Feuerathem aus ſeinem Munde geht, Siegfried's Hornhaut zu ſchmelzen beginnt und Chriemhild über den Geliebten den Schleier wirft. Die ſchwer aufzuregende, dann aber gewaltige und unwiderſtehliche deutſche Mannesnatur iſt hier in Dietrich dem Jüngling Siegfried gegenüber gezeichnet.

Doch hoch über alle dieſe Einzelſagen ragt das echte große Volksepos, das Nibelungenlied, empor, und es iſt mehr ſeinetwegen als um ihrer ſelbſt willen daß wir jener gedenken. Ich habe bereits bei der Betrachtung der Edda und der Völkerwanderung die mythologiſche und geſchichtliche Grundlage der Dichtung erörtert und ihr Wachsthum mit dem Volke ſelbſt verfolgt; ſchon daraus wird klar daß wir von einem Dichter nur in dem Sinne eines ordnenden Geſtalters reden können, welcher

den Schöpfungen des Geſammtgeiſtes, die bisher nur in mündlicher Ueberlieferung und lebendiger Flüſſigkeit ſtets neugeboren auch wieder verſchwanden, nun eine feſte Form für die Literatur gab, und das Ganze, das nicht äußerlich, ſondern nur im Gemüthe vorhanden war, und ſtets nur in den einzelnen Liedern als ſeinen Gliedern verwirklicht ward, nun auch als Ganzes ſelbſtbewußt hinſtellte. Dies iſt in Oeſterreich am Anfang des 13. Jahrhunderts durch einen Mann von höfiſcher Bildung geſchehen, in welchem wir immerhin den Kürenberger mit Franz Pfeiffer ſehen mögen, da die Nibelungenſtrophe ſeine Weiſe heißt und der Ton ſeiner Lieder in Chriemhild's und Siegfried's Minne wiederklingt. Die Handlungen und Charaktere fand er vor, aber wie die Sage ſelbſt ihren Sinn und Gehalt ſchon in mannichfache Geſtalten gekleidet hatte, ſo war ihm nicht alles gleichmäßig bekannt; was an der Donau geſchieht lag ihm näher, und hier iſt das Werk in geſchloſſener Einheit groß und klar; ferner und undeutlicher war ihm die am Rhein localiſirte Geſchichte, und hier begegnen uns Lücken, hier gewahren wir daß ihm Motive die er in Volksliedern fand, nicht deutlich waren, daß ihm namentlich Siegfried's urſprüngliche Liebe zu Brunhild entgangen iſt, und er deshalb ſelbſt die Thränen nicht verſteht die ſie am Hochzeitstag an Gunther's Seite weint, da ſie Chriemhild als Siegfried's Gattin erblickt, — nicht verſteht warum die Flammen des Zornes ſo furchtbar in ihrer Bruſt auflodern mußten als ſie hört daß es Siegfried war der ſie bezwungen, ſie gewonnen und einem andern Manne vermählt hat; ſo ſieht ſie ſich verrathen und verhöhnt, und es iſt die Liebe die in den tödlichen Haß umſchlägt, an Siegfried's Leiche aber wieder erwacht und in freiwilligem Tod ſich ihm auf ewig vereint. Auf dieſe Art wird auch Siegfried's Untergang zur Sühne, der Dichter aber erhält die Aufgabe ſtatt des Tranks der Vergeſſenheit, der ihm in der Edda credenzt wird, die jugendliche Liebeshuld Chriemhild's eintreten zu laſſen, in der ſeine Männlichkeit ſich ergänzt, ſodaß ihm der Bund mit Brunhild mehr wie Heldenfreundſchaft erſcheint und er wohlmeinend glaubt daß ihre Ehe mit Gunther den Mann befeuern, das Weib ſänftigen und mildern und ſo beide zum Heile führen werde. Siegfried's ſonnige reine Heiterkeit beſteht recht gut hiermit, und wenn wir die ganze Herrlichkeit des deutſchen Volksepos genießen wollen, müſſen wir uns eben productiv verhalten und uns die erſte Hälfte des Nibelungenliedes in

der angegebenen Weise ergänzen. Immerhin ist aber das Verdienst unseres Dichters nicht gering anzuschlagen. Er hat aus der vielstimmigen Ueberlieferung das ihm Zweckdienliche ausgewählt und ausgleichend erweitert, er hat alles in die Sitte des öffentlichen und häuslichen Lebens seiner Zeit gekleidet, und gleichmäßig über das Ganze den Farbenton verbreitet der das Ende des 12. Jahrhunderts bezeichnet. Die subjective Stimmung welche die Sage in ihm erweckt, waltet innerlich im ganzen Gedicht; sie gibt sich gleich am Anfange kund, wenn Chriemhildens Traum von dem erwürgten Falken seinen ahnungsvollen Schatten wirft; wir empfinden sie wenn Siegfried in hohem Uebermuthe Brunhild's Ring und Gürtel raubt, und wenn er sterbend todesbleich in die Blumen sinkt; am Schlusse faßt sie sich in das Wort zusammen: Wie die Freude Leiden stets am letzten Ende leiht. Und wie diese Stimmung, so hält das Schicksal, nicht als blinde Gewalt sondern als göttliche Gerechtigkeit und sittliche Weltordnung in enger Verkettung von Lust und Schmerz, von Schuld und Buße das Ganze unverbrüchlich zusammen. Lachmann hat 20 Liederperlen, in welchen die echte volksthümliche Poesie hervorleuchtet, aus der Fassung herausgenommen die ihnen der höfische Geschmack mit weitgeschweiften Verzierungen gegeben; ohne anzunehmen daß sie so vorhanden waren, können wir doch an ihnen den ästhetisch reinen Genuß haben, und werden dies dem scharf- und feinsinnigen Kritiker stets Dank wissen.

Das Dämonische im Naturmythus, in der heidnischen Götterwelt ist unserm Dichter verdunkelt, oder blickt nur hier und da, ihm selber unbewußt, noch aus dem Hintergrund hervor; das Christenthum ist die herrschende Religion geworden, und wie mit diesem das Gemüth des Menschen zum Mittelpunkt des Lebens ward, so waltet das Dämonische nun in der Menschenbrust, im holden Zauber der Minne wie in der furchtbaren Gewalt der Leidenschaften, ja es ist die Treue selber, die Liebestreue Chriemhild's, die Mannestreue Hagen's, die hier in ihrer alleinherrschenden, alles übrige für nichts achtenden Rücksichtslosigkeit sich mit dem Schrecken der tragischen Erhabenheit offenbart und das Netz eines unentrinnbaren Verhängnisses wie aus ehernen Fäden flicht. Ja das Weib als die eigentliche Trägerin der Gemüthswelt ist die sichtbare Mitte des Ganzen; mit den Mädchenträumen Chriemhildens hebt das Lied an und endet mit ihrem Tod. Ihr stilles, sich selbst noch unbekanntes Ahnen und Sinnen findet

seine glücklich holde Entfaltung als Siegfried erscheint. Sie tritt hervor wie das Morgenroth aus dunkeln Wolken. Ihre Neigung gibt sich schweigend in Blicken, Händedrücken und Küssen kund; die Jungfrau ahnt daß er um ihretwillen mit ihren Brüdern gegen die Sachsen streitet, die Brunhild für Gunther freit, bis er seine Liebe bekennt und selige Tage sie vereinen. In der Freude ihres Herzens kann sie es nicht bergen wie es ihren Busen schwellt daß ihr Gemahl der herrlichste vor allen Helden ist, wie der lichte Vollmond vor den Sternen strahlt, — arglos, ohne zu wissen wie tief das Brunhild kränkt; ihre Liebe zu Siegfried, ihr Stolz auf ihn machen sie unnachgiebig und legen ihr bittere, ja unwahr übertreibende Worte auf die Lippen, durch die eine Brunhild viel zu schmerzlich beleidigt wird als daß ihr Gatte, daß ein Dienstmann wie Hagen ihr Weinen ansehen könnte ohne den Entschluß der Rache. Noch immer arglos zeichnet sie selbst das rothe Kreuz auf Siegfried's Mantel an der Stelle wo er verwundbar ist. Wie sie aber den Todten in der Morgenfrühe vor ihrer Schwelle findet, da ist ihr auf einmal alles klar, da steht auf einmal der Gedanke fest in ihrer Seele daß nun ihr ganzes Leben der Trauer und der Vergeltung geweiht sei. Jahrelang lebt sie still dahin; als Rüdiger für König Etzel um sie wirbt, da erklärt sie daß wer ihres Herzeleides kundig wäre ihr nicht zum neuen Bunde rathen würde; sie habe an Einem Mann mehr verloren als je ein Weib gewann. Dann aber gedenkt sie der Möglichkeit daß die Macht der Hunnen ihr zur Rache dienen könne, und sie läßt Rüdiger schwören daß er der erste sein wolle ihr beizustehen wenn es noththue. Wieder sind Jahre verflossen als sie von Etzel die Einladung ihrer rheinischen Verwandten erbittet; „Chriemhild weint noch immer", so warnt Dietrich von Bern die Heranziehenden. Und wie dann Hagen trotzig eingesteht daß er Siegfried erschlagen, aber kein Hunne sich an den Recken wagt, da läßt sie zuerst das Heergefolge überfallen und niederhauen, da läßt sie den Saal über den Brüdern anzünden und verlangt Hagen's Auslieferung. Sie wird versagt. So mögen die Brüder, der unschuldige Giselher mit den schuldigen, sammt Hagen zu Grunde gehen. Ja wie Hagen und Gunther noch allein übrig und gefangen sind, da schlägt sie dem eigenen Bruder das Haupt ab, als Hagen nicht angeben will wo der Hort der Nibelungen im Rheine versenkt worden, solange sein Herr lebe. Sie reißt Siegfried's Schwert von Hagen's Seite,

und in ihrer Hand rächt es Siegfried's Mord. Da haut der alte Hildebrand sie selber nieder, weil sie den Frieden gebrochen den Dietrich von Bern beiden Gefangenen gab. Von ihrem Gemüth aus steigert sich das Verhängniß und wächst lavinenartig, da die Burgunder ihrerseits es fördern, weil sie im Uebermuth Etzel'n das Wort nicht gönnen; so reißt es viele mit ins Verderben; aber es entfaltet dann wiederum in den Untergehenden selbst noch so große edle Züge, daß wir hier wie in der Aeschyleischen und Shakspeare'schen Tragödie vor dem gigantischen Schicksal uns beugen, „welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt".

Die Treue für die beleidigte Königin reißt den grimmen Hagen statt zu offenem ehrlichen Kampfe zum Meuchelmord. Er weiß daß ihm Chriemhildens Rache gilt; er könnte zu Hause bleiben, aber er will die Genossen nicht allein ziehen lassen. Als ihm die Wasserfrauen geweissagt daß nur der Kaplan heimkehren solle, da verflucht er das Schicksal und schleudert diesen in die Donau; wie derselbe ans Ufer schwimmt, zertrümmert Hagen beim Aussteigen das Schiff. Als dann der Furchtbare vor Chriemhilden nicht aufsteht, sondern Siegfried's Schwert mit grausamem Hohn über seine Schenkel legt, da gewinnt er in dem Spielmann Volker den Bundesbruder, und es ist rührend schön wie beide die Nachtwache halten damit die Fürsten, die Freunde noch einmal ruhig schlafen mögen, ja in die folgenden blutig düstern Kampfbilder kommt ein Zug kernigen Humors, wenn Etzel von dem kühnen Fiedelmann sagen muß:

Seine Weisen lauten übel, seine Striche sind roth;
Wohl schlagen seine Töne mir manchen Helden todt.

Dagegen freut sich Gunther des rothen Anstrichs an Volker's Schwertfiedelbogen, der durch den harten Stahl schneidet, dessen Weisen durch Helm und Schildesrand hallen. Wir denken an Siegfried's Ermordung, wenn nach dem Kampf bei Tage des Nachts der Saal über den Burgundern angezündet wird; die Durstigen trinken vom Blut der Gefallenen; unter den rauchenden Trümmern stehen sie im Morgengrauen, sie möchten heraus, wenigstens an der Luft, im Lichte fallen, aber die Fürsten wollen den freien Abzug nicht, da Hagen's Auslieferung die Bedingung ist; niemand soll die Treue scheiden. Die Bewirthung der Reisenden auf Rüdiger's Burg, wo Giselher der junge sich mit

deſſen Tochter verlobt, Gernot mit ihm das Schwert getauſcht, Hagen einen Schild empfangen, — erſchien uns wie ein mildes Idyll vor dem Ausbruch des Kampfes, der an die Götterdämmerung ſelbſt gemahnt; nun werden wir inne wie zugleich die Motive zu ergreifenden neuen Scenen daraus entfaltet werden. Chriemhild erinnert Rüdiger an ſeinen Eid, den ſoll er nun der Königin halten und gegen die Männer ſtreiten die er gaſtlich empfangen und hergeleitet, mit denen er ſo enge Bünde geſchloſſen hat. Sein Gemüthskampf iſt vortrefflich dargeſtellt; er möchte lieber heimatlos in die Fremde ziehen, lieber todt ſein als den Schwur halten und die Freunde bekämpfen, als die Freunde retten und den Eid brechen. Mit blutendem Herzen ſucht er den Schlachtentod; er und Gernot fallen einer von des andern Hand, ſeine Mannen werden mit ihm erſchlagen. Die Stille nach dieſem Kampfe, und dann die laute Klage dringt zu Dietrich von Bern. Er ſendet den alten Hildebrand nach Kunde; die jungen Recken waffnen ſich ihn zu begleiten; ſie fordern Rüdiger's Leiche, ſie ſpringen wie junge Löwen in den Saal, ihre friſche Kraft mißt ſich mit den ſturmmüden Burgunden; wie in der Ilias ſind die Einzelkämpfe lebendig geſchildert und einer durch innere Motive an den andern gekettet. Die berner Jugend iſt gefallen, als Hildebrand, nachdem er Volker's Haupt geſpalten, allein vor Hagen entflieht, der ſelbſt nur noch mit Gunther am Leben iſt. Beide bezwingt Dietrich von Bern, und ſteht dann einſam groß über den Leichen, wie ſein Bild über den Trümmern der Völkerwanderung, über dem Untergang der Gothen und Hunnen in der Weltgeſchichte.

Die intenſive Kraft in dieſer zweiten Hälfte des Nibelungenliedes iſt anderer Art als die klar harmoniſche Entfaltung in der Ilias, aber ſie iſt nicht minder bewundernswürdig. Statt der behaglichen Breite, mit welcher Homer's Helden ihr Inneres darlegen, faßt das deutſche Gedicht ganze Gedankenfamilien in einzelne Schlagworte zuſammen, deren inhaltſchwere Kürze an die größten Dramatiker gemahnt, ihnen ebenbürtig. Wie der Jüngling ſich vor der Geliebten demüthigt, in der er ein unerreichbares Ideal anſchaut, und doch nicht von ihr laſſen kann, es liegt in den wenigen Verſen, die Siegfried in ſeinem Sinne ſpricht als er Chriemhilden erblickt:

Wie dacht' ich je daran
Daß ich dich minnen ſollte? Das iſt ein eitler Wahn.
Soll ich dich aber meiden, ſo wär' ich ſanfter todt.

Und wie Chriemhild ſeine Leiche ſieht, da weiß ſie auf einmal alles, da ſteigt ſofort auch die ganze Zukunft blitzartig in ihr auf:

O weh meines Leibens! Nun iſt dir doch dein Schild
Von Schwertern nicht zerhauen! Du biſt ermordet!
Wüßt' ich wer es hat gethan, ich ſänn' ihm immer ſeinen Tod.

Wie ſie beim Königsmahl in Etzel's Burg ſitzen und die Kunde kommt daß auf das Gefolge bereits ein Angriff geſchehen, da macht Hagen den Bruch unheilbar, indem er dem Sohne Etzel's das Haupt abhaut mit den ſchauerlich ſchönen Worten:

Nun trinken wir die Minne und opfern des Königs Wein!

Der Minnetrunk zu Siegfried's Angedenken er ſoll das Blut der Hunnen ſein, Schwerter die Becher die ihn credenzen; im großen Todtenopfer ſoll Blut das Blut ſühnen.

Mit maleriſcher Anſchaulichkeit ſtehen die Charaktere vor uns da, in contraſtirenden Gruppen, in handelnder Wechſelbeziehung; die ſichern Umrißlinien der Erſcheinung erinnern wieder an Homer, ja es kommt vor daß die Geberde dem Auge klar macht was die Rede verſchweigt. Hagen ſieht wie Chriemhild die Brüder ungleich empfängt, da ſie den Gieſelher allein küßt; da bindet er ſeinen Helm feſter. Dann aber iſt das gerade ſo bedeutend daß alles äußerlich Begebenheitliche innerlich begründet wird, daß wir in die Seelenſtimmung eingeweiht ſind aus der eine Handlung hervorgeht, ja daß kaum ein gewichtiger Hieb fällt ohne daß wir erfahren wie dem zu Muthe war der ihn that und der ihn litt. So iſt die Innerlichkeit des deutſchen Gemüths auch in der äußern Anſchaulichkeit des epiſchen Stils bewahrt. Das griechiſche Epos ſiegt durch die reine Anmuth der Form, das deutſche durch die Größe des Gehalts. Seine Geſtalten ſind aus Erz gegoſſen, mitunter grau wie Eiſen und ſchneidig wie das Schwert, aber mit der geheimnißvollen Zugkraft des Magnets begabt; die des griechiſchen ſind lichthelle Marmorgebilde, auf deren Stirn die ewige Götterjugend lächelnd thront. Wir eignen uns auf unſere Weiſe eine Vergleichung an, die Gervinus zuerſt

ausgeſprochen. Wie der griechiſche Tempel iſt das griechiſche Epos dem innern und äußern Auge mit einem Blick überſchaubar, nach einfach klarem Plan in edelm Ebenmaß ausgeführt, das Einzelne wie das Ganze künſtleriſch vollendet. Das deutſche aber iſt einem jener Dome ähnlich an welchem die Jahrhunderte gebaut; im romaniſchen Rundbogenſtil entworfen und begonnen ward er im gothiſchen fortgeſetzt, durch Anbauten erweitert, himmelanſtrebend, für den äſthetiſchen Geſammteindruck minder befriedigend, für den hiſtoriſchen Sinn um ſo lehrreicher und anziehender; nicht ſo einheitlich harmoniſch, aber von unerſchöpflicher Fülle des Beſondern; man muß ins Innere hineintreten, dort erſt erſchließt ſich uns ſeine Größe, und erfüllt uns mit dem Schauer der Erhabenheit.

Wir gehen an der Nibelungen Klage vorüber, einem Kunſtgedicht, das den Angehörigen der Gefallenen ihren Todeskampf berichtet und betrachten ein anderes Werk, das ſich in ähnlicher Weiſe zu den Nibelungen verhält wie Nal und Damajanti zum Kern des Mahabarata, wie die Odyſſee zur Ilias; gleich beiden ein Lied von Frauentreue, das uns ins häusliche Leben blicken läßt und aus Kampf und Bedrängniß zu Frieden und Freude leitet, gleich der Odyſſee ein meerdurchranſchter Geſang. Es iſt die Gudrun, nicht die Nebenſonne der Nibelungen, weil das nur eine ſcheinſame Abſpiegelung im Dunſtkreis wäre, wohl aber dem milden Mond neben der blutigglühenden Sonne auch darum vergleichbar weil das Nibelungenlied im urſprünglichſten Licht ſtrahlt und von ihm aus oder nach ihm die Gudrun zum Epos geworden iſt. Die bis in das Volksmärchen hin in Deutſchland ſo beliebte, dem eigenen Weſen ſo zuſagende Frauengeſtalt, die in der Zurückſetzung, der Niedrigkeit und Dienſtbarkeit ſich bewährt und läutert, bis ſie endlich Glück und Sieg erlangt, ſie hat hier eine großartig edle Durchbildung gewonnen, wenn Gudrun in der äußern Herabwürdigung den Adel ihrer Seele erſt recht entfaltet, und dann in der Erhöhung Segen um ſich verbreitet. Zugleich hat das Werk ſeinen bedeutenden geſchichtlichen Hintergrund: es führt aus dem Völkerkampf zum Völkerbund und Frieden.

Auch hier haben wir in der Edda den Beweis alterthümlicher Sagenelemente. Zunächſt ſitzt in der Götternythe Freyr, der Sonnengott, auf Odin's Thron und gewahrt die ſchöne Gerd, wol die im Winterſchmuck des Eiſes und Schnees glänzende Erde. Mit goldenen Aepfeln, einem Ring und ſeinem Schwert ſendet

er einen Diener um ihre Liebe zu werben; ſie verheißt ihm nach neun Nächten eine Zuſammenkunft, und Freyr ſingt:

Lang iſt eine Nacht, länger ſind zwei,
Wie mag ich dreie dauern?
Oft deucht ein Monat mir minder lang
Als eine halbe Nacht des Harrens.

Der Mythus der ſehnenden Liebe hat auch in Deutſchland ſeinen Nachhall im Märchen vom treuen Johannes. Dann aber berichtet uns die jüngere Edda wie König Högni's Tochter Hilde von Hedin geraubt wird, wie er ſie bei den Orkneyinſeln findet und dort die Schlacht den ganzen Tag dauert. In der Nacht weckt Hilde auf der Walſtadt die Gefallenen, und ſie kämpfen am andern Tag wieder; ſo geht es fort bis zur Götterdämmerung. Hier begegnen uns die Namen die als Hagen, Hilde, Hettel auch in unſerm Gedicht vorkommen und die Doppelgeſchichte von Hilde's und Gudrun's Entführung und den Kämpfen um ſie ſcheint aus verſchiedenen Darſtellungen einer und derſelben Sage entſprungen, dann aber nach mittelalterlicher Art ſinnvoll vom Dichter ſo verwerthet daß er in der Geſchichte der Aeltern den Keim für das Los der Tochter zeigt, und daß zugleich durch Schickſalsvergeltung die Aeltern das leidend erfahren müſſen was ſie früher andern gethan. Die Sage, wie K. Hoffmann dargethan an den Inſeln nordwärts von Schottland heimiſch und dort in Balladen fortgepflanzt, ward in Friesland, Dänemark und der Normandie localiſirt und hier zur ſymboliſchen Darſtellung der Seezüge und Fehden dieſer Küſtenvölker. Wie Frauenraub ſo oft die Kriege veranlaßte, ſo ſollen ſie endlich durch Liebestreue in friedlichen Ehebünden ihr Ziel finden. Der Dichter iſt auch hier nicht Erfinder, ſondern der abſchließend ordnende Geſtalter deſſen was der Geiſt der Nation allmählich geſchaffen hatte.

Die Vorgeſchichte Hagen's ſcheiden wir ab; daß er als Kind aus Irland von einem Greif nach Indien getragen wird und ſich von dort mit einigen Königstöchtern befreit, iſt eben nicht deutſch, ſondern in iriſch keltiſchem Geſchmack hier ſtörend angeſetzt. Hagen liebt ſeine Tochter Hilde ſo innig daß er ſie keinem Freier gönnt. König Hettel im Dänenland ſendet nach ihr ſeine Mannen, den alten ſtarken Wate, den klugen Frute, den Sänger Horand; als Kaufleute mit reichen Gaben unternehmen ſie die Fahrt; Wate beſteht Hagen in einer Kampfprobe, Frute bringt ſeine Geſchenke,

Horand ſingt ſeine Lieder, wunderſame Weiſen, die alle Herzen rühren, ja das Wild läßt die Weide und die Fiſche ſchwimmen lauſchend heran. So wird auch hier mit Gold, mit dem Schwert und dem Lied um die Liebe geworben. Aber der Geſang iſt der beſte Träger ihrer Sehnſucht, ſeinem Ruf folgt Hilde. Hagen eilt ihr nach, es kommt zu Waleis am Meeresſtrande zur Schlacht, Hilde ſcheidet die Kämpfenden als ihr Vater von Hettel ſchwer bedrängt iſt, und dieſer erklärt ſich ſelbſt von der Tüchtigkeit der Männer befriedigt, bei denen ſeine Tochter fortan wohnen ſoll. Hilde wird Mutter zweier Kinder, des Sohnes Ortwin, der Tochter Gudrun. Um dieſe wirbt Hartmut von der Normandie, wird aber zurückgewieſen, während Herwig von Seeland ſie durch kecke Waffenthat zur Braut gewinnt. Doch als dieſer mit Hettel auf einem Kriegszug abweſend iſt, brechen die Normannen in Dänenland ein und rauben die Jungfrau. Aber ihr Vater, ihr Geliebter bieten alles auf ſie zu retten. Es kommt zur vielbeſungenen Schlacht auf dem Wülpenſande. Hettel fällt von der Hand des Normannenkönigs Ludwig. Der Einbruch der Nacht ſcheidet den Kampf, aber ihre Dunkelheit macht den Normannen das Entrinnen möglich. Wate bringt Hilden die Botſchaft.

Da ſprach die Trauerſchwere: Hei ſollte das noch ſein —
Darum wollt' ich geben alles was nur mein —
Daß ich Rache hätte wie es auch geſchähe,
Und daß ich Gottesarme meine liebe Tochter wieder ſähe!

Rache um den Gemahl, aber zugleich die Hoffnung auf das Wiederſehen Gudrun's füllen ihre Seele; nicht Schmerz und Rache allein, wie bei Chriemhild; ein lichter milder Strahl fällt in ihren Kummer, und öffnet uns hier ſchon die Ausſicht daß aus Leid Freude werde.

Hartmut bietet ſich und das Seine der von ihm geliebten Gudrun, aber ſie ſchlägt beides aus; ſein Vater hat den ihrigen im Kampf gefällt, wie möchte ſie da ihm im Arme ruhen? Und Herwig hat bereits ihre Liebe. Nun nimmt die alte Königin Gerlind ſie in harte Zucht. Meiner Mutter Tochter hat ſelten Brände geſchürt, ſagt ſie, wenn ſie das Feuer anzünden muß. Sie findet dann in Ortrun, Hartmut's Schweſter, eine theilnehmende Freundin, ſowie ihr Hildburg treu zu Seite ſteht. Die beiden müſſen zuſammen barfuß an den Meeresſtrand, das Haar zerwühlt vom rauhen Märzwinde, die Kleider der Königin zu

waſchen, da erſcheinen Herwig und Ortwein. Weibliche Scham läßt die Jungfrauen fliehen, die Männer rufen ſie freundlich zurück, bieten ihnen Mäntel und erkundigen ſich nach den Gebietern des Landes, Ortwin fragt nach Gudrun, während Herwig die Züge der einen Jungfrau mit dem Bilde vergleicht das er im Herzen trägt, und es ausſpricht daß ſie Gudrun ſein müſſe. Sie verſetzt: Einem den ich kannte gleicht auch ihr; lebt Herwig, ſo löſt er meine Bande. Erkennt ihr das Gold an meinem Arm, ſo führ' ich euch minniglich von hinnen, ſagt Herwig, und in Freude lachend zeigt ſie den Ring, durch den er ſich ihr verlobt. Er möchte ſie ſogleich mitnehmen, aber Ortwein verlangt daß die mit Gewalt Geraubte auch im Sturm zurückerobert werde. Die Männer fahren nach dem Heere, dem ſie vorausgeritten.

Da ſprach die Hildentochter: Dazu bin ich zu hehr,
Gerlinden Kleider waſch' ich nimmermehr;
Zu ſo geringem Dienſte iſt mir die Luſt vergangen,
Es haben mich zwei Könige geküſſet und mit Armen mich umfangen.

Was auch Hildburg ſagte, zum Meere trug Gudrun
Gerlinde's Kleider alle; ins Zürnen kam ſie nun;
Sie ſchwang ſie mit den Händen; ſie fielen weit nieder
Und ſchwammen eine Weile; ich glaube niemand fand ſie jemals wieder.

Wie ſie heimkommt will Gerlinde ſie binden und mit Ruthen ſtreichen laſſen. Gudrun ſagt lachend: das würde der Jungfrau übel ſtehen die andern Tags ſich vermählen und eine Krone tragen wolle. Die Königin hört das gern, ſie ſendet nach ihrem Sohn, ſie glaubt Gudrun's Trotz gebrochen, und doch macht ihr deren plötzliche Freude wieder bang. Mit Recht. Denn bei Tages Anbruch liegt das Heer aus Seeland und Dänemark vor der Normannenburg, und Wate ſtößt ins Horn. König Ludwig, der einſt Hettel erſchlagen, fällt von Herwig's Hand und Hartmut iſt durch Wate in Todesnoth. Da bittet auf ſeiner Schweſter Ortrun Flehen Gudrun ihren Geliebten Herwig daß er ihn rette. Gudrun ſchützt dann die Normannenfrauen, nur als Wate die böſe Gerlind ergreift, überläßt ſie dieſe der verdienten Strafe. Hartmut und Ortrun, die königlichen Geſchwiſter, werden gefangen fortgeführt; aber wie Gudrun die Mutter wiedergefunden hat und dem Geliebten ſich vermählt, da will ſie daß nun fortan Friede und Freude ſei, und verlobt ihre Freundin Hildburg mit Hartmut, ihren Bruder Ortwin mit Ortrun. Hartmut ſoll heim-

kehren und sein Reich wieder in Besitz nehmen, Hildburg soll so mit ihm leben daß er der frühern Fehden nicht mehr gedenkt; die Rache ist genommen, die Schuld gesühnt, fortan soll Friede sein.

Das Gedicht ist abgerundeter, gefeilter als die Nibelungen; es bringt neue Charaktere, und weiß jedem seinen eigenthümlichen Ausdruck zu bewahren. Die Strophe ist eine Erweiterung der Kürenbergischen, die bekanntlich aus vier Versen besteht; der erste und zweite, der dritte und vierte reimen aufeinander mit männlichem Ausklang; aber jeder besteht aus zwei Hälften, deren erste durch drei Hebungen oder betonte Silben gebildet wird, und weiblich mit einer Cäsur endet; die zweite Hälfte des vierten Verses hat zum gewichtigern Abschluß nicht drei, sondern vier Hebungen. Die unbetonten Silben können vor- oder nachstehen, wodurch der Gang iambisch oder trochäisch wird; sie können selbst fehlen, wodurch die Hebungen scharf aneinander stoßen, z. B. die stählharten Helme. Die Strophe hat dadurch große rhythmische Mannichfaltigkeit, wie z. B. es von Volker heißt:

Da strich er seine Saiten, daß all das Haus erdoß.
Seine Kraft und sein Geschicke die waren beide groß.
Süßer immer süßer geigen er begann;
So spielet' er in Schlummer gar manchen sorgenvollen Mann.

Die Gudrunstrophe hat in ihrer zweiten Hälfte weibliche Reime und im abschließenden Halbvers fünf Hebungen; sie ist weicher und minder einfach, von lyrischer Art, während die Nibelungenverse mehr episch sind.

Wir sagen mit Gervinus: „Beide Gedichte dürfen für unsere Nation ein ewiger Ruhm heißen. Wenn wir diese Werke voll gesunder Kraft, voll biederer, wenn auch rauher Sinnesart, voll derber, aber auch reiner edler Sitte betrachten neben dem schamlosen, ekeln und windigen Inhalt britischer, und neben den schalen, läppischen und zuchtlosen Stoffen französischer Romane, so werden wir ganz andere Zeugnisse für die angestammte Vortrefflichkeit unsers Volks reden hören als die dürren Aussagen der Chronisten, und im Keime werden wir bei unsern Vätern schon die Ehrbarkeit, die Besonnenheit, die Innigkeit und alle die ehrenden Eigenschaften finden, die uns noch heute im Kreise der europäischen Völker auszeichnen. Diese herrlichen Stoffe uralter

Dichtung laſſen, wenn ſie auch nicht geiſtige Gewandtheit zur Schau tragen, wie das die fremden Poeſien jener Zeiten beſſer können, auf eine Fülle des Gemüths und auf eine geſunde Beurtheilung aller menſchlichen und göttlichen Dinge ſchließen, die ein Erbtheil der Nation geblieben ſind, das mit jedem Umſatz wuchernd zu einem weiten Vermögen heranwächſt."

Endlich gewann der deutſche Geiſt im Thierepos noch eine ganz eigenthümliche und höchſt werthvolle künſtleriſche Ausprägung, indem der volksthümliche Stoff nicht aus dem Geſichtspunkte und der Standesbildung des Ritterthums, ſondern in allgemein menſchlicher und darum immergültiger Weiſe aufgefaßt und behandelt wurde. Wir ſind der Thierſage in der ariſchen Urzeit und dann ihren erſten Aufzeichnungen durch Geiſtliche in lateiniſcher Sprache bereits begegnet. Sie war Gemeingut der Germanen, fand aber nun ihre dichteriſche Pflege bei den Franken in Nordfrankreich, in Flandern, am Niederrhein. In Frankreich wurden die altbeliebten Geſchichten nun in der Sprache der Novellen und Schwänke, in kurzen Reimpaaren vorgetragen, lebendig, muthwillig heiter, mit jenem Talent für leichte frivole Erzählung das die Nation auszeichnet, aber ſie auch in Schlüpfrigkeiten erfinderiſch macht, und das geht bei der mittelalterlichen Ungenirtheit oft ins Schmuzige; es iſt ein unzulängliches Gegengewicht wenn die Dichter moraliſirend hervorheben daß ſie ja die Gierigkeit, die Untreue kennzeichnen wollen. Meon hat aus zwölf Handſchriften 32 Branchen herausgegeben, Zweige oder Aeſte am Stamm der Sage, in welchen bald einzelne Abenteuer, bald mehrere aneinandergereiht und ineinander verflochten, bald in naiv ſchelmiſchem Ton, bald mit bewußter Ironie der menſchlichen Geſellſchaft dargeſtellt werden. Sie haben ſich zu keinem Epos Renart zuſammengeſchloſſen und ſind in Frankreich bald verſchollen, während in Deutſchland ein Ganzes von ſo gutem Gefüge entſtand daß es ſich fortwährend in der Gunſt der Nation erhielt und daß ſelbſt der größte Künſtler unter den Dichtern der Neuzeit an ſeinem Bau nichts zu ändern fand als er ihm jenes claſſiſche Gewand ſeiner Hexameter gab, das aber die treuherzig ungeſuchte Komik der niederdeutſchen Reime vermiſſen läßt.

Auf jene lateiniſchen Bearbeitungen in der Thierſage war um die Mitte des 12. Jahrhunderts ein hochdeutſches Gedicht erſchienen, deſſen Verfaſſer ſich Heinrich der Glicheſäre nennt und auf franzöſiſche Vorgänger beruft; er reiht zehn Geſchichten vom

Wolf und Fuchs aneinander. Aber erst ein Flamänder, Willam de Madoc, fand am Ende des 13. Jahrhunderts den Zweig, der in heimischer Erde zum Epos sich entfaltet hat; er fand in seinem Reinaert den rechten Ton für die Darstellung dieser Sagen, die das Thierische im Menschen und das Menschliche im Thiere veranschaulichen. Dort wo später in der bildenden Kunst das Genre und die Thiermalerei so vorzüglich ausgebildet wurden, hat der Hang zum Stilleben und die Freude an der Natur die Heimlichkeiten der Thierwelt dichterisch rein gestaltet und mit gleicher Treue der Charakteristik, mit gleich erquicklichem Wohlbehagen ausgeführt. Hier sind keine verkleideten Menschen, sondern Thiere, aber mit den Fähigkeiten ausgestattet ihr instinctives Treiben zu erklären, also mit Reflexion und Sprache begabt, unbewußt altklug, sicher in sich selbst, voll Mutterwitz der Natur, aber ohne ideale Tendenzen, ohne die Freuden aber auch ohne die Leiden des höhern geistigen Lebens, voll ungestörter Lust in sich befriedigt; dabei sind die Menschen so behandelt wie sie vom Standpunkt der freien Thiere sich ansehen, räthselhaft fremde Wesen, und ganz ungesucht werden die Charaktere und die Gesellschaft der Thiere doch zu einem Abbilde der Menschenwelt, das sich in seinem waldesfrischen Realismus von selbst zu einem Gegensatze des sich übersteigernden kirchlich ritterlichen Idealismus des Mittelalters macht. In diesem Sinne hat Gervinus unsere Dichtung mit der attischen Komödie verglichen; beide sind durchaus eigenartig und jede in ihrer Weise unsterblich.

Wenn hier um die herrliche Pfingstenzeit König Nobel seinen Hof hält und die Thiere klagbar gegen Reinhard werden, so erfahren wir schon eine ganze Reihe der Fuchsgeschichten, und wenn er dann dem Kater, dem Bär, die ihn holen sollen, übel mitspielt, dem befreundeten Dachse aber beichtet, so entfaltet sich alles ungesucht von einem Mittelpunkt aus in sachlichem Zusammenhange. Der verurtheilte Fuchs erfindet die Geschichte von der Verschwörung des Bären und Wolfs gegen den Löwen, und lügt von Ermenrich's Schatz; mit diesem Namen klingt die Heldensage herein, in jener Verschwörung liegt die Erinnerung daß ursprünglich der Bär im deutschen Walde König war. Der Fuchs wird nun zu Gnaden angenommen, mit einer dem Bären abgestreiften Scherpe, mit dem Wolf und der Wölfin abgezogenen Schuhen zur Pilgerfahrt ausgerüstet, vom Widder und Hasen auf der Pilgerfahrt begleitet. So kommt er nach seiner Burg zurück,

verzehrt den Hasen, sendet mit dessen Kopf als angeblichem Kleinode den Widder zurück, und lacht in seiner Feste all seiner Feinde.— Hier hat nun eine Fortsetzung von anderer Hand einen zweiten Theil angefügt. Neue Anklagen gegen den Fuchs, der abermals zu seiner Vertheidigung erscheint, und unter anderm die Beutetheilung und die Heilung des kranken Löwen als Verdienste seines Vaters um des Königs Vater darstellte. In Wechselrede mit dem Wolf erfahren wir die besten Streiche die sie einander gespielt, und endlich soll ein Zweikampf beider wie ein Gottesurtheil entscheiden. Die List des Fuchses siegt, und triumphirend kehrt er heim.

Grimm ist unbillig gegen diese Fortsetzung; sie fügt sich dem Tone des ursprünglichen Werks an, sie ergänzt dasselbe durch viele der wichtigsten und glücklichsten Geschichten; wenn sie auch einmal in einer Beschreibung von Kleinodien fremde Fabeln heranzieht, so stehen dieselben dadurch bezeichnend genug neben den heimischen Begebenheiten, und im Zweikampf wird ein echtepischer Abschluß gewonnen. Darum lebt auch das Werk als Ein Ganzes fort, erneut durch den plattdeutschen Reinecke Vos des Nikolaus Baumann zu Lübeck im Jahre 1498, durch Goethe und durch Kaulbach's geniale Zeichnungen, die gleich dem Gedicht die Treue für die thierische Natur mit menschlichem Ausdruck und porträtartiger Individualisirung verschmelzen.

Poetische Erzählungen; Legenden und Schwänke.

Während große Stoffe durch große Dichter zum Epos wurden, vergnügte sich die poetische Lust des Erzählens und Hörens an kleinern Darstellungen aller Art. Geistliche und andere fromme Pilger, die nach dem Gelobten Lande wallfahrten, trugen die Legenden die sie wußten oder nun erfuhren von Ort zu Ort, und weltliche Krieger tauschten die beliebtesten Geschichten des Abendlandes gegen die des Morgenlandes, welche bereits bei den Arabern auch aus Indien und Persien zugeströmt waren. Ich habe bereits I, 482 fg. ein Bild von den Wanderungen und Schicksalen solcher Dichtungen entworfen und gezeigt wie dieselben

Motive ländlich und ſittlich umgebildet und in das Heimiſche der einzelnen Völker eingeſchmolzen werden. Indem ich daran erinnere, werfe ich auf dasjenige einen flüchtigen Blick was beſonders für die Bildung und Empfindung des Mittelalters bezeichnend erſcheint.

Da begegnen uns zunächſt die kirchlichen Stoffe, die Erzählungen von den Märtyrern und Heiligen, an denen die Wallfahrer wie die Nonnen und Mönche in der Kloſterzelle, das Landvolk wie die frommen Edelfrauen ſich erbauten; ſie werden meiſt ſchlicht und innig aufgefaßt und gleichen in der poetiſchen Darſtellung den Bildern in Gebetbüchern und Brevieren. In dem längſten Gedicht unſerer Sprache, den 100000 Verſen des Paſſionals ſind ſie nach mannichfachen Quellen mit Geſchick zuſammengeſtellt. Man ging von den apokryphen Evangelien aus und übertrug die kirchlichen Legenden aus der lateiniſchen Proſa in die Verſe der neuern Sprachen. Der mittelalterliche Frauendienſt wirkt auf den Mariencultus ein; ihr Leben ward im 12. Jahrhundert am ſchönſten von Werner von Tegernſee erzählt, ihre Verherrlichung am glänzendſten und gekünſteltſten in der goldenen Schmiede von Konrad von Würzburg ausgeführt, indem der Dichter alle herkömmlichen Bilder aus der Natur und der heiligen Geſchichte zuſammenfaßte um daraus ihre Reinheit, Demuth und Erhöhung in immer neuer Strahlenbrechung funkeln zu laſſen. Dann ſagte dem ritterlichen Sinne vor allem der heilige Georg zu, auf welchen nun die griechiſche Perſeus-, die deutſche Siegfriedſage niederſchlug, ja Pilatus ſelber ward dem Germanenthume angeeignet: der uneheliche Sohn eines Königs von Mainz ſollte er den echten Reichserben umgebracht haben und dafür als Geiſel nach Rom geſchickt worden ſein; nachdem er wilde Stämme am Pontus gebändigt, ſei er zur Bezwingung der Juden auserſehen worden. Wegen Chriſti Tod zur Rechenſchaft nach Rom berufen habe er ſich umgebracht; ſein Leichnam ſei in die Tiber, dann in die Rhone geworfen worden, habe aber ſtets den Fluß zu Ueberſchwemmungen aufgeregt, bis man ihn in einen See an dem nach ihm genannten Schweizerberge verſenkt, wo er Wetter und Sturm erzeuge bis zum jüngſten Tag. — Die Legende wie der chriſtliche Jüngling Joſaphat ſeinen heidniſchen Vater Barlaam für den Glauben gewinnt, kam aus Conſtantinopel und bot ſich beſonders ſcholaſtiſchen Dichtern dar um in ſcharfſinnigen Streitreden die Kirchenlehre zu erörtern. Das Papſtthum fand

eine Glorification in Gregor auf dem Steine. Ein Kind zweier Geſchwiſter hat er unwiſſend die eigene Mutter geheirathet, dann aber, als er deß inne ward, ſich auf einem Felſen im Meer anſchmieden laſſen. Bei einer Papſtwahl wird den Römern offenbart daß nur Einer würdig ſei den Stuhl Petri zu beſteigen, jener der ſeit 17 Jahren im Meer unfreiwillige Schuld büße. Er, Gregor, wird nun geholt, und wird als Papſt aller Sünder Troſt und Rath, ſodaß auch die eigene Mutter durch ihn Vergebung findet. Durch eigene Buße hat er ſich der Macht zu binden und zu löſen werth gemacht. Die Oedipusſage im chriſtlichen Gewande lehrt wie die freiwillige und unfreiwillige Sünde durch echte Reue zu ſühnen iſt, wie der Büßende von Gott begnadet wird. Andererſeits zeigt die Geſchichte des Theophilus von Kilikien ein Bündniß mit dem Teufel um Macht und Ehre zu erlangen; doch kann Maria ihn retten, da er wol Gott und die Heiligen, aber nicht die Himmelskönigin abgeſchworen hat. Endlich wird vom iriſchen Ritter Tundalas, der aus dem Scheintod erwacht, ſeine Wanderung durch Hölle, Fegefeuer und Himmel erzählt, die erſte rohe Grundlage für Dante's göttliche Komödie. Und wo das Leben ſelbſt Legendenſtoff bot, da fand er ſeine dichteriſche Bearbeitung, und ſo treten im Leben der heiligen Eliſabeth die Werke der Barmherzigkeit und die religiöſen Gefühle im Contraſt mit dem ritterlichen Sängerhof auf der Wartburg. Aehnlich hat Nordfrankreich ſeine Sagen von den Herzogen Robert dem Teufel und Richard ohne Furcht legendenhaft ausgebildet. Richard beſteht ſeine Abenteuer mit den Geiſtern die er ſieht; Robert, unter Sturm und Gewitter geboren, hauſt im wilden Wald und übt ſo böſe Thaten daß er endlich vor ſich ſelbſt erſchrickt, und ſich nun durch harte Buße demüthigt und mit Gott verſöhnt.

Das führt uns zu jenen Erzählungen in welchen ernſte Begebenheiten in religiöſem Sinn aufgefaßt ſind, wie in Hartmann's von der Aue vorzüglichem Gedichte vom armen Heinrich. Es iſt auf den Volksglauben gebaut daß der im Mittelalter verbreitete Ausſatz nur durch freiwillig geopfertes Menſchenblut geheilt werden könne. Von dieſer Krankheit befallen hat ſich der ſonſt ſo reiche, nur dadurch arme Herr Heinrich in ein einſames Gehöft zurückgezogen, und die Tochter des Meiers beſchließt ihn durch ihr Leben zu retten, indem die aufkeimende Liebe zu dem Leidenden ſich in den Ausdruck der Sehnſucht nach dem Himmel ver-

birgt, den ſie ja durch ihren Tod verdiene. So zieht ſie mit dem kranken Herrn nach Salerno, und wie ſie dort ruhig heiter auf dem Secirtiſche des Arztes liegt, da rührt ihre Gottergebenheit den Ritter, alſo daß er ſein Leid wie eine höhere Fügung tragen und ſein Leben nicht auf Koſten eines andern retten will. Und dieſer innere Umſchwung des Gemüths bringt ihm auf der Heimfahrt die Geneſung; ſeine Retterin wird ſeine Gemahlin. — Der gute Gerhard von Rudolf von Ems zeigt wie das Gute, das ein Menſch thut, ſeinen Werth durch Selbſtgefälligkeit verliert; es ſoll nicht um des Ruhmes vor der Welt, ſondern um Gottes willen gethan werden. — In der Crescentia begegnen wir der Gattin die während der Gemahl auf dem Kreuzzug fern iſt, dem Verführer widerſteht, aber verleumdet und verſtoßen wird, bis endlich ihre bewährte Treue erkannt wird, wie in der Genofevaſage. Die Sache erhält im Heraklius eine andere Wendung; hier wird die Kaiſerin untreu, aber die Schuld wird dem Gemahl zugerechnet der durch ſeine Ueberhut ſie zur Uebertretung gereizt habe.

Ein bedeutendes Gedicht verwebt Legende und Weltgeſchichte; der Lobgeſang auf den heiligen Anno, der 1075 als Erzbiſchof von Köln geſtorben iſt. Von der Schöpfung, dem Sündenfall und der Erlöſung hebt der Dichter an, und kommt ſo auf Köln, wo ſo viele Märtyrer ruhen, wo Anno gewirkt. Das Lob des Mannes und der Stadt führt den Flug der Einbildungskraft auf die Gründer der erſten Städte und Reiche, nach Babylon und nach Rom, auf Cäſar und auf Auguſtus, unter deſſen Herrſchaft Chriſtus geboren und Köln erbaut ward. Aber mit beſſerm Sieg als Cäſar haben die Sendboten Chriſti das Land gewonnen, und ein rechter Nachfolger von ihnen iſt der Biſchof, deſſen Leben nun ihm zum Ruhme, den Hörern zur Nacheiferung geſchildert wird. Schon Herder hat etwas Pindariſches in dem ſchwungvollen Gedicht gefunden. Es lehnt ſich an die Kaiſerchronik, welche die Legende aller Heiligen im Rahmen der römiſchen Kaiſergeſchichte erzählt, in denſelben aber auch die anziehendſten Sagen und Ereigniſſe aus der alten Königszeit und Republik einfügt.

Neben den idealen und religiöſen Strebungen aber forderte auch der gewöhnliche Weltlauf ſein Recht, und in einer Fülle anekdotenhafter oder novelliſtiſcher Stoffe ward nun auch das tägliche Thun und Treiben der Menſchen, der Reiz der Sinn-

lichkeit, die Macht der Leidenschaft, der Sieg der Klugheit und des Witzes wie die Tugenden der Standhaftigkeit, Tapferkeit, Freundestreue in immer neuen Wendungen und Situationen, in überraschenden Glückswechseln, in ernster und lächerlicher Verwickelung und Lösung der Geschicke dargestellt. Hier vornehmlich drangen die Stoffe des Orients ein und lebten in mannichfacher Umwandlung fort. Ein spanischer Jude, Moses von Huesca, der sich zum Christenthum bekehrte, ließ in der disciplina clericalis einen Vater die Lebensregeln und Mahnungen an den erwachsenen Sohn durch Beispiele der Erfahrung belegen, zu welchen er vornehmlich die Erzählungen verwerthete die ihm die Araber überlieferten; er ward die Quelle vieler einzelner poetischen Nachbildungen, zunächst in Frankreich. Die Miniftrels, die Jongleurs trugen die contes oder fabliaux von Ort zu Ort, und benutzen sie die Neuigkeiten damit zu verbinden, welche sie selbst auf ihren Wanderungen sahen und hörten. Sie wollten unterhalten und ergötzen, und die Reimpaare der kurzen achtsilbigen Verse eigneten sich vortrefflich für diese leichten heitern Erzählungen, die auf der Beobachtung der wirklichen Welt fußend das Leben in Dorf und Stadt, im Hause wie im Kloster schildern, und an Streichen der Einfalt oder Klugheit, der Ehrlichkeit oder List ihre Sittenbilder zur Anschauung bringen. Sie sind in Schlüpfrigkeiten erfinderisch, sie weiden sich an den verstohlenen Genüssen verbotener Liebe, besonders wenn sich das Recht der Natur einer unnatürlichen Convenienz zum Trotze geltend macht, und treiben gern mit Mönchen und Nonnen ihren Scherz, wenn sie die Conflicte berichten in welche diese der sinnliche Trieb mit dem Keuschheitsgelübde bringt, und wenn sie auch hin und wieder eine moralisirende Wendung nehmen, so wollen sie doch am liebsten lachend die Wahrheit sagen und die Lächerlichkeiten der Welt zur Belustigung der Hörer ausbeuten. Was die Jean de Boves, Gauwain und Rutebeuf hier in der scheinbar so lässigen und doch so pikanten Darstellungsweise begonnen, das hat nicht blos in der spätern Literatur Frankreichs fortgewirkt, sondern damals sogleich seine anregende Kraft auf das übrige Europa ausgeübt, und wenn auch diese Weise in der folgenden Periode ihre volle Blüte trieb, so gehört doch vieles was Hagen in seinem Gesammtabenteuer herausgegeben, auch in Deutschland schon jener Zeit an. So unter anderm die prächtige versificirte Dorfgeschichte vom Meyer Helmbrecht, die uns den Bauernburschen zeigt der adeliges Wesen

annimmt und auch nicht mehr von ſeiner Hände Arbeit, ſondern nach Art des bereits ausartenden Ritterthums aus dem Stegreif leben will. Da wird er denn unter adeliger Führung ein Wegelagerer, und weiß auch ſeine Schweſter in das liederliche Treiben hineinzuziehen, bis er eingefangen wird und der Henker ihm eine Hand und einen Fuß abhaut, die Augen ausſticht. Bauern, die er früher geängſtigt und geplündert hat, hängen ihn endlich mit Hohn an einem Baum auf. Es iſt das geſunde ſittliche Volksgefühl das hier auch im Dichter, Wilhelm dem Gärtner, gegen den Verfall der vornehmen Geſellſchaft und die Anſteckung des Bürgerthums durch ſie einen kräftigen Rückſchlag übt, und die Darſtellung iſt voll anſchaulicher Friſche.

Suchen wir nach einem franzöſiſchen Gegenbilde, ſo nenne ich Aucaſſin und Nicolette. Die Heimat der Dichtung iſt die Provence. Dort, ſagen wir mit ihrem Ueberſetzer W. Hertz, dort iſt der Held der Geſchichte geboren, dort iſt der Mittelpunkt der Handlung, von dorther kommt der Gluthauch rückſichtsloſer Leidenſchaft, der uns aus Reden und Schilderungen wie der ſtarke Duft ſüdlicher Gärten entgegenathmet, jener überzärtlichen, übertrotzigen Sehnſucht, die nur ein Lebensziel kennt und nur eine Pflicht nach dieſem Ziele zu ſtreben, und außer ihm alle Güter des Himmels und der Erde verachtet. Der Grafenſohn liebt die holde Maurin aus unbekanntem Geſchlecht, aber kein Bann und Kerker mag die Minne wehren; ſie finden einander im blühenden Walde; ſie werden wieder auseinandergeriſſen und Nicolette als Sklavin den eigenen Aeltern, den Fürſten von Carthago verkauft. Nachdem ſie erkannt worden, kehrt ſie als Fiedler verkleidet nach der Provence zurück, und ſingt vor dem Geliebten von ihrem Geſchick, von der Königstochter des Morgenlandes die ihre Heimat verlaſſen um nicht einen Heidenfürſten zu heirathen, während ſie die Liebe zu Aucaſſin im Herzen hege. Ein nordfranzöſiſcher Dichter aus der Hälfte des 13. Jahrhunderts hat den Stoff in einem Wechſel von Vers und Proſa behandelt, je nachdem Phantaſie und Empfindung mehr oder minder angeregt ſind. Und während über Nicolette aller Zauber der Romantik ſchwebt, ſteht Aucaſſin in einem wunderſamen Zwielicht von Jugendherrlichkeit und Jugendtollheit, indem der Dichter das Uebertriebene in den Aeußerungen ſeiner Leidenſchaft fühlt, und ſie gleich den ſeltſamen Begebenheiten zwar ſcheinbar ganz treuherzig berichtet, im Grunde aber mit einem Anflug von Arioſtiſcher Laune humo-

ristisch behandelt. So stellt er den von der Einbildungskraft übersteigerten Liebesschmerzen des ritterlichen Jünglings die wirkliche materielle Noth eines plumpen Bauernburschen gegenüber, und führt sein Liebespaar einmal in ein Land wo der Mann sich ins Bett legt und die Glückwünsche empfängt, wenn die Frau ein Kind geboren hat; da ist der Mann alles, das Weib nichts, und hat selbst von dem Kinde nur die Mühsal als die Dienerin des Mannes, dem allein die Ehre gezollt wird, während der ritterliche Minnedienst die Frau zur Herrin der Gesellschaft machte.

Eine Dichterin aus der Normandie, Marie de France, lebte um die Mitte des 13. Jahrhunderts am Hofe von England, an welchem die französische Sprache und Bildung herrschte und das Angelsächsische zurückdrängte; statt seiner großartigen Volkspoesie ward nun der zierliche Reimgesang der Trouveres in den höhern Kreisen herrschend, und blühte unter Richard Löwenherz und Heinrich III. Unsere Dichterin aber hat, während die keltische Arthursage im Epos sich entfaltete, sich Stoffe bretonischer Volkslieder auserwählt um sie auf zarte und naiv sinnige Weise behaglich klar zu erzählen. Wohl ragt das Mythische mit seinen Wundern hier und da in die Gegenwart herein, zugleich aber werden die merkwürdigen und anmuthigen Begebenheiten psychologisch motivirt und vornehmlich das weibliche Gemüthsleben darin entfaltet. Marie de France sieht im Ehebruch eine zu büßende Schuld und setzt sich nur dann darüber hinweg wenn alte tyrannische Männer junge Frauen mistrauisch hüten und zur Enthaltsamkeit zwingen wollen; da tritt die Natur in ihr freies Recht gegenüber der Convenienz. Sonst aber führt echte Liebe die sich ihr angeloben zu süßem Glück oder zu süßem gemeinsamen Tod, — hinüber nach Avalon. Die Widmung der Dichterin beginnt:

Wem Gott die Wissenschaft gegeben
Der Rede Kunstgewand zu weben,
Der soll die Gabe nicht verschweigen,
Nein freudig allen Menschen zeigen.
Hört man das Gute dann und wann,
So fängt es erst zu knospen an,
Doch lebt's in jeglichem Gemüthe,
So steht es recht in voller Blüte.

Gegen die Schelmereien der Weltkinder in den luſtigen Schwänken und gegen den Spott und die Neckereien womit häufig die Pfaffen ſammt der abergläubiſchen Einfalt bedacht wurden, ſuchten geiſtliche Erzähler nach einem Gegengewicht in frommen Geſchichten, wie der Prior Gautier de Coinſi in Soiſſons, der in allerlei Erfindungen und Sagen die Wunderkraft Maria's verherrlichen wollte. Aber wenn nun Maria einer Aebtiſſin, die ſie in ihren Nöthen anruft, als Hebamme beiſteht, oder das Kloſteramt der liederlichen Nonne verſieht, die ſich draußen mit Soldaten ergötzt, ſo weiß man freilich nicht wo hier der Ernſt aufhört und der frivole Spaß anfängt. Man malt wie nach Schiller's Rath um zugleich den geiſtlich und weltlich Geſinnten zu gefallen die Wolluſt und den Teufel dazu, und der Teufel ſelbſt unterliegt der Himmelskönigin. Auch Cäſarius der Mönch von Heiſterbach belehrt in ſeinem Dialoge einen Novizen daß Maria für einen Ritter, der in der Meſſe den Anfang des Turniers verſäumt, aufs Pferd geſtiegen und den Gegner aus dem Sattel gehoben, und einen andern von ſündhafter Liebe zu ihr durch einen Kuß geheilt habe.

Nach orientaliſcher Art liebte man eine Reihe von Geſchichten in einem gemeinſamen Rahmen zuſammenzufügen, wie in den ſieben weiſen Meiſtern. Die gesta Romanorum ſind ein Hauſwerk von Erzählungen mit angehängter Moral, aus dem Alterthum, aus dem Orient, aus dem mittelalterlichen Leben, gleich bequem für Beichtväter und Sittenprediger wie für die Unterhaltung müßiger Stunden und luſtiger Geſellſchaften, eine Fundgrube des Stoffes für umarbeitende Novelliſten und Dramatiker bis in die neueſte Zeit. Im volksthümlichen Geiſte des Mittelalters aber war es wenn frei herum flatternde Geſchichten, die überall und nirgends paſſiren, ſich einen mythiſchen Träger ſuchten und dieſen ſelbſt zur typiſchen Geſtalt machten. So geſchah es ſpäter mit Fauſt und Eulenſpiegel; damals aber war es der Pfaffe Amis, der aus England ſtammt, aber auch in Frankreich war, und endlich durch den Dichter Stricker in die deutſche Literatur eingeführt wurde, ein Held der Schelmenſtreiche und Schwänke, der die Welt durchſtreift und ſich überall auf Koſten der Albernen, Dummdreiſten und Ueberklugen den Seckel füllt und die Lachluſt befriedigt. Wie unſer arabiſcher Freund Abu Said von Serug tritt dieſer Pfaffe in allerhand Verwandlungen bald als Maler oder Reliquienkrämer, bald als Kaufmann oder

Heiliger auf, in immer andern Kreiſen ſeine Schalkhaftigkeiten ausübend. Theilweiſe verſchmolz er mit dem Eulenſpiegel, und ein Stück von ihm feierte ſeine Auferſtehung in Bürger's Abt von Sanct Gallen.

Sonſt können wir uns nicht bergen daß die Erzähler in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts den großen Stoffen des Epos, denen ſie ſich oft wieder zuwenden, nicht gewachſen ſind, daß ihre Sammelwerke gerade bei einzelnen Zierathen den Epigonencharakter tragen; auch beginnen ſie die abenteuerlichen Spiele der Einbildungskraft für unwahren Tand anzuſehen und ſich dem Lehrhaften oder in Reimchroniken der Geſchichte zuzuwenden, und Rudolf von Ems fühlt es daß in der allgemeinen Verbreitung des Verſemachens der Geiſt der Kunſt verdufte, wenn er ſagt daß ſie um ſo vereinſamter ſei je gemeinſamer ſie erſcheine.

Auch das war epigonenhaft daß man am Ende der vorliegenden Periode die Poeſie ſelbſt zum Gegenſtande der Poeſie machte, wie das im Sängerkrieg auf der Wartburg geſchah, einem unerquicklichen Werke, das keineswegs die Dichter in ihrer Eigenart charakteriſirt, ſondern ſich in herkömmlichen Redensarten und dunkeln Räthſelſpielen gefällt, übrigens aber als große Tenzone auf deutſchem Boden in der Gegenüberſtellung der miteinander ringenden Kräfte den Keim des Dramas in ſich birgt und damit in die Zukunft weiſt.

Epiſche Gedankendichtung.

Während der griechiſche Geiſt vornehmlich auf Anſchauung gerichtet nach ſolcher auch den Menſchen als den bezeichnet der das Antlitz aufwärts wendet, nennt ihn die indiſche wie die deutſche Sprache den Denkenden, und daß die Germanen ſich gleich ihren Brüdern am Ganges früh zur Gedankenwelt hingezogen fühlten, bewies uns die Spruchweisheit der Edda. Doch auch auf Homer folgten Heſiod und Empedokles, während die Epiker die den innern Menſchen zum Gegenſtand hatten, ſchon dadurch ſelbſt zu Betrachtungen hingeführt wurden, die ſie an den Anfang und an das Ende ihrer Dichtungen ſtellten, oder gelegentlich

einwoben, wie Wolfram und Gottfried beides thaten, während die Lyriker wie Walther und Reinmar ihre patriotiſchen oder ſittlichen Empfindungen gleichfalls zu beſtimmten Gedanken ausprägten. Auch dem franzöſiſchen Geiſt iſt das Verſtändige, Rationale ſo eigen, daß es nicht blos in der Zeit der Renaiſſance zur Herrſchaft kam, ſondern jetzt ſchon den ernſten und ſcherzhaften Erzählungen gern einen lehrhaften oder ſatiriſchen Beigeſchmack gab. Trat dies Gedankenhafte in den Vordergrund, ſo wurde die Geſchichte ausdrücklich nach dieſem Sinne zugerichtet, und erhielt auch den Namen des Beiſpiels, und zur Thierſage geſellte ſich die Fabel, bei Marie de France wie bei Stricker und Boner. Gern verkörperte man Seeleneigenſchaften, Tugenden und Laſter und flocht ſie in die Erzählung ein, und wir werden ſolchen Allegorien vorzüglich im Drama begegnen. Die franzöſiſche Romantik ſchließt am Ende des 13. Jahrhunderts mit dem Roman von der Roſe, den Guillaume de Lorris in fließenden Verſen begann und Jean de Meung vollendete. Im Traume ſieht ſich der Dichter in die Nähe des Gartens der Liebe verſetzt, und wie ein wunderlicher Traum oder wie eine wirre verzauberte Wildniß muthet das Buch uns an, das Moral und Satire, Empfindſamkeit und haarſpaltende Erörterung bunt und bizarr miteinander vermiſcht, durch ſeine ſymboliſchen Zweideutigkeiten zugleich den Verſtand reizt und die Sinnlichkeit kitzelt, und dieſen Dingen dann wieder eine theologiſche Deutung gibt. Dame Müßigkeit öffnet dem Dichter die Pforte, und wie er den Liebesgarten betritt wird er von Amor's Pfeil verwundet und begehrt die ſchöne Roſe zu pflücken. Herr Willkomm läßt ſie ihn ſehen, aber der Verräther Fährniß bereitet Schwierigkeiten, bis Dame Geſcheidigkeit hülfreich ins Mittel tritt. Nun werden Gräben überſprungen und Schlöſſer geſprengt, die Laſter mit dem Beiſtand der Tugenden überwunden; die Burg iſt mit Sturm genommen, die Roſe wird gepflückt. Wie das Buch geleſen und geprieſen, wie es beſtritten und von dem Kanzler der pariſer Univerſität gleich einer unzüchtigen Bettel zum Schandpfahl verdammt wurde, das macht es für die Culturgeſchichte intereſſanter als ſein äſthetiſcher Werth verdient. Es glaubt an keine weibliche Keuſchheit, und verkündet ganz offen den Satz daß alle für alle zum Liebesgenuß geſchaffen ſeien.

Von dem florentiner Geſchichtſchreiber Dino Compagni, einem der Gründer der italieniſchen Literatur, haben wir in einer

an Dante anklingenden Sprache und Anschauungsweise ein allegorisches Gedicht: Intelligenzia. Der Dichter kommt im Frühling zum Zauberschloß der Frühlingskönigin, dessen mit Bildern geschmückter Saal von ihm beschrieben wird. An der Gewölbedecke um den Amor in der Mitte sind die Gestalten berühmter Liebenden, wie Paris und Helena, David und Bathseba, Tristan und Isolde; an den Wänden glorreiche Heldenthaten, der trojanische Krieg, Alexander's und Cäsar's Geschichte, wie sie die mittelalterliche Dichtung dargestellt, sodaß die Blumenmädchen so wenig fehlen wie der verliebte Aristoteles, der wie ein gezähmtes Roß auf allen Vieren trabend auf dem Rücken die Schöne trägt, derethalb er Tags zuvor seinen Zögling ausgescholten. Dann nennt Dino seine Heldin und deutet seine Allegorie. Nicht die natürliche, sondern die geistig belebende Frühlingsmacht ist es, die Weisheit oder Erkenntniß, die vor Gott steht und vom Himmel her die Sterne bewegt und alle Triebkräfte des Lebens weckt. Die 60 Edelsteine ihrer Krone sind die Tugenden, ihre sieben Dienerinnen die freien Künste, ihre Burg ist der Mensch, und der Gemäldesaal das Herz mit seiner Liebe und seinen Erinnerungen. Die ganze Sinnenwelt ist nur die Erscheinung des wahren, des idealen Seins. — Directer noch auf Dante weist ein in veroneser Mundart von Fra Giacomino geschriebenes Werk: Das himmlische Jerusalem und die Stadt Babel. Die Form ist den chansons de geste entlehnt, der Dichter will wettstreiten mit deren Berichten von Olivier und Roland, indem er uns ins Paradies führt, wo die Liebe beseligt und das Anschauen Gottes die höchste Wonne ist, und in die Hölle, wo in Gottesferne alles finster und kalt ist und der Haß der Teufel die Verbannten mit Jubel begrüßt. Kirchengemälde wie Augustin und Bonaventura boten den Stoff zum ersten, Phantasien aus alter wie aus christlicher Zeit die Motive zum zweiten Gesang, wo verzehrende Flammen mit eisigen Strömen wechseln. Der Dichter sagt selbst daß man die Höllenstrafen symbolisch nehmen soll, und es ist bereits ein seines großen Nachfolgers würdiger Zug, wenn zwei Tyrannen, Vater und Sohn, sich mit Vorwürfen, dann mit Nägeln und Zähnen zerreißen; wenn sie könnten, würden sie sich auch das Herz mit den Zähnen zerfleischen!

Daß in einer Zeit die eigentlich noch keine Prosa kannte auch die astronomischen Kenntnisse wie die Jagdregeln oder die Eigenschaften der Edelsteine in Verse gebracht wurden, macht

ſolche Reimereien noch nicht zu Gedichten. Wir gehen ihnen vorüber um bei einigen Werken zu verweilen, die uns den Geiſt der Zeit abſpiegeln, die uns zeigen was für gute Sitte und wahre Sittlichkeit galt. Es war eine glückliche und beliebte Einkleidung die Mutter zur Tochter, den Vater zum Sohne reden zu laſſen, doch nirgends werden die Erfahrungen des Alters in ſo ſanftfeierlichem Tone der Jugend dargelegt wie im deutſchen Winsbeke, welcher Menſchenkenntniß mit Gottesfurcht verbindet, das irdiſche Leben nicht vertändelt oder nicht verachtet, ſondern in ſeiner Beziehung zur Ewigkeit betrachtet wiſſen will. Er lehrt auf die Worte der Prieſter achten und ſich nicht irremachen laſſen durch ihre Werke. Er lehrt die Frauen ſchätzen, die der Welt Zierde ſind, an deren all unſere Seligkeit liegt, deren Liebe unſere Herzen heilt und heiligt, und vor deren Blick die Thränen unſers Kummers wie Thau vor der Sonne vergehen. Er lehrt die Kräfte in der Jugend regen und brauchen, denn früh brennt was eine Neſſel werden will, er warnt vor weichlichem Verliegen, das keinen Ruhm erwirbt. Er lehrt Milde und Höflichkeit gegen jedermann, Großmuth gegen die Feinde. Und wenn ſo das Beſte der Ritterſitte geſchildert wird, ſo hält doch den Dichter kein Standesvorurtheil gefangen, ſondern die Tugend macht den Adel, und der Hochgeborene ohne ſie wird dem Niedern nachgeſetzt der nach Ehre ſtrebt.

Wie im Mittelalter die zwei Schwerter, das geiſtliche und weltliche, nebeneinander aufgerichtet waren, und die Aufgabe war daß die Religion allmählich das ganze Leben durchdringe, der Staat ſich mit den idealen Zwecken erfülle, ſo zeigt uns Freidank's Beſcheidenheit das Nebeneinander und die anhebende Vermittelung des Chriſtlichen und Nationalen in der Verbindung volksthümlicher Sprüche und weltkluger Erfahrungen mit den Geboten des Evangeliums und der Lehre daß unſer wahres Vaterland der Himmel ſei.

Gott dienen ohne Wank
Iſt aller Weisheit Anfang.
Wer um die kurze Lebensfriſt
Die Freude der Ewigkeit vergißt,
Der hat ſich ſelber ſehr betrogen
Und zimmert auf den Regenbogen.
Wer die Seele will bewahren
Muß die Selbſtſucht laſſen fahren.

Wer da lebt in Gottes Gebot
In dem ist Gott und er in Gott.

So hebt der Dichter an, und in gleicher Körnigkeit, in gleicher Frische faßt er in Worte was im Herzen des Volks lebt, indem gerade die Bildlichkeit des Sprichworts der Poesie zugute kommt. So heißt es von der Zunge sie habe kein Bein und breche doch Stein und Bein, und von der guten Pfennigsalbe daß sie das starrste Gemüth biegsam mache, und von der Hoffart daß sie den kurzen Mann zwinge auf den Zehen zu gehen. Der Dichter will daß sich die Reue in guten Werken bewähre; er eifert gegen den Ablaß, denn nur Gott kann Sünden vergeben, ja erklärt daß die Bedeutung und die Wirkung der Messe für das Seelenheil nicht in der äußern Handlung, sondern in der innern Beschaffenheit der Menschen liege die sie hören. So betont Freidank durchaus das Innere, und wie die reformatorische Bewegung sich verbreitet und das deutsche Bürgerthum emporstieg, wuchs auch das Ansehen seines Büchleins, das in allen Dingen das rechte Maß lehren wollte.

Vergleicht sich der Freidank den sieben Weisen Griechenlands, so weht uns ein Hauch der Sokratik an aus dem welschen Gast von Thomasin von Ciclaria; der Italiener aus Friaul hat im Grenzlande auch die deutsche Sprache gelernt, und nachdem er vorher ein romanisches Werk von höfischer Sitte verfaßt, wird er jetzt zum dichtenden Philosophen, und spendet uns ein Gastgeschenk, indem er, der viel edle und schöne Thaten in Liedern preisen hörte, nun sagen will was Tugend und Frömmigkeit sei; denn die Jugend möge sich an der Heldensage wie an Bildern und Beispielen schulen und freuen, der Mann aber müsse den Sinn erforschen und die Wahrheit im Gedanken erfassen. Wir hören die besten Ergebnisse der antiken Ethik, wenn Thomasin jene grundsätzliche Tugend lehrt die dem Menschen Fassung, Halt und Dauer gibt, daß er nicht wie ein Spielball zwischen Freud und Leid hin- und hergeworfen wird; wenn er das Glück in die Zufriedenheit und die Seelenruhe setzt, die der Arme wie der Reiche sich aneignen solle, und wenn er dabei die Vergänglichkeit irdischer Macht und die Leere des äußern Vergnügens gegenüber dem stillen Glücke des Bedürfnißlosen schildert, den keine Sorge quält. Es gemahnt uns an das was die Stoiker vom Weisen sagen, wenn es heißt daß den Guten nichts erschüttere noch irre;

Krankheit lehrt ihn Duldung, auch in der Verbannung bleibt er bei ſich ſelbſt in ſeiner edeln Geſinnung zu Hauſe, und kein Dunkel des Gefängniſſes löſcht das Licht das in ſeinem Geiſte leuchtet; der Tod erlöſt ihn aus aller Noth, und der Himmel deckt ihn ebenſo wohl als ein ehrender Grabſtein. Mit ſolchem antiken Elemente verſchmilzt dann das chriſtlich germaniſche; daß der Wille dem Werk den Namen gibt, daß Gott auf die Abſicht ſieht, daß der Gute ſelig lebt ihm geſchehe lieb oder leid, denn wer Unrecht thut iſt unſeliger als wer Unrecht leidet; den Guten würde ungetrübtes Glück ſicher machen und auch der Böſe hat Augenblicke wo er recht thut, ſodaß dafür das irdiſche Glück ihm lohnt. Das Unglück ſtählt und läutert den Edeln, und ſo iſt es gut für ihn. Edel aber iſt nicht der Vornehme, ſondern wer ſein Herz und Gemüth an das Gute wendet. Und wie die Heldenſage ſo ſieht Thomaſin den Kern der Tugend in der Treue, in der Stetigkeit; er bekämpft die Unſtete, den Zweifel, den Wankelmuth, das lügneriſche Weſen das zugleich ſtreichelt und rauft, das nicht Wort hält; er preiſt die Beſtändigkeit, die ein Ewiges in das Zeitliche hereinzieht, indem er den Menſchen von Stetigkeit und Treue wie einen echten Ritter mit allen Tugenden zum Kampf und Sieg gegen die Laſter waffnet; derſelbige wird ſiegen, denn was innerlich iſt weicht niemals dem Aeußern.

Dieſe Werke gehören dem Anfang des 13. Jahrhunderts an; der Renner Hugo von Trimberg's am Ende deſſelben iſt bereits mehr Erzeugniß der Schulgelehrſamkeit als der friſchen Lebensweisheit. Er will den Honig aus den Schriften weltlicher Wiſſenſchaft ziehen, aber das Gift zurücklaſſen, denn Gift ſei alles was nicht mit dem Buchſtaben der Bibel ſtimmt. So meint er als Sammler ſein Verdienſt zu haben, nütze ja doch der Eſel mehr als die Nachtigall. Er iſt mehr Sittenprediger und Sittenſchilderer als Dichter; das Dichteriſche ſind die vielen Gleichniſſe aus der Natur, die vielen Beiſpiele aus der Geſchichte die ihm ſtets zur Hand ſind, wenn er die Hoffart, die Habgier, die Unmäßigkeit, die ja auch wie wilde Beſtien in Dante's Weg treten, in ihren mannichfaltigen Formen geiſelt. Sein Buch ſoll rennen durch alle Lande; aber es könnte auch Renner heißen weil es wie ein wildes Pferd beſtändig mit dem Reiter durchgeht und ihn in Kreuz- und Querſprüngen unabläſſig vom Hundertſten ins Tauſendſte führt. Doch hat es verdient für lange Zeit ein viel-

geleſenes Werk zu ſein, weil es dem thätigen wie dem beſchaulichen Leben in gleicher Weiſe gerecht wird.

Die Anfänge des Dramas.

Wenn man erwägt wie dramatiſche Darſtellungen ſtets bei allen Völkern ſich finden, während die Blüte der dramatiſchen Poeſie allerdings nur Höhenpunkte weltgeſchichtlicher Entwickelung ſchmückt, ſo ergibt ſich die Forſchung als müßig die da beſtimmen möchte welches die erſten mittelalterlichen Werke auf dieſem Gebiete geweſen ſeien. Vielmehr kann man bemerken daß die Luſt an Schauſpielen, welche die Römer in die eroberten Provinzen trugen, dort ſich erhielt und daß eine ununterbrochene Kette von ihren Mimen und Poſſenreißern zu den franzöſiſchen Jongleurs und der italieniſchen Stegreifkomödie hinüberleitet. Wir haben alſo auch hier ein Element antiker Ueberlieferung. Ein zweites deutete ich bereits an in den Aufzügen, Wettkämpfen und Wechſelgeſängen des germaniſchen Heidenthums. Das dritte bildet die chriſtliche Liturgie; es iſt das wichtigſte; auch unſer Drama war wie das griechiſche urſprünglich eine gottesdienſtliche Handlung, eine religiöſe Feier, und empfing durch ſie die Weihe zu ſeiner hohen Beſtimmung, der Erhebung des Gemüths über Leid und Untergang, der Läuterung der Seele durch Schmerz und Freude. Der Sündenfall und die Erlöſung, der Urſprung des Böſen durch die Abwendung des menſchlichen Willens vom göttlichen, und die Ueberwindung des Böſen, der Selbſtentzweiung des Geiſtes, durch die Verſöhnung mit Gott im ſelbſtbewußten Willen des Guten, Chriſtus als der Held dieſer Verſöhnung, ſeine Geburt und ſein todüberwindender Opfertod und Eingang in die ewige Herrlichkeit, dies große Myſterium der Liebe und Freiheit war der Ausgangspunkt und die Grundidee der Miſterien oder Miniſterien, gottesdienſtlichen Darſtellungen, die hier das große Drama der Menſchheit dem Volk zu unmittelbarer Anſchauung brachten. Schuld und Sühne war die Grundlage der Tragödie mit ihren ernſten Schrecken in der Offenbarung gött-

licher Gerechtigkeit und Gnade; zugleich aber wird Gott als das wahre Sein, das von ihm Abgetrennte, das Böse damit als das nicht sein Sollende und als das Nichtige gewußt, und daraus folgt daß es eine Thorheit ist, die sich aufspreizt und doch nur sich selber auflöst, und in dieser Hinsicht bot es sich zum Stoff der Komödie; der Teufel selbst ward zum dummen oder lustigen Teufel, um bald durch die Kraft des sarkastischen Spottes in seiner Rede, bald durch die Selbstverkehrung seiner Anschläge als der Spaßmacher zu erscheinen; in der Verquickung des Erhabenen und Lächerlichen ward der Humor entbunden.

Die Messe mit den symbolischen Handlungen und Wechselgesängen von Priester und Gemeinde, mit dem Genusse des Versöhnungsmahles zum Schluß entspricht den eleusinischen Misterien im Griechenthum, eine kunstvoll gestaltete dramatische religiöse Feier wie sie. Die Ordnung der Feste von Weihnachten zu Palmsonntag, Charfreitag, Ostern und Himmelfahrt ließ die einzelnen Acte eines großen Dramas erkennen, und wir dürfen daran erinnern wie sie mit der Geburt der Sonne in der Wintersonnenwende, mit dem Erwachen der Natur im Frühling zusammentrafen, um es erklärlich zu finden daß die Kirche die volksthümliche Feier des Naturdienstes an sich heranzog und geistig verwerthete. Wenn hier das Bild des neugeborenen Heilandes auf dem Schose der Mutter den Gläubigen gezeigt wurde, so neigen sie sich selbst gleich den Hirten und Weisen vor ihm, während der Friedensgruß der Engel erscholl; wenn am Charfreitag das Kreuz verhüllt und in die Gruft gesenkt, am Ostermorgen wieder emporgezogen ward, so lag es nahe daß die Leidensgeschichte in lebendiger Wechselrede, mit anschaulichem Geberdenspiel von den Priestern dem Volke vorgetragen ward. Ebenso traten an den Festtagen der Heiligen aus der Erzählung ihres Lebens und Sterbens die wichtigsten Momente um so eindringlicher hervor, wenn ein Geistlicher sich an ihre Stelle versetzte, und so durch Wechselrede und Handlung die vergangene Geschichte unmittelbar vergegenwärtigt wurde. Die Gemälde in der Kirche hießen ja die Bibel der Armen, und die Geistlichen pflegten bei der Verlesung des Textes eine Rolle zu entfalten welche den Inhalt bildlich darstellte.

Solange die ersten Anfänge dramatischer Darstellungen solcher Art ganz in den Händen der Geistlichen waren, bedienten sie sich der lateinischen Sprache; die ältesten erhaltenen Weih-

nachts- und Passionsspiele sind in derselben. Wie aber schon im 11. Jahrhundert in Frankreich die Weise der epistola farsita aufkam, welche abwechselnd der Priester lateinisch, die Gemeinde romanisch reden und singen läßt, so ist auch schon in der dramatischen Darstellung des Gleichnisses von den klugen und thörichten Jungfrauen die Sprache in ähnlicher Weise gemischt, und in dem Oelkrämer, an den diese sich wenden, eine Figur aus dem gegenwärtigen Leben mit leisem komischen Anflug eingeführt. Noch herrschte der Gesang im Vortrag über die Rede. Aber wie im 12. Jahrhundert die Poesie in der Volkssprache sich entwickelte, im 13. blühte, so wurden nun auch die kirchlichen Schauspiele reicher entfaltet und kamen gleichfalls aus den geistlichen in weltliche Hände. Anfangs war die Kirche selbst die Schaubühne gewesen, und wir ersehen aus einem Erlasse des Papstes Innocenz III. von 1210, sowie aus einem etwas spätern spanischen Gesetze daß die Geistlichen bereits die Jongleurs, im Spanischen contrafacedores geheißen, gern herangezogen um ihnen, die aus mimischen Darstellungen ein Gewerbe machten, namentlich jene mehr komischen Rollen zu übertragen, die damals schon so verbreitet waren daß eben die Possenspiele und Spottgedichte aus den Kirchen verbannt werden. Nun schlug man die Bühne vor dieser auf, und zwar gern in drei Stockwerken, deren oberstes das Paradies, das mittlere die Erde, das untere den Höllenrachen veranschaulichte. Ging auch Frankreich in der Ausbildung dieser religiösen Schauspiele voran, so verbreiteten und entwickelten sie sich doch in England und Deutschland, in Spanien und Italien auf ähnliche Art. Durch Handlung und Wechselgespräch ward die Begebenheit in die Gegenwart gerückt, aber noch nicht aus Charakteren, ihren Stimmungen und Leidenschaften entwickelt, vielmehr nur das Ereigniß in seinem äußern Geschehen nach epischer Weise geschildert und der Erguß des Gefühls in lyrischen Gesängen ausgesprochen. Aber gewonnen war bereits der große Stoff, der unmittelbar eine die Menschheit bewegende Idee ausprägt, gewonnen der lebendige Sinn für Action, für die ihrem Ziel zuschreitende Handlung.

Nach mittelalterlicher Weise symbolischer Personification ließ man gern die Gestalten der Wahrheit, der Gerechtigkeit, des Friedens und ähnliche in den Misterien auftreten, und daraus entwickelten sich die selbständigen Moralitäten, so genannt weil vornehmlich die sittlichen Kämpfe und Angelegenheiten des Men-

schen durch sie dargestellt wurden. Die Tugenden und die Laster ringen miteinander um die menschliche Seele, und der Heiland selbst konnte auch hier wieder rettend erscheinen. So ließ der Trouvere Guillaume Hermann nach Adam's Fall die Wahrheit und Gerechtigkeit anklagend vor Gottes Thron auftreten, während Barmherzigkeit und Friede für den Menschen sprachen; die Hinweisung Gottes auf den künftigen Erlöser stellte die Eintracht der vier Schwestern her. Solch eine Versöhnung von Gnade und Gerechtigkeit, wie sie Anselm wissenschaftlich versucht, stellte auch (1207) sein Nachfolger im Erzbisthum von Canterbury, Langton, dramatisch dar; es ist in allegorischer Weise der Grundgedanke den auch Shakspeare im Kaufmann von Venedig rein menschlich entfaltet hat, und wir bemerken wie hier die sittliche Idee, der Kampf des Guten und Bösen, als ein Grundprincip jedes echten Dramas gewonnen ist; das sittliche Handeln, welches das eigentliche Drama in der Mannichfaltigkeit des Lebens und der Charaktere entwickeln soll, wird hier seinem allgemeinen Gehalte nach zunächst allegorisch veranschaulicht, bis die Kunst immer mehr individualisiren und die geschichtlichen Persönlichkeiten in ihrem selbstbereiteten Geschick darstellen lernte.

Dazu führte ein drittes Element, die Figuren aus dem gewöhnlichen Leben, der Quacksalber, der Reliquienhändler, der Kriegsknecht, die in den Misterien auftraten, dazu führten possenhafte und ernste Bilder aus der Wirklichkeit, wie sie von den Jongleurs vorgetragen wurden, z. B. der Monolog in welchem ein Bürgersmann rathschlagt ob er heirathen soll oder nicht, der Dialog eines Ritters der das Kreuz genommen hat mit einem andern der zu Hause bleibt. Auch die Pastorelle der Troubadours, Wechselgesänge von Hirten und Hirtinnen, die den Verlauf einer Liebesgeschichte darstellten, boten sich zu dramatischer Aufführung dar, und so ist uns unter anderm ein reizendes Schäferspiel von Adam de la Hale erhalten. Rutebeuf, den wir als Erzähler schon erwähnten, dichtete auch ein Drama von Theophilus, der vom Bischof zurückgesetzt in seiner Verzweiflung auch nichts mehr von Gott wissen will, wenn dieser ihn verlassen, und sich durch einen Schwarzkünstler an den Teufel wendet, dem huldigt und seine Seele mit seinem Blut verschreibt, und nun zu weltlichen Ehren und Wohlleben kommt, bald aber seine Schuld erkennt und bereut, und durch seine Zerknirschung die Jungfrau Maria erweicht daß sie dem Teufel die Verschreibung wieder

abfordert. Ein Tedeum ſchließt das Drama, in welchem ein Keim zu unſerm Fauſt enthalten iſt.

Durch die Genoſſenſchaften für Schauſpiele die ſich ſchon im 13. Jahrhundert in Paris wie in Cheſter und Coventry bildeten, entſtanden ſtehende Bühnen, und kam das Drama in die Hände des Bürgerthums; den Aufſchwung den es mit demſelben nahm werden wir ſpäter betrachten.

Die mittelalterliche Muſik.

Karl der Große war ein Freund des Geſanges geweſen, und um die kirchliche Muſik zu pflegen und die Einheit des Ritus zu bewahren hatte er Franken nach Rom geſandt und römiſche Singlehrer berufen; in Metz, in Soiſſon, in Sanct Gallen waren Schulen entſtanden, wo die altehrwürdigen Weiſen des Gregorianiſchen Geſanges eingeübt und neue nachgebildet wurden. Je mehr die Geiſtlichen den von Inſtrumenten begleiteten Kirchengeſang kunſt- und regelrecht ausführten, deſto mehr ward die Gemeinde auf die refrainartigen Wiederholungen des Kyrie eleiſon oder Halleluja beſchränkt, wußte ſich aber durch Dehnung der Silben oder durch eingelegte und angeknüpfte wortloſe Gefühlsergüſſe in Tönen etwas zu entſchädigen, die, weil ſie den Worten folgten, Sequenzen genannt wurden. Dieſen Modulationen wurden dann wieder Texte untergelegt, und weil ſie ohne Rückſicht auf Versmaß und Reim den Tonreihen und ihrer Bewegung ſich anſchloſſen, hießen ſie Proſen. Sie beſtanden aus mehrern melodiſchen Sätzen welche unmittelbar oder nach einer Einſchiebung wiederholt wurden, und alle ganz gleiche oder ähnliche Schlußcadenzen hatten. Notker Balbulus wird als ein Meiſter dieſer Weiſe genannt. In dieſer Abhängigkeit von der Muſik begegneten die Proſen dem volksthümlichen Tanzlied oder Leich, und beide wurden nun zu Proceſſionen, vor dem Kampf und auf Wallfahrten geſungen; ſie ſtanden wie freie Naturpoeſie den Werken der Kunſt und Schule zur Seite. Und wie in ihnen die neuen Volksgeiſter ſich regten und bewegten und ihr Selbſtgefühl laut werden ließen, ſo entſprach der Gregorianiſche Geſang

der Kirche mit ihrer überall gleichmäßigen lateinischen Bildung, und bereitete so den gleichartigen Boden für die gemeinsame Entwickelung einer abendländischen Musik. Das Mittelalter nahm ihn sammt der Theorie des Boethius gläubig auf, und gesellte die Musik als eine der sieben freien Künste der Arithmetik und Astronomie, denn sie galt der Scholastik als die Lehre von den in den Tönen und ihrer Harmonie herrschenden Zahlen.

Am Anfange des 10. Jahrhunderts nun tritt uns als ordnender und begründender Meister für das eigentliche Mittelalter der flandrische Mönch Huebald entgegen, der dem Gesammtcharakter der Epoche getreu mit den antiken und christlichen Ueberlieferungen das volksmäßig Neue zu vermitteln und zu verbinden beflissen war. Auch er suchte nach anschaulicher Tonschrift um das Steigen und Fallen der Stimme zu versinnlichen; er gab dem einen Sänger einen zweiten schon zum freien Geleite, der die Melodie des erstern mit fremden, aber passenden Tönen begleitete, während bei den Schlüssen beide im Einklang oder in der Octave zusammentreffen, sodaß die Zeitgenossen von einer übereinstimmenden Entzweiung redeten, und die Grundlage für die Entwickelung der Harmonie gelegt ward, die nun der einfachen Melodienplastik des Griechenthums das Princip der malerischen Gruppenbildung und mannichfaltigen selbständigen und doch wechselbezogenen Vielstimmigkeit in der Musik gegenüberstellte. Noch erhob sie sich nicht zur freien Schönheit wie die Architektur, noch blieben auf der einen Seite die Kunstübungen kirchlich scholastisch, während auf der andern die poetische Empfindung sich in den Liedern der Troubadours und Minnesänger ergoß ohne an die Schulregel sich zu binden, oder ein Franz von Assisi mit der Lerche wetteifernd die liebeglühende Seele in ungebundenen Rhythmen sich gen Himmel schwingen ließ. Die Schule hatte ihren Meister in dem Benedictinermönch Guido von Arezzo, der in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts nicht blos das Gehör und die Stimme der ihm anvertrauten Jugend durch eine einfache Unterrichtsmethode rasch bildete, sondern auch den Noten durch ihre Stellung ober-, inner- oder unterhalb eines Systems von Linien eine bezeichnende und feste Stelle gab. Er verlangte daß der Gesang dem Sinn der Worte, dem Wechsel der Dinge sich anpasse, sodaß er ausdrücke was die Worte sagen, frisch und übermüthig beim Jüngling, streng und ernst

beim Greis, bei der Trauer in ruhigen, beim Glück in frohbewegten Verbindungen der Töne.

Sang man einmal mehrstimmig, so mußte die Zeitdauer der Töne festgesetzt sein, zumal wenn auf einen Ton der untern mehrere Töne der obern Stimme kamen. Ebenso mußte die Harmonie nicht sowol theoretisch als nach dem Gehör erkannt und bestimmt werden. Das 12. und 13. Jahrhundert übernahmen diese Arbeit. Man unterschied nun vollkommene, unvollkommene und mittlere wohllautende Zusammenklänge oder Concordanzen, als Octaven, als Quint und Quarte, als die Terzen; man fühlte daß das Ohr auch Discordanzen erträgt, und sah die Septen als solche an, ja man erkannte daß sie vor einer Consonanz eine gute Wirkung haben, wodurch der Gebrauch und die Auflösung der Dissonanzen, und dadurch wiederum ein neues und höchst wichtiges Kunstmittel der Musik entdeckt ward. In Frankreich war es gewöhnlich daß eine mittlere Stimme die Melodie hielt und trug, daher Tenor genannt; über ihr entfaltete sich eine obere, Discant geheißen, bald in Consonanzen, bald so daß sie sich in bunten Figuren rasch bewegte, endlich aber auch so daß sie stieg wenn der Tenor sank, sank wenn er stieg, wodurch seine Bewegung also eine Gegenbewegung erhielt und das Princip des Contrastes, das im Colorit wie in der malerischen Composition seine Rolle spielt, auch in die Musik gebracht, ja für eine gleichzeitige doppelte Melodienführung die Bahn gebrochen war. Man gesellte dann eine dritte und vierte Stimme, und schon war eine nicht mehr der Reflex der andern, sondern ein Gegenbild, das sich im Schlusse mit ihr zu vermitteln und zu versöhnen hatte; schon durften Dissonanzen erklingen, wenn sie das Streben nach dem Ziel ausdrückten, das der volle reine Accord erreichte, in dem die verschiedenen Kräfte und Wege sich zusammenfanden. Ja man ging noch weiter. Hatte schon das Organum Hucbald's nach Oskar Paul's Forschungen nicht sowol darin bestanden daß eine Melodie in reinen Quinten oder Quarten begleitet wurde, was eine üble Scholastik gewesen wäre, sondern bezeichnete es vielmehr daß eine Stimme der andern in der Quinte oder Quarte nachfolgte und das von ihr Vorgetragene wiederholte oder im Wechselgesang auf die erste Melodie in einer andern Tonlage antwortete, so kam man jetzt zur Nachahmung, indem ein Tongang in mehrere Momente zerlegt und von mehrern Stimmen

so vorgetragen ward daß eine der andern folgte, und während diese weiter ging, das von ihr Vorgetragene wiederholte; dieselbe Phrase ward von verschiedenen Stimmen in verschiedenen Momenten vorgetragen; es galt daß doch ein guter Zusammenhang bewahrt blieb; man vernahm unmittelbar wie Grund und Folge, wie der erste und der zweite Theil übereinstimmen.

So kam allmählich zum Rhythmus und der Melodie das dritte Element der Musik, die Harmonie zur Entwickelung, wodurch diese Kunst erst zur vollen Freiheit gelangte und leisten lernte was keine andere annähernd vermag, die Mannichfaltigkeit selbständiger Lebensbewegungen in ihrer Wechselwirkung und ihrer organischen Einheit, oder den Organismus des Werdens im Geist und in der Natur darzustellen und das Streben und Ringen der verschiedenen Kräfte zur Versöhnung zu leiten. Wie in der Architektur Thurm gegen Thurm steht, wie die Kirche über der Krypte emporsteigt, wie Säule und Pfeiler rhythmisch wechseln oder zur Gruppe zusammentreten und die Bogen auf- und absteigen von einer Stütze zur andern und in dem Schlußstein gegenseitig sich tragen und halten, so stellt sich eine Stimme neben die andere, gegen die andere, so baut sich eine Melodie über die andere, so erklingen statt einzelner Töne die Accorde, so bewegen sich die Stimmen gegensätzlich auf und ab um endlich harmonisch sich zu vereinigen.

Während die Musik in der Kirche künstlerisch entwickelt ward, nahm die ritterliche Gesellschaft Gesang und Tanz, diese geselligen Künste in ihre Pflege; ihre Uebung gehörte zur Standesbildung. Die Leier, die Harfe, die Fiedel wurden von Männern und Frauen gespielt; Flöten und Schalmeien erklangen dazu, und von den Arabern nahm man die Oboen, Trompeten und Trommeln auf. Wir erinnern uns daß der adelige Troubadour gewöhnlich seinen Spieler, Jongleur, zur Seite hatte, daß dieser ein Sänger um Lohn war, während in jenes Namen Sordel erklärte: er gebe ohne zu nehmen und wolle für seine Kunst keinen andern als Liebeslohn. So waren auch den nordfranzösischen und normannischen Trouveres musikverständige Dienstmannen, Minstrels, gesellt. Im Anschluß an die Strophe ward hier die Melodie zu einem in sich gerundeten Organismus; zwei Theile entsprechen symmetrisch einander, ein dritter schließt ab; die Töne folgen dem Rhythmus der Verse. Nach Ambros' Urtheil war die Melodie mit welcher Blondel seinen gefangenen König Richard

Löwenherz gesucht und gefunden haben soll, gleich den Weisen älterer Meister noch etwas starr und wenig bewegt, während am Anfang des 13. Jahrhunderts die Anmuth jüngerer Gesänge kaum noch etwas zu wünschen übrigläßt. Man erkennt selbst in den Noten den Wellengang der Töne wie er bald ruhig gemessen, bald kühn erregt dahinzieht. Zu den Reihen- und Hüpftänzen wurde gewöhnlich ein Lied, Ballade genannt, von einer Dame vorgetragen, die Tanzenden fielen als Chor mit dem Refrain ein. Wol mochte ein Marienlied von Adam de la Hale von besonders zarter Innigkeit erklingen, da ja die schönen Augen einer zeitgenössischen Maria ihn dem geistlichen Stand entfremdeten; doch kehrte er später zu demselben zurück und versuchte sich nun als mathematisch gelehrter Musiker in vielstimmigem Satz, der aber noch hart und reizlos blieb; die Schulübung und der Herzensdrang melodischer Erfindung gingen noch nicht ineinander auf. Der deutsche Minnesänger war am liebsten sein eigener Fiedler und Harfner, wie das die Helden der Sage Volker, Horand und Tristan bezeugen. Ich sehe nicht so sehr eine Verwandtschaft mit dem gregorianischen als mit dem germanischen epischen Volksgesange darin daß der Minnesänger weit mehr Rhapsode war als der Troubadour, und daß demgemäß viele Melodien nicht so liedmäßig in sich geschlossen und den Worten gegenüber selbständig sind wie die französischen, sondern im einzelnen dem Sinne, dem Verse sich enger anschließen, auf seine Accente ohne reguläre Taktbewegung Rücksicht nehmen, ihm Halt und Färbung geben. Im griechischen Chorliede vereinten sich Sprache, Musik und Tanz, aber die Poesie herrschte, ihre Zeitmessung der Silben, ihr kunstreicher Rhythmus war die Grundlage; die Modulation im Wechsel der Töne und der Körperbewegungen belebte, verstärkte und veranschaulichte den Bau der Strophe, den Ton der Worte. In Sprachen aber die nur eine bestimmte Zahl von Hebungen oder durch Alliteration gebundene Worte im Verse verlangen, konnte die Musik erst eine rhythmische Periode für sich ausführen ohne mit ganzen und halben Tönen sich streng an die gegebenen langen und kurzen Silben zu binden. Die Dreigliedrigkeit der Strophe und die freiere Bewegung innerhalb der einzelnen Verse kam der selbständigen Ausbildung der Musik entgegen, und diese entwickelte sich zu Kraft und Klarheit; aus manchen Melodien meinen wir ein deutsches Kirchenlied herauszuhören. Der Gesang der geistlichen Schauspiele war selbstverständlich

theils ritualgerechter Kirchenton, theils schloß er sich demselben an und verwerthete Sequenzmelodien, oder erging sich in recitativischer Declamation. Wie der Humor in die Dichtung eindrang und das wirkliche Leben komisch aufgefaßt wurde, wenn Judas um die Silberlinge schacherte oder der Salbenkrämer den zum Grabe eilenden Frauen seine Waare anbot, so hat Ambros aus prager Handschriften dargethan daß sich hier die ungeschlachte Volks- und Bänkelsängerweise, der Gassenhauer bereits breit macht, wie andererseits in dem französischen Schäferspiele Adam de la Hale schon die noch heute im Vaudeville gewöhnliche, für die Franzosen charakteristische Melodik übt, die wenige Töne auf einfache Art zu gefälligen Combinationen leicht und ungenirt verbindet und eine glücklich gefundene Tonfigur gern wieder und wieder anbringt.

Hören wir die mittelalterlichen Schriftsteller über Musik reden, so lernen wir die Symbolisirungen der Mystik und Scholastik auch hier kennen. Da schreiten die authentischen und Plagaltöne wie vier Brautpaare aus der Hochzeitskammer, da sind die vier Grundtöne die vier Elemente die den Makrokosmos bilden, oder die vier Temperamente des Menschen, die vier Tages- und Jahreszeiten, die vier Evangelien. Wie bei Pythagoras ist das Universum ein musikalisch geordnetes, bewegtes Ganzes. Wie bewundernswerth, sagt Marchettus von Padua, ist doch dieser Baum der Musik: seine Zweige sind schön nach Zahlenverhältnissen geordnet, seine Blüten sind Wohlklänge, seine Früchte die Harmonien welche aus den Blüten reifen. Nach de Muris ist das System der Musik ein Bild der Kirche. Wie diese nach dem Vorbild der Schwestern Martha und Maria das Leben in ein werkthätiges und beschauliches theilt, so ist die Musik thätig beim Sänger, contemplativ bei dem der sie im Herzen und Gedächtniß hat und aufnimmt. Der authentische und Plagalton versinnbildlicht die Liebe zu Gott und zum Nächsten. Die drei Octaven sind die Stufen der Buße vom Tiefklang der Zerknirschung durch das laute Bekenntniß zur Höhe der Genugthuung in guten Werken. Dreierlei Tonwerkzeuge verwendet die Kirche, Schlag-, Blas- und Saiteninstrumente; sie gleichen der Verbindung von Glaube, Liebe, Hoffnung. Kein Tonsatz kann ohne Anfang, Mitte und Ende sein; keines kann des andern entbehren und alle drei sind eins, ein Bild der göttlichen Dreieinigkeit. Vier Kirchentöne gleichen den Cardinaltugenden, auf denen die

acht Seligkeiten beruhen. Wie die Erkenntniß der Kirche in den vier Evangelien, so besteht die der Noten in den vier Linien. Wie der Finalton den authentischen vom plagalen, so scheidet Christus die Schafe von den Böcken; wie das Ende des Gesangs durch Anfang und Mitte, so wird das Ende des Lebens, Verdammniß oder Seligkeit, durch seinen Beginn und seine Führung bestimmt.

Die gothische Architektur.

Das Selbstgefühl der christlich germanischen Welt wie es durch die Kreuzzüge mündig geworden war, sein Sehnsuchtsdrang nach dem Unendlichen, sein begeisterter Aufschwung, sein Ringen nach persönlicher Selbständigkeit und seine kühne Phantasie fand den vollendetsten Ausdruck im gothischen Baustil. Wie der Staat innerhalb des Christenthums bleibt, wenn er auch sich von der Uebermacht der Hierarchie freizukämpfen trachtet, so wird die seither gewonnene Grundgestalt der Kirche erhalten, und die neuen Formen entwickeln sich aus den romanischen. In diesen war die Masse gegliedert und gestaltet worden wie das Volk durch die Autorität der Priester; aber das christliche Volk soll nicht Masse sein, jeder Einzelne soll als selbstbewußtes und willenskräftiges Glied im Gottesreich dastehen, und wie eine tiefere Poesie des Wissens und die Macht des eigenen Denkens sich regt, so wird auch im Bau die Masse durch die eigenthümliche Lebensgestalt aller besondern Werkstücke überwunden, und das Ganze erscheint wie eine freie Einigung aufstrebender Pfeiler, die sich zusammenneigen und zusammenwirken. Im romanischen Stil verschmolz unter der Leitung der Geistlichkeit die antike Ueberlieferung mit den Forderungen des Cultus und der Gemüthsstimmung der neuen Völker; so war auch in der Literatur die lateinische Sprache die herrschende gewesen. Jetzt aber werden die Ritter, die Städte Träger der Bildung, jetzt wollen die Menschen in ihrer Muttersprache ihr Herz und ihre Weltanschauung dichterisch kundgeben, jetzt treibt es sie auch in eigenen architektonischen Formen die Sinnesweise und Richtung der Zeit zu offenbaren. Die Grundlage

dieſer Formen iſt der Spitzbogen. Wenn man durch den Rundbogen zwei Stützen verbindet, ſo iſt ſein Mittelpunkt die Mitte ihrer Entfernungen; vergrößert man aber den Radius und ſchlägt nun die Kreislinien von den Stützen aus, ſo ſchneiden ſie einander, und wird ein Höhenpunkt gewonnen wo ſie zuſammentreffen und ſich gegenſeitig emporhalten, während der Halbkreis wieder zu ſeinem Ausgangsniveau hinableitet, ſodaß erſt im Spitzbogen die Höhenrichtung der chriſtlichen Architektur ihren Gipfel erreicht. Auch iſt zwiſchen zwei Punkten nur der eine Halbkreis möglich, während es uns freiſteht die Spitzbogen aus größern oder kleinern Kreiſen zu conſtruiren, und dadurch wird es möglich verſchiedene Entfernungen doch in gleicher Höhe zu überwölben, dadurch iſt der ſelbſtändigen Individualität ein Spielraum ihrer Entfaltung gewährt.

Das Chriſtenthum will eine Gemeinde der Gläubigen, keine Prieſterherrſchaft; das demokratiſche Princip macht ſich im Franciscanerorden ſelber geltend und fordert großräumige Hallen für die Prediger, die Geiſtlichen treten auf gleichen Boden mit den Laien, und in dem Drang nach der Höhe und dem Licht verſchwindet die düſtere gedrückte Krypte. So heißt es im Titurel vom Graltempel:

Und fragt ihr dort nach Grüften?
Nein! Gott der Herr bewahre
Daß in der Erde Schlüften
Sündhaft ein reines Volk ſich ſcharе,
Wie das ſich birgt in dunklen Gründen.
Man ſoll in lichter Weite
Den Chriſtusdienſt und Chriſtenglauben künden!

In lichtvoller Erhabenheit des ganzen Baues ſollte der Schauer des Unendlichen das Gemüth ergreifen, das Geheimniß Gottes ſich offenbaren, nicht im Dunkel einer engen Stätte.

Im Grundriß ward zunächſt das lateiniſche Kreuz beibehalten, in den großen Domen aber geſellten ſich im Langhaus dem überragenden Mittelraume auf jeder Seite zwei Seitenſchiffe, eines in den Querflügeln, und der runde Chorſchluß ward durch einen polygonen erſetzt, der zur vollen Höhe des Baues emporſteigt, aber von einem Kranze niedriger Kapellen umgeben wird. Das Kreuzgewölbe der Decke ward beibehalten, aber die Gurten, die im romaniſchen Stil ornamentartig hervortraten, wurden jetzt

zu Trägern ausgebildet und die Decke wie ein Kreuznetz von Gurten und Rippen construirt, die in der Linie des Spitzbogens sich trafen und spannten, sodaß die sphärischen Dreiecke zwischen ihnen nur wie eine leichte Füllung erschienen, das ganze Gewölbe sich in schwebender Bewegung aus den Pfeilern entfaltete. Diese erhielten nun alle den gleichen Abstand und die gleiche Gestalt; der Spitzbogen machte es möglich auch die doppelte Breite des Mittelschiffs zu überspannen, und dem Kreuzgewölbe hier die Gestalt des Oblongums zu geben, während es in den Seitenschiffen die des Quadrats bewahrte. Der Spitzbogen aber wirft viel entschiedener die Last auf die Achse der Stütze und bedarf eines viel schwächern Seitenschubs als der Rundbogen, der Pfeiler konnte daher viel schlanker werden und nahm wieder die runde Säulengestalt zu seinem Kerne; während aber diese in Griechenland durch die Rieselung einwärts gezogen ward und doch einheitlich herrschend blieb, quellen aus ihr kleinere oder größere Kreisausschnitte in symmetrischem Wechsel hervor und bilden auf der gemeinsamen Basis eine wohlgegliederte Gruppe: an dem Schafte strahlen leichte Halbsäulchen hoch bis zur Decke empor, größere oder kleinere Dienste, wie man sie passend genannt hat, denn sie sind es auf welchen das Gerippe des Gewölbes ruht. Ein kelchförmiges Capitäl leitet diesen Umschwung ein; das Aufstreben soll nicht gehemmt werden, wie Zweige aus dem Stamme sich allseitig ausbreiten, so soll die Decke aus ihrem Pfeiler hervorsprießen, daher kein Ausdruck der Last, kein Würfelknauf, sondern eine sanft sich aufschwingende Linie hold umkränzt von schmückenden Blättern, „durch welche die edle Gestalt des Stammes durchblickt wie durch das Frühlingsgrün der Bäume" nach Schnaase's schönen Worten. Die gewölbtragenden Bogen setzen die Gestalt des Pfeilers im Wechsel elastischen Einziehens und Hervorquellens durch Rundstäbe und Hohlkehlen fort, aber die Rundstäbe wurden dem Spitzbogen gemäß selber herz- oder birnenförmig zugespitzt, und der Schlußstein, wo die Diagonalen der Gurten sich schneiden, ward gern mit einer Blätterrose geschmückt, die schwebenden Felder zwischen ihnen mit Sternen. So standen Pfeiler und Decke in organischem Zusammenhang, und es bedurfte keiner starken Mauermasse mehr zum Widerlager, sondern man brauchte nur nach außen hin die Stützpunkte der Gewölbgurten zu sichern, und die Seitenträger der Seitenschiffgewölbe, die nach außen als Strebepfeiler vortraten, erhielten natürlich

auch nun die gleiche Behandlung wie ihre freiſtehenden Genoſſen. Die lebendige Bewegung aufſtrebender Kräfte, ihre Entfaltung zur ſchwebenden, nicht laſtenden Decke erſchien in einer reichen ſymmetriſchen Gliederung, und der Zweck, die Beſtimmung, die Leiſtung war durch die Form ſelber ausgeſprochen, durch anmuthiges Ornament ſinnvoll umſpielt.

War aber die gleichmäßig ſtarke Mauer aufgelöſt in eine Reihe von Strebepfeilern, ſo bedurfte es nur unten und oben eines Abſchluſſes für das Gebäude, die ganze mittlere Fläche konnte offen bleiben, und gab als ein einziges großes Fenſter dem erſehnten Lichte freien Eingang in das Heiligthum. Die hohen Fenſter erhielten eine Umrahmung deren Profil im Wechſel von Hohlkehlen und Stäben an die Pfeiler anklingt und die durch den Spitzbogen abgeſchloſſen wird; von der Brüſtung bis zu ihm hin wurden mehrere ſchlanke Pfoſten eingefügt und mit Spitzbogen untereinander verbunden, der Raum unter dem Bogen des Ganzen aber durch Maßwerk ausgefüllt, zunächſt kreis- und roſettenförmig, dann dem Drei- oder Vierblatt des Klees ähnlich, dann im Formenſpiel geſchwungener Linien, das Ganze wie eine ſteinerne Blüte der aufſtrebenden Pfoſtenſtengel, doch ohne Naturnachahmung, alles in geometriſch meßbaren Kreisſegmenten dem Geſetze des Materials und der Architektur gemäß. Wollte man die horizontalen Mauerreſte noch beleben, ſo lief unter den Fenſtern des Obergeſchoſſes eine Bogengalerie her, oder dieſe Pfeilerſtäbe und Spitzbogen ſtanden als Triforium ornamentartig vor der Wand über den Scheidbogen oder dem Baſament der Außenmauer. Die oft ſo phantaſtiſchen Verzierungen des romaniſchen Stils ſind auf dieſe Weiſe jenen einfachen Linienverſchlingungen gewichen, in denen das Princip des Spitzbogens wiederklingt, während um die Capitälkelche die heimiſchen Blüten und Blätter der Roſe, Rebe, Eiche erſcheinen. Die conſtructiven Glieder des Baues ſind aber ſchon ſo behandelt daß ihre Kernform zweckvoll und anmuthig zugleich, alſo echt künſtleriſch geſtaltet iſt, daß daher das Ornament keine müßigen Maſſen zu bekleiden braucht, ſondern das Große ſelbſt in zierlicher Feinheit ſich darſtellt, und der zuſammenhängende Organismus des Ganzen ſeinen Schmuck im einzelnen aus ſich ſelbſt, aus ſeinen conſtructiven Kräften erzeugt.

So iſt der Eindruck des Innern feierlich lichtvoll, erhebend und erfreuend zugleich. Das Auge wird von den Pfeilern empor-

gezogen, welche ſich aus ſich ſelber zur Decke verzweigen, und die mannichfaltigen Durchblicke und Reflexe im Spiel von Licht und Schatten gewähren an ſich einen maleriſchen Reiz. Und wie die Malerei nicht an die Schwere der Materie gebunden iſt, ſo ſcheint dieſelbe auch in dieſer maleriſchen Architektur überwunden; nichts laſtet und drückt, alles hält einander in gegenſeitiger Strahlung und Spannung, der allſeitige Lebensdrang trägt ſich ſelbſt in harmoniſcher Wechſelwirkung, die Sehnſucht nach dem Unendlichen iſt zugleich geweckt und geſtillt. Aber hierzu kommt noch daß das Licht nicht durch weiße, ſondern durch farbige Fenſter hereinſcheint und daß dadurch ein magiſches Spiel ineinander verſchwebender Töne hervorgebracht wird, während aus der höchſten Quelle, aus der thurmartigen Laterne über dem Kreuzungsquadrate, das Licht voll und rein hervorbricht und damit wieder das Auge nach dieſem idealen Mittelpunkt lockt. Die Farben der Fenſter fügen ſich zu Geſtalten, zu Bildern zuſammen und ſchimmern am Boden, an den Pfeilern wieder, wenn ihr voller Glanz die Steine trifft. Das Material ſelbſt nimmt gern am feſten Pfeilerkern einen dunkeln, an den Dienſten einen hellern Ton an, und Gold funkelt an den Sternen der Deckenfelder oder an den Ornamenten der Capitäle. Dieſer Farbenzauber des Helldunkels geſellt ſich dem Wunder der Conſtruction, welche alle Erdenſchwere beſiegt, und vollendet den maleriſchen Eindruck des Ganzen.

Betrachten wir das Aeußere, ſo treten hier die Strebepfeiler aus der Mauer hervor und löſen ſie in Einzelglieder auf, welche durch den gemeinſamen Sockel und das Geſimſe des Dachs verbunden werden, über dieſes aber mit freien Spitzen gen Himmel ragen; ſie erheben ſich in mehrern Abſätzen wie in organiſchem Wachsthum nach oben hin verjüngt; die Abſätze ſind durch feine horizontale Bänder bezeichnet, die ſich über einen Rundſtab und einer Hohlkehle abgeſchrägt niederneigen. Stab- und Maßwerk leitet das Auge von einem Abſatz zum andern empor; die Belaſtung der untern Theile iſt techniſch nothwendig und führt äſthetiſch dazu daß man die Strebepfeiler mit einem Spitzhelm und ſäulengetragenen Baldachin bekrönt, oder ſie in ſchlanken Pyramiden, den Fialen, auswachſen läßt, die auf den Spitzen Kreuzblumen tragen, und an den Ecken, an den Seiten mit kleinen Steinblumen, Knollen oder Krabben geſchmückt ſind. Aber die Pfeiler welche das Dach des Mittelſchiffs hoch über die

Seitenschiffe emportragen, bedürfen eines Haltes nach außen, und finden ihn durch Strebebogen, die man von den äußern Strebepfeilern durch die Luft nach ihnen hinschlägt, und sind zwei Seitenschiffe vorhanden, so ragen auch die Pfeiler die sie theilen über das Dach hervor, und von außen zu ihnen, von ihnen nach dem Dache des Mittelschiffs hin gehen nun die Bogen schräg aufwärts, dadurch entlastet daß sie selbst im Innern maßwerkartig durchbrochen sind. Sie tragen auf ihrem Rücken die Rinnen für das Wasser, das dann thierische oder dämonische Gestalten ausspeien. So sehr ist die Gothik eine Architektur des Innern, daß nach außen hin der Organismus des Baues sein Knochengerüste, sein Steingerippe zeigt, das in der Natur unter der undurchbrochenen Hülle des Fleisches und der Haut liegt; hier aber tritt alles constructiv Bedeutende auch mächtig und bestimmt hervor, aber allerdings mehr in malerischer Fülle als in plastischer Klarheit, und es läßt sich nicht leugnen daß besonders am Chorschluß und überhaupt bei perspectivischer Ansicht diese Streben und Bogen sich vor uns etwas verwirren. Die einheitlich horizontale Linie des Daches wurde nicht blos durch sie unterbrochen, sondern auch zwischen ihnen über den Fenstern durch spitzgiebelige Aufsätze, deren Inneres Maßwerk öffnet und schmückt, deren Seitenpfosten in einer Kreuzblume ausblühen; Wimberge, Windbergen, ist ihr Name. In die Seitenansichten kommt einige Ruhe durch die hervortretenden Querflügel, die mit einem Portal sich öffnen, und über demselben ein großes Fenster wieder durch einen Wimberg bekrönen. Ihren entschiedensten Ausdruck fand die Einheit wie die Höhenrichtung in der Façade, mochte nun ein Thurm vor dem Mittelschiff emporsteigen, oder lieber noch zwei gleiche Thürme vor den Seitenschiffen stehen und das Hauptschiff kraftvoll umschließen. Dann war in dessen Mitte das Hauptportal, und über demselben ein großes Prachtfenster und reichausgestatteter Giebel, während die Thürme zunächst durch vier mächtig hervorspringende Eckpfeiler senkrecht emporstiegen, und zwischen diesen die Mauern durch Portale und Fenster sich öffneten, durch Stab- und Maßwerk belebten. Eine Galerie schloß diesen Unterbau, in dessen vier Ecken nun spitze Fialen aufsprossen, während zwischen ihnen ein achteckiges Obergeschoß mit hohen Fenstern lustiger und leichter sich erhob, und zwischen seinen Wimbergen dann die steile achtseitige Pyramide des Helms in der Art das Ganze bekrönte daß acht Stein-

balken mit an ihnen emporklimmenden Krabben in einer Spitze zusammentrafen und mit einer Kreuzblume endeten, zwischen ihnen aber horizontale Stäbe ein Netz von Maßwerk aufnahmen. Dies lichte durchbrochene Steindach war zwar weder zweckmäßig noch in seiner riesenhaften Höhe leicht vollendbar, aber es zeigt das rücksichtslos ideale Streben einem Drange des Gemüths, einem Gefühl des Aufschwungs den mächtigsten Ausdruck zu verleihen.

Die reichen Prachtbauten, in welchen überhaupt die Gothik zur Vollendung kommt, wurden mit freiem Maßwerk wie umsponnen oder spitzenartig geschmückt, und in diesem Ornamente setzt sich eben die architektonische Construction mit eigener Triebkraft fort. Wie die Baukunst im Innern der Malerei keine selbständige Fläche läßt, und die Bilder der Fenster zu Mitteln ihres eigenen malerischen Eindrucks macht, so gewährt sie zwar in den Tabernakeln und an den Portalen für Einzelstatuen, für Gruppen und Reliefs den Raum, aber sie zieht die Gestalten in die eigene Richtung hinein, sie macht sie lang und schmal und gibt den Gewändern einen weichen Fluß, der Haltung selbst ein schwärmerisch gefühlvolles, bald demüthiges bald verlangendes Gepräge der Beziehung auf ein Jenseitiges, Unendliches; sie läßt thierische, dämonische, menschliche Figuren an den Enden der Strebebogen zu Wasserausgüssen in seltsam vorgestreckter Bildung mit Humor, oft aber auch mit cynischer Derbheit dienen; sie stellt in das Pfostenwerk der nach innen sich verjüngenden Portale nicht blos Figuren senkrecht auf, sie läßt sie auch der Neigung der krönenden Giebellinien folgen, wo sie herabzufallen drohen oder sich biegen und winden müssen; sie füllt das Mittelfeld mit Reliefs, die aber bei ihrer Kleinheit wenig für sich bedeuten, — kurz sie wird der Plastik nicht um dieser selbst willen gerecht, sie scheint zu empfinden daß ein selbstgenugsames Beruhen in sich, ein Gleichgewicht des geistigen und sinnlichen Lebens wie es derselben eignet, hier mit der bewegenden Kraft des Ganzen, die alles aus sich hervortreibt, nicht im Einklang stünde. Der Spitzbogen ist das herrschende Princip; er war technisch längst vorhanden, aber ästhetisch ward er hier verwerthet und zum Ausgang wie zum Bestimmungsgrunde des Baues; das Aufstreben vollendet sich durch ihn, durch ihn ist es möglich das Ganze als die Einigung selbständiger verticaler Glieder erscheinen zu lassen, die in ihm gipfeln und einander tragen.

Vergleichen wir den gothischen Dom mit dem dorischen

Tempel, ſo iſt er der volle künſtleriſche Gegenſatz deſſelben. Dort iſt das Innere vor allem herrlich, hier war es unbedeutend, das Aeußere aber edelſchön geſtaltet, im Gleichgewicht von Kraft und Laſt und in der Verſöhnung ihres Kampfes, während dort die Kraft allen Druck der Schwere überwindet. Der griechiſche Tempel lagert ſich mit ruhigem Behagen auf der Erde, die Horizontallinie des Architravs, des Geſimſes herrſcht, und in ſtumpfem Winkel neigen ſich die Giebellinien zuſammen, während in dem gothiſchen Dome die ſteilen Thurmſpitzen den Himmel ſuchen, die Strebepfeiler, die Wimberge überall das Dach unterbrechen und überragen, und eine über das Irdiſche hinausdrängende Triebkraft überall uns mit ſich emporreißt. Im griechiſchen Bau waltet die Einheit vor, er iſt maßvoll klar, in ſich geſchloſſen, der gothiſche macht die Mannichfaltigkeit zum Princip, es genügt ihm daß die individuell geſtalteten Glieder vom Geiſte des Ganzen durchdrungen ſind. Dort ſcharfer Gegenſatz und ſeine Ausgleichung, hier ſanfte Uebergänge, ein raſtlos ſich Entfalten und Verzweigen. Dort das Werk ſelbſt von plaſtiſchem Eindruck und für die Sculptur berechnet, hier maleriſche Fülle, hier die feierlich milde Stimmung des Innern mit Hülfe des farbigen Lichtes erreicht.

Schnaaſe ſieht in der griechiſchen Form den naiven Ausdruck eines männlichen, edeln, vollgenügenden Selbſtgefühls, während die gothiſche eine wärmere, aber auch unbeſtimmtere weibliche Empfindung erwecke; ein organiſches Leben ſei in beiden, auch im griechiſchen Bau laſſe die Bildung ſeiner Glieder ein Wachſen und Werden erkennen, aber es ſei vorüber und liege hinter ihm; im gothiſchen Bau ſei es gegenwärtig und die Formen erſcheinen wie in der vegetabiliſchen Natur noch in friſchem Sprießen und Entfalten. Dafür ſind denn aber die helleniſchen Bauten fertig geworden wie der Meiſter ſie entwarf, die gothiſchen aber vielfach im Werden geblieben, unvollendet, oder im Lauf der Jahrhunderte durch Zuſätze verändert, und in anderer Weiſe fortgeſetzt als begonnen; ſie geben dem hiſtoriſchen Sinn des Beſchauers reichere Anregung, jene dem äſthetiſchen eine vollere Befriedigung. — Kugler weiſt darauf hin wie zur Herſtellung des gothiſchen Domes mit dem ekſtatiſchen Aufſchwunge des Gefühls und dem künſtleriſchen Verſenken des Geiſtes in die Aufgabe der ſchärfſte Calcul und die Nüchternheit des handwerklichen Betriebes Hand in Hand gehe; wie die ſtaunenerregende

Wunderwirkung des Innenbaues erkauft werde durch ein zerklüftetes, zerstückeltes Gerüst im Aeußern, deſſen Vorſprünge und Bogenmaſſen einander ſelbſt und die Körper des Baues in ſtetem Wechſel decken, nirgends ein feſtes Bild des Geſammtzuſammenhangs und damit keinen in ſich beſchloſſenen und beruhigenden Eindruck gewährend; auch ſei die Fülle des Ornaments durchweg nur das Erzeugniß eines trockenen Schematismus, mit Lineal und Zirkel geſchlagen, nicht aus künſtleriſcher Empfindung geboren. Wir können hinzufügen daß dies durchbrochene Steingerippe der Thurmhelme, Fialen, Strebebogen ſo wenig dauerbar als zweckmäßig erſcheint, daß noch vor der Vollendung des doch für die Dauer beſtimmten monumentalen Baues ſchon für die wiederherſtellende Erhaltung Sorge getragen werden muß. Mit kühnſter Folgerichtigkeit hat die Gothik ihr Princip auf die Spitze getrieben, dadurch iſt ſie einſeitig geworden. Während ein Architekt unſerer Tage, Ludwig Lange, ſagt die Aufgabe der Baukunſt ſei das Reale zu idealiſiren, nicht aber ein Ideal zu realiſiren, hat die Gothik dies letztere angeſtrebt, ſie hat das Ideal ihrer Zeit architektoniſch ausgeprägt, und es iſt als ob der chriſtlich mittelalterliche Geiſt die beſten künſtleriſchen Kräfte zweier Jahrhunderte an ſich herangezogen um ſich im gothiſchen Dom zu verkörpern, und dies iſt höchſter Bewunderung werth. Wir ſehen hier kein immer und überall Gültiges, aber dennoch eine der glänzendſten Schöpfungen der Menſchheit, die dadurch eine Stufe ihres Entwickelungsganges bezeichnet, und der religiöſen Begeiſterung des chriſtlichen Mittelalters, dem himmelanſtrebenden Drange des Gemüths wie dem Ringen nach Selbſtändigkeit und Geltung der perſönlichen Eigenthümlichkeiten innerhalb des Ganzen das großartigſte und ergreifendſte Denkmal errichtet hat.

Das war nur möglich indem der ritterlich phantaſtiſche Zug und Schwung von der ſoliden Arbeit des Bürgerthums getragen und begleitet ward. Die Menge der zur Ausführung nothwendigen Kräfte organiſirte ſich um den anordnenden Meiſter zunftgenoſſenſchaftlich in den Bauhütten, die ein gemeinſames Band durch verſchiedene Länder hin verknüpfte. Der Zuſammenfluß vieler Menſchen bei ſo umfaſſenden Werken machte eine feſte Lebensordnung nöthig; in der Bauhütte, wo die Arbeit vertheilt, der Lohn bezahlt wurde, ſchlichtete man auch die Streitigkeiten; kein fremder Richter ſollte angerufen werden. Da wurden die

Lehrlinge, die Geſellen geprüft, und der Bewährte ſetzte ſein Zeichen auf ſeine Werkſtücke. Er gelobte Zucht und Ehrbarkeit, er beſchwor die Zunftordnung, er erhielt das Erkennungszeichen durch Wort, Gruß, Händedruck, wodurch er auch in andern Städten ſich ausweiſen konnte. Die mathematiſchen Formeln, die Handgriffe welche nöthig waren um die Geſtalt der einzelnen Steine in die elaſtiſch geſchwungenen Bogenlinien paſſend zu machen, waren dem Arbeiter ein Zunftgeheimniß, das ihn zu Werken über ſein Verſtändniß hinaus befähigte; aber dieſe Regeln, dieſe Figuren und Zahlen und ihre Verhältniſſe waren von dem abſtrahirt was die Erfindungskraft der Phantaſie geſchaffen hatte, und ſelbſt nicht ſchöpferiſch, ſondern nur die Mittel wiederholender Ausführung. Der formale Verſtand des Scholaſtikers und der Tiefſinn des myſtiſchen Gefühls, die in der Wiſſenſchaft zu keiner rechten Durchdringung kamen und an die Ueberlieferung gebunden blieben, hier in der Architektur haben ſie zuſammengewirkt, gleich wie die Kirche und das weltliche Ritterthum in den Kreuzzügen. Nur die vorzüglichſten epiſchen Dichtungen des Mittelalters laſſen ſich ſeinen Domen vergleichen.

Das Mittelalter liebte es in ſeinem Sinn für Symbolik den Dom wie ein Bild der Welt zu betrachten. Die Wände ſtellen die Völker dar, die von den vier Weltgegenden her in der Chriſtenheit ſich einigen. Die würfelförmigen Steine deuten auf die vier Cardinaltugenden, der Kitt auf die Liebe. Chriſtus iſt die Thür, der Weg zum Leben, die Pfeiler ſind die Apoſtel, die Fenſter erleuchtende Lehrer. Selbſtverſtändlich hat man dem Bau nicht darum ein Dach gegeben um auszudrücken daß die Liebe die Menge der Sünden decke; aber man hat es darauf gedeutet, und die grübelnde Scholaſtik hat gar manche kleinliche Anſpielung anfangs herausgeſucht, dann in Einzelheiten des Baues hineingeheimnißt.

Wie die Kreuzzüge, das Ritterthum und die Ritterdichtung, ſo ging auch der gothiſche Stil von Frankreich aus, und zwar von jener echt fränkiſchen Mitte zwiſchen dem normanniſchen Norden und dem romaniſchen Süden. In Paris begegneten beide einander, und ſo trafen ſich hier die Formenelemente der das Mittelſchiff ſtützenden Bogen der Seitenſchiffe, des Chorumgangs und Pflanzenornaments aus der Provence mit dem Kreuzgewölbe, der ſymmetriſchen Conſtruction, der Thurmfaſſade der Normandie. Aber es gab keine bloße Miſchung, ſondern ein neues

Formprincip, der Spitzbogen, einte das Zweckdienliche zu einem neuen Organismus. Es geschah zuerst 1140 durch den Abt Suger an der Kirche von Saint Denis. Noch ist das Schwerfällige nicht überwunden, noch sind die Fenster klein, noch schmückt kein Maßwerk; aber Schritt vor Schritt macht jeder frische Bau der Gegend eine Eroberung auf der betretenen Bahn; so zu Noyon, zu Chalons, zu Rheims; und schon beginnt man romanische Kirchen umzubauen oder in der neuen Weise fortzusetzen, sodaß man ihre Entwickelung aus der alten an den Werken selber sieht. Da tritt noch vor Ende des Jahrhunderts Notre Dame von Paris auf; noch wuchtvoll, aber bereits mit einem kühn entwickelten System der Strebebogen und Strebepfeiler an dem fünfschiffigen Bau mit rundem Chorschluß und ansteigender Ausbildung der Höhenrichtung; vornehmlich aber ist die Fassade meisterhaft: zwei Thürme, drei Portale, Galerien mit Statuen in der Vertiefung zwischen den Strebepfeilern, von Thurm zu Thurm hinüber ein horizontaler Abschluß, in der Mitte das dominirend prachtvolle Rundfenster, die strahlende Rose, diese Elemente zeigen eine harmonisch klare Mäßigung der vertical aufstrebenden Kraft durch horizontale Gliederung und durch eine befriedigende Centralstelle. So ist das Ganze von ernstgroßartiger Würde. Mit dem 13. Jahrhundert werden nun die Bauten leichter und lichter; die reichgegliederten Rundpfeiler statt der stämmigen Säulen, und die hohen maßwerkreichen Fenster, krönende Spitzgiebel und aufsprießende Fialen und der Kapellenkranz um den Chor zeigen in Chartres, in Rheims, in Meaux, in Amiens, in Beauvais die Blütezeit des Stils. Die Meister sind erfinderisch, das Gute, Wohlgefällige wird rasch verbreitet, das Constructive herrscht und treibt das Ornament hervor, das nirgends äußerliche Zierde sein, sondern die Leistung und Bedeutung der baulichen Glieder mit einem Anklang an das organische Leben aussprechen soll. Die heilige Kapelle zu Paris, 1243 von Ludwig dem Heiligen gegründet, gilt mit Recht auch darum für ein Juwel mittelalterlicher Kunst, weil die Formen anmuthig entfaltet, der Farbenschmuck des Innern in Harmonie mit den Glasgemälden der Fenster erhalten ist; im magischen Reize des Ganzen zerschmilzt vor dem Beschauer die Energie des einzelnen zu einem milden wonnigen Accord.

Die Normandie zieht die gothischen Formen, den Kapellenkranz des Chors, den reichen Schmuck der Fassade durch aufwärts

ſtrebende Gliederung der Maſſen, die Fialen und Strebebogen zu der conſtructiven Gediegenheit ihrer romaniſchen Werke heran; wie ſie den Thurm über der Centralſtelle beibehält, ſo ſcheint es überhaupt als ob die urſprüngliche Richtung nun ihre Vollendung durch lichte Klarheit und reiche Zierde fände. Daher ſteht nicht blos die neue Kathedrale von Coutance feſt, klar und ſtattlich da, auch der Uebergang von den romaniſchen zu den gothiſchen Formen an den um- und fortgebauten Kirchen von Caen, von Fecamp, von Bayeux macht den befriedigenden Eindruck natürlichen Wachsthums, und Rouen entfaltet im 13. Jahrhundert einen feierlichen Glanz.

Dagegen bleibt im Süden die langgeſtreckte Form vor der hochanſtrebenden herrſchend; die Strebepfeiler werden lieber abgerundet als durch ſpitze Fialen bekrönt. So macht der Dom von Alby einen feſtungsartig ſchweren Eindruck, und an der reichen Faſſade von Dijon überwiegt in dem Doppelgeſchoß der Arkadenhallen über den Portalen die Horizontallinie. Zu Bordeaux, zu Clermont ſind es nordfranzöſiſche Meiſter die den Stil ihrer Heimat reiner durchführen. — Die franzöſiſche Schweiz zeigt uns in Lauſanne und Genf ein anziehendes Suchen und Ringen die gothiſchen und romaniſchen Formen zu verbinden, jene zu dieſen hinzuführen. Aehnlich die Niederlande, wo Sanct Gudula zu Brüſſel die primitiven Formen des Innern mit reich entwickelter Faſſade ſchmückt; Sanct Bavo von Gent zeigt burgartig trotzende Kraft, während der Chor von der Kathedrale zu Tournay ſich majeſtätiſch reich entfaltet.

Der franzöſiſche Baumeiſter Wilhelm von Sens ward 1174 nach Canterbury berufen um den Neubau der Kathedrale zu leiten; er brachte den gothiſchen Bauſtil dorthin, aber nur die berühmte Weſtminſterkirche zu London aus der Mitte des 13. Jahrhunderts hat entſchieden das franzöſiſche Gepräge, außerdem ward die neue Weiſe in England eigenthümlich umgebildet, und trifft mit der Verſchmelzung der ſächſiſchen und normänniſchen Stämme zur engliſchen Nationalität zuſammen. Ein praktiſcher Sinn hält ſich von dem Ueberſchwenglichen fern, und betont das Schöne erſt neben dem Nützlichen, ſodaß weder die Höhenrichtung noch die durchgeführte organiſche Gliederung zur vollen Entwickelung kommt, ſtatt deſſen aber an einfachen Grundformen ein glänzender Schmuck ſich ſpielend ausbreitet, und zwar ähnlich wie ſchon der romaniſch normanniſche Stil die conſtructiv bedeutenden Theile

derbkräftig und ſchlicht hervorgehoben, und ſtatt ſie decorativ zu verherrlichen, vielmehr die gleichgültigern Räume zwiſchen ihnen zur Stelle mannichfaltiger Zierathen gemacht hatte. Die engliſchen Kirchen ſind mehr langgeſtreckt als hoch, ſie ſchließen im Chor nach altbritiſcher Ueberlieferung durch eine gerade Wand, die bald einem großen Fenſter die Stelle bietet, ſie legen das Querſchiff in die Mitte, führen einen viereckigen Hauptthurm über der Kreuzung auf, und fügen in der zweiten Hälfte häufig ein zweites kleineres Querſchiff an, das gleich dem erſten keine Seitenſchiffe oder nur ein öſtliches erhält; auch das Mittelſchiff hat rechts und links nur ein Seitenſchiff, und bei der geringen Höhe ſind die Strebebogen unnöthig, und das Dach empfängt ſtatt der vielfach durchſchneidenden Fialen und Wimberge eine Zinnenkrönung, die bald auch die Thürme ſtatt des achteckigen Helmes burgartig ſchmückt. Im Innern werden die mit Spitzbogen verbundenen Pfeiler nur bis zur Höhe der Seitenſchiffe emporgeführt; im Mittelſchiff tragen ſie zunächſt ein Triforium, durch lanzettförmige Spitzbogen verbundene Arkaden, die wieder die horizontale Richtung hervortreten laſſen; über ihnen öffnen ſich die Fenſter, zwiſchen welchen auf Conſolen die Dienſte anſetzen die ſich zu den Gurten der Decke verzweigen, ſodaß kein ununterbrochenes Aufſteigen und keine organiſche Entfaltung ſtattfindet. Statt der Gliederung und des Maßwerks behält man lange eine Gruppe von drei ſchmalen ſpitzzulaufenden Fenſtern, deren mittleres die andern bedeutend überragt. Die Pfeiler liebt man buntgegliedert, ein Bündel ſchlanker Säulen die ſich um einen Kern gruppiren und kaum mit ihm zuſammenhängen; kelchförmige Capitäle laden tellerartig aus und ſind oft mit krauſem überfallendem Laubwerk verziert. Die Scheidbogen ſetzen die Gliederung der Pfeiler fort und ſchmücken ſich gern mit ſcharfgezeichneten Vierblättern. An der Deckenwölbung aber entwickelt ſich von den polygonen Capitälſäulen aus ſtatt der auf dem Continent noch üblichen einfachen Kreuze ein ſternförmig glänzendes Gebilde der von dem Mittelpunkt nach den Ecken ausſtrahlenden und ſich untereinander verbindenden Gurten; derartige Räume zu Lichfield, zu Salisbury ſind voll heiterer Würde, und die hier gewonnene Deckengliederung geht auf die Kirchen und in andere Länder über. Das Maßwerk des 13. Jahrhunderts ſpitzt die durchflochtenen Bogen der Normannenzeit, oder legt einen lanzettförmigen Dreipaß unter den Lanzettbogen. Im Aeußern bekleiden Blendarkaden, den Tri-

forien im Innern entſprechend, die Wandflächen. Die Portale bleiben klein und ohne Bezug auf plaſtiſchen Schmuck, und ſtatt des ſchönen, dem Innern entſprechenden Syſtems der franzöſiſchen Faſſade kommt man in ein unbefriedigtes Verſuchen; man fängt an ſtatt der Thürme einen decorativen Vorbau aufzuführen, der ſich über die Höhe der Seitenſchiffe bis zum Giebel des Mittelſchiffs erhebt, Thürmchen an ſeinen Seiten hat und willkürlichen Verzierungen Raum bietet, ähnlich jenen Scheinfaſſaden Italiens ohne rechten Zuſammenhang mit der innern Conſtruction der Kirche.

Die Kathedralen zu Salisbury, Beverley, Wells, Lincoln, Lichfield haben dieſen früh engliſchen Stil im 13. Jahrhundert ausgebildet. Schottland ſchließt ſich an mit Elgin und Glasgow. Die Kathedrale von Salisbury hat eine Geſammtlänge von 430 Fuß; das Mittelſchiff iſt 33 Fuß breit und 78 Fuß hoch; in Notre Dame zu Paris hat es 36 Fuß Breite und 106 Fuß Höhe, und zu Amiens, zu Rheims überſteigt die Höhe die Breite um das Dreifache, während die Länge der Gebäude geringer iſt als in England, viel geringer in ihrem Verhältniß zur Breite der fünf Schiffe. Schnaaſe weiſt auf den ſchroffen Geſchmackswechſel hin der ſich nun in der Vorliebe für ſchlanke zierliche Formen zeigt im Gegenſatz gegen die kraftſtrotzende aber plumpe Schwere des romaniſchen Normannenthums; dieſe war der Ausdruck wehrhafter Stärke der Beherrſcher eines beſiegten Volks. Aber jetzt waren die Stämme eins geworden, und nun ordnete die engliſche Nation ihre Angelegenheiten in klarer ſegensvoller Weiſe. Man wollte jetzt den Muth, den unbeugſamen Willen nicht im Trotz, ſondern in der Geſetzlichkeit, gepaart mit der ritterlichen Empfänglichkeit für zarte Gefühle. So eignete man leicht den neuen Stil ſich an, der dieſer Richtung entgegenkam. Man mäßigte den überſchwenglichen Drang mit praktiſcher Nüchternheit, man überhob ſich der Anforderung in jedem Glied ſeine Function auszuſprechen und doch das Ganze in Harmonie zu halten; man fügte an die einfache Grundlage den feſtlich glänzenden Schmuck. Wir werden die weitere Entfaltung dieſer Architektur ſpäter betrachten, ſie blieb in England volksthümlich; hier ſchließen wir mit dem genannten feinſinnigen Kenner: „Die dunkeln Hallen, die ſchweren Formen der normanniſchen Bauten erinnerten und erinnern die Dichter an die eiſerne Herrſchaft der ſtolzen normanniſchen Barone über die beſiegten Sachſen, die mildern Züge

des gothiſchen Stils an die glückliche Verſchmelzung der feindlichen Stämme zu einer einigen Nation, an die ſchlichte und edle Sitte des frühen Ritterthums, an die religiöſe Begeiſterung und die Romantik der Kreuzzüge. Die Lanzettbogen welche ſo kühn aufſtreben, die ſchlanken Säulchen welche ſo zierlich dienen, die reichen Ornamente in welchen die Ueberfülle der Kraft ſich in anmuthiger und weicher Empfindung äußert, die einfache und mäßige Haltung der meiſten Glieder, ihre ruhige Wiederholung ſind Symbole der Eigenſchaften geworden, nach welchen die Edlern der Nation noch immer ſtreben, auf welchen die Sitte und das Beſtehen des Volks beruht, des feſten und doch milden Sinnes, der Kühnheit für gerechte Sache, der ritterlichen Großmuth, der Mäßigung und Geſetzlichkeit. Die Briten ſahen darin ſtets die Jugendzüge ihrer Nation und betrachteten ſie mit Liebe auch als die Kunſt ſelbſt auf andere Wege fortgeriſſen wurde."

In Norwegen zeigt der Dom zu Drontheim den Anſchluß an engliſche Vorbilder in ſelbſtbewußt freier poetiſcher Meiſterſchaft, die über die Kunſtmittel gebietet und mannichfache Formen trefflich verwerthete. An einen romaniſchen Querbau ſchließen ſich Chor und Vorderſchiff in gothiſchem Stil; ein prachtvolles Kuppelachteck bekrönt den Chor. In Schweden dagegen zeigt die Kirche von Upſala die im Ziegelbau der deutſchen Oſtſeeprovinzen vereinfachte franzöſiſche Weiſe.

Die großartige Ausbildung die der romaniſche Stil in den gewölbten Domen am Rhein erhalten, die Treue für das einmal Liebgewordene, wol auch die Verbindung mit Italien ließ Deutſchland zunächſt noch bei jenem beharren. Auch fehlte im Lande ein tonangebendes Centrum, zu dem damals bereits ſich Paris für Frankreich erhob, und der Individualismus der Stämme, der Städte gab ſich daher durch fortwährende Modificationen auf der einmal gewonnenen Grundlage kund. So entwickelte ſich denn vornehmlich in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts und dauerte bis in das 13. hinein eine eigenthümliche Bauart, die man als den Uebergangsſtil aus dem romaniſchen zum gothiſchen zu bezeichnen pflegt; nicht als ob dieſer ſich aus jenem hier hervorgebildet hätte, denn er war ja bereits neben ihm herrlich vorhanden, wohl aber weil die in jenem entworfenen Werke Elemente des neuen in ſich aufnahmen und dadurch eine glänzende Nachblüte hatten. Man bereicherte die Gliederung der Pfeiler und im Zuſammenhange mit ihnen die der Gewölbe, man führte einen

viereckigen Chorschluß ein, man fügte zwei Fenster unter einem gemeinsamen Bogen zusammen und brachte im Feld über ihnen eine runde oder kleeblattförmige Lichtöffnung an, oder man nahm eine Gruppe von drei Fenstern, und ließ das mittlere die andern überragen; man gliederte und belebte im Aeußern die Mauermassen durch Säulen und Bogen um Fenster und Fenstergruppen, durch vorragende Liseren, durch Arkaden unter dem Dache und Blendarkaden an andern Wandflächen. Dann setzte man auch Bogen aus Kreisabschnitten kleeblattartig zusammen oder zackte sie nach innen hin, und wir erkennen hier in manchen Ornamenten die maurischen Vorbilder, deren Anschauung die Kreuzzüge gebracht; vornehmlich an Burgen, wie am Schlosse Friedrich Rothbart's zu Gelnhausen kamen solche keck phantastische Formen zur Anwendung. Und wie die jungen Gelehrten um der Wissenschaft willen nach Paris gingen, die Dichter französische Redensarten ins Deutsche einflochten, so ward denn auch der Spitzbogen herübergenommen, und in flacher Haltung bald neben dem Rundbogen, bald für sich allein im Gewölbe und als Fensterabschluß angewandt. So blieb die Wucht des Ganzen bestehen, aber sie ward im einzelnen überall belebt, erleichtert und auf eine zierlich geschmackvolle Weise durch fein ausgeführte Ornamente heiter geschmückt. Namentlich kam an den Portalen die Sculptur zur Blüte.

Werke die noch in mehr alterthümlicher Weise begonnen waren, wie der Dom zu Trier, der Münster zu Bonn, nahmen im Fortbau die neuen Formen auf. Die Kirche Sanct Gereon in Köln erhielt einen Anbau in Gestalt eines überwölbten Zehnecks. Die Abteikirche zu Heisterbach, die Dome von Basel, Münster, Naumburg, Limburg, Gelnhausen, Bamberg sind vor andern von edelm Rhythmus der lebendigen Gliederung, von imponirendem Ebenmaß der Verhältnisse und es gehörte namentlich der letztere zu den denkwürdigsten Thaten mittelalterlicher Kunst, großartig kühn, in klarer Gliederung der Masse, in gediegenem Formenreichthum der Ornamente. — Die Klosterkirchen des Cistercienserordens, der von Cluny aus die Strenge der Kirchenzucht reformatorisch durch die Lande trug, und mit der Frömmigkeit den Sinn für militärische Ordnung und praktische Thätigkeit verband, nahmen den frühgothischen Stil in schlichtester Weise; sie schlossen den Chor geradlinig, sie bildeten einfach viereckige Pfeiler, sie ließen den Fenstern häufig den Rundbogen, aber sie führten die Wölbung überall ein. Zum Theil

neben dieſen Bauten oder bald nach ihnen fand aber auch der gothiſche Stil Aufnahme in Deutſchland, ja ebenſo ſeine vollendete Durchbildung wie die Gral- und Triſtanſage durch deutſche Dichter in der Poeſie. Die Mannichfaltigkeit in einer Fülle von Bauten auf der einen Seite und dann an einigen Meiſterwerken die geſetzmäßig harmoniſche Klarheit und jene Verbindung von Kraft und Anmuth die das Ornament aus der innern Bedeutung und Bewegung der conſtructiven Glieder hervortreibt und dieſe ſelbſt in ihrer Majeſtät doch fein, ja zierlich behandelt, — dies hat den gothiſchen Stil ſo recht als den germaniſchen erkennen laſſen, und ich wiederhole es, in Frankreich iſt es ja nicht das keltiſche oder römiſche, ſondern das fränkiſche Element der Nation, das ihn erzeugt hat; opus francigenum hieß ſein Werk im Mittelalter. Neben Kirchen die ſich an das bereits glänzend entwickelte Syſtem anſchließen, finden wir in Deutſchland eine Zurückführung auf ein einfaches Maß, auf ſchlichtere Formen, und als eine national eigenthümliche Weiſe gibt ſich der viel verbreitete Hallenbau kund. Statt der ritterlich kühnen Aufgipfelung der Mittelräume über die Seitenſchiffe wurde das ganze Innere in gleicher oder faſt gleicher Höhe einheitlich ausgeführt, und es offenbart ſich uns gerade darin der klare verſtändige Sinn des deutſchen Bürgerthums. Das Motiv war in romaniſchen Kirchen Weſtfalens gegeben. Erhielt zu Anfang des 13. Jahrhunderts der magdeburger Dom ſeinen Chor mit dem vieleckigen Umgang und Kapellenkranz nach franzöſiſchem Vorbild, ſo zeigte bald nachher die Liebfrauenkirche zu Trier eine neuſchöpferiſche Verwerthung des Stils für einen polygoniſch gegliederten Centralbau, indem hier das emporragende griechiſche Kreuz mit einem Thurm in der Mitte ſo durch Kapellen umgeben wird daß die Außenmauer ein in den Kreis gezeichnetes Vieleck darſtellt. Dann bietet die 1235 begonnene Eliſabethkirche zu Marburg das folgenreiche Beiſpiel eines Hallenbaues in knospenhafter Friſche und klarer Gediegenheit. Noch hat man an den bis zur gleichen Höhe des Mittelraums emporgeführten, mit ihm unter einem Dach geeinigten Seitenſchiffen die ganze Fläche zwiſchen je zwei Strebepfeilern nicht mit einem, ſondern mit zwei Fenſtern übereinander ausgefüllt, noch ſind die ſchlanken Thurmhelme undurchbrochen. Der Grundriß zeigt das lateiniſche Kreuz. Zunächſt die Lahngegenden bauten in dieſem Geiſte weiter, und als nun das eine Fenſter von der Brüſtung über dem Sockel bis zum Geſims

emporſtieg, da war natürlich für reiche Entfaltung des Maßwerks ſowol der Raum als das Gebot gegeben. Norddeutſchland erkor ſich die Hallenform und bildete ſie reicher aus, in Meißen, in Heiligenſtadt, während die Kirchen Weſtfalens ſich durch Einfachheit und Klarheit auszeichnen. Viele wurden indeß hier wie in Sachſen und Süddeutſchland erſt in der folgenden Periode ausgeführt.

Kirchen im Elſaß, in Neuweiler, Ruffach, Schlettſtadt laſſen die Entwickelung des frühgothiſchen Stils nach franzöſiſcher Art verfolgen, während die durch den Dominicaner- und Franciscanerorden veranlaßte Vereinfachung des Grundplans, namentlich im Abſchluß des Chors, und die ſchmuckloſe Behandlung des Aeußern uns in Kreuznach, Colmar, Baſel, Zürich, Bern und Conſtanz entgegentritt. Dagegen entfaltet ſich der in Nordfrankreich bereits ſo großartig prachtvoll ausgebildete Bau der impoſanten Kathedrale zur ſchönſten Blüte in den herrlichen Domen von Köln, Freiburg, Strasburg.

Der nicht ſehr bedeutende Brand einer ältern Kirche Kölns ward von dem mächtigen Erzbiſchof Konrad von Hochſtaden benutzt um den Chor nach dem Vorbilde von dem zu Amiens herrlich neuzubauen; 1248 ward der Grundſtein gelegt, und bald konnte der Bau eine fabrica gloriosa genannt werden, doch ſchritt er langſam voran und ward erſt 1322 eingeweiht. Meiſter Gerhard hatte dem Werk vorgeſtanden, und er hat ſein Muſter übertroffen, indem er durch die von ihm hergeſtellte gleiche Breite der Seitenſchiffe und durch engere und regelmäßigere Pfeilerſtellung die harmoniſche Klarheit der Grundlage erhöhte, den Schmuck aber in der Gliederung der Pfeiler, in den leichtaufſproſſenden Fialen wie in dem Maßwerk der Fenſter und dem Blätterkranz der Capitäle noch reicher und doch ſtets edel und klar entfaltete. Die untern Partien ſind ſtrenger gehalten, je höher das Ganze emporſteigt deſto lichter, deſto glänzender entwickelt ſich die Geſtalt der Strebepfeiler, der Strebebogen und der Wimberge. Siebenſeitig ſchließt der Chor ab, es folgt ein Umgang und ein Kranz von ſieben Kapellen, das Mittelſchiff des Langhauſes hat zwei, das der Querflügel des Kreuzes ein Seitenſchiff auf jeder Seite; an jeder Seite hat der Querbau drei ſtattliche Portale. So ſtand an dem ältern Bau der neue Theil, und nun ward im 14. Jahrhundert der Entſchluß gefaßt jenen abzubrechen und

alles in gleichem Stil auszuführen. Da entwickelte ein neuer Meister aus dem Vorhandenen folgerichtig nicht das dreischiffige Langhaus, wie in Amiens, sondern das fünfschiffige, und entwarf die Fassade mit den beiden kolossalen Thürmen. Bekanntlich wurde der Dom nicht vollendet, aber der Riß blieb erhalten und unser Jahrhundert schritt zum Ausbau desselben. In der Fassade ist die aufstrebende Richtung vom Sockel bis zur Kreuzblume der durchbrochenen Thurmhelme mit kühnster Folgerichtigkeit durchgeführt, in dieser Ausschließlichkeit mehr zum athemlosen Staunen der Bewunderung hinreißend, als ruhig befriedigend. Die Kreuzform ist im Innern energisch ausgeprägt. Einfache Verhältnisse liegen der Mannichfaltigkeit zu Grunde, ähnlich wie den Accorden einer Symphonie. Funfzig zehnzollige Fuß mißt die Breite des Mittelschiffs von einer Pfeilerachse zur andern; jedes der vier Seitenschiffe mißt die Hälfte, die ganze Breite des Langbaues ist das Dreifache; und 150 Fuß ist auch die Höhe des Mittelschiffs; die der Seitenschiffe $^2/_3$ davon; das Mittelschiff ist also dreimal so hoch als breit. Die Breite des dreischiffigen Querbaues des Kreuzes verhält sich zu der des Langbaues wie 2 : 3; jener ist 250 Fuß lang, das Verhältniß der Länge zur Breite also 5 : 2. Die Länge des ganzen Doms ist das Neunfache der Breite des Mittelschiffs, 450 Fuß. Dieser Länge sollte die Höhe der Thürme gleich erscheinen, darum ward sie auf 500 Fuß bestimmt. — Als Boisserée sein berühmtes Buch herausgab, da schien es als sei der Plan die mit einem Schlag fertig und frei entworfene That eines einzelnen Meisters; jetzt sehen wir in diesem Werk ähnlich wie in der Kunstvollendung des Volksepos hervorragende Künstlergeschlechter von gemeinsamem Stil getragen und diesen selbst immer edler ausbildend eine harmonische Schöpfung ausführen, und diese Gemeinsamkeit ganzer künstlerischer Generationen nennen wir für die Architektur mit Schnaase etwas viel Größeres und Schöneres als die Genialität eines einzelnen seine Zeitgenossen weit überragenden Künstlers.

Unter dem Einfluß der kölner Bauhütte entstanden die Kirchen zu Altenberg, zu Ahrweiler, wahrscheinlich auch zu Oppenheim, zu Utrecht und zu Wimpfen. Der Uebergangsstil wich bei Neubauten der reinen Gothik, und große Dome, die wie der zu Freiburg im romanischen, der zu Strasburg in den Uebergangsformen begonnen waren, wurden nun in der neuen Weise vollendet. In Freiburg wird die Fassade durch einen Thurm gebildet,

der aus dem noch massig schweren Untergeschoß in organischem Wachsthum stets leichter und freudiger emporsprießt und den schönsten der durchbrochenen Helme trägt die zur Ausführung gekommen. Zu Strasburg zeigt die lichte Weite bei mäßiger Höhe im Langhaus das deutsche Gefühl in eigenthümlicher Kraft der Formgestaltung, und verschmilzt die Fassade Erwin's von Steinbach (1277) aufs glücklichste die deutsche Weise des Emporstrebens mit den horizontalen Bändern und der centralen Rose der französischen Architektur; die klare Großartigkeit der Verhältnisse wie der zierliche Schwung im Detail, im strahlenden Gebilde des Rosenfensters wie in dem schlank aufsteigenden Stabwerk machen diese Fassade zur schönsten von allen gothischen die je gebaut worden; hier fühlen wir uns erhoben und beruhigt, angeregt und befriedigt zugleich. Die für beide Thürme bestimmte durchbrochene Steinpyramide ist leider nur auf einem und in minder reiner Form der Spätzeit 1439 von Johann Hültz aus Köln hergestellt worden. Zur Zeit Erwin's begann Andreas Egel den Dom zu Regensburg und hielt gleichfalls in wohldurchdachter Art die Stimmung des vaterländischen Hallenbaues noch fest, obwol der Mittelraum über die Seitenschiffe im Verhältniß von 5 zu 3 emporragt; auch ist die doppelthürmige Fassade in ihrer majestätischen Klarheit über das später eingefügte Detail Herr geblieben. Ein durchaus edler Bau im französischen System ist auch der Dom zu Halberstadt.

Spanien führt zuerst noch wie Deutschland den decorativ belebten romanischen Stil fort, und nimmt dann im 13. Jahrhundert die französische Gothik auf; doch macht der Sinn für weite Räume die Schiffe breiter, und über der Kreuzung ist eine Kuppel beliebt. Im Ornament aber dringen die maurisch phantastischen Elemente ein und geben durch Zackenbogen, durch Arabeskenmuster an den Diensten und Wänden den großartig angelegten Bauten einen glänzenden Schmuck, der uns mitunter an Bänder und Spitzen erinnert. Die Kathedralen von Burgos, Toledo, Valadolid, Leon und Valencia gehören unserer Epoche an und zählen zu den hervorragenden Schöpfungen des Mittelalters.

Auch Italien wendet an romanischen Bauten gothische Formen an, und baut im 13. Jahrhundert nach dem Vorbilde der Marcuskirche dem heiligen Antonius in Padua einen Dom, in welchem aber doch die Längenrichtung und das lateinische Kreuz

herrſchend werden, ſodaß nicht blos vier Kuppeln um die der Mitte ſich erheben, ſondern noch eine andere nach dem Eingang hin ſich über dem Mittelſchiff wölbt und ein Chor mit Kapellenkranz weit ausladet. Das Ganze macht den Eindruck einer leeren Größe. Doch wie die gothiſchen Formen im 13. Jahrhundert eindrangen, es behielt immer die Erinnerung an das Alterthum die Oberhand. Man verwerthete den Spitzbogen mehr um weite Räume zu überſpannen als um ſteil in die Höhe zu ſtreben, man ließ die Fenſter klein um Wandflächen für Gemälde zu behalten, man ließ das Mittelſchiff nur wenig über die Seitenſchiffe emporragen, die Strebebogen nur liſenenartig die Außenmauer gliedern, man ließ die Horizontallinie des Daches zur Geltung kommen. Eine Kuppel über der Kreuzung der Mitte dient ſtatt der Thürme und die Faſſade wird am liebſten ſo gebildet daß ſie wie ein Marmorſchild vor dem Gebäude ſteht, über das ſie emporragt. Doch weiſt ihre Gliederung auf das Innere; vier fialengekrönte Pfeiler haben drei Portale zwiſchen ihnen, die nach den drei Schiffen hinleiten; die Mitte iſt von doppelter Breite wie die Seitenräume, nimmt eine Fenſterroſe auf und ſteigt höher empor, gleich den Seiten durch einen ſpitzen Giebel abgeſchloſſen. Galerien mit Statuen, Reliefs, bunte Marmorſtreifen, ſelbſt Moſaiken dienen zu geſchmackvoll glänzender Decoration. In Aſſiſi ward über der mit einer Krypte verſehenen romaniſchen Kirche noch eine gothiſche mit gegliederten Pfeilern und Spitzbogen errichtet; Florenz folgte mit Santa Trinita und Santa Maria Novella; an dem Dom von Siena kam durch Giovanni Piſano, an dem Dom von Orvieto durch Lorenzo Maitano die Prachtfaſſade zur ſchönſten Geſtaltung. Der honiggelbe Marmor, die farbenbunten Moſaiken ſchimmern hier im Glanz der Abendſonne in zauberiſchem Reiz wie ein rieſiger Gemäldeſchrein; man zweifelt ob die Architektur den Schmuck der Bildwerke empfing, oder ihnen zur Umrahmung dient.

Die Ritter legten ihre Burgen am liebſten auf Bergen an; in der Ebene ſuchte man ſie durch Wall und Waſſer zu ſchützen. Den Kern bildete ein ſtarker Rundthurm, Bergfried in Deutſchland, belfry in England, donjon in Frankreich geheißen. Er war nur im obern Geſchoß zugänglich, in den untern Raum mit einem Brunnen, das Burgverließ, ſenkte man die Gefangenen von oben herab; ein Saal, mehrere Gemächer waren in der Mitte angelegt, oben ſaß der Wächter und ſpähte hinter den

Zinnen in die Ferne. Eine Mauer umgab den Hofraum mit den Ställen, der Thurm konnte die ganze Burg ſein. Gewöhnlich ſtand ihm aber eine Kapelle zur Seite, ſodann ein Palas, das Herrenhaus, zu deſſen Saal eine Außentreppe emporleitete, und die Frauenwohnung oder Kemenate; ſodann Vorrathshäuſer, Werkſtätten, Gelaſſe für die Dienerſchaft. Die vollſtändig ausgeſtattete Burg hatte einen Vorhof oder Zwinger; durch eine Zugbrücke gelangte man über den Graben nach der Pforte die zu dem ummauerten Innern führte. Die Vertheilung der Gebäude bot mehr maleriſchen Reiz als Regelmäßigkeit, die Portale, die Fenſter waren anfangs rundbogig, dann ſpitzbogig abgeſchloſſen, Zinnen krönten die Mauer, und boten dem Vertheidiger auf dem Gang hinter ihnen bald Schutz bald Raum zum Schießen oder Steinſchleudern. In Italien beginnt bereits der Palaſtbau in den Städten. Die caſtellartigen Häuſer in Florenz, unten voll trotzig feſter Kraft, oben mit bogengekrönten Fenſtern zierlich ausgeſtattet, deuten auf Wohlbehagen des geſicherten Daſeins. Der Palazzo vecchio ſteht wie eine kriegeriſche Burg mitten in der Stadt. Dagegen öffnet ſich der Palazzo publico zu Piacenza, zu Cremona im Untergeſchoß zwiſchen den Pfeilern, die durch Spitzbogen verbunden ſind, zu einer Halle, die Fenſtergruppen des Obergeſchoſſes umſchlingt eine portalartige Decoration, und ſtattliche Zinnen krönen die Mauer. So hebt hier ſchon der Civilbau an, der ſich in der folgenden Epoche mit dem Bürgerthum entwickelt.

Plaſtik und Malerei im 12. und 13. Jahrhundert.

Die Ritter führten weder Meißel noch Pinſel, darum kam die bildende Kunſt erſt da zur Blüte wo die Städte ſich zu Trägern der Cultur emporarbeiteten. Sie blieb kirchlich und der Architektur untergeordnet, doch regte ſich der Sinn und die Empfindung einer neuen Epoche auch in ihr. Im ganzen ſtehen wir in den Anfängen; neben dem friſchen innigen Lebensgefühl, neben rohen Erſtlingsverſuchen liegen antike Reminiſcenzen noch unvermittelt; aber dann ſehen wir auch die in ſich harmoniſchen Keime

einer ſelbſtändigen Kunſt ſo energiſch und klar hervorbrechen daß es ſcheinen möchte als ſei nur noch ein kleiner Schritt zur nahen Vollendung.

Im 12. Jahrhundert kam es gerade dem mannichfachen Suchen und Taſten in der Plaſtik zugute, daß der Portal- und Faſſadenbau der Dome den Bildwerken eine feſtumgrenzte Stelle bot, wo ſie dem Rhythmus der architektoniſchen Linien und dem Geſetze der Symmetrie ſich einfügen mußten; und wie in den Uebergangsformen der Baukunſt ſo zeigt ſich auch hier die ernſte Strenge, die Gediegenheit des romaniſchen Stils als die Grundlage auf der die friſchen Triebe ſich entwickeln. Eigenthümlich iſt die Miſchung fabelhafter Thier- und Menſchengeſtalten mit den bekannten chriſtlichen Figuren; das wirre Durcheinander lichtet ſich allmählich und wir ſehen wie die nordiſchen Mythen, die nationalen Heldenſagen die Gemüther bewegten, und in phantaſtiſcher Symbolik an das Heiligthum herangezogen zu Sinnbildern und Parallelen der bibliſchen Gedanken und Begebenheiten gemacht wurden. Damit hatte man ſchon im 11. Jahrhundert begonnen, wie das Portal der Kirche zu Großenlinden bei Gießen beweiſt; nun begegnet uns Aehnliches in Regensburg, Freiburg und Zürich wie in Verona, wo der Name des Meiſters Wiligelm auf den deutſchen Einfluß hindeutet der über die Alpen hinüberdrang. Am Weſtportal des Baptiſteriums von Parma ſehen wir die Werke der Barmherzigkeit und den weltrichtenden Heiland; am Südportal ſteht ein fruchtreicher Baum, deſſen Wurzeln Wölfe benagen; ein Menſch iſt in ſeine Zweige geflüchtet, ein Drache ſpeit Feuer gegen ihn; Sonne und Mond jagen auf ihren Geſpannen von Roſſen und Stieren zur Hülfe heran: der Weltuntergang iſt hier im Anſchluß an die Eſche Ygdraſil, an die Götterdämmerung der Edda dargeſtellt. In Baſel zog man die Thierſage, hier und in Genf die antike Mythe heran. In Aquileja gab man den Evangeliſten Flügel und den Kopf des Adlers, Stiers oder Löwen. — Die Gärungen des keltiſchen Geiſtes zeigen ſich in der krauſen Bilderfülle franzöſiſcher Faſſaden, in den barock phantaſtiſchen Dämonen von Autun, von Vezelay, wo grauenhaft Lächerliches mit dem ergreifend Feierlichen im Eindrucke ſich vermengt. Dann aber geht Frankreich auch hier voran und gewinnt eine klare Anordnung für die ſymboliſch hiſtoriſchen Gedankenkreiſe, wie an den Kirchen zu Souillac, zu Conques, und erreicht in Chartres eine Beſeelung der regungslos ſtarr und

ſteif gehaltenen Figuren auf den Säulenſchaften des Portals, die für die chriſtliche Kunſt durchaus charakteriſtiſch iſt: während bei den ſo trefflich bewegten und behandelten Körpern der Aegineten die Köpfe jenes ausdrucksloſe Lächeln zeigten und unſchön blieben, ſind hier die Körper ſchematiſch gebunden, aber in der Kopfbildung zeigt ſich, wie Lübke das Wort glücklich gefunden hat, gleich einem erſten Lächeln des Frühlings das germaniſche Volksgeſicht mit ſeinen treuherzig ſchlichten Zügen, und rührt uns der Ausdruck demüthig ſchüchterner, milder Empfindung. Solch ein Hauch ſeelenhafter Anmuth weht dann weiter über den Apoſteln wie über den Königen und Königinnen zu le Mans. Dagegen waren die Arbeiten in Italien noch formlos, ungefüg und roh, aber die Perſönlichkeit der Künſtler will ſich ſchon geltend machen, und ſchon faßt man ihre Leiſtungen nicht blos nach ihrer kirchlichen Bedeutung, ſondern äſthetiſch, als Kunſtwerke ins Auge; ſchon regt ſich der Sinn der ſpäter ſo Herrliches hervorbrachte. Auch löſt der Erzguß ſein Abhängigkeitsverhältniß von den Byzantinern und ſtrebt auf den Kirchenthüren zu Ravello bei Amalfi, zu Monreale bei Palermo nach Feinheit im graziöſen Ornament und in den Figuren.

Die Blüte der epiſchen und lyriſchen Poeſie am Ende des 12. und am Anfange des 13. Jahrhunderts und die Vollendung der gothiſchen Architektur war nun auch von dem Aufſchwunge der Plaſtik begleitet. Das Leben ſelbſt legte Werth auf eine anmuthige Erſcheinung, auf edle Sitte, auf zierliche Haltung, auf eine geſchmeidige Gewandung, die um die Hüften gegürtet den Körper in weichen Faltenwellen umfließt. Die Künſtler beobachteten die Natur, und ſtanden innerhalb der chriſtlichen Anſchauung, welche die Heilslehre als ein großes Ganzes umfaßte, das ſie nun in der Schöpfung und dem Sündenfall wie in der Erlöſung durch die Geburt, das Leben und den Tod Jeſu, endlich im Jüngſten Gericht und in der Seligkeit des Himmels veranſchaulichen ſollten, wobei die Ereigniſſe des Alten Teſtaments als weiſſagende Vorbilder des Neuen herangezogen werden und die Geſtalten der Erzväter, der Propheten, der Apoſtel neben den Reliefdarſtellungen einzelner Scenen ſtehen, aber auch der Kreislauf des Jahres mit ſeinen Arbeiten, Künſte, Wiſſenſchaften, Vergnügungen herangezogen werden, alles in innigſter Beziehung zur Religion, ſodaß das Wirken Gottes auf Erden großartig und allſeitig zur Erſcheinung kommt. Die drei Faſſaden der Dome,

vornehmlich die Portale, die Vorhalle innerhalb der Thürme, die Fialen endlich mit ihren Baldachinen und Nischen für Figuren bilden auf diese Weise ein wohlausgedachtes Ganze, ein tiefsinniges Epos des religiösen Lebens in Stein; und daß dieser göttlichen Komödie auch der Humor nicht fehle, predigt hier der Fuchs den Hühnern, schleicht dort der Wolf in der Mönchskutte, und dienen Dämonen, Drachen und seltsame Fratzen in possenhaften Stellungen zu Wasserspeiern. Statt klösterlicher Befangenheit gibt sich ein frisches freudiges Volksleben, ein kräftiges Naturgefühl kund. Begeisterte Bewunderer vergleichen die Plastik des 13. Jahrhunderts mit Phidias und seiner Zeit: hier wie dort der Anschluß an die Architektur, welcher Einzelstatuen, Gruppen, Reliefs bedingt; hier wie dort eine erhöhte ideale Lebensstimmung und die Aufgabe nicht sowol ganz Neues zu erfinden als das alte Ueberlieferte, im Glauben Geheiligte durch reinere Formen und feineres Gefühl zu beseelen und zu vollenden. Indeß war die Plastik für das Uebergewicht des Geistes und Gemüths im Christenthum nicht die entsprechende Kunst, sondern die Malerei, und bei ihr werden wir das den griechischen Meistern Ebenbürtige am Wendepunkt des 15. und 16. Jahrhunderts finden. Weil den Hellenen das Göttliche, soweit sie es faßten, voll und ganz in der Naturgestalt, in der Leiblichkeit offenbar wurde, deshalb bildeten sie auch den Körper des Menschen nach seinen organischen Gesetzen zur lebenswahren Schönheit durch, und das Gewand sollte das Nackte nicht verbergen, sondern seinen Bau und seine Bewegung in jeder Falte erkennen lassen, ja hervorheben. Dagegen hatte, wie Lübke bereits selbst betont, die christliche Kunst des 13. Jahrhunderts im Körper das Durchscheinen der Seele, des Geistigen zu veranschaulichen, und darum ward derselbe nur nach seinen allgemeinen Verhältnissen empfunden und mehr vom Gewande verhüllt, dessen Linienfluß seine Haltung nur leise wie eine Melodie in volltönender Instrumentalbegleitung nachklingen läßt. Und so können wir beistimmen daß die christliche Empfindung sich allerdings hier einen ihr entsprechenden Stil geschaffen, daß die holdselige Lieblichkeit der Engel, die stille Seligkeit der Verklärten, der Ernst der Apostel, die Demuth oder Himmelsehnsucht der Märtyrer, die milde Klarheit des lehrenden und die feierliche Würde des richtenden Heilandes nie höher und reiner von der Plastik dargestellt worden sei, — aber mit dem Beisatz daß dies alles mehr in der Ge-

ſammtwirkung des Ganzen und in den Grundmotiven der Figuren als in der Durchbildung des einzelnen zu Tage kommt, während es die höchſte Aufgabe der Plaſtik iſt in der Einzelgeſtalt die Schönheit des Univerſums zu zeigen, die Einzelgeſtalt in ſelbſtgenugſamer Hoheit in ſich vollendet zu veranſchaulichen, wir aber an den Domen die maleriſche Fülle und Beziehung der Figuren bald aufeinander bald auf ein höheres Jenſeitiges bewundern. Es bleibt das Verhältniß der Form ähnlich wie das des Materials, des grauen oder braunen nordiſchen Sandſteins zum kryſtalliniſch weißen Marmor von Hellas. Und wie in der Architektur ſo ſehen wir häufig an einem und demſelben Bau auch in der Plaſtik den Fortgang des Stils von der noch gedrungenen Kraft und Strenge zu weicher Anmuth und geſchmeidiger Bewegung: die Geſtalten neigen ſich und beugen ſich über der Hüfte, ſie ziehen die eine Seite ein und kehren die andere heraus, ſie richten mit ſchwärmeriſchem oder demüthigem Lächeln das Haupt auf- oder abwärts, oder wenden ſich zueinander wie in traulichem Geſpräch, auch wenn ſie jede für ſich in Niſchen ſtehen. Dabei mußte vieles, und gerade die meiſten Einzelſtatuen den handwerklichen Arbeitern überlaſſen und damit ohne den Hauch der Vollendung bleiben, während gerade in kleinern Werken, namentlich in Reliefs, die Hand der Meiſter ſichtbar wird.

In Frankreich beginnt die Entwickelung an Notre Dame zu Paris, und geht in der Sainte Chapelle zu ſchlanker Zartheit fort; ſie zeigt ſich beſonders deutlich in Chartres, bis der Stil ſeine Pracht und Schönheit am Dom zu Rheims entfaltet. Hier wetteifert der großartige Gedanke der Anordnung mit dem Reichthum der Ausführung, hier ſind einzelne Geſtalten ebenſo jugendheiter und ſittig hold, als ein Chriſtus am Seitenportal durch Kraft, Adel und milde Klarheit im Ausdruck wie durch volles Verſtändniß der Körperformen und des Faltenwurfs bewundernswerth; hier wetteifert in einem Relief der Auferſtehung die Mannichfaltigkeit der ſeeliſchen Empfindungen des Erſtaunens und Flehens, der Freude und frommen Ergebung mit den körperlichen Bewegungen des Erwachens, des Aufſteigens aus den Gräbern in Naivetät und maßvoller Beſtimmtheit. Ueberhaupt ſteht der Reliefſtil der reingriechiſchen Weiſe nahe, die jede Geſtalt für ſich im Profil entfaltet und das Gedräng hintereinander ſtehender oder einander deckender Figuren meidet. — Rouen, Bourges, Lauſanne ſuchen den gewonnenen Stil anzunehmen.

Bemerkenswerth ist wie auf Grabsteinen die noch gebundene Kunst die Darstellung des Schlummers liebt, während später die Porträtstatuen mit freien offenen Augen gebildet werden. Die Königsgruft von Saint Denis läßt die Entwickelung vom Schweren und Plumpen zu ruhiger Würde und zu bewegter Lebensanmuth in der Darstellung der Herrscher Frankreichs verfolgen.

Aehnlich wie in der Architektur zeigt sich der Einfluß der neuen Richtung auf deutschem Boden in einer innigen Beseelung und anmuthigen Fortbildung des romanischen Stils, und zwar vorzüglich in der Kirche zu Wechselburg und wahrhaft classisch an der zu Freiberg. Da herrscht edle Leibesfülle und zugleich Seelenausdruck, und ein frisches Naturgefühl bewegt die Gestalten und bricht aus der antikisirten Gewandung hervor. So schon an den Reliefs der Kanzel und des Altars in Wechselburg, im Opfer Abraham's, in Kain und Abel und der Aufrichtung der ehernen Schlange, so noch viel herrlicher an der goldenen Pforte zu Freiberg. Da stehen an den Säulen des Portals diese so ehrwürdig ernsten, so jugendlieblichen Gestalten von Männern und Frauen des alten und neuen Bundes, in welchen das eigene innige Empfinden der deutschen Seele mit dem in der Schule des Alterthums gereiften Schönheitssinne einträchtig zusammenwirkt um Meisterwerke von eigenthümlichem, jenen französischen Arbeiten ebenbürtigem Werthe zu schaffen. Ihnen nahe verwandt ist der Altar zu Wechselburg, der in Thon gebrannte Gekreuzigte zwischen Johannes und Maria. Gleichfalls aus der Mitte des 13. Jahrhunderts stammen die Sculpturen an der Klosterkirche zu Tischnowiz in Mähren, und mit ihnen wetteiferten die fränkischen Arbeiten in Bamberg, wo in den Wandnischen am Georgenchor des Doms die antikisirende Schule noch im Ringen mit einem frischen Naturalismus erscheint, und die Figuren wie in der dramatischen Bewegung eines Mysterienspiels einherschreiten. Dann kommt der neue gothische Stil zur Herrschaft, und in lebensgroßen Statuen am südlichen Portal der Ostseite wie des nördlichen Seitenschiffs und im Innern gelangt er zu vorzüglicher Blüte. Adam und Eva, Kaiser Heinrich VI. und seine Gemahlin, die symbolischen Gestalten der Kirche und Synagoge, alles wird in seiner Art verständig aufgefaßt und empfindungsvoll ausgeführt. Schwung und zierliche Feinheit stehen hier im Bunde. — Sodann schließen die beiden großen Münster von Freiburg und Strasburg auch in der Plastik sich

dem franzöſiſchen Vorgang würdig an. Beide erzählen in Statuen und Reliefs die Geſchichte der Erlöſung. In Freiburg folgen wir der Entwickelung des Stils von einfacher Strenge zu flüſſig freier Bewegung; in Strasburg nennt ſich uns Sabina, die Tochter Erwin's von Steinbach als die Schöpferin eines Evangeliſten Johannes und gern ſchreibt man ihr auch das bei allem Reichthum von Figuren klar componirte, rührend ergreifende Relief vom Tode Maria's zu. — Unter den Grabſteinen nenne ich die Heinrich's des Löwen und ſeiner Gemahlin Mathilde im Dom zu Braunſchweig, von ausdrucksvoller reiner Schönheit; angeſichts ihrer erinnert Lübke wieder an die beſten Tage der griechiſchen Plaſtik, der es gleichfalls weniger um naturgetreue Porträts als um ideale Verklärung der Gefeierten zu thun war. — Auch der Erzguß zeigt an einem von Meiſter Eckard zu Worms gefertigten Taufbecken den Fortſchritt des Jahrhunderts, das ſeine friſche Kraft ſelbſt in Reiterbildern, wie von Otto I. in Magdeburg, verſucht.

England zeigt ſchon jetzt, wo die Nationalität als ſolche aus den keltiſchen, romaniſchen, normanniſchen und ſächſiſchen Elementen hervorgeht, einen geringen Sinn für ideale Bildnerkunſt und eine Vorliebe für individuelles Leben und ſcharfe Charakteriſtik. Der Sculpturenſchmuck der ältern gothiſchen Kirchen ſteht unter franzöſiſchem Einfluß und iſt nicht umfangreich; wo die Engländer ſelbſtändig arbeiten, da ſuchen ſie ſelbſt die Engel fein zu individualiſiren oder ihren Humor um das Heilige ſpielen zu laſſen. Heinrich III. berief bereits Künſtler aus Italien und Deutſchland. Die Grabdenkmäler aber zeigen die eigene volksthümliche Richtung. Die Geſtalten erſcheinen nicht in der Ruhe des Schlummers, ſondern in bewegter Thätigkeit, im Waffenrock und Kettenpanzer, und das Streben der Bildner iſt darauf gerichtet ſowol die Köpfe in treuer Aehnlichkeit und entſchiedenem Ausdruck wie die Körper in immer friſchen Motiven der Haltung auszuprägen. Strenger ſind Biſchöfe behandelt; von großer Vortrefflichkeit iſt das Grabmal Heinrich's III. und das der Königin Eleonore, Erzgüſſe des Goldſchmieds William Torrell.

Der Aufſchwung der Bildnerei in Italien ward nicht vom Geiſte des Ganzen getragen, hing nicht mit figurenreichen und grandioſen kykliſchen Werken zuſammen, ſondern ging von einer künſtleriſchen Perſönlichkeit aus und entfaltete ſich an einzelnen Marmorarbeiten, Kanzeln, Altären, Grabmonumenten. Nicht das

religiöse Gefühl, sondern die Durchbildung der Form als solche, das rein Künstlerische tritt uns überraschend entgegen. Denn wenn auch deutsche Meister auf Nicola Pisano Einfluß übten, so war es doch weit mehr die Antike die hier in einem congenialen Geiste überwältigend aufging; er studirte nach römischen Sarkophagen, und seine Meisterwerke sind weit eher für eine verfrühte Renaissance als für die Blüte des romanischen Stils anzusehen. Schon seine Jugendarbeit (1233), eine Kreuzabnahme im Dom zu Lucca, stellt sich der verwilderten Phantastik durch klar verständige Anordnung der Figuren und durch Mäßigung des Ausdrucks entgegen; die Kanzeln zu Pisa und Siena aber, die er in männlicher Reife schuf (1260—70), zeigen im Aufbau des Ganzen schon durch die Verwerthung der Säulen und der symbolischen Einzelfiguren, vollends aber in den Reliefs von der Geburt und Kindheit wie vom Tod Jesu und vom Jüngsten Gerichte das erfolgreiche Streben nach Größe und Schönheit in der Fülle der Körperformen und der Gewandung; statt der typischen Züge wie sie allmählich zum Ausdruck des Innern und der Empfindung in der christlichen Kunst sich gestaltet hatten und ihrer individuellen Beseelung und Vollendung harrten, griff Nicola nach der heidnischen Götter- und Heldenwelt zurück; nicht wie die demüthige Magd des Herrn, sondern in der Selbstherrlichkeit einer Juno ist Maria auf dem Relief von Christi Geburt gebildet, und mit imperatorischer Majestät empfängt sie die Gaben der Könige aus Morgenland. Der Bruch zwischen Form und Inhalt ist nicht zu verkennen, die Gemüthsinnerlichkeit der christlichen Stoffe läßt sich nicht in Zügen ausprägen welche in der Leibesschönheit die Natur als solche geadelt hatten; aber die Kraft und Hoheit, der Schwung und das Ebenmaß dieser Züge wurden ein Damm gegen schwächliche Sentimentalität wie gegen tastende Versuche der Phantastik und des Realismus; sie führten Italien auf die Bahn der formalen Schönheit, auf der es groß geworden ist, wenn die Nachahmung der Antike als solche und ihre Uebertragung auf die neuen Aufgaben auch alsbald von den Gehülfen und Nachfolgern des Meisters verlassen ward. Schon das Grabmal des heiligen Dominicus zu Bologna, an dem er selber noch thätig war, zeigt mehr Innigkeit der Empfindung, und die Reliefs der Monate und ihrer Beschäftigungen, der Wissenschaften und Künste am Marktbrunnen zu Perugia sind voll freien selbstständigen Lebens. Nicola's Sohn Giovanni ging bereits an der

Kanzel zu Piſtoja zum leidenſchaftlichen Ausdruck des Schmerzes, zu heftiger Bewegung der Geſtalten fort, während ſeine Madonnaſtatuen noch durch edle Hoheit wirken und nur in der liebevollen Hinwendung zum Kinde das chriſtliche Gefühl ſich regt. Unter ſeiner Leitung ward mit Hülfe deutſcher Meiſter der plaſtiſche Schmuck an der Domfaſſade zu Orvieto ausgeführt. Nicht nach gothiſcher Weiſe die Portale, ſondern die großen Wandflächen der Pfeiler zwiſchen denſelben wählte er für die Flachreliefs, die er arabeskenhaft in Laubwerk einrahmte, ſodaß die Darſtellungen der Schöpfung und der erſten Entfaltung der menſchlichen Kräfte ſich in Epheuranken, die des Jüngſten Gerichts in den Zweigen eines Weinſtocks darſtellen, während zwiſchen ihnen Scenen des Alten und Neuen Teſtaments von den Stammbäumen getragen werden die neben ſchlummernden Patriarchen aufſproſſen. Hier wirkt die dichteriſche Phantaſie und das Streben nach Ausdruck in Haltung und Bewegung vom Norden her mit der Klarheit und dem verſtändig ordnenden Sinne des Südens zuſammen. Der Nachdruck liegt bereits auf der Darſtellung des Gedankens und der Seele; ein friſcher geſunder Lebensblick ſucht und findet die Formen hierfür in der Natur, und die Anſchauung der Antike läutert ſie zu Ebenmaß und Klarheit.

In Rom arbeitete das 13. Jahrhundert entlang das Steinmetzengeſchlecht der Cosmaten. Architektur, Sculptur, Moſaiken wurden von ihnen in Tabernakeln, Kanzeln und Grabmälern vereinigt, ebenſo antike Ueberlieferungen, ja Werkſtücke oder ganze Sarkophage mit den gothiſchen Formen. Marmorne Engel, die am Grabmal Wilhelm's von Durante den Schlummer des Todten bewachen, werden um ihrer ſtillen Weihe willen als das Meiſterwerk der Schule geprieſen. — Hatten ſchon Friedrich II. und ſein Kanzler ihre Statuen, ſo wollte auch Karl von Anjou nicht ohne ſolche bleiben. Der Bildhauer nahm für die Geſtalt und Gewandung einen antiken Senator oder Imperator zum Muſter, modellirte aber den Kopf nach der Natur, und die ſtarren finſtern Züge drücken ungeſucht das Weſen des Tyrannen aus. Die Sitte der Ehrenbilder von Stein und Erz lebte in Italien wieder auf.

Auch in der Malerei des 12. Jahrhunderts ſehen wir die friſchen Triebkräfte mit der alten Ueberlieferung ringen, ſie bald naturaliſtiſch durchbrechen bald empfindungsvoll beſeelen, bis ſich aus dieſem Uebergang der gothiſche Stil hervorbildet. Die Kunſt will nicht mehr blos lehren und erbauen, ſie will auch im Garten

der Ergötzlichkeiten von der Aebtissin Herrad von Landsberg durch Bilder der Natur und des Lebens Auge und Herz erquicken, oder in Wernher's Leben der Maria durch den heftigen Schmerz der bethlemitischen Mütter unser Mitgefühl ergreifen; sie sucht mit einem Heinrich von Veldeck in naiver Auffassung, in schlichter Zeichnung der ins Ritterliche übersetzten Aeneassage zu wetteifern, ja sie versucht sich im Porträt und gewinnt für das Ornament ganz prächtige Motive in phantasie- und schwungvoller Buchstabenverzierung. Wie in den Handschriften so ging auch in der Wandmalerei die Kunst zu größerer Freiheit, Bewegung und Anmuth fort; so in niederrheinischen und westfälischen Kirchen, so vornehmlich in Halberstadt, wo Salomon und die Königin von Saba, Propheten und die Himmelfahrt Maria's die Liebfrauenkirche nicht nur so groß und lebensvoll, sondern so von Schönheit angehaucht verzierten, daß ein Vergleich mit den Statuen der goldenen Pforte von Freiberg nahe liegt. Auch Italien hat aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts Malereien im Baptisterium von Parma, vor allen aber herrliche Mosaiken in der Marcuskirche, die gleich denen im Dom von Parenzo die byzantinische Formenstrenge mildern und zu den großartigen Formen und Compositionen die individuell ausdrucksvolle Bewegung fügen.

In Frankreich und Deutschland unterbrach der gothische Stil die Entwickelung der Wandmalerei, indem er ihr die großräumigen Flächen entzog; einzelne Reste wie in der ramersdorfer Kapelle bei Bonn sind schlicht und edel empfunden und ausgeführt, und lassen im Keim erkennen und schmerzlich vermissen was die deutsche Kunst in kyklischen Compositionen hätte leisten können, wäre sie auf der Bahn fortgegangen die sie am Rhein wie in Norddeutschland nach den erhaltenen Resten in Schwarzrheindorf, Hildesheim und in Braunschweig mit glücklichem Erfolg eingeschlagen hatte. Dagegen boten sich die hohen Fenster der Glasmalerei; sonnedurchstrahlt gleichen sie aus Glut und Licht gewobenen Teppichen und vollenden den magischen Eindruck des Innenbaues; aber sie bleiben der Architektur dienstbar, sie werden ornamental behandelt, kleine Figuren werden innerhalb des Stabwerks aus kleinen Scheiben mosaikartig zusammengefügt, die Formen in schweren Umrißlinien durch die Verbleiung oder mit dunkeln Schattenlinien im hellen Farbenspiel bezeichnet, und diese Darstellungsweise wie diese Technik hemmte und beeinträchtigte die selbständige Entfaltung der Malerei, die sich den bau-

lichen Formen und Zwecken nicht blos einfügen, ſondern unterordnen mußte. Die franzöſiſchen Kathedralen ſind vorzüglich reich an ſolchen Werken, am glanzvollſten die zu Rheims und Bourges; auch in Notre Dame von Paris iſt das Roſenfenſter der Faſſade von wunderbarer Wirkung. England und Deutſchland folgten nach, doch vornehmlich erſt im folgenden Jahrhundert.

Die ſtark aufgetragenen Umriſſe und die lichten Farben in den Miniaturen der Handſchriften zeigen den Einfluß der Glasmalerei. Schon Dante rühmt die Kunſt „die in Paris man nennt illuminiren". Deutſchland hielt gleichen Schritt. Charakteriſtiſch ſind für uns die Darſtellungen in den Ritterepen und der Minnelyrik. Die Geſtalten erheben ſich hellfarbig mit leichter farbiger Schattirung auf dunklerm teppichartigem Grunde; zart geſchwungene wellige Gewänder umfließen die Körper, deren Organismus allerdings oft mangelhaft bleibt, aber die Empfindung des Geſichts, die Haltung der Figuren, die Bewegung der Hände hat mannichfach ſprechende Motive und erfreut bald durch naive Grazie, bald zeigen ſich aber auch wie in der Poeſie conventionelle Manieren im Ausdruck ſentimentaler Stimmung. Selbſt in religiöſen Büchern wagt die weltlich heitere Laune das Rankenwerk der Einfaſſungen mit muthwilligen Arabesken zu beleben.

In Italien iſt es wieder ähnlich wie bei der Skulptur; während im Norden der mächtigere Geiſt der Zeit die Künſtler beſeelt und trägt und die einzelnen ſammt ihren Namen in großen gemeinſamen Werken aufgehen läßt, treten dort die Perſönlichkeiten mit eigenthümlichen Arbeiten hervor, und gehen weniger auf die Innigkeit der romantiſchen Empfindung als auf den Adel der Form und den Rhythmus der Compoſition aus; die Ueberlieferung des Alterthums bleibt gegenwärtig, der Sinn auf das Schöne um ſeiner ſelbſt willen gewandt. Florenz und Siena ſtehen voran, Cimabue und Duccio di Buoninſegna ſind die bahnbrechenden Meiſter, nachdem ſchon Giunta von Piſa den byzantiniſchen Typus mit energiſcher Leidenſchaft durchbrochen, Guido von Siena ihn durch ſanftes Gefühl gemildert, Torriti in ausdrucksvollen Moſaiken die altchriſtliche Weiſe der gegenwärtigen Empfindung angebildet hatte. Cimabue hat in der Kirche von Aſſiſi nach den Büchern Moſis und nach den Evangelien gemalt; er beſeelt die ſtrengen Formen, indem er die Handlung auf dem Gipfel des dramatiſchen Conflicts erfaßt, und erreicht dadurch ein

feierliches Pathos. Seine Madonnenbilder in Florenz zeigen eine frische Naturbeobachtung, und besonders in den Engelsköpfen ein Streben nach Lieblichkeit auf der Grundlage der einfachsten Ueberlieferung. Cimabue's Stile folgt Gaddo Gaddi's Krönung der Maria im Dome zu Florenz. Von Duccio ist eine auf zwei Seiten gemalte Altartafel im Dom zu Siena erhalten. Auf der einen Maria zwischen Heiligen: großartig, ruhig, doch voll Anmuth im Antlitz und in den weichen Gewandfalten. Die andere Seite ist das Meisterwerk des Jahrhunderts, eine wohlgegliederte Scenenreihe aus der Passionsgeschichte, voll Erfindungskraft der Phantasie, reich an Naturbeobachtung, die Composition, die Zeichnung, der Ausdruck edel und klar; — wir schauen einem Zeitgenossen Dante's ins Auge.

Die Scholastik.

An der Stelle der freien Forschung, die das Wirkliche zu begreifen und das Vernünftige zu entwickeln strebt, stand im Mittelalter immer noch die Aufgabe fest daß der Geist zunächst die Ueberlieferung der Kirchenlehre, des römischen Rechts, der griechischen Heilkunde sich aneigne; neben dem Dogma wurden Aristoteles, Hippokrates, die Pandekten zu Autoritäten; man deducirte aus den Vordersätzen, die sie enthielten, die Gesetze des Geistes und der Natur, und arbeitete mit herkömmlichen Begriffen, stritt mit Worten statt sich die Sachen selbst mit eigenen Augen anzusehen. Man erweiterte die Schulregeln für das Urtheilen und Schließen mit ebenso zweckloser als haarspaltender Spitzfindigkeit, ohne zu erwägen daß in das Spinnengewebe des leeren Formalismus das Leben mit seiner Kraft und Eigenthümlichkeit sich nicht einfangen und fesseln läßt. Wie man auch nach den byzantinischen Formeln von barbara, celarent oder ferison Schlüsse machen lehrte, die ungeprüften Vordersätze konnten kein sicheres, kein die Menschheit förderndes Ergebniß liefern. Raimundus Lullus befestigte sechs concentrische Kreise drehbar übereinander, sodaß immer einer über den andern hervorragte; er beschrieb sie mit den Kategorien des logischen und natürlichen Seins,

mit Tugenden und Lastern, mit physischen und metaphysischen Prädicaten der Dinge: man sollte einen Gegenstand nehmen und zusehen wie er sich zu diesen Bestimmungen und zu den Combinationen derselben bei der Bewegung der Kreise verhalte. Auf diese ganz mechanische Weise sollte man geschickt werden über alles Mögliche zu denken und zu reden: das ist klar daß man thatsächlich dadurch nichts erkennt und durch ein solches Schema so wenig zum Philosophen wie durch Schablonen zum Maler wird.

Wichtig war immerhin daß man die Wahrheit nicht blos im Buchstaben der Ueberlieferung, sondern im eigenen Verständniß besitzen wollte, und daß die Wissenschaft aus den Klöstern an die hohen Schulen kam, die seit den Kreuzzügen in bedeutenden Städten gegründet wurden; so Paris für Theologie, Bologna für das Recht, Salerno für die Medicin, und nach ihrem Muster viele andere. Die Seltenheit der Bücher machten die Vorträge eines berühmten Lehrers zum Anziehungspunkt für Tausende von nah und fern, und so gaben Abälard in Frankreich, Irnerius in Italien den Orten wo sie wirkten das Gepräge ihrer Studien und die große Bedeutung für den Gang der Cultur. Die Einsicht des Culturzusammenhanges der Gegenwart mit dem Alterthum lag dem naiven Ausdruck zu Grunde daß das mittelalterliche Kaiserthum die Fortsetzung des römischen sei, und die Hohenstaufen gründeten ihre weltlichen Machtansprüche gegenüber der Kirche auf die Autorität der Imperatoren; wie die antiken Elemente überhaupt in Italien am meisten erhalten blieben, so konnte man dort zuerst anfangen das römische Recht zu studiren, während die Nähe der Araber und der Verkehr mit ihnen Salerno zum Sitz der Arzneikunde machte. Auch sie hielt sich an die Ueberlieferung ohne den Thatbestand der Erfahrungen kritisch zu prüfen und die Kenntnisse methodisch zu erweitern. Paris aber war das Haupt der Scholastik; der Formalismus der Wissenschaft ward wie der des Ritterthums und seiner Bräuche in Frankreich ausgebildet, und nur wer in Paris geschult war oder gelehrt hatte, galt für vollwichtig. Italien sagte man habe die Kirche, Deutschland das Kaiserthum, Frankreich das Studium der Wissenschaft. Paris nahm zuerst alle Facultäten auf.

Das Mittelalter sah in der Kirchenlehre die Wahrheit; es hatte vergessen wie die einzelnen Sätze derselben entstanden waren es meinte daß alles von Anfang an fertig dagewesen sei, und

höchstens bei bestimmten Veranlassungen seine feste Gestalt empfangen habe. Das Haufwerk der Dogmen sollte systematisch geordnet werden; da fand sich gar manche Lücke auszufüllen, gar manche Uebergangsbestimmung zu geben, und wo das im Geiste des Ganzen gelungen schien, da nahm auch die Kirche das Neue in den Zusammenhang ihrer Lehre auf wie wenn es von jeher so gegolten hätte. So war dem folgernden Verstande für Einzelausführungen Raum gelassen, aber an die Principien sollte er nicht rühren, die sollte er nur zu verstehen suchen. Denn wenn auch vieles in der Offenbarung über die Vernunft sei, sodaß diese es nicht finden noch ganz begreifen könne, so sei es doch nicht wider die Vernunft, denn die göttliche und menschliche Wahrheit dürfe sich nicht widersprechen., aber die göttliche sei die höhere, darum habe sich alle Erkenntniß nach der Dogmatik zu richten und die Philosophie sei die Magd der Theologie. Der Inhalt, die Kirchenlehre, war wie die Ausbildung des logischen Formalismus etwas ganz Allgemeines und Gleiches für alle Nationen, und die Scholastik zeigt die Gemeinsamkeit des abendländischen Geistes, wenn wir auch innerhalb desselben in ihren Häuptern die Volkscharaktere vertreten sahen, in dem Franzosen Abälard die kühne Initiative, den bewegten Lebensdrang, die Formgewandtheit, in dem Deutschen Albertus Magnus das Streben nach Universalität, nach allumfassender Systematik, in dem Italiener Thomas von Aquino den innigsten Anschluß an die römische Kirche und die Regelung des Gefühls und der Phantasie durch das klare Maßbewußtsein, eine Eigenschaft die ja auch einen Dante, einen Rafael vor den Künstlern anderer Nationen auszeichnet, — in Duns Scotus endlich den grüblerischen Scharfsinn des Kelten neben dem gesunden Menschenverstand des Engländers in Wilhelm von Occam, der die Scholastik in den Dienst der weltlichen Interessen einführte.

Abälard hat uns sein Leben meisterhaft beschrieben; er nennt es Leidensgeschichte, und es ward dazu nicht blos durch die schmähliche Verstümmelung die er wegen seiner Liebe zu Heloisen erfuhr, als diese selbst nicht seine Gattin heißen wollte damit er ferner Theologie lehren könne, — sondern auch durch das Märtyrerthum für den freien Gedanken. Ein Sohn der Bretagne aus ritterlichem Geschlecht nahm er statt des Schwertes die Waffenrüstung der Dialektik um im Wortgefecht statt im Turnier Siegesehre zu gewinnen. So trat er in die Kämpfe der Realisten

und Nominalisten hinein und erklärte daß die Gedanken Gottes, die platonischen Ideen als das Allgemeine die Grundlage und Substanz der Dinge seien, die darin ihr Bestehen und Wesen haben; in der Natur, in der Welt sind die Allgemeinbegriffe in den Einzelwesen besondert, unser denkender Geist findet die Einheit wieder die dem Mannichfaltigen zu Grunde liegt, und spricht sie aus indem er die Begriffe bildet. Seine große rhetorische Gewandtheit, die schon die Zeitgenossen an Cicero erinnerte, seine Verbindung aristotelischer Logik mit platonischen Ideen, seine Verehrung für die Weisheit des Alterthums und sein Streben sie mit dem christlichen Glauben zu verschmelzen machte ihn zum hervorragenden Vertreter der Geistesrichtung seiner Zeit, die solche Gegensätze zu vermitteln sich zur Aufgabe gestellt sah; aber er that einen großen Schritt weiter und stellte dem Anselm'schen credo ut intelligam den Gedanken entgegen daß er nichts glauben könne was er nicht eingesehen habe, denn es sei überflüssig Worte hervorzubringen die nicht begriffen würden. Ein unablässiges und ernstes Fragen das ist der Schlüssel der Erkenntniß. Suchet, so werdet ihr finden; durch den Zweifel kommen wir zur Wahrheit, der auf Einsicht gegründete Glaube führt uns zur Liebe zu Gott, und so ist er beseligend. Abälard dachte nicht daran das Christenthum oder die Kirchenlehre zu bekämpfen, sein Ziel war sie zu begreifen, das Evangelium war ihm eine Reformation des Naturgesetzes; aber schon das Streben die Dogmen auf die Vernunft zu begründen war der Kirche verdächtig, denn dann konnte die Vernunft ja auch eine andere Wahrheit finden und stand über der äußern Autorität. Und daß Abälard zum Prüfen und Nachdenken wecken wollte, bewies sein Buch „Sic et non" (Ja und Nein), in welchem er das Für und Wider in Bezug auf die Glaubenssätze dadurch darstellt daß er die Aussprüche der Kirchenväter sammelt, welche die einzelnen dogmatischen Bestimmungen bestätigen oder bestreiten. Er selbst schrieb ein Buch über die Dreieinigkeit. Gott ist ihm die eine Wesenheit, die durch sich selber und durch die alles andere besteht, sie ist gut und vollkommen und wird dreifach bestimmt und durch drei Namen bezeichnet. Vater heißt Gott nach der Allmacht seiner Majestät, die alles erschaffen hat und alles wirken kann was sie will, Sohn nach der Weisheit die alles erkennt und ordnet, Geist als die Liebe die alles zum besten Ziele führt und allgütig auch das Böse zum Guten lenkt. Jedes Moment kann nicht ohne die

andern sein, die Macht wirkt mit Weisheit und Liebe, die Liebe ist einsichtig und wirkenskräftig, die Weisheit voll Güte und Stärke, sonst wären sie nicht göttlich, nicht vollkommen. So ist es eine Wesenheit die sich dreifach bestimmt nach dem vorwiegenden Gesichtspunkt einer oder der andern Eigenschaft. Gott wirkt alles in allem, seinen Willen zu vollbringen gebraucht er uns als Werkzeuge; nichts geschieht durch Zufall, sondern in allem waltet die Vorsehung, die jegliches am Besten ordnet und zum Ziele führt. Das Böse hat darum Gott möglich gemacht daß wir frei sein können, das Gute aus eigenem Willen thun. Aber Gott lenkt auch das Böse der menschlichen Absicht zum Guten hin, der Teufel dient ihm die Frommen versuchend zu bewähren, die Bösen zu strafen. Christus starb am Kreuz nach Gottes Rathschluß; daß Judas ihn verrieth war eine Sünde nach Maßgabe seiner schlimmen Gesinnung; aber Gott wandte es zum Heil, weil durch Christi Leiden am Kreuz und durch seinen Tod die Liebe zu ihm entzündet ward, indem er uns zugleich durch das Wort und durch die That belehrte; unsere Erlösung ist die durch das Leiden und Sterben Jesu in uns erweckte Liebe, die uns von der Knechtschaft der Sünde entbindet und uns die Freiheit der Kinder Gottes gibt.

Aus diesen Grundzügen ist klar daß Abälard seiner Zeit gemäß vom Dogma ausging, aber dasselbe rational zu deuten suchte, daß er es umbildete indem er es philosophisch zu begreifen und zu erklären bestrebt war, ganz ähnlich wie Hegel. Bei diesem und Schelling ist es ein Rückfall in die Scholastik daß sie nicht von den religiösen Erfahrungen als solchen und von den kritisch geprüften Thatsachen der religiösen Geschichte ausgingen um sie mit den übrigen Erkenntnissen der Gegenwart in Verbindung zu bringen, von ihnen aus das Princip und den Zweck des Lebens zu bestimmen, sondern daß sie das was der Verstand und Unverstand früherer Jahrhunderte bereits aus jenen Erfahrungen und Thatsachen herausgeklügelt und wie die Satzung sie gefaßt und dogmatisch ausgeprägt hatte, nun begrifflich zu rechtfertigen suchten und ihm den Sinn ihrer eigenen Lehren unterlegten. Abälard aber war innerhalb der Scholastik ein Vorkämpfer der Vernunft, der humanen Bildung.

Auch eine Sittenlehre verfaßte Abälard unter dem Titel: Erkenne dich selbst. Die Tugend besteht ihm nicht in äußerlichen Handlungen, sondern in der Innerlichkeit der Gesinnung;

es kommt auf die Absicht, nicht auf den Erfolg der That an. Was nicht gegen Wissen und Gewissen ist kann nicht Sünde heißen. Wer Christum nicht kennt und seinen Glauben verschmäht weil er ihn für Gott widerwärtig hält (der Muhammedaner), wie wäre der ein Verächter Gottes, für den er ja zu wirken überzeugt ist? Die Christum kreuzigten und ein gutes Werk zu thun meinten (die Juden), haben keine Schuld. Die Freuden der Sinne sind nicht sündlich, aber die Heuchelei ist es, und der Ceremoniendienst hat keinen Werth. Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung.

Hätte Abälard den sittenlosen Mönchen auch das Bild der sittenstrengen griechischen Weisen nicht entgegengehalten, nicht gegen die Geistlichen geeifert die aus Habgier für Geld Ablaß der Sünden verkauften, seine Geistesrichtung als solche mußte ihm den Kampf mit der Hierarchie heraufbeschwören. Er hatte den Lehrstuhl in Paris mit einem Kloster vertauscht, aber auch die Einsiedelei in der Nähe von Provins, wohin er sich zurückzog, war bald ein Sammelplatz der wißbegierigen Jugend, also daß die Lehrer von Paris und Rheims ihn beneideten. Gegen seine theologischen Ansichten ward ein Concil nach Soissons berufen (1121). Er wollte sich vertheidigen, aber er mußte sein Buch über die Dreieinigkeit mit eigener Hand ins Feuer werfen. Aus dem Kloster, wo ihm neue Widerwärtigkeiten bevorstanden, zog er sich in die Einöde bei Nogent an der Seine zurück; aber bald bauten 600 Schüler um ihn sich Hütten und gründeten mit ihm ein Haus dem heiligen Geiste, dem Tröster (Paraklet), der in alle Wahrheit leitet. Aufs neue verketzert übergab er die Stiftung seiner Heloise, die zu Argenteuil den Schleier genommen, und die fortan dem Paraklet vorstand. Er ward zum Abte des Klosters Ruys in der Bretagne berufen, und kämpfte dort gegen den Verfall der Klosterzucht, bestieg aber dann den Lehrstuhl zu Paris aufs neue. Da erhob sich der heilige Bernhard gegen ihn.

Dieser war ein Gefühlsmensch, der in dem Eindruck der Thatsachen und Lehren auf das Gemüth, in der Beseligung des Herzens den Erweis der Wahrheit fand, und den Buchstaben nicht aufgeben wollte der sie ihm vermittelte. Ihm sprachen die Wälder vernehmlicher als die Bücher, Steine und Bäume sollten lehren was die Menschen nicht sagen konnten. Er betonte die unsichtbare Gnade im sichtbaren Zeichen des Sacraments, er

wollte mit Recht nicht ein Bild oder einen Schein, sondern die wirkliche Gegenwart Gottes, und hielt darum am Aeußerlichen fest als ob das Innere und Ideale ohne jenes verloren ginge. Eine Geistererscheinung hatte ihn bewogen ins Kloster zu gehen, und in Entsagung und Selbstpeinigung reformirte er das Mönchswesen und gewann solch Ansehen daß er von seiner Zelle aus Europa lenken konnte. Der dritte Kreuzzug ward von ihm gepredigt; ein Brief von ihm schlichtete Angelegenheiten des Staats und der Kirche in Frankreich, England und Rom. Die leidenschaftliche Gewalt seiner Rede war unwiderstehlich, und Wunder bezeichneten der erregten Einbildungskraft der Gläubigen die Spur seines Weges. Daß Abälard nichts glauben wolle was er nicht begreife, dieser Satz erschüttere die Autorität der Kirche, meinte Bernhard nicht mit Unrecht; er sah in Abälard's Ansichten alte Gedanken wieder lebendig werden welche die Orthodoxie für ketzerisch erklärt hatte, wie die von Arius und Pelagius. Die Erhebung griechischer Philosophen dünkte ihm ein Hohn gegen die Kirchenlehrer; ein neues Evangelium, so rief er, werde von Burg zu Burg, von Stadt zu Stadt gepredigt, wie ein Goliath streite Abälard und sein Waffenträger Arnold von Brescia gegen die Frommen, und kein David sei da. Die Herausforderung Abälard's zu einem offenen Kampf um die Wahrheit schlug Bernhard aus; die Schriften genügten bereits zur Verdammung. Als Abälard auf der Synode zu Sens (1140) sich zu den Sätzen bekannte die man aus seinen Büchern gezogen, ward ihm die Vertheidigung abgeschnitten und die Bücher zum Feuer, er zu klösterlicher Einsperrung verurtheilt. Doch Peter der Ehrwürdige sicherte ihm in Clugny eine Freistätte für die zwei Jahre die er noch zu leben hatte, ja er führte eine Art von Verständigung mit Bernhard herbei.

Die Gefühlstheologie, die beschauliche Mystik Bernhard's ward durch Hugo und Richard von Saint Victor fortgebildet. „Wo Liebe da Licht" war ihr Wahlspruch. Die Welt ward wie ein Spiegel Gottes angesehen, vor allem aber sollte man seine Gnadenerweisungen im Innern selbst erfahren, in der Klarheit der Einsicht und in der Kräftigung zum Guten; denn die Güte ist stets die Genossin der Wahrheit. Das ist die Würde der Seele daß sie das Heil, die Einigung mit Gott, durch sich selbst verdiene und erwerbe; Gott bietet es, der Mensch muß es ergreifen. Daneben stellte Peter der Lombarde die Sätze der Kir-

chenlehre zusammen und suchte sie auf die Autorität der Bibel, der Kirchenväter zu stützen und dem Verstand durch Gründe annehmlich zu machen. Auf Abälard's Bahn ging Johann von Salisbury, wenn er neben der unmittelbaren Offenbarung Gottes die mittelbare durch die Vernunft und Wissenschaft behauptete, die göttliche Vernunft als die Wahrheit aller Dinge setzte und unsere Vernünftigkeit daher ableitete daß wir Gott als die Wahrheit in uns wissen.

Nach sorgfältigen Quellenstudien hat Prantl in der Geschichte der Logik behauptet daß der Fortschritt in der Wissenschaft des Mittelalters auf dem Wachsthum der Stoffzufuhr beruhe, und in der That beginnt eine neue Periode mit dem 13. Jahrhundert dadurch daß nun zur Logik des Aristoteles auch seine Physik, Metaphysik und Ethik durch die Vermittelung der Araber in den Gesichtskreis der Scholastiker trat, daß ihnen auch das Material der arabischen Naturforschung überliefert ward. Wie in der ersten Hälfte des Mittelalters die geistliche, in der zweiten die weltliche Bildung vorwiegt, so macht sich nun auch die Kenntniß der irdischen Dinge neben der Theologie geltend. Die so vermehrten Kenntnisse stellte Vincent von Beauvais in einer Encyklopädie zusammen, die er Spiegel nannte; ein ähnliches Werk war der Schatz Brunetto Latini's, des Lehrers von Dante; er habe ihn von Stunde zu Stunde väterlich unterwiesen wie der Mensch sich verewigt, rühmt der große Dichter mit dankbarer Verehrung. — Albert der Große, ein Schwabe, der in Pavia und Bologna studirt hatte und abwechselnd in Paris und Köln und andern Orten Deutschlands lehrte, suchte die ganze Stoffesfülle der Weltweisheit mit der christlichen Dogmatik in Verbindung zu bringen. Er schrieb den Aristoteles um, indem er da wo die Kirche anderer Ansicht war, wie in Bezug auf die Ewigkeit der Welt, die biblische Lehre von der Schöpfung einführte, die persönliche Seelenunsterblichkeit behauptete, in Bezug auf die Welt und die Seele aber in das scholastische Lehrgebäude all das einfügte was der Grieche über den Himmel und seine Bewegung, über die Erde und ihre Elemente, über Pflanzen, Thiere, Menschen erkannt oder sich vorgestellt hatte, nun bereichert durch all die Erfahrungen und Entdeckungen welche die Araber auf dem Felde der Naturforschung gemacht hatten, sodaß Albert seinen Zeitgenossen gegenüber wie ein Magier und Tausendkünstler erscheinen konnte. Das Reich der Natur ist die Unterlage für das Reich der Gnade, das

ſittliche; hier ſchließt er die griechiſchen Cardinaltugenden der Weisheit, Tapferkeit, Mäßigung, Gerechtigkeit an die chriſtlichen Glaube, Liebe, Hoffnung an; das ewige ſelige Leben iſt das Ende und der Zweck der Zeitlichkeit und des irdiſchen Kreislaufes der Dinge.

Albert's Richtung auf die Natur fand ihre Fortſetzer in dem Engländer Roger Bacon, der bereits auf Sprachſtudium, Phyſik und Mathematik nachdrücklich hinwies, auf Anſchauung drang, und durch Figuren zu verſinnlichen ſuchte wie jeder Punkt der Erde die Spitze einer Pyramide von himmliſcher Wirkſamkeit ſei; denn die Kräfte des Himmels ſtrahlen von allen Enden und erwecken oder beſtimmen das Irdiſche. Er wird den Zeitgenoſſen und der Sage zum Zauberer, wenn er die Experimente, die Inſtrumente, die Kenntniſſe der Araber ſich aneignet und dem Abendlande mittheilt; er ſchaut mit kühnen phantaſievollen Ahnungen in die Zukunft, und nimmt in Forderungen und Träumen vielfach die Entdeckungen und Einſichten der Folgezeit voraus, wobei er den Schein nicht meidet als ob er bereits in ihrem Beſitze ſei. — Die religionswiſſenſchaftlichen Beſtrebungen Albert's vollendete ſein Schüler Thomas von Aquino. Das weltliche Leben wird dem geiſtlichen untergeordnet, die Weltweisheit des Ariſtoteles dem Dogma. Die Kirchenlehre empfängt von ihm eine in ſich abgerundete Geſtalt, die noch heute den Nachzüglern des Mittelalters für das Höchſte gilt. Der Wille Gottes wählt die beſte Welt, und verwirklicht ſich durch die Schöpfung; die Dinge der Welt ſind in verſchiedenen Graden gottähnlich, ſelbſtthätig; die Seele hat das Ebenbild Gottes empfangen, daß ſie Verſtand und Wille iſt wie er, und indem ſie Gott erkennt, wendet ſich das von ihm Ausgegangene wieder zu ihm hin. — Ein ſelbſtändiger Denker iſt Johannes von Duns an Schottlands Grenze; er heißt doctor subtilis, und kein Scholaſtiker hat das Für und Wider der Beweiſe ſchärfer und ermüdender geübt als er, wenn er bei jedem Gegenſtande zunächſt die Schwierigkeiten und Zweifel aufſtellt, die Gründe, Gegengründe und Gegengründe der Gegengründe ins Gefecht bringt, dann darlegt was für die Sache ſpricht und endlich nach einer Löſung ſucht. So hat er die quodlibetaniſche Manier veranlaßt, die über alles Beliebige mit Fragen und Antworten ſich ergeht. Ihm ſelbſt iſt der ſittliche Geſichtspunkt der entſcheidende und maßgebende, er fragt nach dem Zweck des Lebens, und hält ſich an das Fortwirken des heiligen Geiſtes in der

Kirche, sodaß ihm die Lehre noch nicht für abgeschlossen gilt; das Zusammenwirken Gottes und des Menschen ist nöthig wenn uns die Seligkeit zutheil werden soll. Duns Scotus unterscheidet zwischen dem Nothwendigen, das aus dem Wesen der Dinge oder aus der Vernunft unumgänglich folgt, und dem was ein Werk der Freiheit oder des Willens ist und auch anders sein könnte; jenes können wir erschließen, dieses nur durch Erfahrung erkennen. Aber er übertreibt diese richtige Einsicht so weit, daß er auch das Natur- und Sittengesetz von der Willkür Gottes ableitet, die auch etwas anderes hätte anordnen und gebieten können; dann ermäßigt er indeß diesen Satz wieder dahin daß Wille und Wesen in Gott sich nicht widerstreiten, und daß wenn Gott einmal die Welt will, ihre Gesetze aus seinem ewigen Wesen fließen. Alles Weltliche hat nur Werth als Mittel für den Zweck des ewigen Lebens, und die Verstandesbildung soll dazu dienen uns zu guten Menschen zu machen.

Der Streit der Thomisten und Scotisten drehte sich theils über das Verhältniß der Form zur Materie, theils um dogmatische Bestimmungen, worunter vornehmlich die Frage obenan stand ob Maria ohne Erbsünde empfangen worden, was bekanntlich in unsern Tagen den Katholiken zu glauben auferlegt worden ist! Sie können es, nur muß man hinzufügen daß überhaupt die Gattenliebe in reiner ehelicher Treue Sinnlichkeit und Gemüth zu sittlichem Einklang führt; so befleckt die wechselseitige Hingabe der Persönlichkeit nicht, noch ist ihre Frucht eine Geburt der Sünde. — Es ereignete sich übrigens im 13. Jahrhundert daß eine Synode zu Paris die Physik und Metaphysik des Aristoteles verdammte, und nun half man sich mit der Unterscheidung daß eine Lehre theologisch wahr, aber philosophisch falsch sein könne, und umgekehrt, wodurch die Selbstauflösung der Scholastik begann.

Die mystische Richtung vollendete sich in Bonaventura, den man den doctor angelicus nannte. Er war der nächste christlich wissenschaftliche Vorläufer Dante's, von morgenländischer Theosophie genährt, gleich dieser den Glauben des Volks vergeistigend, ein tiefes poetisches Gemüth, das sich über alles Irdische und Buchstäbliche erhebt, wenn es sich in sich selbst versenkt und das Ewige in der eigenen Innerlichkeit anschaut, oder wenn es in allen Dingen den siebenfachen Stoff zum Lobe Gottes sucht. Gott waltet in allem, darum kann eine jede Empfindung

das Gefühl von ihm oder die in der Seele schlummernde Gottheit wecken, darum ist jede Kenntniß der Dinge ein Wachsthum unsers Wissens von ihm und alle echte Wissenschaft Gotteserkenntniß.

Dante.

So hat kein anderer Dichter sein ganzes Selbst in Ein großes Werk ergossen, und zugleich das politische und religiöse Leben seines Volks, das Empfinden, Glauben und Wissen seines Jahrhunderts allseitig und großartig darin zusammengepreßt wie Dante. Während die Auflösung des Mittelalters beginnt, vertieft er sich noch einmal in das Ideal desselben um es in dichterischer Gestaltung als das einzige Heil und Rettungsmittel mahnend und begeisternd aufzustellen, er der erste gewaltige Sprecher des Bürgerthums, des Seelenadels, des freien Geistes, die nun an die Stelle der feudalen Ritterlichkeit und Kirchlichkeit treten, der erste Mann welcher in der Schule des Alterthums die Kunstvollendung plastischer Formen für den romantischen Inhalt gewinnt, indem er dem schwärmerischen Idealismus der Gedanken und Gefühle einen naturwahren und gesunden Realismus der Weltauffassung und des Ausdrucks gesellt. Er ist ganz subjectiv, er legt uns seine Seelengeschichte dar, er selbst mit seinem Zorn und seiner Liebe ist der Mittelpunkt seines Gedichts, des Epos vom innern Menschen, in welchem das zum Abschluß kommt was Wolfram von Eschenbach begonnen, aber seine Darstellungsweise ist von einer plastischen Bestimmtheit, die das Auge des Jägers, Malers oder Naturforschers voraussetzt. Seine Bildung ist scholastisch, aber sein Gemüth erfaßt das Ewige und Allgemeingültige des Christenthums und hält sich an die Liebe, die Freiheit als Grund und Ziel des Lebens. Rückwärts gewandt ist er doch ein Prophet der Zukunft, der erste Herold der staatlichen Einheit und der von weltlicher Herrschaft gelösten Religion für sein Vaterland, ein geistiger Stammvater Italiens, dem er in einem überwältigenden Kunstwerk die gemeinsame volksthümliche Schriftsprache schafft; Italien das bisher in der Poesie hinter

Frankreich und Deutschland zurückgestanden,* gewann durch sein Genie mit einem Schlage den Vorrang, er selbst ward als Begründer der neueuropäischen Literatur genannt, und sein Vaterland hat nach 600 Jahren in unsern Tagen seine eigene Auferstehung durch das Jubelfest seiner Geburt gefeiert.

Ein Ahnherr des Dichters, der Ritter Cacciaguida, war als Kreuzfahrer im heiligen Lande gefallen; seine Gattin war eine Aldighiera, die Familie nannte sich nach ihr Alighieri, der Name ist germanisch, Aldiger oder Aldegar, Speergewaltig, und so finden wir auch in Dante's Blute die Mischung romanischer und germanischer Elemente, die ihn zum Repräsentanten des Mittelalters werden läßt. Im Jahre 1265 in Florenz geboren erhielt er eine vortreffliche Erziehung in Künsten und Wissenschaften; er disputirte auf verschiedenen Universitäten, er focht in mehrern Schlachten mit Tapferkeit und Glück, und führte zugleich vom neunten Jahre an ein tiefinnerliches neues Dasein, seit er die holde Beatrice Portinari gesehen hatte: „Der Geist des Lebens, welcher in der geheimsten Kammer des Herzens wohnt, fing an so heftig zu erzittern daß es zum Erschrecken sichtbar wurde in den kleinsten Pulsen, und bebend sagte er die Worte: siehe da ein Gott mächtiger denn ich, welcher kommt über mich zu herrschen; und der Geist der Empfindung fühlte: meine Seligkeit ist erschienen." In rührender Einfachheit schildern seine Liebesgedichte wie ihm in der Geliebten der Himmel aufgeht, wie sie die schönste Blume im Garten Gottes ist, wie er sich gewöhnt bei allem Guten und Beglückenden an sie zu denken.

Von solcher Anmuth Adel ist umwoben
Die Holde, daß wem grüßend sie sich neigt
Dem plötzlich seine Zunge bebend schweigt,
Sein Blick sich senkt, der sich zu hoch erhoben.

Sie geht dahin, hört leise sie sich loben,
Weil in der Demuth Kleide sie sich zeigt;
Wol scheint's daß sie zur Erde niedersteigt
Ein herrlich Wunder aus dem Himmel droben.

Wenn ihres Auges Zauber ich betrachte,
Fühl' ich wie Wonne mir im Herzen quillt,
Die nie begreift wer sie nicht selbst erlebet;
Herab von ihren süßen Lippen schwebet
Ein milder Geist von Liebeshuld erfüllt
Und spricht zu meiner Seele scheidend: Schmachte!

Als ein früher Tod Beatricen entrückt, da verklärt ſich vollends in ſeinen Klagen die irdiſche Liebe zur himmliſchen, da perſonificirt ſich in ihr die Harmonie der Welt, da wird ſie zur Blüte der Natur, zum reinen Ebenbild Gottes, das den Dichter emporzieht. Die Innigkeit des erlebten Gefühls iſt die Triebkraft dieſer Gedichte, die er ſpäter im „Neuen Leben" proſaiſch ausgelegt und weitläufig erläutert hat. Wir würden auch ohne dieſe nüchterne Beigabe den chriſtlichen Platonismus ſeiner Sonette verſtehen und in ihnen erkennen wie der Menſch durch Schmerz und Liebe vom Irdiſchen zum Ueberſinnlichen geläutert wird. Das Werkchen bietet in Wahrheit und Dichtung die Selbſtbiographie ſeiner Jugend; neben der ſanften Melancholie ſeiner ſchwärmeriſchen Empfindungen und Verzückungen lagert ſich die Reflexion, das ſcholaſtiſche Allegoriſiren; er rechnet für alle Ereigniſſe in Beatrice's Leben die Zahl 9 heraus; deren Wurzel iſt 3, das Symbol der Dreieinigkeit, und dieſe der Urſprung der Geliebten. Und doch wird von ſolchem Beiwerk die Naivetät des Herzens nicht erſtickt, ſie blickt vielmehr rührend durch daſſelbe hervor, und das Büchlein eröffnet die Reihenfolge jener dem Alterthum fremden Werke die bis auf Rouſſeau und Goethe hin die Individualität des Gemüths aufſchließen, und es zeigt das erſte noch unbeholfene Ringen Dante's ſeinen Ausſpruch zu bewähren daß die bloße poetiſche Stimmung und Anlage nicht ausreiche, daß nur der die Palme verdiene welcher Kunſt und Wiſſenſchaft vereint.

Nach Dante's eigenem Bekenntniß dürfen wir nicht zweifeln daß er in philoſophiſchen Studien Troſt ſuchte und doch keinen rechten Frieden fand, daß ſinnliche Leidenſchaft zu andern Frauen, deren eine ſeine Gattin ward, ihn ergriff, daß das Leben von Florenz ihn in ſeine wildbewegten Strudel zog. Die jugendfriſche Stadt erhielt damals die Bedeutung für Italien welche früher Mailand gehabt; ſie war in unabläſſiger Gärung, in ununterbrochenen Verfaſſungskämpfen begriffen, aber in den Leidenſchaften und Härten derſelben wurden auch alle Kräfte geweckt und die ſelbſtändigen Charaktere geſtählt. Durch die Handelsthätigkeit der italieniſchen Städte entfaltete ſich die Geldmacht, mit ihr Habſucht und Jagd nach Gewinn, aber auch verfeinerter Lebensgenuß und die Freude an öffentlichen Kunſtwerken. Die Guelfen waren in Florenz herrſchend, Dante gehörte ihnen durch ſeine Familie an; ſie ſpalteten ſich aber ſelbſt in die Parteien der

Schwarzen und Weißen. Im Sieg des Bürgerthums über den Adel hatte das Volk alle Macht an ſich genommen; um an der Staatsverwaltung Antheil zu gewinnen ließ nun Dante kraft ſeiner naturwiſſenſchaftlichen Kenntniſſe ſich in die Zunft der Apotheker und Aerzte einſchreiben. Er ward in die Vorſtandſchaft der Republik gewählt und erhielt den Auftrag Papſt Bonifacius VIII. zu einer Vermittelung in den florentiner Wirren zu bewegen (1302). Der aber veranlaßte es daß der Bruder des franzöſiſchen Königs, Karl von Valois mit Heeresmacht einzog um im Namen des Papſtes die Zwiſtigkeiten zu ſchlichten; die Schwarzen wurden begünſtigt, die Weißen verbannt, Dante's Haus zerſtört, und er ſelbſt nach einem geſcheiterten Verſuch die Rückkehr zu ertrotzen zum Feuertode verdammt. Von ſeiner Familie und ſeinen Gütern getrennt wanderte er nun von Stadt zu Stadt, „auf ſich allein geſtellt, er ſelbſt ſeine Partei" erfuhr er „wie fremdes Brot nach Salze ſchmeckt und welch ein harter Weg es iſt fremde Treppen auf- und abzuſteigen". Schon in Rom war ihm das Unheil der weltlichen Herrſchaft der Kirche klar geworden, und mehr und mehr erkannte er die Nothwendigkeit für Italien daß ihm das Kaiſerthum Einheit und Frieden begründe. So ſchloß er ſich nun mit ſeiner Feuerſeele den Ghibellinen an, und entwickelte die Politik der er huldigte in einer lateiniſchen Schrift über die Monarchie. Jede Nation, jede Stadt ſoll ihre Eigenthümlichkeit bewahren, ihre innern Angelegenheiten verwalten, aber über allen ſoll als oberſter Schirmherr der Kaiſer ſtehen, Ordnung und Frieden zu verleihen. Das Volk iſt nicht um des Königs, ſondern der König um des Volkes willen da; der Oberherr ſoll der Diener der allgemeinen Wohlfahrt ſein. Dante will die Einigung ſeines zerriſſenen Vaterlandes; die Glieder deſſelben ſollen einander nicht mehr befehden, der Parteihader in den Gemeinden ſoll ſich beruhigen. Die Begründung einer Weltmonarchie, in welcher der Kaiſer an höchſter Stelle alle irdiſchen Dinge lenkt und leitet, während der Papſt die Menſchheit durch die Religion zum geiſtigen Heile führt, dieſe Idee Karl's des Großen fand in Dante ihren letzten welthiſtoriſchen Verherrlicher. In dieſer zeitlichen Hülle aber liegt zugleich die Erkenntniß vom Weſen des Staats in ſeiner ſittlichen Bedeutung, die Forderung ſeiner Selbſtändigkeit. Der Menſch ſteht in der Mitte zwiſchen dem Vergänglichen und Unvergänglichen, ſo hat er einen doppelten Zweck, ein doppeltes Heil, die Seligkeit

dieſes Lebens, die in der eigenen Kraft beſteht, und die Seligkeit des ewigen Lebens, zu welcher dieſe Kraft ſich durch Gottes Beiſtand erhebt. Zum zeitlichen Glück ſoll der Staat, zum ewigen die Religion führen. Dazu iſt die Weltmonarchie erforderlich; das römiſche Volk, der Kaiſer iſt ihr Träger; unter dieſem Haupt ſchließt ſich der Körper der Menſchheit zu einem vielgliederigen Organismus zuſammen. Die Aufgabe des Staats iſt Frieden, Gerechtigkeit, Freiheit, die Grundlage des menſchlichen Wohls auf Erden zu erhalten; denn Ordnung und Friede ſind nothwendig, ſollen wir anders unſere ideale Beſtimmung erreichen, und zur Führung der Menſchen bedarf es der Weisheit und der Kraft. Das alles erkannte Dante, und dem trachtet ſeit ſeiner Zeit ja die Menſchheit nach, wenn auch nicht im Univerſalſtaat unter der Oberhoheit eines Einzelnen, ſondern im Bund und Wetteifer ſelbſtändiger Völker. Dante ſah nach mittelalterlicher Art nicht blos im damaligen Kaiſerthum die Fortſetzung des römiſchen, ſondern er ſchrieb den Römern auf ähnliche Weiſe die politiſche Sendung zu wie den Juden die religiöſe. Sie ſind das Volk des Rechts, Virgil hat ihnen die Herrſchaft geweiſſagt, Chriſtus ward unter Auguſtus geboren, und ſein Kreuzestod erhielt dadurch den Charakter der Strafe für die Sünden der Menſchheit daß er im Namen des rechtmäßigen Weltherrſchers durch deſſen Statthalter angeordnet ward; — ſo ſagt Dante ganz ſcholaſtiſch, und bringt Brutus und Caſſius in der unterſten Hölle mit dem Verräther Judas zuſammen, weil ſich jene gegen Cäſar vergangen, den Gründer des Reichs.

Der Römerzug Heinrich's VII. traf in dieſe Gedanken Dante's. Hatte er ihm doch zugerufen:

> Komm ſieh dein Rom in Thränen für und für,
> Die Witwe einſam Tag und Nacht durchklagen:
> „Warum, mein Cäſar, biſt du nicht bei mir?"

Wie mußte es den Dichter begeiſtern daß die Erfüllung ſeines Ideals herangekommen ſchien! So ſchrieb, ſo wirkte er für den Kaiſer, mußte es aber erleben zu ſehen wie derſelbe gekommen um Frieden zu bringen und Recht, und darum auf keine der ſtreitenden Parteien ſich ſtützend ohne feſten Halt und ohne reale Macht erfolglos blieb, und als er dieſe endlich geſammelt hatte, plötzlich ſtarb. Durch ein Schuldbekenntniß hätte Dante die Rückkehr nach Florenz erkaufen können; aber wie ſehr er auch

nach der Heimat verlangte, er wollte sie auf keinem Wege wiederfinden der seiner Ehre zuwider wäre. „Werde ich nicht das Licht der Sonne und der Gestirne überall erblicken? Werde ich nicht unter jedem Himmel der süßesten Wahrheit nachforschen können, solange ich mich nicht dem Volk und der Republik Florenz gegenüber würde- und ruhmlos benehme?“ So schrieb er einem Freunde. Doch verfolgte die Sehnsucht nach der Vaterstadt ihn bis in seine Träume, und er hoffte daß sie ihn zurückrufen werde um die weißen Haare, die einst blond am Arno waren, mit dem Lorber zu schmücken. Er singt im Paradies:

Zwing' je ich mit des heil'gen Lieds Accorden,
Dran Hand gelegt der Himmel und die Erde,
Wodurch für viele Jahr' ich mager worden,
Den harten Sinn, der mich von jener Heerde
Genossen ausschließt, die als Lamm mich sahn,
Den Wölfen feind, die ihnen zur Gefährde, —
Mit anderm Haar dann, andrer Stimme nahn
Werd' ich als Dichter, und an jenem Brunnen,
Drin ich getauft, den Lorberkranz empfahn!

Er starb 1321 zu Ravenna in der Verbannung. Schauen wir aber auf die Frucht derselben, auf das wunderbare Werk seiner Schmerzen und seiner Erhebung, so hat sich doch das Selbstvertrauen bestätigt, kraft dessen er sich schon in der Hölle von seinem Lehrer Brunetto Latini zurufen ließ: Wenn deinem Stern du folgst, kannst du den ruhmvollen Hafen nicht verfehlen! Und so sagen wir mit Michel Angelo:

O wär' ich Er, zu gleichem Los geboren,
Gern hätt' ich für der Welt glückreichstes Leben
Mir seine Tugend, seinen Bann erkoren!

Noch vor der göttlichen Komödie erschien ein italienisches Prosawerk, das Gastmahl, und eine lateinische Schrift über die Volkssprache. Dort lädt er die Leser zu Gaste, 14 Canzonen sollen das Gericht bilden das er durch seine Erläuterungen mundgerecht machen will. Gedichte zum Lob einer reizenden Frau, die zwischen seine schüchterne Verehrung der lebenden Beatrice und seinen das Weltall umfassenden Lobgesang auf die verklärte getreten, deutet er hier auf die Philosophie, auf die anfängliche Befriedigung und erneute Unruhe die sie ihm gewährt; der eigent-

liche Zweck ist aber auf ganz gelegentliche Weise die Leser zu höherer Erkenntniß zu führen, indem er den Zunftgeist der Gelehrten geiselt und den Ungelehrten die Quellen der Wissenschaft aufschließt, um so einen gebildeten Mittelstand heranzuziehen. Denn der Adel liegt ihm in der Gesinnung, die wahre Anmuth der Sitte in der Sittlichkeit. Den lyrischen Gedichten mangelt das unmittelbar melodisch Quellende, der leichte Fluß der sich von selbst singenden Empfindung; der Gedanke, die Anschauung wiegen vor, und wo sie zu walten haben da ist Dante groß. Er hebt einmal nach Art der Minnesänger an:

O frische grüne Rose,
O holde Frühlingslüfte!
Am Bach durch Wiesendüfte
Geh ich und jubl' und singe
Daß euer Lob erklinge rings im Grünen.

Aber ein mannhaftes Ringen nach Licht und Freiheit, und die Wehmuth daß er durch eigene Kraft das Heil nicht ertrotzen kann, wie die Hoffnung daß es sich ihm dennoch nicht versagen werde, bilden den Grundton.

Schon im Gastmahl bekennt er seine Liebe zur Muttersprache, die ebenso geschickt sei wie die lateinische die erhabensten und neuesten Gedanken auszudrücken. Im Buch von der Volkssprache führt er dies weiter aus. Das Lateinische ist in viele Dialekte zersplittert und aufgelöst, es gilt eine Auswahl des Besten zu treffen, denn jede Stadt hat einiges Schöne, keine alles. Aber er wußte daß zur Begründung einer nationalen Schriftsprache die Poesie das Beste thun müsse, und er leistete dies durch sein Epos auf ähnliche Weise für Italien wie Luther durch seine Bibelübersetzung für Deutschland; er nahm das Florentinische zum Ausgangspunkte, und ergänzte es durch andere Dialekte. Auch hier kam sein Wanderleben der Literatur zugute, und wie in Griechenland sieben Städte, die alle zum Volksepos beigetragen, sich um die Geburt Homer's stritten, so können viele Provinzen Italiens der Ehre sich rühmen daß einzelne Theile des Nationalgesangs bei ihnen geschrieben, Formen und Worte aus ihrer Mundart in denselben eingegangen seien. Diesem genialen Werke verdankt es Italien daß es zur Einheit einer Nationalliteratur gelangte und daß seine Sprache am frühesten unter allen in Europa eine klare feste Gestalt erhielt. Wir bewundern abermals

wie bei Dante die Naturgewalt der Poesie mit der wissenschaftlichen Reflexion zusammenwirkt, wenn wir zugleich gewahren wie die herkömmliche Scholastik neben den freien großen Gedanken einherlänft. Denn er behauptet ganz richtig daß dem Menschen die Sprachfähigkeit von Gott verliehen, aber kein fertiges Idiom anerschaffen sei, sondern daß die Ausbildung der Rede durch unsere eigene That und in verschiedenen Lagen verschieden vollzogen werde; aber dabei will er durch allerhand Spitzfindigkeiten ergrübeln daß das erste Wort, das Adam im Paradies hervorgebracht, El gelautet habe.

Nicht blos daß der wachsende Ruhm ihm einen süßen Trost in der Verbannung gab, in allen Kämpfen, Wirren und Leiden der Erde hielt ihn der Blick zum Himmel aufrecht, sein Vertrauen auf die sittliche Weltordnung, sein Gerechtigkeitssinn waren unerschütterlich, und durch die Einkehr in sich selbst fand er Gott in den Tiefen seiner Seele, sodaß er von nun an die Dinge im Lichte der Ewigkeit oder vom Standpunkte der Unendlichkeit betrachtete, von wo aus er das Treiben der Erde belächelt und den für weise erklärt der es gering achtet und den Geist auf das Unvergängliche richtet.

Dante erzählt am Schlusse des Neuen Lebens wie ihm ein Gesicht geworden kraft dessen er von Beatricen reden wolle wie noch von keiner Sterblichen gesprochen worden sei; das Gedicht das alles Irdische und Himmlische, Natur und Geschichte, Hölle, Fegefeuer und Paradies zugleich umfassen sollte, in welchem er die Wissenschaft seiner Zeit und das Abbild all ihres Strebens vereinigen wollte, es ward seiner Geliebten zum Denkmal bestimmt. Mit unerbittlichem Ernst, mit erhabener Unparteilichkeit maß er das Treiben der Welt am Maßstabe der Sittlichkeit; sein Zorneseifer kehrte sich gegen die Entartung der Kirche, gegen die selbstsüchtigen Leidenschaften die sein Vaterland zerrissen, gegen Sünde und Verkehrtheit jeder Art, um dem Laster seine eigene Häßlichkeit, seine Pein und Selbstvernichtung zu zeigen in der Hölle; dann wie er selbst sich läuterte, so führte er die bessern Zeitgenossen den Berg der Reinigung mit sich hinan, und suchte endlich den Frieden, die Beseligung des Paradieses, die er selbst im Anschauen Gottes fand, der Menschheit mitzutheilen. Sein Gerechtigkeitsgefühl ist das höchste; er darf es wagen über die Zeitgenossen das Weltgericht der Weltgeschichte heraufzubeschwören und die bedeutendsten Menschen der Ver-

gangenheit und Gegenwart einer jener drei Sphären zuzutheilen. „Verfolge deinen Weg und laß reden die Leute, steh fest wie ein Thurm, der nimmer die Spitze beuget, wie ihn die Winde umbrausen!" läßt er sich im Fegefeuer zurufen; er zeigt sich nach eigenem Wort als furchtloser Freund der Wahrheit, der den Wind nachahmt welcher die höchsten Gipfel' am heftigsten schüttelt; ungeblendet vom Scheine sagt er in der Hölle:

Wie viel ehrt man als große Fürsten droben,
Die Schweinen gleich im Koth hier stecken werden,
Dieweil man ihnen flucht statt sie zu loben.

Das ist Dante's Größe daß er gleichmäßig an der doppelten Welt, der äußern und innern, festhält, daß er neben dem praktischen Wirken fürs Vaterland zugleich den Glauben an das Ideal der Wahrheit und der Liebe in seiner Seele trägt, daß alle Schmerzen und Leiden ihn lehren sich selbst und Gott zu finden, in Gott zu leben. Die menschliche Natur hat nach ihm zwei Seligkeiten, die des handelnden und beschaulichen Lebens; das Glück des erstern besteht in tugendhaften Thaten, das des zweiten im Genuß des Anschauens der Gottheit. Zu beiden hat er sich erhoben, beide möchte er der Welt mittheilen, und in diesem religiös begeisterten Streben wie in dem glühenden Eifer gegen die Verworfenheit und Verkehrtheit auf Erden steht er unter allen neuern Dichtern den hebräischen Propheten am nächsten. So klagt sein Zorn über das von Parteien zerrissene Vaterland:

O Sklavin du, Italia, Schmerzenstätte,
Im wilden Sturm ein Fahrzeug ohne Steuer,
Herrin des Landes nicht, nein Unzuchtbette!
Wie war die edle Seele voll von Feuer
Beim bloßen Klang vom süßen Vaterland,
Wie war des Volkes Ruhm für sie so theuer!
Doch wild in dir steht Hand nun gegen Hand,
Die selber sinnen drauf wie sie sich morden
Die Eine Mauer, die Ein Wall umspannt.
Blick' in dein eigen Herz! An allen Borden
Elende, such' — o such' an jedem Strand
Ob einem Ort in dir ist Friede worden!

Ein Schamerröthen geht durch den Himmel wie einst bei Jesu Tod die Luft sich verfinsterte, als Petrus im Paradies die Stimme gegen seine Nachfolger erhebt, die sein Bild zum Siegel

verkaufter Privilegien gemacht, das Zeichen der Schlüſſel auf eine Kriegsfahne gegen Mitchriſten geſetzt. Der Apoſtel ruft:

Er der ſich ſelbſt auf Erden hat erhöht,
Und angemaßt des Rechts zu meinem Stuhle,
Dem Stuhl der leer vor Chriſti Augen ſteht,
Er hat mein Grab verwandelt jetzt zum Pfuhle
Voll Bluts und Stanks, daß ſich im Abgrund freut
Der ewigen Nacht hinabgeſtürzter Buhle!

Kaum eifert Dante gegen irgendeine Sünde heftiger als gegen den geldgierigen Handel mit geiſtlichen Aemtern. Die Habſucht ſimoniſtiſcher Pfaffen tritt die Guten mit Füßen und erhöht die Schlechten; ſie machen ſich Gold und Silber zum Götzen; mit dem Geld des Sündenablaſſes mäſten ſie ihre Schweine und anderes was ſchlimmer als Schweine. Die Kirche muß zur urſprünglichen Reinheit zurückgebracht werden, ſie darf nicht in weltliche Händel verſtrickt ſein, wenn ſie die Wahrheit des Evangeliums verkündigen und das Gottesreich der Liebe ausbreiten ſoll.

Der Menſch bedarf der Führung aus der Nacht der Gottesferne, aber wenn er ſich durch Reue und Selbſterkenntniß geläutert hat, wenn er zur wahren Freiheit gelangt iſt, dann kann er dem eigenen Willen und Gefallen folgen, da er nun nichts anderes denn was Gott auch will, dann bedarf er keiner andern Vermittelung mehr, wie Virgil ſcheidend zu Dante ſagt:

Nicht frage mehr um Wort und Zeichen mich:
Frei ward und rein in dir, dem Erdenſohne,
Der Wille; folg' ihm ganz, und über dich
Reich' ich dir ſelbſt die Mitra und die Krone!

d. h.: Du biſt nun durch deine Vernunft dein eigener Kaiſer und Papſt geworden; du haſt Gott in deinen Willen aufgenommen, er iſt in dir geboren. So erſcheint auch am Ende des Paradieſes das Menſchenantlitz im reinen Lichte der Gottheit, denn der Menſch iſt eine Offenbarung derſelben, urſprünglich rein, dann durch die Sünde getrübt, durch die Schuld losgeriſſen von ſeinem Lebensquell, aber durch die Liebe zum Wiedereingang berufen; das Ziel der Seele iſt daß ſie in Gott ſich wiederfinde.

Aus haucht die höchſte Güte unſer Leben
Unmittelbar und tränkt es ſo mit Liebe
Daß ſehnſuchtsvoll nach ihr wir immer ſtreben.

Rotter citirt zu diesem Vers was Jacopone da Todi von der Seele sagt:

In Christum umgewandelt ist sie Christus,
Mit Gott vereint ist selbst sie göttlich worden.

Die Vergottung des Menschen, von der bereits Erigena geredet, ward jetzt vom Bunde der Gottesfreunde wieder ergriffen; wie von ihr die großen persischen Lyriker sangen, so werden wir bald die deutschen Mystiker von ihr reden hören. Bei Dante ist dieser Zug nach dem Ueberirdischen, diese tiefe selige Ruhe in Gott aufs innigste verbunden mit der reformatorischen Begeisterung fürs Vaterland, für Kunst und Wissenschaft. Er ist der Apostel der Wahrheit die er im Innern geschaut, er will der Welt zeigen daß es noch jemand gibt der Werth auf Tugend und Freiheit legt, und er bietet ihr sein Gedicht, das auf jeder Seite den Spruch Virgil's einschärft:

„Lernet gewarnt recht thun und nicht misachten die Gottheit!"

Die göttliche Komödie ist äußerlich betrachtet die Darstellung einer Wanderung des Dichters durch die Hölle, das Purgatorium und das Paradies, und die Schilderung des Zustandes der Seelen in diesen Räumen, angeschlossen an die feste Gestaltung welche das Jenseits im christlichen Volksglauben gewonnen hatte. Der Dichter fügt aber selbst hinzu: Gegenstand des Gedichtes sei der Mensch wie er infolge seiner Willensfreiheit gut oder schlecht handelnd der belohnenden oder strafenden Gerechtigkeit anheimfällt. So gehen Diesseits und Jenseits ineinander über, und Strafe und Lohn veranschaulichen uns auch den gegenwärtigen Zustand des Sünders und des Frommen; der Schmerz der Reue wird den Büßenden zum Heil; „ich sage Pein und sollte Freude sagen", berichtigt sich selbst ein solcher. Strafe, Buße, Seligkeit will der Dichter schildern um die Menschen loszureißen von ihrem Unheil und sie zum Heil zu leiten; durch die Höllenfahrt der Selbsterkenntniß, durch die Sehnsucht nach Frieden und Ruhe soll die Welt aus der Unruhe und Gottentfremdung zur Einkehr in sich selbst und in Gott berufen werden; oder wie wiederum Dante selbst in der Zueignung des Paradieses an Can grande sagt: Der Zweck des ganzen Gedichts ist die Menschen soweit sie diesem Leben angehören aus dem Zustande des Elendes zu

befreien und sie zu dem der Glückseligkeit zu geleiten; oder wie Wegele dies näher bestimmt: im Spiegel der übersinnlichen Welt und seiner Wanderung durch sie zeigt er der Menschheit wie weit sie von Gottes Absichten mit ihr abgeirrt ist, zeigt ihr die alles zerrüttenden Folgen dieser Verirrung und zugleich daß und wie sie das verlorene Heil wiederfinden könne durch die Verkündigung der Weltordnung, ohne welche die Menschheit nach seiner Ansicht weder ihre zeitliche noch ihre ewige Bestimmung erreichen kann, und die durch die Zerstörung des Kaiserthums und die Verweltlichung des Papstthums auf das heillosesse verwirrt ist. Das Pathos und die Kühnheit womit der Dichter hier die Souveränetät seines subjectiven Empfindens und seines persönlichen Systems der ganzen Welt gegenüberstellt und ihr diese unterwirft, ist geschichtlich betrachtet das Merkwürdigste an diesem Gedicht, das sich mit seltener poetischer und sittlicher Kraft zu der Höhe des Weltgerichts erhebt und unter den Völkern aller Zeiten einzig und unvergleichlich dasteht. — In solcher Stimmung greift Dante nach dem Lorber der die Stirne der triumphirenden Cäsaren schmückt; er will wirken wie ein Held mit seinem Gesang: aus kleinem Funken wird oft große Flamme.

Er nennt sein Gedicht eine Komödie in dem Sinne daß es anfangs rauh und schrecklich am Ende beglückend und lieblich sei, und weil die Darstellung dem Stoffe gemäß bald Erhabenheit, bald die Sprache des gewöhnlichen Lebens erfordere; nicht die dramatische Form, sondern der Inhalt war ihm also für den Namen maßgebend. Indeß gibt er uns ein großes Schauspiel und dessen Gliederung lehnt sich an die Bühne der Misterien, ja er erinnert an die attische Komödie durch die schonungslose Verwegenheit mit welcher er auch Zeitgenossen persönlich angreift, durch die Plastik mit welcher er innere Zustände nach außen kehrt und äußerlich veranschaulicht, durch die Meisterschaft mit welcher er aller Tonarten der Sprache an ihrer Stelle mächtig ist. Das Aeußere des Gedichts zeigt wie ein gothischer Dom neben der grandiosen Phantasie der Conception die sicher messende Verständigkeit, die symmetrische Behandlung im einzelnen und die Zahlenmystik der Scholastiker. Es sind 3 Reiche, jedes hat 3×3 Abtheilungen; die 3 Theile des Gedichts sind beinahe von gleicher Länge; jede Strophe besteht aus 3 Versen; 3 Reime verketten die Strophen untereinander; $(3 \times 3 + 1) \times 3 + 3$ oder $3 \times 10 + 3 = 33$ Gesänge hat jeder Theil, zum ersten

aber kommt ein Einleitungsgesang, und so ist die Summe aller = 100, dem Quadrat von 10; 10 aber, die Summe von 1 + 2 + 3 + 4 ist die bekannte Tetraktys der Pythagoreer.

Wir stiegen auf zum Wiedersehn der Sterne

schließt die Hölle, und bezeichnet so den Emporgang des Lebens und Gedichts aus dem Dunkel zum Licht; dann auf den Gipfel des Reinigungsberges erhebt sich der Dichter

Rein und bereit zum Aufschwung nach den Sternen;

das Paradies endigt mit dem Verse der den Grundgedanken andeutet:

Die Liebe die beweget Sonn' und Sterne.

Die Erde liegt für Dante im Mittelpunkt der Welt; in ihre Tiefe bis zum Centrum geht trichterförmig die Hölle hinein, und dieser entsprechend erhebt sich jenseits von Jerusalem der kegelförmig ansteigende Berg der Reinigung, sein Gipfel ist das irdische Paradies; der Himmel umgibt die Erde mit neun durchsichtigen übereinander gewölbten Sphären, denen des Mondes, des Mercurs, der Venus, der Sonne, des Mars, des Jupiter, des Saturn, der Fixsterne und dem krystallinischen Himmelsgewölbe; es ist das erste Bewegende, das von Gott alle Bewegung auf die andern Gebiete überträgt, und über ihm ruht das Empyreum, ein Kreis von Licht und Liebe wo die Urvernunft waltet. Die antike Kosmologie erhält hier verwoben mit christlichen Ideen ihre poetische Verklärung. Und indem Dante das Universum durchschreitet und die Geschicke der Seelen verkündet, so vollendet er jene alterthümlichen Dichtungen von den Wanderungen und Wandlungen der Seele, durch Schrecken und Reinigung bis zum Eingang in Gott, die uns schon im Todtenbuch und an den Grabdenkmalen der Aegypter entgegentraten, die bei Homer und Virgil vorkommen, wenn Odysseus und Aeneas in die Schattenwelt zu Verdammten und Seligen gelangen, — die dann in der Phantasie der Christen und Muhammedaner weiter gewirkt haben und in Visionen oder Misterienspielen zu Dante's Zeit mannichfach behandelt wurden, — so vollendet er das orphische Epos von den Läuterungen der Seele, eine Gedankendichtung die alles zusammenfaßt was er in seinen andern Werken von Glauben und

Liebe, von Politik und Wiſſenſchaft gelehrt und geſungen, alles eingeſchmolzen in der Feuereſſe ſeines Gemüths; — das Epos vom innern Menſchen, ganz ſubjectiv im Geiſte ſeiner Zeit, dem Weltalter des Gemüths, ſodaß er ſelbſt mit ſeiner individuellen Perſönlichkeit den Mittelpunkt bildet, und doch ganz objectiv durch die Feſtigkeit der Begriffe und Formen, die klare Beſtimmtheit der Bilder. Er hat das Jenſeits in ſo deutlichen Umriſſen hingeſtellt, daß man ſich ſtets veranlaßt fühlt ſeine Höllenkreiſe und Himmelsſphären zu zeichnen; und da Jenſeits und Dieſſeits doch nur Eine Welt bilden, und dort im Sein was hier im Werden iſt, dort in harmoniſcher Vollendung was hier im Kampf und Gärungstrübheit erſcheint, ſo begegnen auch dort uns die lebendigen Charaktere der Geſchichte, wie ſie mit ihrem Wollen und Handeln uns bekannt geworden, und nun in der Ewigkeit ſelbſt wie eherne Bilder dem Zeitſtrom entriſſen verewigt ſind. Wie das Irdiſche in Himmel und Hölle ſein Ziel und den Ausdruck ſeiner wahren Geſtalt findet, ſo iſt die Erinnerung an die Erde in den Abgeſchiedenen und im Dichter wach, und Gleichniſſe der Sinnenwelt veranſchaulichen das Ueberſinnliche. Ampere hat eine Voyage Dantesque geſchrieben, indem er alle Orte beſucht welche Dante in der göttlichen Komödie erwähnt, und zeigt wie derſelbe aus unmittelbarer Anſchauung der italieniſchen Landſchaften Ton und Form für ſeine Schilderungen gewann. Mit ihm beginnt wieder der Realismus der Kunſt, der die Wirklichkeit um ihrer ſelbſt willen betrachtet, und doch iſt ihm auch noch jede Erſcheinung ein Symbol des Göttlichen und Geiſtigen. Sein Wahrheitsſinn blickt den Menſchen und Dingen ins Herz, und von innen heraus weiß er die Formen ſo auszuprägen daß ſie die Bedeutung der Sache ausdrücken. Neben ausgemalten Gleichniſſen nach Art der Alten iſt es gewöhnlich nur ein Zug den er in die Handlung einflicht oder zur Verdeutlichung heranzieht, aber dieſer eine iſt ganz ſprechend, mag er eine ſpähende Seele mit dem alten Schneider vergleichen der das ſchwache Auge zuſpitzt um das Nadelöhr zu finden, oder mag ein hochherziger Verdammter ſtumm die Vorüberwandelnden anblicken wie ein Löwe der ausruht. In der Hölle ſind es beſonders Bilder aus der Thierwelt von wilder oder widriger Art um ihre Schauer und Qualen zu bezeichnen, am Berg der Reinigung ſtreben die Pflanzen empor, die Lilie die der Sonne den Kelch öffnet, der Dorn der verdorrt ſchien und doch im Frühling wieder Roſen trägt, und

im Paradieſe ſtrahlt und funkelt das Licht mit ſeinen Farben, der Himmel mit ſeinen Geſtirnen. Durchgeht man die göttliche Komödie mit Rückſicht auf die Gleichniſſe aus der Natur und dem Menſchenleben, ſo bewundert man zugleich ihre Fülle und Beſtimmtheit; das offene Auge ergreift das Charakteriſtiſche und der Mund hat das rechte Wort dafür. Ein neuer Naturalismus, der ſich nicht mit dem Herkömmlichen begnügt, ſondern in der Freude des eigenen Sehens und Fühlens ſchwelgt, kommt hier zuerſt durch die Poeſie in die Kunſt; Dante's Freund Giotto geht als Maler auf dieſer Bahn, am nächſten aber kommt ihm van Eyck und ſeine Schule. Und dieſe Gleichniſſe ſind kein müßiger Zierath, ſondern geben dem Jenſeitigen jene ſichere Beſtimmtheit welche nöthig war, wenn der Dichter als Augen- und Ohrenzeuge redete, und welche die ſchlagende Wirkung hatte daß das Volk vor dem Manne mit Scheu zur Seite trat der in der Hölle geweſen und deſſen Stirn der Engel gezeichnet.

Einem göttlichen Gedichte
Hat er alles einverleibet
Mit ſo ewigen Feuerzügen
Wie der Blitz in Felſen ſchreibet.

Der Strophe Uhland's reiht ein Ausſpruch Carlyle's ſich an: „Intenſität iſt das vorherrſchende Gepräge von Dante's Geiſt. Seine Größe hat in jedem Sinne ſich ſelbſt concentrirt zu feuriger Kraft und Tiefe. Erinnert euch wie er die Höllenſtadt des Dis zuerſt erblickt: eine rothe Zinne, ein rothglühender Eiſenkegel leuchtend durch die dunkle Unermeßlichkeit der Finſterniß; — ſo lebendig, ſo beſtimmt ſichtbar auf einmal und für immer! Es iſt ein Sinnbild von dem ganzen Genius Dante's."

Das Ewigweibliche zieht uns hinan! Dies Wort in welchem Goethe's Fauſt ausklingt, gibt uns auch den Schlüſſel zu Dante's göttlicher Komödie. Die Liebe zu Beatrice hat ihn vom Sinnlichen zum Idealen erhoben, und als der Tod ſie ihm entriſſen, da ward ſie zum Ideal der Seele, die in Gott eingegangen und verklärt, ein Strahl des ewigen Lichts, das ethiſche Weſen Gottes, Gnade und Wahrheit ihm offenbart. Die Erinnerung an ſie hat ihn aus dem Taumel der Welt und der Verwirrung des Parteitreibens erweckt und zur Betrachtung des Ewigen hingezogen, dadurch hat er den Frieden gefunden, und ihr zum Denkmal ſchafft er nun das Werk, das dem Volk verkünden ſoll

wie er ſelbſt innerlich geneſen ſein eigenes Leben und die ganze Welt im Verhältniß zur ſittlichen Weltordnung anſieht. So iſt allerdings niemals eine Geliebte gefeiert worden, das Gedicht iſt der Gipfel des mittelalterlichen Frauendienſtes, der hier aber durchaus edel und geiſtig erſcheint, indem die Liebe das Herz von aller Selbſtſucht reinigt und zum Unendlichen leitet. Von Beatrice kommt was Dante denkt und dichtet; ſeine Seele hat die Wahrheit von ihrem ſchönen Selbſt angenommen, iſt geiſtig mit ihr eins geworden, und dadurch iſt ihm auch das Bewußtſein der Gottinnigkeit, der Wiedergeburt im ewigen Weſen aufgegangen, wie er das alles ſelbſt ausſpricht. So verſchmilzt Beatrice mit der Religion, ſo offenbart ſich die Liebe Gottes in ihr, aber ſie bleibt darum doch in ihrer perſönlichen Eigenthümlichkeit beſtehen, und es heißt alle Poeſie mit Stangen hinaustreiben, wenn man ſie zur Allegorie der Theologie macht. Allerdings wie Dante, dieſer individuelle Mann und Dichter mit ſeinem reformatoriſchen Feuereifer, ſeinem Freiheitsdrang, ſeiner Ruhmbegierde doch auch den Menſchen in ſeinem Erdenwallen, in ſeiner Läuterung und Vergöttlichung darſtellt, ſo ſind ſeine Führer Virgil und Beatrice für ihn was der Rechtſtaat, das Kaiſerthum, die Weltweisheit auf der einen und die chriſtliche Religion auf der andern Seite für die Menſchheit und ihre Leitung zum Heil bedeuten. Aber man muß aller Empfindung bar ſein, wenn man nicht fühlt wie jenes Erzittern bei dem erſten Begegnen auf Erden noch nachbebt, ſobald Dante die verklärte Geliebte wieder erblickt, wenn man nicht fühlt mit welch hinreißender Herzinnigkeit er an ihren Augen, ihrem Lächeln hängt, da ſie ſogar im Himmel ihm noch ſagen muß daß nicht blos in ihren Augen Paradies ſei, und da Gott ſelbſt in ihrem heitern Antlitz ſich zu freuen ſcheint. Dante ſagt die Wahrheit von ſich:

> Ich bin ſo einer der es ſpürt, wenn Liebe
> Begeiſternd haucht, und auf dieſelbe Weiſe
> Wie ſie mir innen vorſpricht ſchreib' ich nieder.

Es iſt die Eigenthümlichkeit aller echten Kunſt daß ſie im Beſondern die Idee, im Los des Einzelnen das allgemeine Schickſal darſtellt, und wenn auch der Dichter von letztern, vom Geſetz und Gedanken ausgegangen, ſobald es ihm gelingt ſie zu lebensvoller Wirklichkeit zu geſtalten, iſt ſein Werk keine Allegorie. Das gilt auch von Dante's göttlicher Komödie. Aber es

ſind Allegorien in ihr enthalten, und neben der erlebten und geiſtig aufgefaßten Wirklichkeit ſtehen allerdings Gebilde ſeiner Phantaſie welche Verſtandesbegriffe des ſcholaſtiſchen Lehrſyſtems zu Scheinfiguren aus Attributen zuſammenſetzen, und jetzt z. B. vier Frauen zu Hieroglyphen der Cardinaltugenden machen, die uns kurz zuvor in den Sternen des ſüdlichen Kreuzes entgegenſchimmerten. Dieſe bloße Zeichenſprache iſt allerdings unkünſtleriſch, und Dante hat wie Goethe im zweiten Theile des Fauſt auch ſolche Maskenſpiele, die das Mittelalter liebte, in ſeinem Werk. Etwas anderes wiederum iſt es daß man ſich von früh an in der chriſtlichen Kunſt gewöhnt hat im Bild der Perſonen und Sachen einen tiefern Sinn zu erkennen, im Hiob die Geduld, im Elias auf feurigem Wagen die Erlöſung des Menſchen überhaupt oder den Triumph des Glaubens: da bleibt das Individuelle als ſolches, und der Gedanke iſt in ihm gegenwärtig, nicht einmal wie eine zweite feinere Linie von Künſtlerhand in die erſte hineingezogen, ſondern ganz eins mit ihm. Dante ſagt in dieſer Beziehung ſelbſt daß ſein Gedicht einen buchſtäblichen und einen myſtiſchen oder allegoriſchen Sinn habe, und verdeutlicht dies durch ein Beiſpiel. Da Iſrael auszog aus Aegypten, da ward Juda ſein Heiligthum. Dieſe Pſalmenſtelle berichte zunächſt buchſtäblich genommen eine Thatſache, dieſe bilde aber zugleich unſere Erlöſung durch Chriſtus vor, und mahne in ſittlicher Hinſicht an unſere Rettung aus der Knechtſchaft der Sünde, an unſern Einzug in die Freiheit der Kinder Gottes und ihre Glorie. Auf ſolche Art haben wir ſein Werk im ganzen und einzelnen zu verſtehen.

Ich fand auf unſres Lebensweges Mitte
In einem dunkeln Walde mich verirret,
Vom rechten Weg hatt' ich gelenkt die Schritte.

So beginnt er ſein Gedicht. Da iſt der Wald die Welt der Sünde, der Sinnlichkeit; aber wir müſſen es auch dem Italiener Roſſetti Dank wiſſen daß er nach Dionisi's und Marchetti's Vorgang überall den Blick auf die politiſchen Zeitverhältniſſe richtet, ohne daß wir in die einſeitige Uebertreibung dieſer Deutungsweiſe einſtimmen. Auch Florenz mit dem Unfug der Parteikämpfe, mit ſeinem ſelbſt- und genußſüchtigen Treiben iſt der Wald, und die Viſion, welche Dante in das Jahr 1300, ſein 35. verlegt, fiel in die Tage wo er ſich zugleich ſeiner

idealen Jugendliebe wieder zuwandte und zu klarer politiſcher Ueberzeugung kam. So iſt der rechte Weg im allgemeinen die Einheit mit Gott und ſeinem Geſetz, im beſondern aber die providentielle Ordnung durch welche Kaiſer- und Chriſtenthum die Menſchheit zum Heile führen ſollten, zur ſonnigen Höhe; aber die Kirche iſt entartet, das Kaiſerthum misachtet, und ſo gehen die Völker in der Irre. Eine Auffaſſung ſchließt die andere nicht aus, vielmehr hat Dante's ſcholaſtiſcher Verſtand die Sache ſo angelegt daß eine mehrfache Deutung möglich und berechtigt iſt. Er blickt nach einem ſonnigen Hügel empor, aber drei Thiere verſperren ihm den Weg, ein Pardel, ein Löwe und eine Wölfin. Die hat ſchon Jeremias V, 6 ſo zuſammengeſtellt, und Boethius hat bereits die Laſter mit ihnen verglichen, ſodaß wir im Pardel die Sinnenluſt und Ueppigkeit, im Löwen die ſelbſtſüchtige Hoffart, in der Wölfin die habſüchtige Gier erblicken, jene drei Cardinalſünden der mittelalterlichen Moralſyſteme. Aber dieſe ethiſch-religiöſe Deutung beſteht neben der hiſtoriſch-politiſchen, nach welcher in der Wölfin, dem Wappenthiere Roms, die entartete Kirche und ihre Habſucht, im Löwen, dem Wappen Frankreichs, der damals in Florenz eingedrungene Karl von Valois und die Fremdherrſchaft der Franzoſen in Süditalien, und im Pardel mit geſprenkeltem Felle, das ausdrücklich betont wird, die florentiniſchen Parteien der Schwarzen und Weißen gemeint ſind. Eins ſchließt das andere nicht aus, und der Windhund, der die Wölfin zur Hölle jagen ſoll, geht auf einen Retter des Vaterlandes der die weltliche Herrſchaft des Papſtes brechen wird, auf Can grande della scala, bei welchem Dante Aufnahme gefunden, auf welchen er nach Heinrich's VII. Tode ſeine Hoffnung ſetzte. — Nun erbarmt ſich Beatrice des bedrängten Geliebten und bewirkt daß Virgil ihm zu Hülfe kommt. Dieſer wird ſein Führer, indem er zuerſt ſein Vorbild als Dichter war, aber auch als Sänger welcher Chriſtus geweiſſagt, unter Cäſar und Auguſtus, den Gründern des Weltreichs, gelebt, und ſelbſt die Gründung Roms und deſſen providentiellen Beruf poetiſch verherrlicht, als Sänger alſo des idealen Kaiſerthums, als Vertreter der Weltweisheit, der das irdiſche Leben ordnenden Geiſteskraft, der menſchlichen Vernunft; er ſoll den Wanderer bis dahin geleiten wo er ſich über das Irdiſche zur Anſchauung des Göttlichen erhebt; dazu bedarf es der erleuchtenden Gnade, denn ohne daß die Idee Gottes durch ihn innerlich in uns gegenwärtig wäre,

würden wir nicht aus bloßer Betrachtung des Endlichen über dieses hinaus zu ihr, zum Unendlichen gelangen. Hätte Dante nach einem Repräsentanten der Philosophie, der Vernunft schlechthin gesucht, dann bot sich ihm Aristoteles dar, den er selbst den Meister der Wissenden nennt; aber wie Beatrice die Gesinnung der Liebe veranschaulicht, die den Menschen zu Gott führt, so Virgil die Staatsweisheit, die Lehre vom Weltkaiserthum, und so geleitet er zur Seligkeit dieses Lebens, zum Glück der Thätigkeit, während jene die Wonne der Beschaulichkeit, den Himmel erschließt.

Wie Aeneas in die Unterwelt hinabstieg und Paulus in den Himmel verzückt ward, so will Virgil nun Dante's Begleiter sein daß er dem Wald entrinne, indem er durch die Hölle wandert und den Berg der Reinigung hinansteigt. Er soll die Rückseite aller menschlichen Größe und alles selbsüchtigen Treibens nicht blos durch Worte lernen, sondern in der That anschauen, wie Schlosser treffend sagt; durch den Anblick der Strafgerichte Gottes gereinigt soll er die Welt zur Umkehr rufen.

Ich führe nach der Stadt, zur Qual erkoren,
Ich führe zu der ew'gen Schmerzenspein,
Ich führ' ins Reich der Geister, die verloren.
Es rief mich aus Gerechtigkeit ins Sein
Mein hoher Meister, in mir offenbaren
Sich Liebe, Macht und Weisheit im Verein.
Vor mir war Ewiges nur zu gewahren,
Auch ich bestehe für die Ewigkeit.
An meiner Schwelle laßt die Hoffnung fahren.

So lautet im Lapidarstil die Inschrift der Höllenpforte. Die Höllenstrafen nun sind die äußere Veranschaulichung des innern Zustandes der Sünde, nach dem Bibelspruch: Womit du sündigest sollst du gestraft werden. Verstoßen von den Guten und Bösen schwirren im traurigen Gefühl der eigenen Nichtigkeit die Lauen einher, die ohne Lob und Schande gelebt; — „kein Wort von ihnen; schau und geh vorüber". Die edeln Heiden aber, die Helden, Weisen, Dichter der vorchristlichen Zeit sie sind in einer ruhig heitern Genossenschaft ohne Schmerz wie ohne Hoffnung vereint, während der glühende Sturm der Begierde die nicht zu Ruhe kommen läßt, die geschlechtlicher Sinnenlust ungesetzlich gefröhnt, die Schlemmer im Schlamme stecken, die Schmeichler,

die alles, auch das Schlechteſte geprieſen, mit den Buhlerinnen im Unflat ſitzen, Geizige und Verſchwender ſtets gegeneinanderſtoßen, einander ſchmähen, auseinanderfahren und wieder zuſammentreffen, die Zornigen einander zerfleiſchen und ſchlagen, die Gewaltthätigen in einen heißen Blutſtrom eingetaucht ſind, die Wahrſager mit verdrehten Köpfen, die Heuchler unter Kutten einhergehen außen golden, innen bleiern ſchwer, Diebe und Schlangen einander die Geſtalt ſtehlen und ſich ineinander verwandeln, und die herzloſen Verräther, in denen alles Wohlwollen erſtarrt iſt, in nie ſchmelzendem Eis eingefroren ſind. Dante verwerthet in der Hölle den Charon und Cerberus wie die Harpyien und andere Figuren der Mythologie, denn er ſieht in dieſer keine leere Fabel, ſondern die verirrte Auffaſſung realer Wahrheiten. In beſondern Kreiſen werden die beſondern Verbrechen gebüßt. Die Ströme der Unterwelt dienen zur Scheidung der Höllenräume um anzudeuten wie ſo ganz verſchieden die Qualen des Gewiſſens die Seele zerreißen, wenn ſie inne wird daß ſie den Zweck des Daſeins verfehlt. Schloſſer hat dies trefflich erörtert. Auf Kreta ſteht das Bild eines Greiſes, des Zeitgottes, bereitet wie jenes in Nebukadnezar's Traumgeſicht bei Daniel, das Haupt von Gold, Bruſt und Arme von Silber, die Schenkel von Erz, ein Fuß von Eiſen, der andere von Thon. Die Metalle deutet Dante, jüdiſche und griechiſche Vorſtellungen verſchmelzend, auf die Zeitalter; nur das Haupt iſt heil, die andern Theile aber ſind geborſten und Thränen rinnen aus den Riſſen, Zeugen des Wehs und der Schuld der Menſchheit, rinnen nieder und werden zu den Höllenflüſſen welche die finſtern Räume trennen. Die welche die höhere Beſtimmung des Menſchen durch das Chriſtenthum nicht kennen gelernt, ſonſt aber tugendhaft gelebt, ſcheidet von den eigentlichen Sündern der Strom aus dem Silber, den die Alten den Freudeleeren (Acheron) nannten, weil jener Los keine Strafe, nur Entbehrung der Himmelswonne iſt. Die Burg derer die auf ihren eigenen Verſtand trotzten, das Sittengeſetz, den Ruf Gottes verachteten, umgibt der Strom des Haſſes und der Scheu, der aus dem Erze quillt, der Styx, vor deſſen Namen auch die Götter beben. Die Frevler welche Gewalt übten ſtatt ritterlich das Recht zu ſchützen, quält der glühende Fluß aus dem Eiſen, der Flegethon, der Gleiches mit Gleichem, die brennende Begierde mit ewig ungeſtillter Glut vergilt. Unten aber erſtarren alle jene Jammerſtröme zum Eiſe des Cocytus, in welchem die

einfrieren die ohne Güte in ſich verhärtet ſind, zu unterſt Satan, der die Verräther des Heilands und des Vaterlandes im Rachen zerbeißt.

Dante's Wanderung geht nicht ohne Mühen und Schrecken für ihn ſelbſt von ſtatten, und überall hat er Gelegenheit auf Freunde oder Feinde zu ſtoßen und ſo das energievolle Gemälde ſeiner Zeit mit ihren Sitten und Charakteren zu entwerfen. Hochberühmt unter anderm iſt jene Stelle wo unter denen die Sinnenluft Büßenden Francesca und Paolo gleich Tauben zu ihm niederſchweben und ihm berichten wie die Liebe, die ſtets liebende Herzen zuſammenführt, ſie auch im Tode noch hold vereint. Francesca ſpricht:

Es iſt das bitterſte der Leiden
Sich zu erinnern einer ſüßen Zeit,
Wenn uns von ihr des Elends Stunden ſcheiden ...

Zur Kurzweil laſen wir in jenen Tagen
Von Lanzelot und ſeinen Liebeswunden,
Wir zwei allein und meinten nichts zu wagen.
Oft hatten unſ're Augen ſich gefunden,
Dieweil wir laſen, oft entfärbt die Wangen,
Doch nur Ein Zug war's der uns überwunden.
Wir laſen wie des Kuſſes heiß Verlangen
Im ſüßen Lächeln endlich fand Gewähr;
Da küßt' auch mich der ſtets wird an mir hangen,
Am ganzen Leibe zitternd küßt mich er;
Galeotto war das Buch und der's geſchrieben.
An jenem Tage laſen wir nicht mehr.

Galeotto, brauche ich kaum zu bemerken, iſt der Gelegenheitsmacher des Rittergedichts. Wie ein Regenbogen auf finſtern Wetterwolken ſchweben ſie durch die Hölle dahin, wie ſanfter Flötenton klingt ihre Stimme durch das Klaggeheul die Verdammten. Dagegen entrollt Dante ein Schauergemälde des Schreckens, wenn Ugolino, deſſen Kopf ſich mit dem ſeines Feindes Ruggiero zerbeißt, den Mund abwiſcht und erzählt wie er mit ſeinen Söhnen im Hungerthurm geſtorben; das furchtbare Los iſt Buße für Vaterlandsverrath, und die urſprünglich edle Natur erwacht in der Sorge für die Kinder, die um ihretwillen das eigene Leid verbirgt. Mit kecker Meiſterſchaft ſchildert Dante, den Ovid übertreffend, wie die Diebe und Schlangen ineinander ſich verwandeln, und in den Uebelbulgen ſpielt der Humor des Dichters

mit den Teufeln wie mit gräßlichen Hanswürſten; die Scene muthet uns ſhakſpeariſch an. Die Ketzer liegen in Flammengräbern, deren Deckel halb offen ſind, vom Brand ihrer raſtloſen Zweifel innerlich verzehrt. Da erhebt ſich des Dichters Landsmann Farinata ſo mit Stirn und Bruſt als ob er die ganze Hölle in großer Verachtung hätte; zu hören daß es im Vaterlande nicht wohlſteht das brennt ihn ärger als ſein Feuerbett. Ebenſo unbekümmert um die Theologenhölle, die dort auch Kaiſer Friedrich II. birgt, iſt Cavalcante, und wir fragen billig ob wir hier nicht an eine Stelle gekommen ſind wo Dante's eigener Geiſt gegen die dogmatiſche Rechtgläubigkeit ſich empört, wie wir ſchon fragen wollten als wir die berühmten Männer des Alterthums, Cäſar, Homer, Ariſtoteles begrüßten, wie wir fragen müſſen, wenn Cato außerhalb der Hölle den Berg der Reinigung hütet, er der Gerechte, der Freie im Leben und Tod, den Ort wo die Befreiung der Menſchen eingeleitet wird, und wenn ihm Virgil eine ſelige Auferſtehung verheißt, — trotz ſeines Heidenthums und Selbſtmordes, ja wenn endlich Traian und Ripheus, der gerechteſte Troianer nach Aeneide II, 425, doch im Himmel ſind. Der Dichter läßt ſich im Paradies verkünden: am jüngſten Tag werde mancher Heide dem Heiland näher ſtehen als viele die ihn jetzt Herr! Herr! anrufen; und wenn ſein Zweifel wie die Ausſchließung der tugendhaften Heiden von der Seligkeit ſich mit Gottes Gerechtigkeit und Güte vertrage, nicht gelöſt, ſondern nur ſchweigen geheißen wird durch die Erklärung daß der menſchliche Verſtand zu ſchwach ſei die göttlichen Rathſchlüſſe zu durchſchauen, ſo liegt es nahe dieſe Worte auch ſo zu nehmen daß Menſchenſatzung ſich nicht anmaßen möge den Nichtchriſten das Heil abzuſprechen. Hat doch Gottes Gnade auch den Ripheus ſo durchhaucht daß ſich ihm das Auge für die künftige Erlöſung öffnete:

Darum enthaltet euch, ihr Staubgebornen,
Des Richtens, denn ſelbſt uns, die Gott doch ſchauen,
Sind noch bekannt nicht alle Auserkornen!

So klingt es aus dem Mund eines Seligen:

Dem Reich der Himmel kann Gewalt geſchehn
Durch innig Hoffen und durch heißes Lieben,
Die über Gottes Willen ſich erhöhn,

Nicht so wie Menschen Macht an Menschen üben, —
Weil er besiegt sein will wird er besiegt,
Da seine Gnade selbst dazu getrieben.

Mit solchen Worten wird die Frage der ewigen Verdammniß überhaupt für eine offene erklärt, und ich bekenne daß dichterisch zunächst die Hölle zwar an furchtbarem Schauer gewinnt, wenn ihre Schrecken für immerdar unentrinnbar sind, daß aber doch für das feinere Gefühl in der Seligkeit selbst ein bitterer Wermutstropfen liegen müßte, wenn die Begnadeten mit fruchtlosem Mitleid auf die Unglücklichen niederblickten, die für die Schuld der flüchtigen Stunde mit endloser Pein behaftet wären. Hier ist eine der dogmatisch scholastischen Grenzen die Dante's Geist umschlossen hielten; er rüttelt an der Kette, aber bricht sie nicht; sein Werk wird auch dadurch zum Spiegel des Mittelalters. Wir erinnern uns (III, 1, 250) wie Dante's Freund, der Jude Immanuel sich viel unbefangener aussprach. Wenn wir indeß die Hölle überhaupt für die Darstellung der Gottentfremdung, des unbußfertigen bösen Willens nehmen, der sich selber zur Qual ist so lang er in seiner Verkehrtheit beharrt, so können wir uns ohne Anstoß dem poetischen Genuß hingeben.

Die Dichter schwingen sich im Centrum der Erde um Lucifer herum, und klimmen eine lange finstere Höhle hinan, bis sie die Sterne jenseits bei den Gegenfüßlern wiedersehen. Das Zittern der Meereswellen unter dem ersten Strahl des Morgens ist das Bild des Gemüths das nach dem Grauen der Nacht nun auf das Licht und den Sieg des Lichtes hofft. Dort steigt der Berg der Reinigung empor. Cato ist sein Wächter. Auch hier ist eine zugleich drei- und neunfache Gliederung: unten der Kreis der Säumigen, die nun durch längeres Warten auf die Seligkeit dafür leiden daß sie mit der Besserung gezögert; dann in sieben Terrassen um den Berg selbst die Buße der Sünden wie die Kirchenlehre solche festgestellt: Stolz, Neid, Zorn, Trägheit, Geiz, Völlerei, Unkeuschheit; endlich oben das irdische Paradies. Statt des Heulens und Fluchens der Hölle ertönen nun Loblieder, statt der Grauengestalten der Mythologie hüten nun Engel den Aus- und Eingang der Kreise und geleiten den Wanderer hinan. In der Hölle ging Dante bald mit dem Eifer der Misbilligung bald mit der Wehmuth des Mitleids an den Sündern und ihrer Strafe vorüber; im Purgatorium wird er selbstthätiger, der Stellvertreter

der Menſchheit die von Gottes Gnade geführt aus Nacht zum Licht emporgeht; ſein eigenes Gemüth läutert ſich wie er den Berg der Läuterung hinanklimmt, anfangs mit Anſtrengung, dann mit leichterer Mühe, je mehr er in der Beſſerung fortſchreitet; liegen doch die Keime aller Sünden in uns und haben wir alle ſie zu überwinden. Der tiefſinnige Dichter ſieht in der Liebe den Kern des Seins, damit auch den Samen alles Guten, und in ihrer Verirrung den Quell der Sünde. Wird die Selbſtliebe ſo mächtig daß man um ihretwillen das Unheil des andern ſucht, aus ſeinem Sturz die eigene Erhebung hofft, durch ſeine Größe ſich beeinträchtigt wähnt, oder durch eine Beleidigung ſich ſo beſchämt erachtet daß man nach Rache dürſtet, dann entſtehen Stolz, Neid, Zorn; mit falſcher Liebe liebt der Träge die Ruhe, der Habgierige den Beſitz, der Schlemmer Speiſ' und Trank, der Unkeuſche die Geſchlechtsluſt. Die Bußen ſind mannichfacher Art, ſie veranſchaulichen den Seelenzuſtand des Menſchen der ſeine Schuld bereut und von ihr gereinigt wird; bald entſprechen ſie der Sünde und ſtellen das drückende Bewußtſein derſelben dar, bald ihr Gegentheil. Die Stolzen ſind zu Boden gekrümmt unter Felsblöcken, ſie hatten ſich ſelbſt erhöht und werden erniedrigt, ihr Bewußtſein läßt ſie nun ſich beugen; den Neidiſchen iſt das Auge mit Draht vergittert daß ſie des Lichts nicht genießen das ſie andern misgönnt; die Zornigen ſitzen im dunkeln Rauch ihrer Selbſtverdüſterung durch blinde Wuth; die Trägen laufen nun; die welche durch Habſucht, Geiz oder Verſchwendung um des Beſitzes willen geſündigt liegen mit dem Geſicht am Boden gebunden, wie ihr Herz an die Erde gekettet war und ſich nicht über das Irdiſche erhob; die Schlemmer ſind abgemagert in Hunger und Durſt nach den himmliſchen Früchten des Baumes, der dieſe vor ihnen emporſchwingt wenn ſie danach langen; die Unkeuſchen endlich brennen in verzehrenden Flammen. Hierzu kommen Bilder der verſäumten Tugenden oder begangenen Sünden durch berühmte Männer und Frauen des Alten und Neuen Teſtaments, der griechiſchen und römiſchen Geſchichte, zuerſt in die Wände eingegraben oder gemalt, dann wie Viſionen vor den Büßenden erſcheinend, dann durch unſichtbare Stimmen ihnen zugerufen; je höher wir kommen deſto geiſtiger wird alles. Ebenſo ertönt ein Spruch der Seligpreiſungen aus der Bergpredigt ſinnvoll angewandt in jedem Kreiſe: ſelig ſind die nach Gerechtigkeit hungert und dürſtet! hören die Schlemmer, ſelig ſind die reines

Herzens sind! klingt durch die Luft als Dante aus dem Kreis der Sinnenlust emporsteigt.

Im Traume fühlt Dante sich wie Ganymed vom Adler des Zeus ergriffen und aufwärts getragen; er erwacht, durch die Zugkraft der göttlichen Liebe zur steilen Felswand erhoben und denen gesellt die sich bessern und das Heil erwerben. Drei Stufen bezeichnen das Thor zum Berg der Sühne: die eine marmorhell und marmorglatt, der treue Spiegel aufrichtiger Selbsterkenntniß, die zweite dunkel, rauh, geborsten, die Zerknirschung des Sünders, die dritte von blutrothem Porphyr, die Losreißung vom Bösen und seine Ueberwindung, die nicht ohne schmerzvolt blutige Opfer vollzogen wird. Die Schwelle des Eingangs ist ein Demant, der Fels von Christi Wort und Werk. Der Wächterengel zeichnet mit seinem Schwert sieben P auf Dante's Stirn, die Male der sieben Sünden, peccata, und stets wird eins derselben von Engelsfittich hinweggeweht, wenn er einen Ring der Läuterung hindurchgegangen. Auch hier begegnet er vielen Bekannten, vielen namhaften Männern der Vorzeit, und die Unterhaltung mit ihnen hält die Erinnerung an die Erde wach. Der Berg erbebt wie die Erde bei Christi Auferstehung, so oft eine rein gewordene Seele sich gen Himmel schwingt; so die des Dichters Statius, die sich den Wanderern gesellt. Umwallt von den Flammen der sinnlichen Liebe kämpft Dante noch einmal den Kampf zwischen der sinnlichen und geistigen Natur; die Erinnerung an Beatrice hebt ihn nach oben. Sein Wille ist nun lauter und gesund geworden, er kann dem Zuge des Herzens folgen, kann im irdischen Paradies, das in Wahrheit die Höhe des Parnasses und das goldene Zeitalter darstellt, sich mit Rahel oder Lea der Wonne des beschaulichen oder thätigen Lebens hingeben.

Auf der Höhe des Berges der Reinigung bewegen sich apokalyptische Bilder von ihm. Sieben Bäume werden zu strahlenden Leuchtern, die Gnadengaben des Geistes; 24 lilienbekränzte Männer in weißen Gewändern kommen heran, die Aeltesten, Personificationen der Bücher des Alten Testaments, neben ihnen die Thiere der Evangelisten, Symbole der Evangelien. In der Mitte wird der Siegeswagen der Kirche von einem Greifen gezogen, der seine Flügel in die Unendlichkeit ausspannt, — Christus selbst, so weit er Vogel ist reines Gold nach seiner himmlischen Natur, das übrige roth und weiß nach seiner reinen Menschheit und seinem vergossenen Blut. Weiß, roth und grün

gekleidet ſchlingen ſich zu ſeiner Rechten drei Frauengeſtalten im Reigen, Glaube, Liebe, Hoffnung; vier andere, die Cardinaltugenden Weisheit, Tapferkeit, Mäßigung, Gerechtigkeit, tanzen zu ſeiner Linken. Hinter dem Wagen folgen die Apoſtel. Der Zug hält, Blumen ſinken aus der Höhe und Hoſianna erſchallt.

Oft ſah ich wenn die Nacht hinabgegangen
Den Oſten ganz von Roſenglut erfüllt
Doch klar im Licht den andern Himmel prangen;
Auf ſtieg der Sonne Antlitz dann verhüllt,
Ein weicher Dunſt ſtand mildernd ihr entgegen,
Sodaß das Auge lang ertrug ihr Bild.
Alſo in einem duftigen Blumenregen,
Den Engelshände, zarte Blütenſtreuer,
Auswarfen ob des hehren Zuges Wegen,
Erſchien mit Oellaub um den weißen Schleier
Bekränzt ein Weib, das grüne Oberkleid
Um Farben wallend von lebendigem Feuer.
Jedoch mein Geiſt — ob auch ſo lange Zeit
Vorüber, ſeit nicht mehr in ihren Nähen
Ich zitternd hinſank vor der Herrlichkeit, —
Fühlt', eh' die Augen weiter noch geſehen,
Nun von geheimer Kraft aus ihr durchzückt
Die Macht der alten Liebe auferſtehen.
Sobald ihr hehres Bild mir zugeſchickt
Die Himmelspfeile die mich einſt durchdrangen
Eh' ich dem Knabenalter noch entrückt,
Wandt' ich zur Linken mich, alſo befangen
Wie man das Kind zur Mutter ſieht entweichen,
Wenn es ſich Schutz ſucht wider Gram und Bangen,
Um zu Virgil zu ſagen: Nicht mir eigen
Blieb nur ein Tropfen Blutes der nicht zittert,
Wohl kenn' ich ja der alten Flamme Zeichen!

Aber Virgil iſt verſchwunden, und während Dante weinend nach ihm verlangt, hört er die Frage Beatrice's: Warum er ſo ſpät zu ihr emporſteige, wo doch allein die Seligkeit zu finden ſei. Eine Zeit lang haben ihre jugendlichen Augen ihn auf dem rechten Weg gehalten, als ſie aber dem Fleiſch entrückt worden, da habe er die täuſchenden Bilder jener Güter verfolgt die nicht halten was ſie verheißen. In Thränen ſinkt der Dichter nieder, mit leiſem Ja ſeine Schuld bekennend. Sie fährt fort:

Nie hat Natur, nie Kunst dich so entzückt
Wie jener holde Leib der mich umschlossen,
Auf dessen Asche längst die Scholle drückt.
Und wenn das Höchste was dein Herz genossen
Mein Tod dir nahm, wie mochtest du ein Heil
Bei anderm suchen das der Erd' entsprossen?

Dante erhebt von neuem den Blick zu ihr und bricht von neuem im Schmerz der Selbsterkenntniß zusammen, bis ihm ein Becher aus der Lethe, der Vergessenheit der Schuld, credenzt wird. Nun hängt sein Auge fest am Auge der Verklärten. Dann aber verschwindet jener Zug der triumphirenden Kirche, und Dante sieht nun in Sinnbildern die Geschichte der streitenden, der entarteten. Ein Drache im Wagen personificirt das verweltlichte Papstthum, und auf dem Ungethüm sitzt eine Buhlerin wie jene babylonische der Apokalypse; ein frecher Riese gibt ihr geile Küsse: es ist der französische König, der die innerlich verdorbene Kirchengewalt aus Rom entführt und in Avignon seinen Zwecken dienstbar macht. Beatrice vertröstet den Dichter auf eine bessere Zukunft der Christenheit, indem sie einen Reformator weissagt, und nachdem Dante aus dem Quell Ennoe das Bewußtsein alles Guten und Schönen getrunken, fühlt er sich rein und stark zum Aufschwung in den Himmel.

Das Auge auf Beatrice gerichtet schwebt er empor, und fühlt sich wiedergeboren im Aether, aufgenommen in Gott, in dessen Licht und Leben er immer tiefer eindringt. Allenthalben im Himmel ist Paradies, aber in verschiedenen Seelen ist das Ewige auf verschiedene Weise offenbar. Dem Sein der Seligen ist es wesentlich daß ihr Willen im göttlichen Willen bleibt, sagt der Dichter, darum sind alle einträchtig. Deshalb begegneten uns in der Hölle, wo die Selbstsucht und der Selbsttrotz die Gegensätze schärft, die Charaktere in schrofferer Eigenart, während im Himmel alles in ätherisch durchsichtigen Formen fein wie Spiegelbilder strahlt, die Farben ineinander spielen, alles zusammenstimmt wie im musikalischen Accord; denn um dieses einhelligen Vollklangs willen ist eben Mannichfaltigkeit. Das Emporsteigen von Stern zu Stern veranschaulicht die Steigerung des innern Lebens, die Erhebung zu höherer Erkenntniß, Liebe, Seligkeit. Denn diese drei sind untrennbar. Im Lichte der Wahrheit wird der Geist seines eigenen Wesens inne, vernimmt die Vernunft sich selbst, und finden wir Ruhe in Gott, dem

Urwahren. Denn wenn wir Einzelnes erkennen, ſo wird es uns ſtets ein Anlaß weitern Forſchens, am Fuß jeder beſondern Wahrheit keimt wie ein Schößling der Zweifel, die neue Frage, und ſo iſt es des Geiſtes Geſetz daß wir von Höhe zu Höhe bis zum Höchſten getrieben werden. Das Univerſum iſt ein Organismus, eine ſichtbare Darſtellung des Unſichtbaren, das in ihm waltet wie die Seele in unſerm Leibe; Gottes Güte ſtrahlt als die innere Wirkungskraft aus den Himmelskörpern hervor wie die Freude aus unſerm Augenſtern; darum wenn wir die Naturordnung betrachten, ſo gewinnen wir einen Vorgeſchmack von der Anſchauung Gottes. Sein Weſen aber erfordert daß ſeine Liebe aus unzähligen Weſen hervorleuchtet immerdar, und in dieſer Einſicht durchbricht Dante die Enge der Schulbegriffe ſeiner Zeit und kommt zur Idee der Schöpfung als einer ewigen Offenbarung Gottes. Dieſe Schulbegriffe ſeiner Zeit, nicht blos in der Theologie, ſondern auch in der Aſtronomie, Phyſik und Phyſiologie begegnen uns freilich in den Geſprächen Dante's mit Beatrice und andern Seligen im Himmel immer häufiger, hier wo der Sache nach nicht das weltliche Aeußere, ſondern das geiſtig Innere, der Gedanke zur Darſtellung kommt und die Seligkeit des beſchaulichen Lebens uns aufgehen ſoll. Das Lehrhafte iſt hier nicht immer Poeſie geworden, das Rechte nicht immer gefunden, die ſpitzfindigen Unterſuchungen über den Sündenfall der Engel, die Art ihres Denkens, über die Flecken des Mondes oder die Zeit die Adam im Paradieſe zugebracht, ſind uns ſchwer genießbar und mehr für den Gelehrten als den Muſenfreund; dann aber ſtrahlt ſein Genius, ſeine idealiſirende Phantaſie oft wieder ſo herrlich auf und kleidet die allgemeingültige religiöſe Wahrheit ſo rein und glänzend in das Gewand der Dichtung, daß man es wohl begreift wie Männer die ſich Dante zum Geleiter durchs Leben erkoren, nicht die Hölle, ſondern das Paradies für das Vorzüglichſte erklären. Dante weiß es ſelber daß er hier nicht für die Menge dichtet. Von denen die mit kleinem Kahne ſeinem Schiffe gefolgt ſind, das mit Geſang die Salzflut theilt, mögen in jenes noch unbetretene Meer, in das nun des Geiſtes Hauch die geſchwellten Segel hinaustreibt, nur diejenigen mitfahren welche früher ſchon die Hand ausgeſtreckt nach jenem Himmelsbrote das uns Seelennahrung iſt und deß man doch nie ſatt wird.

Für das himmliſche Paradies kommt dem Dichter das pto-

lemäiſche Weltſyſtem vortrefflich zu ſtatten: in den neun übereinander gewölbten beweglichen Sphären kann die Seligkeit an verſchiedenen Orten in verſchiedenen Formen zur Erſcheinung kommen, wie die Uebung beſonderer Tugenden, der Beſitz beſonderer Geiſtesgaben ſolche bedingt; ſo wird der Raum für eine epiſch anſchauliche Entwickelung gewonnen. Die Seligen vertheilen ſich in der Sternenwelt, und über dieſer ſchwebt wieder das Empyreum, ganz Licht und Liebe, und eint wieder in ſich, in Gott das für die ſinnliche, raumzeitliche Anſchauung Getrennte, da in Wahrheit der Himmel doch kein anderes Wo als die Seele Gottes hat, ſodaß dieſelben Geſtalten uns hier und dort begegnen können, je nachdem ſie jetzt völlig hingegeben an Gott in ihn eintauchen, und dann wieder als Spiegel ſeiner Herrlichkeit, als Strahlen ſeines Lichts aus ihm hervorgehen.

In der Sphäre des Mondes, des wechſelnden mit dunkeln Flecken und hellem Schein, ſind diejenigen welche ſich Gott gelobten und doch wieder in weltliche Intereſſen verſtricken ließen, in der des Mercur die welche bei ihren guten Werken der Begierde nach Ruhm und Ehre folgten, die Venus bewohnen die vornehmlich an ſinnlicher Liebe ihre Lebenswonne hatten, die Sonne die Lehrer der Weisheit, den Mars die Kämpfer für die Sache Chriſti, den Jupiter die Gerechten, Fürſten und Richter, den Saturn die Heiligen der Beſchaulichkeit. Im Fixſternhimmel begegnet Dante der Maria und den Apoſteln, und im erſten Beweglichen, von wo aus die Kraft Gottes lenkt und belebt, iſt der Sitz der Engel, der Träger ſeines Willens. Das mehr oder minder klare Anſchauen Gottes, die mehr oder minder innige Gemeinſchaft mit ihm unterſcheidet die Seligen, aber alle ſind in ſich befriedigt, denn Gottes Wille iſt ihr Frieden und ihre Wonne, Liebe zu ihm und zu den Nächſten der allbeherrſchende Trieb. In der Sphäre des Mars bilden die Seelen derer die in den Kreuzzügen geſtritten ein großes Strahlenkreuz, und eine derſelben, Dante's Ahnherr Cacciaguida, weiſſagt ihm ſein Schickſal und fordert ihn auf wie ein Prophet der Welt die Wahrheit zu verkündigen die er auf ſeiner Wanderung im Jenſeits geſchaut. Die Geiſter der Gerechten im Jupiter bilden die Geſtalt eines Adlers, das Zeichen des römiſchen Reichs. Von der Sphäre des Saturn aus, alſo von der Höhe göttlicher Betrachtung blickt Dante auf die Erde zurück; ſie iſt ſo klein daß er lächeln muß; darum hält er den Entſchluß für den beſten der ſie am geringſten achtet und

den Gedanken auf das Ewige und Unendliche richtet; iſt doch das Leben auf der Erde ſelbſt nur ein Laufen nach dem Tode. Beatrice, die von Stern zu Stern immer leuchtender, immer ſchöner geworden, weiſt ihn auf den Triumphzug Chriſti hin, der ſich durch den Fixſternhimmel bewegt. Die lieblichſte Muſik erſchallt wie der Engel Gabriel einer Fackel gleich im Fluge ſich um das Haupt Maria's ſchwingt und ſo dem Beſchauer zum Strahlenkranze wird. Petrus, Jacobus, Johannes treten heran um Dante zu prüfen. Dem erſten bekennt er ſeinen Glauben an den einen Gott, der ſelber unbewegt alles durch Liebe bewegt; der Glaube iſt ihm die weſentliche Gegenwart des Ueberſinnlichen im Gemüth, der Ausgangspunkt zur Begründung des Unſichtbaren. Kein Sohn der ſtreitenden Kirche iſt reicher an Hoffnung als Dante, ſagt Beatrice, und dieſer ſelbſt erklärt vor Jacobus die Hoffnung für das ſichere Erwarten zukünftiger Herrlichkeit. Dann ſpricht er ſich vor Johannes über die Liebe aus. Das Gute entzündet Liebe und Gott iſt das höchſte Gut; von ſeiner Güte lebt das All und ſtrebt darum zu ihm hin. Das Laub, ſagt er, mit welchem der Garten des ewigen Gärtners ergrünt, lieb' ich nur ſo viel als in jedem von ſeiner Güte vertheilt iſt. All die Biſſe die das Herz zu Gott wenden, das Sein der Welt und mein eigenes, der lebenbringende Tod Jeſu haben mich zur Liebe geführt und in ihr das ewige Weſen erkennen laſſen. — Es gereicht Dante zur Genugthuung und zum Entzücken daß die Apoſtel ihn umarmen, daß der Lobgeſang der Seligen in ſeine Worte einſtimmt, daß gegenüber ſo vieler Fabeln und Narretheidinge, die auf den Kanzeln gepredigt werden und die unerfahrenen Schafe mit Wind füttern, dieſe einfachen Grundlehren des Evangeliums als das rechte Chriſtenthum beſtätigt ſind. Möge man ſich an die Heilige Schrift halten und bedenken wie viel Blut ihr Ausſäen in der Welt gekoſtet hat!

Nun ſpiegelt ſich in Beatrice's Auge ein Lichtpunkt der den Dichter blendet, der Punkt von welchem der Himmel und die Natur abhängt, von welchem aus die göttliche Kraft in alle Dinge ſtrömt; derſelbe iſt von den neun Kreiſen der Engel umſchwebt, ſcheinbar vom Weltall umſchloſſen, das er doch ſelbſt einſchließt, — Gott, der Mittelpunkt iſt zugleich der Allumfaſſer. Dann aber überglänzt Beatrice's Schönheit und ihres Lächelns Süßigkeit alles Vermögen der Darſtellung, denn ſie iſt mit dem

Dichter eingegangen in den Himmel der reines Licht iſt, Erkenntniß, Liebe, Wonne.

Ich ſah das Licht als einen Fluß von Strahlen
Aufblitzen zwiſchen zweien Ufern hin,
Zu einem Wunderfrühling beide malen,
Und aus dem Strom lebend'ge Funken ſprühn;
Und in die Blumen ſenkten ſich die Funken,
So glänzt in goldnem Reife der Rubin;
Dann tauchten ſie von ſüßen Düften trunken
Sich wieder in die Wunderfluten ein,
Und der erhob ſich neu, wenn der verſunken.

Es iſt das Auf- und Niedertauchen der Seligen im Geiſte Gottes.

Dem Vater, Sohn und heiligen Geiſte ſang
Das ganze Paradies; ihm jubelt alles,
Sodaß berauſcht ich ward von holdem Klang.
Ein Lächeln ſchien zu ſein des Weltenalles
Das was ich ſah in Wonnetrunkenheit,
Beglückt vom Reiz des Bildes wie des Schalles.
O Luſt, o unnennbare Seligkeit,
O freudenreiches lieberfülltes Leben,
O ſichrer Reichthum ohne Wunſch und Neid!

Sind doch, ſo erläutert ſich uns der letzte Vers, die himmliſchen Güter von der Art daß alle zugleich daran theilhaben, daß wir ſelbſt reicher werden, wenn andere das Geiſtige mit uns beſitzen und genießen.

Des Himmels unausſprechlich große Wonnen
Sie ſenken ſich ins liebende Gemüth
Wie in den Spiegel blitzt ein Strahl der Sonnen.
Sie geben ſich je mehr je mehr es glüht,
Und reicher ſtrömt die ewige Kraft hernieder,
Je freudiger des Herzens Lieb' erblüht.
Erhebt die Seel' erſt aufwärts ihr Gefieder,
Dann liebt ſie mehr je mehr zu lieben iſt,
Denn eine ſtrahlt den Glanz der andern wieder.

Die Seligen ordnen ſich zu einer großen weißen Roſe und wie Bienen nach Blütenkelchen fliegen Engel zwiſchen ihnen auf und ab. Dorthin ſetzt ſich auch Beatrice, und Gottes ewige Strahlen ſpiegeln ſich in ihr und umkränzen ſie. Dante ruft ihr zu: Du haſt vom Sklaven mich zum Freien gemacht, dir dank' ich den Anblick und die Wirkung alles deſſen was mir zu ſchauen

vergönnt war, erhalte deine Herrlichkeit in mir! — Der heilige Bernhard ſteht nun an Dante's Seite und betet zu Maria daß dem Dichter Kraft und Gnade werde um zur reinen Anſchauung der Gottheit zu gelangen, und im Grunde des ewigen Lichts ſieht er durch die Liebe in Einen Bund geſammelt was ſich im Weltall auseinanderblättert; das Heil das jedes Weſens Ziel iſt einigt ſich in Gott, und was außer ihm unvollkommen, in ihm iſt's vollkommen; das Freie iſt mit dem Geſetz verſchmolzen. Drei Kreiſe ſpiegeln ſich ineinander in wechſelſeitigem Erkennen, Lieben und Lächeln, und wie Dante ſich in Betrachtung verſenkt, glänzt ihm aus der Tiefe das Bild des menſchlichen Angeſichts entgegen. Sein Geiſt wird wie vom Blitze durchzuckt, ſein Sehnen iſt erfüllt. Der Phantaſie fehlt die Kraft, aber wie ein gleichbewegtes Rad bewegt ſeinen Willen und ſein Verlangen die Liebe welche die Sonne kreiſen läßt und die Sterne.

Das klare Maß, die ſymmetriſche Compoſition, die Sonderung des Weſentlichen und Unweſentlichen und die dem entſprechende Behandlung des Stoffes in der göttlichen Komödie iſt die erſte reife Frucht des Studiums antiker Poeſie in der chriſtlichen Kunſt. Dadurch iſt Dante der einzige Dichter des Mittelalters zu welchem alle gebildeten Nationen immer und immer wieder zurückkehren. Wegele ſagt: „Durch den Zauber ſeiner Sprache die er ſich ſelbſt erſt bilden mußte, durch eine Geſtaltungskraft der Phantaſie die keinen Vergleich zu ſcheuen braucht, durch einen Stil den Macaulay mit Recht unvergleichlich nennt, durch die hinreißende Kraft und Wahrheit ſeiner Gefühle hat er die Hinderniſſe beſiegt die ihm ſeine Zeit in den Weg ſtellte. Denn in jedem großen Dichter leben zwei Dichter, deren einer allen Zeiten und Ländern angehört, der ſich zum Organ allgemeiner Gefühle und Zuſtände macht, der die beweglichen Schauſpiele vorführt welche die Menſchlichkeit, die Leidenſchaften, die Natur dem Gedanken überall und ſtets darbieten, deren anderer aber das beſondere Gepräge ſeines Zeitalters trägt und abſpiegelt, die Freuden und Schmerzen die den Menſchen deſſelben gerade eigenthümlich ſind. Der eine von dieſen beiden Dichtern die ſich in der Einheit Eines Genius verknüpfen iſt ewig und ſtets zugänglich und gefeiert, der andere trägt ein ſterbliches Gewand und iſt die Hülle in welcher der erſte eingeſchloſſen iſt. Bei Dante waren beide in hohem Grad vorhanden, der unvergängliche und der vergängliche, und es iſt das ſchlagendſte Zeugniß für ſeinen

Charakter und für sein Genie daß das Bleigewicht, welches seine Zeit ihm an die Schwingen hing, den Aufflug in die ewigen Kreise der Menschlichkeit und der Natur ihm nicht zu verhindern vermochte." Die Cultur die ihn umgab war keine einfach harmonische: Mystik und Scholastik, Volksthümlichkeit und Ueberlieferung, Phantasie und Verstand rangen miteinander; sie ringen auch in Dante, ja es ist als ob ein ganzes Weltalter vor seinem Untergang sich concentrirt habe damit er ihm den Schwanengesang anstimme und alle Strahlen und Richtungen in einen Brennpunkt sammle. Dante hat es gethan, und zwar nicht wie ein Talent der Empfänglichkeit, sondern so daß er allem den Stempel seiner Eigenthümlichkeit aufdrückt: er ist die größte Künstlerpersönlichkeit des Mittelalters, und weil dessen Seele mit seiner eigenen in seinem Werke lebt, hab' ich ihn ausführlich behandelt. Er will studirt sein, aber er lohnt das Studium. Der Ahnherr Cacciaguida sagt ja selbst zum Dichter:

Ist auch dein Wort anfänglich schwer zu fassen
Und schmeckt es herb, so wird es wenn verdaut
Dem Hörer Lebensnahrung hinterlassen.

Was Deutschland für Texteskritik und philologisches Verständniß durch Blanc und Witte, für historische und dogmatische Erläuterung durch Philalethes gethan, wird auch in Italien anerkannt; daneben eignen sich die Schriften Schlosser's und Wegele's zur Einführung in Dante's Geist und Zeit, und noch heute ringen Notter und Dörr mit den Vorgängern um die göttliche Komödie in formgetreuer Uebersetzung lesbar zu machen, nachdem sie König Johann von Sachsen und Karl Witte in reimlosen Jamben trefflich wiedergegeben. So that auch Longfellow für England, und indem er den oft gebrauchten Vergleich des Gedichts mit einem Dome wieder aufnimmt, in dessen Heiligthum das wirre Brausen der bösen Zeit erstickt und die Ewigkeit um uns wacht und webt, fährt er fort:

Wie fremd das Bildwerk dieses Musterbaus!
Dies Statuenvolk, in dessen Aermelfalten
Die Vögel nisten; schlank emporgehalten
Schlägt das Portal in Marmorzierath aus.

Ein Blumenkreuz erscheint das Gotteshaus!
Doch Drachen ringeln sich am Dach, es schalten

Um Chriſtus und die Schächer Spukgeſtalten,
Und Judas blickt, der Erzſchelm, in den Graus.

Aus welcher Herzensnoth und Geiſteskraft,
Verzweiflung, Jubel, Zorn und Liebesſehnen,
Aus welchem Aufſchrei tiefſter Leidenſchaft
Iſt dies Gedicht voll Seligkeit und Thränen,
Das Erde, Höll' und Himmel uns geſungen,
Des Mittelalters Wunderlied entſprungen.

(A. J. Altenhöfer.)

Auf die nothwendige Verſchiedenheit der drei Theile hat Schelling hingewieſen. Das Infernum, wie es das furchtbarſte in dem Gegenſtand iſt, ſei auch das ſtärkſte im Ausdruck, das ſtrengſte in der Diction, auch den Worten nach dunkel und grauenvoll; es ſei der plaſtiſche Theil des Gedichts. Das Purgatorium dagegen ſei ganz pittoresk, voll maleriſcher Pracht der Ausſichten, mit wechſelnden Scenen. In einer Stimmung der Stille verſtummen die Wehklagen der untern Welt, und in den Vorhöfen des Himmels wird alles Farbe. Wir können ſelbſt das erwähnen daß Gemälde tugendhafter und böſer Thaten den Büßenden vor Augen ſtehen. Im Paradies bleibt nur die reine Muſik des Lichts, es iſt die Harmonie der Sphären; die feſte Geſtaltung verſchwindet und die Lyrik der Empfindung, die Innerlichkeit des Gedankens herrſcht.

Schon bei Betrachtung des Hiob ward auf die Parallele mit der göttlichen Komödie hingewieſen, die Guſtav Baur durchgeführt hat; die Neuzeit hat in Goethe's Fauſt das dritte Werk erhalten, das ſich beiden an die Seite ſtellt, aber nicht gleich ihnen auf dem Grunde einer unbefangenen religiöſen Volksanſicht und objectiv gültigen Weltanſchauung ruht, ſondern ſich auf die Freiheit des individuellen Geiſtes ſtellt, der alle Erkenntniß aus der Subjectivität hervorbilden will. Dadurch trägt es mehr als jene das Gepräge des Suchens und Ringens nach der Wahrheit, und die dramatiſche Form, der jene ſich zuneigen, kommt in ihm zur Erſcheinung; ſein Grundton aber iſt jenen epiſchen Gedankendichtungen gegenüber ein lyriſcher, und es kommt nicht zu der feſten Geſchloſſenheit, dem gleichen Ebenmaß und gleichen Stil wie ſie. Der Prolog des Fauſt knüpft an den Hiob, der Epilog an die göttliche Komödie ſich an. Indeß hat Goethe nicht in Einem Gedicht ſein ganzes Weſen dargelegt wie Dante, wir

müſſen keine andern Schöpfungen heranziehen um ſagen zu können daß er weltgeſchichtlich doch die Einigung von Dante und Arioſt vollzogen hat, dieſer Pole des ernſten Tiefſinns und der heitern Anmuth, der erhabenen Strenge und des leichten Phantaſieſpiels, die Taſſo aber nur in ſehr abgedämpfter Weiſe verbindet, während die energiſche Mitte für Italien nicht auf dem Felde der Poeſie, ſondern der Malerei durch Rafael erreicht ward.

Verfall der kirchlichen und ritterlichen, Aufſchwung der bürgerlichen Cultur.

Mit den Hohenſtaufen war die Herrlichkeit des Kaiſerthums zu Grabe gegangen und die ſiegreiche Kirche war verweltlicht; ſie kam durch ihren Anſchluß an Frankreich unter die Botmäßigkeit ſeiner Könige und die Päpſte mußten von 1309—77 ihren Sitz in Avignon aufſchlagen, wo ihr Hof an Schwelgerei erſetzte was er an Macht verlor. Hatte die Kirche ſich früher dadurch erhalten und war ſie dadurch emporgekommen daß ſie von unten herauf arbeitende reformatoriſche Kräfte für ſich wirken ließ, ſo verfolgte ſie ſolche jetzt durch die Ketzergerichte mit Bann und Scheiterhaufen. Sie ſaugte die Länder aus indem ſie für Geld Ablaß ertheilte, für Geld die Ehehinderniſſe und andere drückende Beſtimmungen wieder aufhob die ſie vorher erſt eingeſetzt hatte, für Geld die höhern Stellen und Würden an Unwürdige verkaufte, die ſich dann im Beſitz derſelben wieder zu bereichern verſtanden. Wie früher ſchon die Kunſt, ſo kam nun auch die Wiſſenſchaft in die Hände der Laien; Stadtſchulen und Univerſitäten mehrten ſich, während die Geiſtlichen ſtets roher wurden, dem Volk aber die Bibel verboten. Hunderte von Schwänken und Novellen geben Zeugniß wie das Volk ſich an der Liederlichkeit, der Dummheit oder der gemeinen Schlauheit der Pfaffen ergötzte, die den Aberglauben für ſich ausbeuteten, und Nonnenklöſter zu Luſthäuſern für ſich und für den verwilderten Adel machten. Die Geiſtlichkeit ſelbſt verbreitete von Frankreich aus jene Narren- und Eſelsfeſte, Traveſtien des chriſtlichen Cultus durch tollen Mummenſchanz, Zotenlieder und Würfelſpiel vor dem Altar,

Ausbrüche brutaler Roheit gegen die Vergötterung der Ceremonien. Schied man auch das Amt und Sacrament von ſchlechten Trägern und Spendern, ſo war das doch immerhin ein ſchlimmer Bruch innerhalb einer Religion die von Anfang an auf das ſittliche Ideal gebaut war.

Fürchterliche Krankheiten, der ſchwarze Tod, das große Sterben verheerten Europa; man gab ſie der Brunnenvergiftung durch die Juden ſchuld und erhielt einen Anlaß Mord und Raub an dieſen zu üben, das Geld wieder einzuziehen das dieſe durch Wucher gewonnen; an mehr als einem Orte brachte ſich lieber die ganze Judenſchaft in den Flammen der angezündeten Synagoge ſelbſt zum Opfer, als daß ſie ſich durch Abſchwören ihres Glaubens gerettet hätte. Anderwärts aber zogen chriſtliche Scharen einher und zergeiſelten ſich den nackten Rücken mit ekſtatiſcher Aufregung, oder ſchlangen in Krämpfen von Wolluſt und Schmerz den Reigen der Tanzwuth durch Stadt und Land. Danach da das Sterben, die Geiſelfahrt und Judenſchlacht ein Ende hatte, ſagt die limburger Chronik von der Mitte des 14. Jahrhunderts, hub die Welt wieder an zu leben und fröhlich zu ſein. Die Welt bewegte ſich auf und ab im Wechſel von Ausgelaſſenheit und Zerknirſchung. Ernſtere Gemüther bildeten unter dem Namen der Gottesfreunde eine ſtille Gemeinde durch die verſchiedenen Länder hin; durch Ueberwindung der Selbſtſucht, durch ruhige Gottergebenheit und Menſchenliebe ſuchten und fanden ſie das Heil und fühlten ſie ſich eins mit dem Ewigen. Sich ſelbſt zu entwerden und dadurch in Gott wiedergeboren den Frieden zu haben war der Seele Ziel. Seheriſche begeiſterte Frauen, die Schwedin Brigitta in Rom und Katharina von Siena gaben das Heldenbeiſpiel in der Entſagung des eigenen Selbſt, und forderten von den Päpſten in Avignon die Rückkehr nach Rom und die Reformation der Kirche in einem heilig reinen Leben. Auch die Geiſeler ſangen davon daß ſie mit Bildern nicht umgehen, ſondern ins Weſen eingehen und von der Auderheit frei ſein wollten, und die Brüder und Schweſtern des freien Geiſtes ſteigerten ſich zu dem verbrecheriſchen Hochmuthe daß ihnen in der Einigung mit Gott nun kein Geſetz mehr gegeben ſei und ſie thun könnten was ſie gelüſte. Das mochte in den Gottesfreunden die Ueberzeugung hervorrufen daß die ſittliche Bildung des Volks noch nicht ſo erſtarkt ſei um ſich auf das eigene Gewiſſen ſtellen zu können; deshalb blieben ſie innerhalb der entarteten Kirche

trotz der Verfolgung die auch ſie erfuhren. Kühne Schwärmer in Italien wie Segarelli und Dolcino redeten bereits vom Betrug der Päpſte und nannten alle die ketzeriſch welche von der Armuth Chriſti abwichen. Männer der Wiſſenſchaft, die an Dante ſich anlehnten, verwarfen alle weltliche Gewalt der Kirche, ſtellten der Hierarchie die Gemeinde der Gläubigen entgegen und ſprachen dem Papſt die Schlüſſelgewalt ab, da nur Gott binde und löſe. Auch Wiclef in England und Huß in Böhmen ſchritten zum Angriff vor; ſie erklärten ſich gegen die Oberherrſchaft des Papſtes, nur Chriſtus ſei der Kirche Haupt; ſie eiferten gegen die Sittenloſigkeit der Kleriſei, gegen Cölibat und Kloſtergelübde; die Reue der Seele, nicht die Gewalt des Geiſtlichen befreit von Sünde und Strafe; der Kelch der Abendmahlsgemeinſchaft ſoll den Laien nicht fürder entzogen, die Kirchenlehre an der Bibel geprüft werden. Die Verfolgung gegen die Lehrer weckte den Fanatismus der Anhänger, und namentlich brach im dumpfen Gefühl der Slawen die langſam angeſammelte Erbitterung gegen Rom wie gegen Deutſchland furchtbar hervor. Die öffentliche Meinung Europas forderte eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern; die großen Concilien in der erſten Hälfte des 15. Jahrhunderts traten wie ein europäiſches Parlament auf, in welchen neben den Geiſtlichen auch Abgeordnete der Univerſitäten der Wiſſenſchaft ein entſcheidendes Wort ſicherten; eine europäiſche öffentliche Meinung war zur Macht geworden, die Adler Frankreichs Johannes Gerſon und Peter d'Ailly erfochten die Unabhängigkeit der Reichsgewalt vom Papſtthum und ſtellten daſſelbe unter die Concilien, und dieſe ſteuerten dem Unfug daß drei Päpſte nebeneinander die Chriſtenheit unter ſich theilten, aber ſie brachten doch die rechte Hülfe nicht, die keineswegs von außen durch Verbeſſerung der Hierarchie, ſondern von innen, durch die Freiheit des ſittlichen Gewiſſens kommen konnte.

Das Ritterthum hatte in den Kreuzzügen ſeine religiöſe Weihe und ſeinen poetiſchen Glanz gefunden, in den Stürmen des 14. Jahrhunderts verblich derſelbe; der Papſt ſelbſt opferte die Templer und ihre Güter dem franzöſiſchen Könige. Seit die Städte emporkamen war der Adel nicht mehr der eigentliche Träger des Staats und der Zeitbildung. Durch das Fußvolk, vom Schießpulver unterſtützt, begann der dritte Stand die Schlachten zu entſcheiden. An die Stelle der religiöſen Orden traten Turniergeſellſchaften die auf Standesehre hielten, und in Frank-

reich zumal ſchloſſen die alten Geſchlechter dem Königthum als Hofadel und Pfleger der feinen vornehmen Sitte ſich an, die den Edelmuth der alten Ritterzeiten nach den Rittergedichten gern theatraliſch zur Schau trug und die politiſchen Unternehmungen mit hülfeſuchenden Damen und tapfern Beſchützern ihrer Unſchuld ausſtaffirte. Ihre deutſchen Standesgenoſſen heißen die zierlich gewandten Franzoſen roh und ſchwerfällig, habſüchtig und unedel; die wüſten Fehden der kaiſerloſen Zeit hatten ſie verwildert, das Fauſtrecht, die Wegelagerung an die Tagesordnung gebracht. Auch für England und Italien gab Paris den obern Klaſſen der Geſellſchaft den Ton an, und ſo las man nun eifrig jene Sammelwerke der epiſchen Poeſie und ihre Auflöſung in Proſa, aber einen friſchen Trieb der Kunſt erzeugte dies Scheinweſen nicht mehr. Das Glücksritterthum der Söldnerbanden und ihrer Führer war auch jenſeits der Alpen ein arg verwildeter Auswuchs der Feudalzeit, ein Werkzeug ihrer Selbſtzerſtörung.

Den realen Gewinn der Kreuzzüge hatten die Städte, zunächſt die italieniſchen, durch den Welthandel, durch die Gewerbthätigkeit in ſeinem Gefolge, durch die Steigerung des Handwerks zur Kunſt und durch die Ausbildung eines ſelbſtändigen Bürgerthums, der freien Gemeinde. In Deutſchland wie in den meiſten andern Ländern waren fürſtliche Burgen oder geiſtliche Stifte der Grundſtock an welchen Gutsbeſitzer vom Land und Handwerker ſich anſchloſſen um durch die Mauern geborgen den Organismus eines Gemeinweſens darzuſtellen. Ihnen, den alten Geſchlechtern, geſellten ſich zinspflichtige Zuzügler, die ſich nach ihren Arbeitszweigen in Zünften zuſammenthaten und allmählich politiſche Rechte erkämpften. Anfangs übte ein fürſtlicher Beamter, der Vogt oder Burggraf das Hoheitsrecht des Kaiſers oder Fürſten, je nachdem die Städte unmittelbar dem Reich angehörten oder von einem Mitgliede des hohen Adels, auch der Geiſtlichkeit abhingen. Mit dem Sinken der kaiſerlichen Macht ſtieg der Wohlſtand und das Anſehen der Städte, und ſie verwalteten nun ihre Angelegenheiten ſelbſt unter freigewählten Rathsherren und Bürgermeiſtern. Nun mußten ſie ſich auch ſelbſt vertheidigen, gegen die Ritter vom Stegreif ihre Habe ſchützen, und nach außen hin die Waffen führen, nun erkämpften die wehrhaften Zunftgenoſſen ſich das Vollbürgerrecht und die Theilnahme an der Regierung.

Hier ſehen wir einen großen weltgeſchichtlichen Fortſchritt

über das Alterthum. Die productive Arbeit ward emancipirt, ja geadelt; innerhalb der ſtädtiſchen Mauern gab es keine perſönliche Unfreiheit, keine Leibeigenſchaft, während Griechenland und Rom die Gewerbe durch Sklaven oder Fremde verrichten ließen, die am Staat keinen Antheil hatten, und die Arbeit um des Erwerbes willen für philiſterhaft, für unwürdig des freien Mannes anſahen, welcher Kraft und Zeit der Ausbildung ſeiner Perſönlichkeit und der öffentlichen Angelegenheiten widmete. Im Mittelalter aber beruhte gerade auf der Arbeit und ihrer beſondern Art der Eintritt des Bürgers in eine der Innungen, in welche die Gemeinde ſich gliederte und in welchen die Männer ihre eigenen Angelegenheiten ſelbſt verwalten und dadurch auch die öffentlichen führen lernten. Die Güte ſeiner Arbeit gab dem geſchickten Bürger Vermögen und Ehre, und beides führte wieder dazu das Handwerk zur Kunſt zu ſteigern und ihm eine ideale Weihe zu geben, während jene ehrenhafte Tüchtigkeit des freien Arbeiters zugleich einen ſittlichen Charakter trug und die Grundlage der Bürgerſitte, der Rechtlichkeit, der Gediegenheit war.

Wie im Innern der Stadt die Zünfte lernen mußten ihre Intereſſen gegenſeitig auszugleichen oder zu beſchränken, ſich zu vertragen und für die gemeinſamen Angelegenheiten des Ganzen den Rath und Bürgermeiſter einzuſetzen, wie ſie einander Sicherheit der Perſon und des Eigenthums verbürgten, ſo führte dieſer Erfolg des genoſſenſchaftlichen Lebens dazu daß nun viele Städte einander die Hand zum Bunde reichten, zumal ihr Gewerbfleiß und Handel eine größere Sicherheit verlangten als der feudale Staat und ſein Zerfall in ein fehde- und beuteluſtiges Treiben der Ritter und ihrer Lanzknechte gewährte. So entſtanden denn die großen Städtebünde, nach dem Vorgang der lombardiſchen die in Oberdeutſchland und vor allen die niederdeutſche Hanſa. Ihren 85 Städten ſtanden Lübeck, Köln, Braunſchweig, Danzig in vier Kreiſen vor; ſie handhabte das Recht, ſie ſchützte die Arbeit zu Hauſe und in der Fremde, ſie wahrte die bürgerliche Freiheit, ſie ſchuf eine Kriegsflotte, ſie beherrſchte durch den Handel und die Waffen den Norden von Europa, ſie verbreitete durch ihre Colonien und Factoreien bis an den finniſchen Meerbuſen, bis nach Polen und Rußland hin deutſche Sprache und Geſittung mit den Anfängen der bürgerlichen Cultur. In Südfrankreich und Spanien entwickelten ſich die Städte unter dem Einfluß der italieniſchen; in Nordfrankreich und Flandern begegneten ſich die

Einwirkungen der Provence und Niederdeutschlands. Ueberwog in der Hansa der Handel, in Oberdeutschland die Industrie, so standen beide Elemente in Flandern im Gleichgewicht. Solange der Weltverkehr sich im Becken des Mittelmeeres und noch nicht im Atlantischen Ocean bewegte, waren die englischen Städte nicht viel mehr als Colonien und Stapelplätze von Flandern und Niederdeutschland, und war die größte Gunst der Lage für Italien. Florenz und Venedig, Köln, Augsburg und Nürnberg, Gent und Brügge, wie sie politisch die Fahne des Bürgerthums trugen und seine Cultur repräsentirten, so waren sie auch vom 14. bis ins 16. Jahrhundert die Hauptsitze der bildenden Kunst, die wieder wie im Griechenthum als die schönste Blüte des freien Städtelebens erschien.

In Italien wurden die Städte der Staat wie im Alterthum, und war der Sieg der Demokratie am vollständigsten, dafür aber auch die Verfassungswechsel am häufigsten und das Ende kein anderes als daß an den meisten Orten militärisch und politisch gebildete Männer ähnlich wie die sogenannten Tyrannen in Grieland sich der Obergewalt bemächtigten. Auch konnte die Zersplitterung der Nation in vereinzelte Stadtgebiete der Fremdherrschaft nicht wehren, die zuerst im Süden, dann auch im Norden Fuß faßte. Die Geschichte verzeichnet den Aufruf den Florenz 1376 an die Städte und Herren Italiens erließ: das Joch der Priester abzuwerfen, die Nation aus der Gewalt der Fremden zu erretten und einen Freiheitsbund zu schließen. Duldet nicht, hieß es im Schreiben an die Römer, daß euer Italien, das eure Ahnen mit ihrem Blut zur Herrin der Welt gemacht, Barbaren und Fremdlingen unterthan sei; erhebt zum öffentlichen Beschluß jenen Spruch des berühmten Cato: Wir wollen frei sein indem wir mit Freien leben! Die Geschichte verzeichnet wie der Papst antwortete: mit dem gräßlichsten Fluch, der ihm selber zum Brandmal der Schande geworden. Hab und Gut und Person eines jeden florentiner Bürgers erklärte er für vogelfrei; Florentiner wo sie immer sich befänden möge man ausplündern und zu Sklaven machen. Florenz hatte damals schon seinen Dante, Petrarca, Boccaccio, seinen Giotto und Orcagna erzeugt, und schickte sich an durch die Wiedererweckung des Alterthums einen neuen Lebenstag humaner Bildung für Europa heraufzuführen, wie Athen im Alterthum ein Weltreich der Schönheit zu gründen. Da hatte wahrlich sein Gesandter das Recht gegen jenen päpst-

lichen Bannſpruch an das Urtheil des Weltrichters Jeſus Chriſtus zu appelliren. Das Papſtthum hatte ſeine Miſſion gehabt die Herrſchaft des Sittengeſetzes über brutale Gewalt und irdiſche Intereſſen aufzurichten, jetzt war es ſelbſt in weltlicher Ueppigkeit roh und feindſelig gegen Freiheit und Bildung geworden; darum wird es von der Weltgeſchichte und dem in ihr waltenden Gottesgeiſt gerichtet.

In Deutſchland erhielten die Städtebünde die Cultur in der Verwirrung der kaiſerloſen Zeit und im Verfall des Mittelalters. Seit Rudolf von Habsburg waren die Kaiſer mehr darauf bedacht ſich neben den andern Fürſten eine Hausmacht zu begründen als für die Einigung aller Glieder in einem organiſchen Ganzen zu ſorgen und die Einheit kräftig in ſich ſelbſt darzuſtellen. Die höhere Ariſtokratie der Kurfürſten und anderer Landesherren, die niedere Reichsritterſchaft, die Städte ſtanden in einem Zwitterding von feudalem und modernem Staat jahrhundertelang nebeneinander, die Kleinſtaaterei wucherte immer weiter, und weder die Ritter noch die Städte verſtanden es auch den Bauernſtand zur Freiheit heranzuziehen und mit ihm ein neues großes Gemeinweſen zu bilden. Denn dieſer war immer mehr durch Laſten und Leiden gedrückt worden, je mehr die obern Stände für ihre Sonderrechte ſorgten. Waren die Leibeigenen urſprünglich aus den Kriegsgefangenen und deren Familien hervorgegangen, ſo waren immer mehr freie Bauern durch Verſchuldung oder Verfolgung getrieben worden ſich in die Hörigkeit der Ritter zu flüchten, und viele waren durch Gewalt dazu gezwungen und mit Frondienſten und Abgaben aller Art geplagt. Nur in der Schweiz hatten die Landgemeinden ihre Unabhängigkeit bewahrt; ſie vertheidigten ſie ſiegreich gegen das Haus Habsburg im Anfang des 14. Jahrhunderts durch Kämpfe welche bald von der Mythe und dem Geſang verherrlicht wurden, indem Erinnerungen der Vorzeit auf neue Volkshelden niederſchlugen wie in der Tellſage, oder der Heldentod eines Winkelried zum Symbol des Bauernthums ward, das ſich die Ritterſpeere in die Bruſt drückte um der Freiheit eine Gaſſe zu brechen. Hier in der Schweiz ſchloſſen ſich die Städte mit den Landgemeinden zu einer Eidgenoſſenſchaft zuſammen, die im 15. Jahrhundert ihre Exiſtenz und damit den erſten neuen Volksſtaat gegen die Herrſchergelüſte Karl's des Kühnen glorreich ſicherſtellte.

Die übrigen Nationen gingen andere Wege. Die Einheit

von Staat und Volk gegenüber der Zersplitterung in kleine Gebiete und schroff geschiedene Stände war die Forderung der Geschichte, und wo die Einsicht oder der gute Wille fehlte sie zu vollziehen, da bediente die Vorsehung sich der Energie selbstsüchtiger Kräfte, die während sie nach dem Ihren trachteten doch das Heil des Ganzen förderten. Fürsten stellten sich als den Mittelpunkt hin und centralisirten die Völker, indem sie alle Gewalt in sich vereinigten; wenn anders nicht, so sollte durch gemeinsame Knechtschaft das Gefühl der allgemeinen Menschenrechte und des gleichen Staatsbürgerthums geweckt werden. Mit der Formenfertigkeit des französischen Geistes ergriffen seine Könige die Initiative. Philipp IV. emancipirte sich von der Kirche, indem er neben Klerus und Adel die Städte in den Reichstag berief und eine dieser Mächte durch die andere in Schach hielt; vornehmlich aber stützte sich das Königthum, das nun die Regierungsthätigkeit viel einheitlich durchgreifender auffaßte, auf das Bürgerthum, dem die Zukunft gehörte. Die Kriege mit England kräftigten das Nationalbewußtsein, und als dasselbe in der Jungfrau von Orleans seine gottbegeisterte Heldin fand, da rettete es sich selbst im gläubigen Aufschwung, für den König, in welchen es seinen natürlichen Träger und Führer sah. Dann vollzog Ludwig XI. mit harter kalter Staatsklugheit die Unterwerfung der Vasallen und machte sie zu Zierathen seines Throns.

In England verstand die Aristokratie die Aufgabe der Zeit. Sie ertrotzte die Magna Charta, sie zog das Bürgerthum heran und gewährte ihm eine ständische Vertretung im Hause der Gemeinen neben dem der Lords; so blieb sie im modernen Staat wie im feudalen das lebendige Band desselben in seiner Gliederung unter dem einigenden Königthum, das nach den Vasallenkämpfen der rothen und weißen Rose im Mittelstand die gesicherte Grundlage für sich selbst und für die öffentliche Freiheit fand; regieren die Adelsfamilien den Staat, so geschieht es weil sie durch Patriotismus und Bildung ihre Befähigung so bewähren daß die Krone und das Volk sie zur Leitung der öffentlichen Angelegenheiten erwählen. Das normannische Ritterthum verschmolz nun in Sprache und Sitte mit dem sächsischen Kerne des Volks, und dieser behielt seine Gemeindefreiheit, seine landschaftliche Selbstregierung, während er vor der kleinstaatlichen Zersplitterung durch jenes romanische Element bewahrt und zu wohlgegliederter Einheit geführt ward, innerhalb der dann die Freiheit im Laufe

der Jahrhunderte sich höher und tiefer entwickeln und die Verfassung im organischen Wachsthum ausbilden konnte.

Auch in Spanien einigte das Königthum die Nation, und da dies gleichzeitig mit der völligen Vertreibung der Mauren am Ende des Mittelalters geschah, da hierzu Staat und Kirche einträchtig zusammenwirkten, so empfing die Krone dadurch eine religiöse Weihe und wurde der mittelalterliche Geist dort mehr als anderwärts in die Formen des neuern Lebens hinübergeleitet und erhalten.

Blicken wir auf das äußere Leben dieser Periode, so erscheint es malerisch reich und spiegelt sich in mannichfachen Gegensätzen die Zeit des Uebergangs. Der Ritter legt den Plattenharnisch als festen Eisenpanzer gegen die Kugeln um seinen Leib, und prunkt in Turnier und Schlacht mit dem wappengeschmückten Helm. Daneben werden die Lanzknechte, die Bogenschützen schon gleichmäßig durch rothe oder grüne Waffenröcke uniformirt. Im Friedenskleid tritt an die Stelle der weiten, oberhalb der Hüften gegürteten Tunica der Gegensatz der enganliegenden Beinkleider und des Wamses mit dem kürzern und freiabstehenden Mantel bei den Männern, dem engen Mieder und unterhalb desselben faltig weit wallendem Rocke der Frauen. Spitze und in die Höhe geschweifte Schnabelschuhe und lange Schleppen zeigten bei Adeligen und Bürgerlichen die nun in ihrem Wechsel oft sinnlos barocke Mode; das Geckenhafte jener Schuhe parodirte sich selbst, wenn sie mit Schellen behangen wurden, und von diesen Pfauenschweifen sagte ein Sittenprediger: sie seien der Tanzplatz der Teufelchen, und Gott würde, falls die Frauen solcher Schwänze bedürften, sie wol mit etwas der Art versehen haben. Die Festlust äußerte sich mit buntem Glanz, und bei Tänzen und Gelagen zeigte sich die sinnliche Kraft in derber Frische und Ausgelassenheit. Das Gleichmaß der Schönheit in der Sitte fand zuerst die Renaissance in Italien.

In der Scholastik endlich löste sich das Band zwischen Glauben und Wissen. War sie von der Voraussetzung der gleichen Wahrheit in Offenbarung und Vernunft ausgegangen, so kam sie zur Einsicht daß keineswegs alle Kirchenlehren vor dem Verstand gerechtfertigt oder mit dem Verstand bewiesen werden könnten; aber das sollte ihrer Glaubwürdigkeit noch keinen Eintrag thun; man meinte das Uebersinnliche mit anderm Maßstab als das Sinnliche messen zu dürfen, man sagte es könne etwas in der

Theologie wahr und in der Philosophie falsch sein und umgekehrt. Noch ordnete die Vernunft der äußern Autorität sich unter, aber die Zeit der großen Dogmatiker war vorüber, und die Gelehrten, die immer mehr aus dem Laienstande hervorgingen, wandten ihre dialektische Schule und Disputirfertigkeit nunmehr auf weltliche Dinge, und suchten das Recht und die Heilkunde auf ähnliche Weise aus den Ueberlieferungen der Alten zu deduciren wie sie die Theologie nach Sätzen der Kirchenväter dargestellt hatten. Noch dachte man nicht daran daß die Wissenschaft sich vor allem an die eigene innere und äußere Erfahrung zu halten und von Thatsachen auszugehen habe, man hielt sich an die Satzungen des römischen Rechts, an die Aussprüche des Aristoteles oder Galen um auf sie ein weiteres Schlußgebäude mit Worten zu bauen, und begnügte sich mit dessen Folgerichtigkeit. Man meinte auch das Gewöhnlichste in syllogistischer Breite darlegen zu müssen. Autoritätsgläubig bewies man mit Citaten, und je mehr Meinungen oder Beispiele aus dem Alten und Neuen Testament oder aus der griechisch-römischen Geschichte man anführen konnte, um so besser begründet galt eine Sache, und wäre sie so nichtswürdig gewesen wie ein gedungener Meuchelmord oder so sinnlos wie der Aberglaube an Hexerei. Die Theologen disputirten über die Zahl der Engel die auf einer Nadelspitze tanzen könnten, über die Frage ob Christus statt die Gestalt des Menschen auch die des Esels oder Kürbisses hätte annehmen können, und wie er dann seine Wunder gethan haben würde. Von der hohlen Weitschweifigkeit und trockenen Geschmacklosigkeit die durch diesen autoritätssüchtigen Citatenkram der Gelehrten selbst in das gewöhnliche Leben kam, gibt Schnaase zwei köstliche Beispiele. Der Magistrat von Berlin fing eine Polizeiverordnung über den Fleischhandel der Juden damit an daß er Aristoteles im ersten Buch der Städteregierung zum Beweise der großen Wahrheit heranzieht wie der Mensch unter allen Thieren das vornehmste sei; und König Karl V. von Frankreich in einem Hausgesetze vom Jahre 1374 beruft sich um die Bestimmung des Großjährigkeitstermins seiner Nachkommen zu begründen nicht nur auf eine stattliche Reihe jüdischer, macedonischer und fränkischer Könige, sondern schließlich auf einen Vers aus der Liebeskunst des Ovid.

Unter diesem Scheinwesen aber wuchs der gesunde Menschenverstand in der Beobachtung der Natur für die Zwecke der

Gewerbe wie in der Führung der häuslichen und städtischen Angelegenheiten heran; der Volksmund sang in einfach schlichten Liedern von Leid und Freude des Herzens, und das Gemüth vertiefte sich in einen Verkehr mit Gott ohne Priestervermittelung; die Maler drückten das Seelenleben klar und innig aus, und in einzelnen Geistern brach bereits in der Erkenntniß der Antike ein neuer Tag formenklarer Schönheit an. Die Schranken der feudalen Standesunterschiede wurden gebrochen, die Ideale des Mittelalters, das Papstthum und das Kaiserthum, entartet oder kraftlos, wurden von der Kritik zersetzt, und das classische Alterthum ward wiedererweckt und zum dauernden Element einer humanen Bildung. Wie schon Dante im Geleit Virgil's durch die Geisterwelt schritt, so ward Cicero der Lebensgefährte Petrarca's, und die barbarische Geschmacklosigkeit der Scholastik wie ihre Unterwerfung unter die Autorität der Kirchenlehre wich dem Studium Platon's und dem neuerwachenden selbständigen Denken.

In einer Uebergangszeit schiebt sich Altes und Neues ineinander. Ich werde deshalb ohne mich durch eine Jahreszahl zu begrenzen noch hier anfügen, was entschieden das Gepräge trägt ein Ausläufer des Mittelalters zu sein; die frische Erfassung aber des eigenen Lebens und der Natur, wie sie der Volksgesang und die Malerei der Florentiner seit Masaccio, der Niederländer seit van Eyck bewährt, wird neben der Wiedererweckung des Griechenthums in der Literatur den Anfang der folgenden Epoche bilden.

Nachblüte des gothischen Stils vornehmlich im Civilbau.

„Die Geschichte zeigt es auf jeder Seite daß die Zeit des Ahnens und Strebens der Kunst günstiger sei als die des Wissens und Besitzens. Das noch unbekannte, nur erstrebte Ideal steht vor der Seele wie ein mächtiges Geheimniß, unbegrenzt und groß, verwandt mit den religiösen Geheimnissen und wie sie mit hingebender ehrfurchtsvoller Begeisterung betrachtet; glaubt man das Wort des Räthsels gefunden zu haben, so schwindet dieser Nimbus, die Kunst wird eine Aufgabe wie die andern Geschäfte des Tages; Praxis und Theorie gehen auseinander, und es kann nicht ausbleiben

daß nach Neigung, Mode oder abſtract verſtändigrr Conſequenz einzelne Elemente einſeitig hervorgehoben und betont werden.“ Dieſer claſſiſche Ausſpruch Schnaaſe's findet in Bezug auf die Gothik nun ſeine volle Beſtätigung. Man hat erkannt daß ſie ein Verticalſyſtem iſt und hebt die Höhenrichtung bald mit nüchterner Entſchiedenheit, bald ungemildert und unruhig hervor, während doch das Raumgefühl der Zeit in die Breite ſich auszuweiten anhebt. Man iſt der Technik Herr geworden und prunkt mit ihr bald in effectvoller Maſſenhaftigkeit, bald in krauſer Fülle zierlich durchbrochener Gliederung. Die Berechnung macht ſich geltend und die Einbildungskraft ſpielt um ſie her in flüſſigen geſchweiften Formen. Es lockert und löſt ſich allmählich die Einheit von Phantaſie und Verſtand, die jene Wunderwerke ſchuf in welchen das conſtructiv Bedeutende kunſtvoll klar und anmuthig hervortrat und der Schmuck die Bedeutung deſſelben ſinnig ausklingen ließ; bald wird das Einzelne über dem Ganzen vergeſſen, bald das Einzelne für ſich mit üppigen Verſchlingungen überladen. Die Formen werden conventionell und die Perſönlichkeit des Baumeiſters verwendet ſie willkürlich nach eigenem Sinn; ſie bethätigt ſich ſchöpferiſch in der Uebertragung der am Kirchenbau gewonnenen Formen auf das Schloß, das Rath- und Kaufhaus, den Palaſt der Großen und die Wohnung der Bürger; der Architekt wird hier zum Ueberſetzer, der das Gegebene nach den neuen Zwecken umbildet; der weltliche Geiſt des aus dem Feudalismus hervorwachſenden Bürgerthums ſpricht ſich hierdurch vorzüglich aus.

Je reicher man die Gewölbrippen gliederte deſto dünner machte man unter ihnen die Dienſte um den Kern des Pfeilers; der Kern ſelber barg ſich hinter den röhrenförmigen Rundſtäben, und das hohe Bündel derſelben verzweigte ſich zum Netz der Decke oft ganz unmittelbar ohne Capitäl oder dies nur mit loſen Blättern bezeichnend. So ließ man auch die Capitäle an den Schaften des Maßwerks und die runde Roſe unter dem großen umſchließenden Fenſtergiebel weg, und ließ die Schafte ſelbſt ſich ſprießend in wellenförmig verſchlungenen, fiſchblaſenartig ſich brechenden Linien entfalten und in Scheitelpunkte wieder zuſammenſtreben. An den Faſſaden wurden horizontale Linien der Galerien mit ihrem Statuenſchmuck und die centrale herrliche Fenſterroſe mit ihrer Ruhe dem aufſtrebenden Stabwerk und den ſpitzbogigen Fenſtern geopfert. Im Spitzbogen ſelbſt aber wurden an Por-

talen, Giebeln und Fenstern gern die nach innen sich zusammenneigenden Linien oben in weichem elastischen Gegenschwung nach außen gebogen, sodaß sie in einer Spitze zusammentrafen und außen über derselben wieder zur Kreuzblume ausblühten. Diese geschweifte Gestalt nannte man Eselsrücken. Vornehmlich aber schuf Deutschland jetzt jene himmelansteigenden durchbrochenen Thurmhelme, in welchen die kühne Poesie der Gothik sich vollendet und die Fülle des Maßwerks in Giebeln, Fenstern und Galerien zur Ehre Gottes herrlich ausklingt. Daneben gefiel man sich bereits in Scheingiebeln zwischen den Kirchenthürmen wie vor Häusern, sodaß die Fassade dem Innern nicht entsprach, wie im Leben der Schein kirchlicher und ritterlicher Formen ohne den ursprünglichen Geist und Gehalt noch bestand.

In Frankreich folgte während der englischen Kriege eine Ermattung der im 13. Jahrhundert so stark angespannten Bauthätigkeit; die Werkmeister waren Epigonen, welche meist die Arbeit an dem nicht ganz fertigen Dome langsam ausführten. Im 15. Jahrhundert flackerte dann im Norden nach dem Frieden die Baulust noch einmal auf, und zwar in jenem rastlos gleich züngelndem Feuer bewegten Maßwerk, das diesem Stil den Namen des flammenden (flamboyant) zuzog. Im Süden wählte man breitere Verhältnisse in weitgewölbten einschiffigen Kathedralen mit zinnenbekrönten Thürmen und einfachen festungsartigen Außenmauern von Ziegeln.

Deutschland vollendete seine großen Dome und ließ im Ausbau des Begonnenen wie in neuen Unternehmungen die Modificationen des Stils ans Licht treten. Das Selbstgefühl der mächtigen freien Bürgerschaften verlangte nach hellen weiten Hallen, und so gab man gern den Schiffen fast die gleiche Höhe und ein gemeinsames Dach ohne das Steingerippe des Strebensystems. Das Maßwerk der großen Fenster veranschaulichte die vom Mittelpunkt aus strahlende Sonne oder einen radförmigen Umschwung, indem es der Kreisgestalt ihr Recht ließ; ja die Unruhe des Wogenden und Sprießenden, die uns anderwärts begegnet, mag noch auf die bewegte Lichtflut hindeuten die hier ihren Eingang findet. Die Choranlage ward vereinfacht. Ich nenne von Neubauten die Stephanskirche zu Wien, die Dome von Prag und Frankfurt, Magdeburg, die Lorenz- und Sebalduskirche von Nürnberg, des Münster von Ulm, die Frauenkirche von Eßlingen. Die Stiftskirche zu Wetzlar zeigt deutlich wie

kaum eine andere die Entwickelung vom frühromanischen bis zum spätgothischen Stil. Neben diesen hervorragenden Werken in Hausstein gewinnt der norddeutsche Ziegelbau seine charakteristische Vollendung. Die Hallenform und das die Seiten hoch überragende Mittelschiff kommen ziemlich gleichmäßig vor, aber beidemal herrscht doch der massenhafte Charakter über die Auflösung in einzelne verticale Werkstücke; die Mauer macht sich um die Fenster geltend, die großen Flächen werden meist schmucklos behandelt und die Strebepfeiler sind oft nach innen gezogen, sodaß Kapellen zwischen ihnen unter den Fenstern angelegt werden. Statt plastisch vortretende Profile und Ornamente liebt man die Hauptlinien durch verschiedenartig gebrannte Ziegel zu bezeichnen und mit mathematisch construirten Mustern in hellern oder dunklern Farbentönen zu beleben. Auch liebte man das Dach der Langseiten durch Ziergiebel über den Fenstern zu unterbrechen und den Reiz derselben an die Stelle der Strebepfeiler und Bogen zu setzen. Die großartige Marienkirche in Lübeck ist der Führerin der Hansa würdig und schreitet den Kirchen in Mecklenburg, Pommern und der Mark Brandenburg stolz voran; ich nenne die von Stendal, Tangermünde und Wilsnack als besonders ansehnlich. In Schlesien kreuzt sich der Ziegel- und Hausteinbau. Den Domen der Tiefebene Niederdeutschlands winkt von der Hochebene am Fuß der Alpen die Frauenkirche zu München und die zu Ingolstadt, weite hohe Hallenbauten von einfach gediegener Mächtigkeit. In Preußen war die deutsche Colonisation und christliche Cultur durch einen Ritterorden eingeführt, der seinen Burgen auch Kirchen einfügte oder solche frei errichtete, einfach schlicht im Aeußern, im Innern besonders durch die Netz- und Fächerwölbungen der Decke ausgezeichnet. Es sind Hallenbauten, deren Seitenschiffe im Innern gewöhnlich noch durch Kapellenreihen bekränzt sind. Da die Pfeiler der Mauern nach innen gezogen werden, so steigen diese nach außen massenstark und in schlichter Festigkeit empor, und der Zinnenkranz des Dachgesimses gesellt dem kirchlichen Eindruck den kriegerisch wehrhaften. Die Dome von Thorn, von Königsberg übertrifft noch der von Danzig durch imposanten Umfang und gewaltigen Thurm nach außen wie durch die Fülle schlanker Pfeiler, wohlgegliederter Hallen und harmonischer Verhältnisse im Innern. Ueberhaupt bewährte auf dem jungfräulichen Boden des deutschen Nordostens die Architektur eine ursprüngliche Frische.

In den westlichen Niederlanden bleibt Belgien der französischen Weise getreuer, während Holland dem großräumigen massenhaft kräftigen Hallenbau huldigt; in Gent berühren beide Weisen einander. Der Dom von Antwerpen hat rechts und links an die beiden schmalen Seitenschiffe noch ein äußeres von doppelter Breite gelegt und dadurch in einem weiten pfeilerreichen Hallenbau eine höchst malerische Wirkung im Spiel von Licht und Schatten und in perspectivischen Durchblicken erzielt.

Der Krieg mit Frankreich führte in England die normannische Aristokratie zum Frieden und zur Verschmelzung mit dem sächsischen Volk; die englische Sprache gewann ihr Gepräge, indem sie das germanische Element mit romanischen Wörtern bereicherte, und ward im Parlament und in der Schule wie in der Literatur nun herrschend. Auch in der Baukunst bemächtigte sich das heimische Gefühl der von Frankreich überlieferten Formen, brachte die Horizontale mit der Höhenrichtung in Gleichgewicht und gefälligen Zusammenklang durch mild verbindende Uebergänge, und entfaltete in der Freude am Schmuck einen edeln Geschmack. Darum sehen die Engländer im Stil des 14. Jahrhunderts die Blüte ihrer Gothik; sie nennen ihn decorated, das wir nicht durch verziert übersetzen dürfen, denn er hält in anmuthigem Reichthum die schöne Mitte zwischen früherer Sprödigkeit und späterer regelrechter Glätte. Die Decoration wird allerdings nicht aus dem Körper des Baues entfaltet, umspinnt ihn aber mit plastisch kräftigen und reizenden Gebilden. Der Geist der Erfindung bethätigte sich mit Vorliebe im Maßwerk, das in Wellenlinien auf- und abwogend den Namen des fließenden (flowing) erhalten hat, ebenso sehr aber auch an pflanzliches Sprießen gemahnt. Die Gewölbe gestalteten sich zu netz- und sternartigen Figuren, die allerdings das Constructive hinter dem Linienspiel decorativer Muster zurücktreten lassen, das Auge aber mit stets neuem Reize befriedigen. Die Kathedralen von Lichfield, York, Wells und Ely sind die berühmten Werke dieser Periode; sie sind ganz von Maßwerk umsponnen, das in Ely „wie Diamanten facettirt, wie Spitzenarbeit ausgezackt" allerdings mehr der rauschenden Festfreude weltlicher Lust als der Würde kirchlicher Feier entspricht. Da brachte am Ende des Jahrhunderts Wilhelm von Wykeham Maß und Ruhe, aber auch nüchtern kühle Verständigkeit durch den Perpendicularstil, der seinen Namen von dem senkrecht aufsteigenden Stabwerk hat, das nun in den Verzierungen

herrscht und den rechten Winkel mit seinen geraden Linien an die Stelle der wellig weichen Formen setzt oder ihnen dadurch Halt gewährt. Ueberhaupt tritt die Horizontale wie namentlich im zinnengekrönten Dach hervor, und statt der steilen Lanzette wird der breitgedrückte, nach oben geschweifte Tudorbogen beliebt. Wie die naturwüchsige Verfassung Englands den mittelalterlichen Geist ohne gewaltsamen Bruch in den modernen hinüberleitet, so muthet dieser Stil uns an wie eine Klärung der Gothik durch die Renaissance, wie eine Milderung des mittelalterlichen Spiritualismus durch den Weltverstand des neuen Bürgerthums. Und gerade darum hat er sich auch in England so lange erhalten. Er ging von den Collegienhäusern zu Wincheſter und Oxford aus, in welchen selber eine minder strenge klösterliche Ordnung mit freier und allgemeinerer Wissenschaftlichkeit walten sollte und bezeichnet diese Verbindung kirchlicher und weltlicher Zwecke. Er ward auf die Kathedralen wie auf die Schlösser übertragen. Zugleich macht sich die altgermanische Freude an der Holzdecke bei dem schiffbautreibenden Inselvolke wieder geltend, und Sprengwerke voll Kraft und Schmuck treten an die Stelle des Gewölbes. Oder dies entfaltet sich fächerartig gleich halben Blumendolden, die in der Mitte aneinanderstoßen, aus den Pfeilern, wie im Kreuzgang von Glouceſter, während in der Westminsterkapelle Heinrich's VII. das Gewölbe mit seinen Rippen sich auf und nieder schwingt, und freischwebend herabhangende Schlußsteine in seinem üppig bewegten, üppig verzierten Netzwerk hat.

In Italien werden die griechischen Formen den Künstlern bereits neben andern ein Element freier Verwendung. Der Dom von Florenz zeigt den nationalen Sinn für lichte Breite statt der steilen Höhe, der Glockenthurm desselben in Giotto's farbenvoller Ornamentik die vorwaltende Horizontale. In der Certosa von Pavia wechseln rund- und spitzbogige Formen und die Fassade ist bereits ein prangendes Denkmal der Frührenaissance; der Dom San Petronio in Bologna hat den kolossalen Entwurf nur halb ausgeführt. Das größte und glänzendste Werk der italienischen Gothik ist der von einem deutschen Meister, Heinrich von Gmünd, 1386 begonnene Dom von Mailand. Fünfschiffig mit dreischiffigem Querbau, einer Kuppel über der Vierung und vieleckigem Chorschluß zeigt er in seiner von der Mitte sich leis abstufenden Höhe den lichten weiten Hallencharakter; nach außen wird die Horizontale des flachen Daches von schmuckreichen Fialen

durchbrochen, welche einen Wald von Statuen hoch in die Luft tragen. Im Innern haben die ſchlanken Pfeiler ſchwerfällige ſamenkapſelähnliche Capitäle, die wieder mit Statuen beſetzt ſind. Burckhardt nennt den Bau, der das Nordiſche mit dem Italieniſchen unorganiſch durcheinandermengt, eine lehrreiche Probe, wenn man einen künſtleriſchen Eindruck von einem phantaſtiſchen unterſcheiden wolle. Doch räth auch er an daß man den letztern ſich enthalten möge, und nennt den Dom ein durchſichtiges Marmorgebirge, prachtvoll bei Tag und fabelhaft bei Mondſchein, außen und innen voller Sculpturen und Glasgemälde und verknüpft mit geſchichtlichen Erinnerungen aller Art, ein Ganzes dergleichen die Welt kein zweites aufweiſt. Der erſte Eindruck beim Eintritt ins Innere und eine klare Morgenſtunde auf der Zinne des Dachs wo die weißen Fialen mit ihren Statuen und Ornamenten ſonnengoldumfunkelt in den blauen Himmel ragen, während unten das Häuſermeer der Stadt liegt, die Lombardei wie ein Garten zu ſchauen iſt und die Alpen im Norden mit ſchneeglänzenden Häuptern die Ausſicht begrenzen, — beides wird mir wenigſtens unvergeßlich ſein und gehört zur äſthetiſchen Wirkung des Ganzen.

Spanien ſetzt ſeine Bauthätigkeit ununterbrochen fort. Auf fränkiſcher Grundlage prangt das an die mauriſche Ueberlieferung anklingende Ornament, das namentlich die Bogen in Zackenſäumungen ſpitzenartig bekleidet. Die Kathedralen von Leon, Barcelona, Valencia, Burgos, Sevilla und Saragoſſa gehören hierher.

Vornehmlich aber müſſen wir der Uebertragung des gothiſchen Stils auf weltliche Bauten erwähnen, die den eigentlich künſtleriſchen Ausdruck des Zeitgeiſtes auf architektoniſchem Gebiete bildet. Die Städte wurden mit Wall und zinnengekrönter Ringmauer umgeben, die feſten Thore häufig mit einem Thurm überbaut, und Thürme überragten auch zwiſchen ihnen die Mauer, Sammelplätze der Vertheidiger. Die Stadt konnte ſich nach außen nicht erweitern, ihr Wachsthum vereugte die Gaſſen und griff nach dem Verticalismus des Bauſtils um die Häuſer in die Höhe zu führen. Sie kehren den Giebel der Straße zu, und laſſen ihn oft noch über das Dach ſich erheben; liſenenartige Wandſtreifen leiten zu ihm hinan, nehmen die Fenſter zwiſchen ſich, und ſind mit Fialen bekrönt, während ſchmale Horizontallinien zwiſchen ihnen terraſſenförmig auf- und abſteigen. Der vordere Theil des Untergeſchoſſes ruht häufig auf Pfeilern, die von Haus

zu Haus einen Laubengang bilden können; dann folgt eine Flur für den Geschäftsbetrieb, und eine Treppe führt zu dem Söller empor, um den die Wohn- und Schlafzimmer sich lagern. Nach außen springt gern im Obergeschoß an der Ecke thurmähnlich oder auch in der Mitte ein Erker malerisch hervor. Dicht aneinander gedrängt, in ihrer Besonderheit in sich geschlossen und doch im Wesentlichen einander ähnlich entspricht die Häuserreihe dem mannhaften Bürgerthum der Stadtgemeinde, und bis ins 15. Jahrhundert bleiben wie in Athen vor Perikles die Privatwohnungen einfach, während der große Stil und die Pracht der öffentlichen Gebäude die Macht der Stadt und den Stolz auf ihre selbstgeschaffene Größe verkündet. Schloß man im Wohnhaus die Fenster gewöhnlich geradlinig, so wandte man in der Burg, im Rath- oder Kaufhaus gleich wie bei den Portalen die Spitzbogen an, und stattlich gewölbte Säle gaben sich nach außen durch hohe weite Fenster mit Maßwerk kund. Der Welthandel verlangte eine Halle für den Waarenverkehr, die Glocke die zur Versammlung laden sollte, wie die Wächter gegen Feindes- und Feuersgefahr forderten einen Thurm, und man baute ihn gern recht stattlich zum Wahrzeichen städtischer Macht und Freiheit, und verband ihn mit dem Stadthause, das im Untergeschoß die pfeilergetragene Halle, im Obergeschosse die Rathsäle hatte. Oder man errichtete dem Verkehr und der Regierung ihre besondern Paläste. Vor allen zeigen uns die niederländischen Städte wie Brüssel, Gent, Brügge, Löwen, Ypern solche herrliche Civilbauten, die den Fortgang von den schweren burgartigen Kirchen dem Sinne der Zeit gemäß zu weltlich heiterer Kraft und Lebensfülle bekunden.

In Deutschland gesellt sich der Verschiedenheit des Hau- und Backsteinbaues auch noch in den Gegenden des holzreichen Harzes eine malerische Fachwerkfassade, welche auf consolenartig behandelten Balken die Stockwerke übereinander vorkragt und das Ganze reich mit Schnitzwerk verziert. Am Rathhaus von Braunschweig tragen die Pfeiler des Untergeschosses nach außen hin einen Laubengang, den frei durchbrochene Giebel mit schönem Maßwerk schmücken. Von gediegener Kraft sind überhaupt die Stadthäuser der Hansa, und die Thore von Lübeck, Stendal, Tangermünde verbinden in ähnlicher Weise Festigkeit und Eleganz. Das Gewölbe der Innenräume im Artushof zu Danzig, das aus Granitsäulen sich fächerartig entfaltet, weist uns nach

einem der herrlichſten Werke des Mittelalters, dem Schloß zu Marienburg. Noch jetzt ſchauen die Burgen des Deutſchen Ordens, der Preußen eroberte und bekehrte, von Hügeln oder künſtlichen Unterbauten ſtattlich über die Lande hin, vor allen aber iſt das genannte hochmeiſterliche Schloß, ſorgfältig hergeſtellt, die Perle aller mittelalterlichen Ritterbauten, und gibt ein großartiges Bild der geiſtlichen und weltlichen Bedeutung, der Macht und des Glanzes, die der Orden an der Geſchichte hat. An das einfachere ältere Hochſchloß ſtoßen jüngere reichgeſchmückte Flügel und eine edel ausgeführte Kirche. Das Mittelſchloß ſchildere ich im Anſchluß an Schnaaſe's Worte: Es iſt ein Werk voll gediegener Pracht, ſchön und würdig, man möchte ſagen von der Sohle bis zum Scheitel, von den Kellern und Vorrathsräumen bis zu den Zinnen. Das edelſte Juwel in dieſem Kranz architektoniſcher Zierden iſt der berühmte Conventsremter, ein länglicher Saal von bedeutenden Verhältniſſen, durch hohe ſpitzbogige Fenſter beleuchtet, in welchen drei ſchlanke Granitſäulen mit Capitälen von edelſter Bildung ein Palmgewölbe tragen, das an Leichtigkeit und Schönheit alles übertrifft was die gothiſche Baukunſt anderer Länder in ſolchen Werken geleiſtet hat. Von den zarten Pfeilern in kühnem Schwung aufſteigend und beim Durchblicke von verſchiedenen Standpunkten die mannichfaltigſten Durchſchneidungen gewährend trägt dies Gewölbe den Charakter ritterlicher Gewandtheit und Eleganz und zugleich den der Strenge und Einfachheit ohne jede Spur des Ueppigen und Weichlichen. Auch von außen macht der ganze Bau einen fürſtlich gebietenden Eindruck, feſt und behaglich zugleich.

In Frankreich iſt neben dem Hotel Cluny zu Paris oder dem prächtigen Juſtizpalaſt zu Rouen das Haus des Jacques Coeur zu Bourges auch durch ſeine ſinnige Ausſtattung mit Reliefs berühmt geworden, die den Zweck der einzelnen Wohnräume naiv und klar bezeichnen. An der Faſſade ſieht man den Wahlſpruch des Beſitzers: A vaillants ♡ ♡ (coeurs) rien impossible. Finſter und großartig ſteigt in Avignon der päpſtliche Palaſt mit Thürmen und Zinnen empor, halb Burg, halb Gefängniß. — In England iſt der Perpendicularſtil wie er ſich an den Collegienhäuſern entwickelte, ſo vornehmlich auf die Burgen des Adels übertragen worden, die eine Zierde des Landes ſind und das Gepräge der Wohnlichkeit und des Reichthums mit dem der Feſtigkeit und Abgeſchloſſenheit verſchmelzen.

Noch mehr wie in den Niederlanden finden wir in Italien an weltlichen Bauten eine größere Vollendung oder geschmackvollere Verwerthung des gothischen Stils als an den Kirchen. Da zeigt sich der freistädtische Geist in wohlverwahrten Burgen voll aristokratischen Trotzes, wie in Gemeindehäusern mit offenen Hallen und heitern Ornamenten. Der Eindruck der italienischen Städte wird noch heute auf entscheidende Weise dadurch bedingt. Ich habe schon in der vorigen Periode solcher Bauten in Florenz und benachbarten Orten gedacht; Siena, Bologna, Padua, Verona, Mailand schließen sich an; das kriegerisch Düstere weicht dem einladend Klaren, das aber in dem Maß edler Verhältnisse seine Festigkeit bewahrt. In der Halle Orcagnas zu Florenz, die zur Vollziehung öffentlicher Acte vor versammeltem Volk bestimmt war und später loggia de lanzi heißt weil sie den Lanzknechten zur Wache diente, gemahnt das ruhige Gleichgewicht der Verhältnisse bereits an die Antike; vier stattliche Pfeiler sind durch Rundbogen verbunden und durch eine schlichte Maßwerkbrüstung bekrönt. — Endlich aber legt Venedig seine Eigenthümlichkeit in dieser Periode auf bewundernswerthe Weise architektonisch dar. Das große Staatsgebäude, der Dogenpalast, zeigt im Erdgeschoß eine offene Spitzbogenhalle, deren schwere Säulen kräftig sind das Ganze zu tragen, während sie dem Handelsverkehr den Raum öffnen. Darüber läuft vor dem Obergeschoß eine Galerie leichterer Säulen mit zierlich durchbrochenem Rosettenmaßwerk über den Bogen, und gibt den mannichfachen Genuß des Ein- und Ausblicks in luftiger Bewegung; man schaut von hier auf das Meer und die Schiffe. Darüber breitet die Masse der Wand sich aus, und doch lastet sie nicht schwerfällig; denn Spitzbogenfenster durchbrechen und spitze Zinnen bekrönen sie, schlanke Säulen schießen wie Maste oder Zeltstangen an den Ecken empor, und scheinen die durch farbiges Gestein gemusterte Fläche wie einen Teppich auszuspannen, an den Orient erinnernd, aus dem der Reichthum Venedigs fließt. Dieser fürstliche Reichthum der Bürger läßt dann auch Privatpaläste aus dem Spiegel der Wasserstraßen emporwachsen, deren schlichtes Erdgeschoß zum Waarenlager dient, während die Obergeschosse mit Balconen oder Säulenarkaden sich öffnen und mit Maßwerk anmuthsvoll verziert sind. Der Spitzbogen nimmt auch orientalisch geschweift Formen an. Platen singt:

Die gothiſchen Bogen, die ſich reich verweben,
Sind von Roſetten überblüht, gehalten
Durch Marmorſchafte, vom Balkon umgeben.
Welch eine reiche Fülle von Geſtalten,
Wo trieſend von des Augenblickes Leben
Tiefſinn und Schönheit im Vereine walten!

Plaſtik und Malerei.

Noch bleibt die bildende Kunſt im engſten Zuſammenhang mit den Stimmungen und Zwecken der Religion, allein die Kirche bedient ſich für ihre Aufgaben der Laienhände, und für die Darſtellung des individuellen Lebens wird es förderlich daß bei dem Verfall der Hierarchie die frommen Gefühle und Anſchauungen der einzelnen nach einem Ausdruck ringen der ihrer Innigkeit gemäß iſt und das Ideal der Seele in ihrer Reinheit und ihrem Frieden mit Gott zur Erſcheinung bringt. Bildnerei und Malerei ſind ſtädtiſche Gewerbe, ſie werden gleich ſolchen gelernt und gelehrt; und wenn dieſer geſunde Volksboden ſie vor eitler Willkür bewahrt und den Grund einer tüchtigen Technik legt, ſo tritt auch dafür der perſönliche Genius in ſeiner Freiheit kaum hervor; ein gemeinſamer Stil der Schule trägt und beſchränkt die Kräfte, und die beſten derſelben erzeugen ähnlich wie im Volksgeſang ganz naturwüchſige Blüten der Schönheit. Nur in Italien kündet die Morgenröthe der Neuzeit auch dadurch ſich an daß die Subjectivität der ſchaffenden Künſtler mächtiger hervorbricht. Und ſchon jetzt zeigt ſich bei den Italienern die Richtung auf den Adel der Form, den Rhythmus der Linien, während dieſſeits der Alpen die Lieblichkeit und Kraft des Ausdrucks und der Farbe voranſteht.

Die Sculptur kommt zunächſt zu einem maſſenhaften Betrieb durch den Statuenſchmuck der gothiſchen Dome und ſchließt der Architektur in dem ſchlanken Aufſtreben und den ſchwanken Biegungen der Figuren mit weichem Fluß der reichen Falten ſich an. Statt des epiſchen Stils im Cyklus würdevoller Geſtalten waltet der lyriſche Empfindungsausdruck der einzelnen, und ſolche Formen werden ſtehend welche demüthige oder ſehnſuchtsvolle

Hingabe der Seele darſtellen, denn um dieſe letztere gilt es und man betrachtet die Körperbildung nicht um ihrer ſelbſt willen, ſondern ſucht in der Naturerſcheinung den Ausdruck des Gefühls. Wir haben meiſt Steinmetzenarbeit, aus der ſich in Deutſchland an den Kirchen von Kölu, Eßlingen, Gmünd gar manches Treffliche hervorhebt, vornehmlich aber zeichnet Nürnberg ſich aus, wo die Ueberlieferung Sebald Schonhover als den Meiſter nennt welcher durch kräftige Charakteriſtik der Männer wie durch Anmuth der Frauen an der dortigen Frauenkirche ſich auszeichnete. Seinen Einfluß erkennen wir im ſchönen Brunnen, den neben den Propheten und Patriarchen, neben Karl dem Großen und Gottfried von Bouillon auch die heidniſchen Helden Hektor, Alexander, Cäſar ſchmücken, ſowie an der reizenden Brautthür der Sebalduskirche. Unter den vielen Madonnen vereinigt eine am Südportal des Domes zu Augsburg und eine zu Wetzlar würdevolle Haltung mit lieblichem Ausdruck. Ein koloſſales Hochrelief von Maria mit dem Kinde iſt in Marienburg auf dauernde Weiſe dadurch vielfarbig hergeſtellt daß es mit einem Moſaiküberzuge von vergoldeten oder farbigen Glasſtückchen ganz bekleidet erſcheint. — Reliefs in der Choreinfaſſung von Notre Dame zu Paris erzählen das Leben Jeſu mit monumentaler Ruhe und Klarheit, während ſonſt die franzöſiſche Sculptur die Blüte der vorigen Periode abwelken läßt. — Erwähnen mögen wir noch wie der Humor immer dreiſter mit den waſſerſpeienden Dämonen ſeine derben Späße macht, wie Bär und Löwe ihre Naſen aneinander wetzen, Hund und Katze ſich beim Schwanz kriegen, und namentlich die Thierſage herangezogen wird. In Amiens am Dom ſchmeichelt der Fuchs dem Raben ſein Stück Käſe ab, und zieht der Kranich dem Wolf den Knochen aus dem Hals, in Brandenburg predigt der Wolf im Schafspelz den Schafen, in Strasburg der Fuchs in der Mönchskutte den Hühnern, auch der lautenſchlagende Eſel iſt nicht vergeſſen.

Die Grabſtatuen werden häufig; ſie ſtellen die Verſtorbenen betend oder im Frieden des Todes dar, und geben die Tracht getreulich wieder; ſie ſtehen an der Wand, oder der Deckel des Sarkophags dient ihnen zum Lager. Wird das Denkmal in den Fußboden der Kirche eingelaſſen, ſo iſt es im Flachrelief ausgeführt, oder man ritzt die Zeichnung ein und incruſtirt ſie wol mit farbigen Streifen. Daran ſchließen ſich dann die ehernen Platten mit den eingravirten Bildniſſen, umgeben von architektoni-

schem Ornament und kleinen Figuren von Engeln und Heiligen. Erzbischöfliche Denkmäler von Köln am Ende des 14. und am Anfang des 15. Jahrhunderts schmücken die Sarkophagwände mit Heiligen, die klein in Sandstein ausgeführt das noch mangelnde Naturverständniß nicht vermissen lassen; die Zartheit der Linien entspricht der Innigkeit der Empfindung, und wir sehen hier ebenso die Nähe der berühmten Malerschule, als das Wunder van Eyck's und seines Realismus in der folgenden Epoche seine Vorbereitung in den Plastikern findet welche in Flandern seit der Mitte des 14. Jahrhunderts bei der Reliefdarstellung der Grabmäler nach individueller Wahrheit strebten und die Naturformen bis auf Hautfalten und Gelenke nachbildeten. Eine Reihe solcher Werke ist in Tournay erhalten.

Die Figuren der Altarschreine wurden außerhalb Italiens gewöhnlich aus Holz geschnitzt. Man gab ihnen noch einen Gipsüberzug, der etwaige Härten des Messers ausglich, und fügte die farbige Zierde hinzu. Die Figuren stehen vor einem vergoldeten Hintergrunde, welchem Teppichmuster eingeprägt sind, und befinden sich überhaupt innerhalb eines Raumes der dem Licht nur durch gemalte Fenster Zugang gewährt, sodaß sie dadurch von Farbentönen umflossen werden; sie stehen endlich in Verbindung mit den Gemälden der Flügelthüren, die geöffnet sich rechts und links an sie anschließen. Dies alles reizte dazu auch ihnen ein Colorit zu geben, das aber nicht nach naturalistischer Illusion, sondern nach künstlerisch harmonischer Stimmung trachtete. Und wie beim Menschen in der erröthenden und erbleichenden Wange, im Glanze des Auges die Seele mit ihren wechselnden Zuständen sich spiegelt, so griff demgemäß eine auf Empfindung gerichtete Kunst zu dem Material der Farbe um die Symbolik der Form dadurch zu beleben und dem Ausdruck seine unmittelbar ergreifende Wirkung zu sichern. Daß dem Volksgemüthe die Malerei vornehmlich zusagt und darum zur tonangebenden Kunst geworden, macht sich nun auch in dem Farbenschimmer geltend den sie über die Plastik wirft; sie läßt sich von ihr die Gestalten körperlich modelliren, die sie mit Empfindung und Seele begaben will. Während die großen kirchlichen Werke dem Gesammtgeist angehören, und hier kein Fortschritt über das vorige Jahrhundert geschah, vielmehr Epigonenthum und Auflösung des Stils sich nicht leugnen lassen, kann in den kleinern Arbeiten die Individualität des Bestellers wie des Künstlers sich geltend machen und

letztere über das Handwerkliche sich aufschwingen. Kugler nennt ein Altarwerk der Kirche zu Triebsees die edelste und vollendetste Schöpfung deutsch-gothischer Sculptur. Wie das Wort Fleisch wird, das ist zwar geschmacklos materiell dargestellt, wenn Engel es in einen Mühlentrichter schütten, aus dem es in einen Backtrog läuft, daraus als Christkind hervorgeht und sich über den Kelch stellt; aber Sündenfall, Erlösung, Abendmahl sind mit so lauterer Anmuth in den gesetzlichen Formen eines idealen Stils geschildert, es vereint sich mit der feierlichen Würde der Gestalten die Milde des Ausdrucks in so heiterer Naivetät, daß auch Ernst Förster das Werk an die entzückenden Schöpfungen Fiesole's anreiht. Dazu verlangte der Reichthum des bürgerlichen Lebens nach dem Schmuck der Kunst in Goldgeschmeide und Silbergeschirr, an Truhen und Sesseln; aber die Uebertragung gothischer Constructionen und architektonischer Ornamente auf das Geräth der Kirche und des Hauses drückte demselben vielmehr fremde Formen auf, statt die natur- und zweckgemäße zur Schönheit durchzubilden, wenn auch die Künstlichkeit im zierlich Durchbrochenen die feine Sicherheit der Technik steigerte. Am erfreulichsten ist die Zierplastik der Elfenbeinschnitzerei an Bücherdeckeln und Schmuckkästchen, die sich hier ganz passend der Darstellung des Minnedienstes und der Ritterdichtung zuwendet und sie mit graziöser Heiterkeit ausführt.

In Italien hielt sich die Sculptur nicht blos freier von dem überwältigenden Eindruck der gothischen Architektur, auch die antikisirende Schule von Pisa, der ich bereits gedachte, gab ihr eine Richtung auf Rundung, Kraft und sinnliche Fülle der Form, und der weiße Marmor verlangte in dieser selbst das ausgeprägt was im Norden die Farbe hinzufügte. Doch sahen wir die classische Richtung Nicolo's schon bei dessen Sohn Giovanni Pisano unter dem Einflusse deutscher Meister sich wieder dem christlichen Typus annähern, und durch sein offenes Auge für Naturwahrheit neben erfinderischer Phantasie ebnete Giotto die Bahn. Dieser übertrug den Stil seiner Zeichnung auch auf die Reliefs mit welchen er den Campanile am Dom zu Florenz schmückte, Darstellungen des menschlichen Culturlebens und seiner Entwickelung durch Gruppen in bestimmter Thätigkeit, nach der christlich malerischen Auffassung statt der ruhenden Individualgestalt der Antike: säende oder erntende Menschen statt der Ceres, ein Astronom der den Himmel betrachtet statt der Muse Urania. Unter Giotto's Einfluß

arbeitete Andrea Pisano um 1330 die eherne Südthür am Baptisterium zu Florenz, Darstellungen der Geschichte Johannes des Täufers, die den plastischen Reliefstil in edler Einfachheit treu bewahren, in der Composition mit Wenigem viel sagen, die Typen des gothischen Stils mit neuer Lebenskraft ausfüllen und mit künstlerischem Sinn durchbilden. Ein Gleiches gilt von den symbolischen Gestalten der Tugenden. Der Ernst der Composition, die Frische der Lebensäußerung und das Maß der Schönheit verbinden sich bei ihm, und diese letztere zeigt sich besonders auch in der ideal gehaltenen Gewandung, welche den Bau des Körpers erkennen läßt den sie umfließt. Dies hat auch sein Sohn Nino mit besonderer Feinheit durchgeführt. Andrea di Cione, unter dem Namen Orcagna bekannt, entwarf für seine herrliche Halle auch Reliefs der Tugenden, in reinem Linienschwung des Baues würdig, und schuf ein Meisterwerk im Altartabernakel von Or San Michele, zwischen Statuetten von Propheten und Engeln das Leben Maria's in marmornen Reliefs, ruhige Gemessenheit und Formenschönheit mit Naturwahrheit im Bunde. Orcagna's Schüler Lionardo di Sergiovanni übertraf an einem großen Altarwerk zu Pistoja die Mitarbeiter, und zeigte das Uebergewicht der Florentiner; doch ging er bereits durch Andeutung landschaftlicher Hintergründe über die plastische Grenze des Reliefs hinaus. — In Verona bezeichnen die Denkmäler der Scaliger den Uebergang zu den weltlichen Monumenten, die sich von religiösen Rücksichten lösen; sie stehen nicht mehr in der Kirche, sie wollen die Helden- und Herrscherkraft unter freiem Himmel vor dem Volk verherrlichen. Die bedeutendern beginnen mit Can Grande, auf welchen Dante seine Hoffnung für Italien und den Sturz der weltlichen Kirchengewalt stützte. Der säulengetragene Sarkophag wird von einem säulengetragenen Baldachin überragt, und diesen krönt die Reiterstatue des Verstorbenen, noch in kleinem Maßstab und dem architektonischen Organismus angeschlossen, aber doch der Ausgangspunkt der selbständigen Reiterstandbilder der Folgezeit. Am Monumente Carl Signorio's hat Bonino da Campiglione die gegebene Form zu reichstem Effect ausgebildet; ihm wird auch das Prachtwerk der Arca des heiligen Augustinus im Dom zu Pavia zugeschrieben. In ähnlicher Weise wie zu Verona betont das Grabmal das Andrea Ciccione für Johanna II. und ihren Bruder errichtete, neben den symbolischen Figuren die mehrmals wiederholte Persönlichkeit der Herrscher. — In Venedig ist der

Erbauer des Dogenpalastes Filippo Calendario auch für dessen plastische Ausschmückung thätig. Statuen der Madonna und Apostel in der Marcuskirche von Jacobello und Pietro Paolo dalle Massegne zeigen ideal behandelte Köpfe und bewegten Linienfluß der Gewänder in zierlich weichen Formen. In Venedig führte überhaupt die mangelnde Großräumigkeit der Gebäude zur Freude am plastischen Schmuck, und unter dem Einfluß der pisaner Schule ging hier die Sculptur der spätern Blüte der Malerei voraus. Ueberhaupt nahm von der Schwesterkunst die Plastik das malerische Gepräge auch in der Vorliebe für das Relief in Italien an, aber sie lohnte der Malerei durch den Sinn für Maß, Klarheit und richtige Formenschönheit was sie von derselben durch die sittliche Auffassung der Motive und die überzeugende Kraft der Composition empfing. Das gesonderte Wirken gereichte beiden zu größerm Heil als ihre Vereinigung in dem farbigen Schnitzwerk Deutschlands.

Der Zug der Zeit war nach einer Blüte der Malerei gerichtet und solche brach auch gegen das Ende des 14. Jahrhunderts lieblichrein und herzerquickend in Deutschland auf, langsam vorbereitet durch die Bestrebungen vieler Kräfte an vielen Orten, da anfangs ein bahnbrechender und maßgebender Genius fehlte, wie Giotto in Italien war. Die nordische Gothik entzog der Malerei die Wandfläche in der Kirche, und überwies ihr dafür die Fenster, und hier ward in Frankreich, England, Deutschland durch harmonische Farbenpracht Vorzügliches geleistet; doch blieben die Figuren meistens klein und gingen im Gesammteindruck auf. Die Frescomalerei schmückte nun die Burgen, und wie Chaucer's Gedichte von England berichten, so zeigt uns heute noch das Schloß Runkelstein in Tirol die Freuden der Ritter in Jagd, Spiel und Tanz neben den Helden der Geschichte und Sage in Gruppen von je drei Gestalten, sodann Scenen aus dem Epos von Tristan und Isolde und aus dem Roman von Garel im blühenden Thal, leicht colorirte Umrisse in flüssiger Linienführung. Auch sonst ist hie und da in Deutschland noch manches unter der Tünche wieder hervorgetreten, aber für die Entwickelungsgeschichte der Kunst sind wir leider mehr auf die Miniaturen in Handschriften hingewiesen, die sich nun mit der farbigen Ausfüllung der Federzeichnung nicht mehr begnügen, sondern im Streben nach Weichheit und Anmuth das Ganze mit dem Pinsel ausführen, und allmählich auch die landschaftliche

Natur zum Hintergrunde nehmen. — Die Illustration sucht das Gefällige, und wie sie dem Buch zur Zierde dient, so wendet sie ihren Fleiß auf das was den Menschen schmückt, auf Blumen und Perlen, Goldbrokat und Edelsteine; oder sie erheitert auch in allerhand arabeskenartigen Figuren den Blick des Beschauers durch überraschende Scherze. Paris behauptet durch das 14. Jahrhundert hin seinen Ruhm, dann aber wird es von Flandern überflügelt, wo namentlich auch Philipp der Kühne, Herzog von Burgund, sich Prachtwerke herstellen ließ. Eine frischere Naturwahrheit gesellte sich hier den zarten Formen und der reizenden Farbenwirkung, und die Kunst bereitete im Kleinen den Aufschwung vor, den sie hier bald im Großen nehmen wollte.

Vornehmlich aber ward die Tafelmalerei geübt und geliebt. Wie die Frömmigkeit persönlicher ward und sich aus dem öffentlichen Kirchenthum in das Gemüth und in die kleinern Kreise gleichgesinnter Gottesfreunde zurückzog, so verlangte sie auch statt der episch ansprechenden Wandmalerei vielmehr nach der lyrischen Darstellung himmlischen Erbarmens und menschlicher Seelensehnsucht und Seelenfreude, und dem kamen die Maler entgegen, wenn sie nun für Hausaltäre Bilder herstellten, welche die Tiefe und Klarheit des Ausdrucks für die Betrachtung der Nähe in liebevoller Durchbildung, in zarten Farbentönen gewannen. Ein Hauptbild der Mitte ward gewöhnlich von zwei Flügelbildern begleitet, welche sich den Gestalten oder der Scene von jenem als Gefolge oder durch symbolische Beziehung anschlossen. Die Geburt Christi, die Mutter mit dem Kinde, die Verehrung des Neugeborenen und dann das Leben und der erlösende Kreuzestod boten sich als die geeignetsten Stoffe; der Zweck der Andacht schloß dramatisch bewegte Scenen aus und verlangte nach Frieden und Reinheit des Gemüths, nach Güte und trostreicher Verklärung des Leids im Ausdruck. Auf erhaltenen Bildern aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts gelingt zuerst die Darstellung klarer kindlicher Offenheit. In der zweiten Hälfte finden wir mehrere Schulen, die sich durch feste Satzungen zusammenschließen und ihre besondern Wege gehen.

Zuerst die Schule von Prag aus den Tagen Kaiser Karl's IV., der dort thronte. Ein älteres Passional der Prinzessin Kunigunde zeigt den moralischen Ernst und das tiefe Gefühl des Malers auch in übertriebener Bewegung, und in den Wandmalereien des Kreuzganges vom Kloster Emmaus will Schnaase die Züge der

Schule Giotto's erkennen. Mit Theoderich von Prag arbeitete Wurmser von Strasburg für die Ausschmückung des Karlstein, eines böhmischen Nationalheiligthums, der Schatzkammer seiner Reliquien und Reichskleinodien, im Hinblick auf den Gralstempel errichtet. Die Brustbilder der Heiligen von der Hand des einen, die Scenen aus dem Neuen Testament von der Hand des andern Meisters bleiben bei aller Weichheit doch noch schwerfällig unbeholfen und ohne Adel der Form. Dagegen zeigen einige altschwäbische Werke bei aller Befangenheit eine Richtung auf das Zierliche.

Zu weit höherer Entwickelung kam die Malerei in Nürnberg, wo ihr die Bildhauerschule Schonhover's das Auge für den Bau und die Verhältnisse des menschlichen Körpers öffnete und zum Wetteifer in der Formenbezeichnung anregte. Hierin übertrifft sie die kölner Schule, der sie aber an poetischem Reiz nachsteht, deren klare Lieblichkeit ihre bräunlichen Farbentöne nicht erreichen. Größer ist die religiöse Begeisterung und die Schönheitsfreude der Rheinländer; der fränkische Sinn ist bürgerlich ehrenhaft, verständig besonnen auf die Wirklichkeit gewandt ohne jenes „süße Lächeln träumerischer Gefühle", das Schnaase an den kölner Bildern rühmt. Um 1400 treten uns mehrere Stiftungen der Familie Imhof entgegen, eine von rhythmisch edelm Faltenwurf des Gewandes umflossene Madonna mit dem nackten Kind auf dem Arme, in deren statuarischer Haltung der Einfluß von Bildhauern unverkennbar ist, und der berühmte Altar in der Lorenzkirche, eine Krönung der Maria, die ihre Hände vor der Brust erhebt und Kopf und Oberkörper dem göttlichen Sohne in holder Bescheidenheit entgegenneigt; der Ausdruck ist seelenvoll mild, die Zeichnung bestimmt und fein. Derber sind die Apostel der Seitenbilder, die knieenden Angehörigen der Imhoff'schen Familie noch ohne Porträtähnlichkeit ganz allgemein gehalten. Dagegen erscheinen die Bildnisse auf der Gedächtnißtafel der Frau Prüsterin (1430) schon ganz individuell, und der Tucher'sche und Haller'sche Altar, die beide Christi Kreuzestod zum Mittelpunkt haben, zeigen die Falten in breitern Massen statt sie in langen Linien sanft um die schlanken Glieder fließen zu lassen; die Gestalten selbst sind kürzer und voller, ihre Bewegung ist frei, ihre Anordnung wohldurchdacht.

In Köln, damals der ersten und schönsten Stadt Deutschlands, geben uns alte Wandmalereien den gothischen Stil in

ſchlanken Geſtalten mit elaſtiſcher Biegung, in wellig weichen Linien und klaren Farben, und durch Verſtärkung des Tones dieſer letztern beginnt die Modellirung. Zur Blüte kommt die Kunſt aber durch die Tafelmalerei in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts. Die Kindesunſchuld, die Stille und der Frieden der Seele, ihre Freude in Gott iſt die Grundſtimmung der Bilder, und dem entſpricht die Zartheit der Linien, der Schmelz der Farben in roſigen Fleiſchtönen und hellen Gewändern auf Goldgrund; ſtärkere Modellirung, ſchärfere Individualiſirung würde hier weniger am Orte ſein, darum wirkt die Unkenntniß des Knochengerüſtes nicht ſtörend; dramatiſche Gegenſätze, kräftige Charaktere gelingen ebenſo wenig als Mannichfaltigkeit des Ausdrucks, man meidet ſie lieber und wählt Stoffe mit dem holden Reiz der Jugend um eine liebliche Heiterkeit darüber auszugießen. Den Malern kommt es auf die Seele an, die wollen ſie durch Form und Geberde des Körpers, durch den Blick des Auges unbefangen zur Erſcheinung bringen in keuſcher ungetrübter ungebrochener Weſenheit; Hotho ſpricht deshalb ſehr paſſend von der Seelenplaſtik der Schule, und preiſt als Hauptpunkt die Unſchuld, in der ſie das Herz mit religiöſem Inhalt erfüllt, und Geſtalt und Antlitz zum hellen Gefäß eines Seelenglückes klärt, das Schmerz und Thränen nur über die Schmerzen des Heilands kennt. Das Holdſelige dieſes Glücks iſt niemals einfacher und gerade dadurch erreicht daß die Seele ganz und der Körper kaum ins Leben tritt. Die Formen ſind deutlich, doch der Wirklichkeit weniger als einer Phantaſie entnommen die ihre Menſchen makellos aus Duft und Goldwolken bilden möchte. Was der fromme Glaube von Engeln träumt gewinnt hier zum erſten mal Blut und Leben. Die typiſche Ueberlieferung der Vorzeit gibt der Haltung etwas ruhig Feierliches, aber ſie wird erwärmt von der Empfindung der Künſtler, die aus dem Gemüth heraus ſchaffen und die Natur noch nicht um ihrer ſelbſt willen beobachten, die Mangelhaftigkeit der Zeichnung mit dem Wohllaut des Colorits verſchleiern. Das idylliſch Milde, das ihnen am beſten gelingt, bezeichnet ein Bildchen der münchener Pinakothek: Madonna, nicht die hehre Himmelskönigin, ſondern die Magd des Herrn, wie ſie in ihrer Demuth ſich ſelber genannt, die Holdſelige, wie der Engel ſie angeredet, thront im Freien; Barbara und Katharina ſtehen neben ihr, Agnes und Agathe ſitzen auf dem Raſen; Maria hält eine Roſe in der Hand, Engel halten eine Krone über ihrem Haupt,

und das Chriſtkind auf ihrem Schos ſpielt die Zither die ein Engel ihm darreicht, während andere Engel in der Luft ſchwebend mit Harfen und Lauten accompagniren: das Ganze iſt wie jener Lobgeſang der Minneſänger, der dem Gottfried von Strasburg zugeſchrieben wird. Veronika mit dem Schweißtuch auf welchem das Haupt des leidenden Heilandes ſich abgeprägt hat, zeigt uns daneben die Weihe eines reinen Schmerzes, der auch dem jungfräulichen Gemüth den Einblick in die Tiefen des Daſeins und damit einen geheimnißvollen Ausdruck der Wehmuth verleiht, die doch in ihrem Glauben Troſt findet. Aehnliche Gefühlsidealität athmen andere Bilder die ſich meiſtens noch in Köln befinden. Die limburger Chronik bemerkt beim Jahre 1380: „In dieſer Zeit war ein Maler zu Köln der hieß Wilhelm; der war der beſte Maler in allen deutſchen Landen, als er ward geachtet von den Meiſtern.“ Auch nennt das Archiv der Stadt den Magiſter Guilelmus, an welchen die Zahlung für die lebensgroßen Männergeſtalten im Hanſeſaal entrichtet worden. Ihm ſchreibt man daher die vorzüglichſten Bilder der Schule zu. Sein Einfluß wirkte hinüber nach Weſtfalen, wo jungfräuliche Heiligen wie Ottilie mit der Palme und Perlenkrone, Dorothea mit dem Roſenkörbchen im Stadtmuſeum zu Münſter auf einen ebenbürtigen Künſtler hinweiſen, der ſtatt des freudehellen Lächelns doch mehr ein ernſtes Sinnen in den mädchenhaft holden Zügen liebt. Auch Flandern erfuhr die Einwirkung von Köln, und erwiderte ſie durch die Richtung des Blicks auf größere Naturtreue und vollere Abrundung der Körperformen, auf den gereiſtern Ausdruck männlicher Charaktere in ſchlichter Tüchtigkeit. Die ſchmächtigen Proportionen werden gedrungener, die Bewegungen freier, die Abſtufungen der Lebensalter deutlicher und mannichfacher; in Waffen und Geräthen wird das Stoffartige wiedergegeben, in der Gewandung die Tracht der eigenen Zeit nachgebildet. Nicht überall bleibt dieſer realiſtiſche Zug in Harmonie mit den Vorzügen der frühern Generation; er ſtört mitunter den Einklang der Empfindung und trübt die Durchſichtigkeit der Erſcheinung, welche den Gedanken ſo rein und zart ausſprach. Aber in den beſten Werken ſchließt das Neue dem Alten ſich an. So in zwei Madonnenbildern. Die Jungfrau im Roſenhag ſitzt auf blumiger Wieſe von muſicirenden Engeln umringt; die Madonna des Prieſterſeminars ſteht aufrecht und bietet dem Kind auf ihrem rechten Arme mit der Linken eine Blume dar; eine Taube ſchwebt über ihr,

und in kleinem Maßstab gewahren wir in den obern Ecken Gottvater und singende Engel. Die Lieblichkeit ist geblieben, die Formen aber sind voller, reifer geworden; der Künstler wagt nun auch in der Lebensgröße die Lebenswahrheit der Erscheinung mit der Seeleninnigkeit der Empfindung zu verschmelzen. Gern mögen wir annehmen daß es derselbe war der nun im berühmten Dombilde eine der Perlen aller Kunst geschaffen und das Gemüthsideal wie es der Schule vorschwebte zur vollendeten Gestalt gebracht hat. Was das heilige Köln Ehrwürdiges hat, die königlichen Weisen des Morgenlandes, Ursula mit ihren Jungfrauen, Gereon mit seinen Reisigen, er vereinigt sie alle und weiß wie der Malerei es ziemt den einen Moment zu finden der das Mannichfaltige innerlich verbindet. Der Mittelpunkt ist auch hier die Jungfrau mit dem Christuskinde, und auf dem Mittelbilde bringen die Könige ihre Gaben dar, auf einem der Flügel schreitet Gereon, auf dem andern Ursula mit ihrem Gefolge heran, auch sie der Verehrung des in die Menschheit eingegangenen Gottes geweiht; die Jungfrauen wandeln sittig heiter wie zum Brautaltar, die Jünglinge voll froher Kraft wie zum Siegesfest, und doch ist alles so feierlich: sie alle schreiten ja dem Opfertod entgegen, aber dadurch in den Himmel ein. Die Madonna erscheint wie das jungfräuliche Abbild des Kindes auf ihrem Schos, die Kindlichkeit der Seele, die nach des Heilands Wort das Himmelreich gewinnt, ist klar und hold in ihren Zügen ausgeprägt, und dabei liegt doch etwas Königliches in ihrer Haltung unter den Königen, deren zwei vor ihr knien, der eine ein Greis, der anbetend die Hoffnung seines ganzen Lebens erfüllt sieht, der andere in männlicher Schöne voll ruhiger Zuversicht; hinter diesem harrt der dritte wie im Sehnen der Jugend sein Herz und seine Gabe darzubringen. Das Gefolge tritt im Halbkreis zurück; hier ein jugendlicher Krieger, dort ein Fahnenträger, dann Diener neben ihnen, alle voll Erstaunen, Andacht und Freude erfüllt. So ist die Composition wohl abgewogen, symmetrisch und doch voll Mannichfaltigkeit; freie individuelle Motive in klarer Ordnung. Die Flügelbilder schließen sich würdig an im Gegensatze männlicher und weiblicher Jugend bei gleicher Seelenstimmung. Die stille Größe, die sinnige Anmuth des Innern ist umwoben von sonniger Farbenpracht; reiche volle warme Töne stimmen wohllautend zusammen, und es ist die Lust des Malers das Heilige mit der Pracht der Erde zu schmücken; Pelz und Sammt,

goldene Zierath und hellspiegelnde Panzerstücke nachzubilden. Wir vergessen darüber die mitunter behaglich breite Haltung, etwas gespreizte Beine, etwas gehäufte Köpfe; über einzelne Mängel der Form triumphirt die Empfindung und die Farbe. Sind die Flügel geschlossen, so zeigt die Außenseite des einen den Engel der Verkündigung, die des andern Maria die sein Wort vernimmt und erwägt. Albrecht Dürer berichtet in seinem Tagebuch daß er zwei Weißpfennige bezahlt um die Tafel aufzusperren die Meister Steffen gemacht hat; archivarische Forschung hat uns in Stepfan Lochner den Künstler namhaft gemacht, der aus Constanz gebürtig sich in Köln ankaufte, dort in den Rath gewählt wurde und 1451 starb; sein Meisterwerk war für den Hauptaltar der Rathhauskapelle bestimmt, die 1426 gestiftet ward.

In Deutschland war der germanische Volkssinn der Mittelpunkt, und das Studium der antiken Ueberlieferung führte zur Veredlung der Volksgestalten; Italien hat die antike Unterlage zum eigentlich heimischen Volkselement, es reinigt sie von barbarischen Zuthaten und beseelt sie durch christliche Empfindung, wenn es den neuen Lebensgehalt mittels ihrer läutert. In solchem Sinn faßt auch Hotho die charakteristischen Unterschiede in seiner geistvollen Geschichte der Malerei. Wir mögen hinzufügen daß Deutschland und Italien, die den Weltkampf des Papst- und Kaiserthums gestritten und dadurch in national-staatlicher Entwickelung hinter Frankreich und England zurückblieben, dafür von der Culturgeschichte den Kranz im Epos und nun in der Malerei empfingen. Später schreiten sie im Reich des Geistes durch Renaissance und Reformation den andern Völkern voran, und so bleibt jene leidenvolle Großthat nicht unbelohnt.

Wenden wir uns nach Italien und zurück zum Anfang des 14. Jahrhunderts, so fällt uns zunächst ins Auge wie hier die großräumige Frescomalerei fort und fort gepflegt ward; wäre auch der Volksgeist nicht ebenso sehr auf Anschauung wie auf Empfindung gerichtet, die Maltechnik hätte auch schon dazu geführt mehr durch die Form als durch die Farbe zu sprechen, die Composition im Rhythmus der Linien aufzubauen und den Kern zu erfassen, von welchem aus die Bedeutung der Sache im entscheidenden Augenblicke sichtbar und verständlich wird. Das freie Florenz schreitet voran, Siena tritt wetteifernd ihm zur Seite, doch so daß dort mehr die epische, hier die lyrische Auffassung herrscht, daß die Subjectivität des schaffenden Künstlers, die sich

nun in der Darstellung offenbart, und nicht mehr dem Herkömmlichen und Typischen unterthan bleibt, dort mehr gedankenvoll zum Geiste redet, hier mehr gemüthvoll die Empfindung anspricht. Man könnte daran erinnern wie Cornelius und Overbeck in Rom an der Schwelle der neuen deutschen Kunst stehen, um zugleich nicht vergessen zu lassen daß der Unterschied ein fließender ist, wie ja auch Overbeck durch sinnvolle Symbolik unsere Betrachtung anregt, Cornelius durch tiefes Gefühl das Herz ergreift.

An der Schwelle der Periode steht Giotto als bahnbrechender tonangebender Genius. Wenn die Zeitgenossen vornehmlich die Natürlichkeit seiner Bilder bewundern, so ist das nicht im Sinne der Illusion, der genauen Bezeichnung der Stoffe und dergleichen; da wäre ihm jeder heutige Genremaler überlegen; er bildet das Aeußere nur insoweit aus daß es zur Bezeichnung des Innern hinreicht, aber er weiß die Gefühle und Gedanken durch Haltung und Geberde der Gestalten so schlagend darzustellen, dem Schmerz und der Freude, der Trauer wie der Hoffnung, der Frage, der Verwunderung, dem Hohn, der Anbetung so sprechenden Ausdruck zu geben, daß die Beschauer, die von den typisch starren Gemälden der Byzantiner zu den seinigen kamen, sich aus einer fremden Welt in die heimische Wirklichkeit versetzt glaubten. Sie saßen mit den Jüngern des Herrn zu Tisch und stimmten ein in die thränenvolle Klage um seinen Tod, die niemand ergreifender gemalt hat. Wie Dante schuf Giotto eine gebildete Volkssprache der Kunst und verbreitete sie über sein ganzes Vaterland. Der Künstler Ghiberti, ein Liebling der Grazien, rühmt neben der Natürlichkeit auch die Gentilezza, den Seelenadel, und das Maß bei Giotto: es ist die Energie der sittlichen Wahrheit die uns bei ihm wie bei Dante als Grundzug seines Charakters und danach seiner Darstellung entgegentritt. Doch idealisirt der Dichter mehr als der Maler, der noch nicht nach der Schönheit um der Schönheit willen trachtet, und noch keine Stellung oder Bewegung zeichnet weil sie anmuthig ist oder vom Rhythmus der Composition gefordert wird, sondern weil der Gegenstand sie verlangt. Neben dem Ideal Beatrice's wie es vor Dante's Seele schwebt, vermögen uns die schmachtenden Madonnen Giotto's mit den halbgeöffneten geschlitzten Augen, der länglichen Nase, dem feinen Munde in dem nonnenhaft umschleierten Antlitz nicht zu genügen, geschweige zu entzücken. Gleich ist beiden Freunden der Ausgang vom Gedanken und das Bestreben stets den Sinn der

Begebenheit anschaulich zu machen, und während Giotto es versteht in der Handlung selbst jenen Höhepunkt aufzufinden wo das Innere sichtbar in die Erscheinung tritt und der prägnante Moment das Vorhergegangene wie das Nachfolgende ahnen läßt, verwerthet er mit großem Geschick die Nebenfiguren um die Sache auch durch den Eindruck den sie macht dem Beschauer zu erklären. Die mittelalterlich scholastische Bildung führt beide zu Allegorien, aber beide wissen auch oft das äußerlich Symbolische zu überwinden und in glücklicher Personification die geistigen Mächte nach ihrem Wesen und Walten in unmittelbar sprechenden Formen darzustellen. In der untern Kirche von Assisi malte Giotto über dem Grabe des heiligen Franciscus wie derselbe seine Ordensgelübde erfüllt. Die Vermählung mit der Armuth hält sich genau an die Verse aus dem 11. Gesang des Paradieses; Christus führt die Armuth zu dem Heiligen hin; sie steht in Dornen, Hunde bellen sie an, Buben verspotten sie; ein Engel geleitet den Jüngling der sein Kleid einem Armen schenkt, während vornehme Reiche sich trotzig abwenden. Die Keuschheit sitzt jungfräulich in einer festen Burg, von Engeln behütet; im Vordergrund wird ein Mann gebadet und getauft, Reinheit und Stärke begrüßen ihn; auf der einen Seite führt Franciscus Geistliche und Laien heran, auf der andern wird die Sinnenlust und die Unreinigkeit verjagt. Den Gehorsam zu veranschaulichen legt ein Engel ein Joch auf die Schulter des Heiligen, während er ihm mit der Hand den Mund zum Schweigen schließt. In der Kirche der Arena zu Padua malte Giotto die Geschichte von Joseph, Maria und Christus mit deutlicher Beziehung auf die Geschichte der Seele überhaupt, sowie Dante in seiner Wanderung die Menschheit in ihrem Ringen aus Nacht zum Licht darstellt; daß der Nachdruck überall auf den großen sittlichen Lebensfragen liegt, daß es sich um das zeitliche und ewige Heil handelt, beweisen die Symbole der Tugenden und Laster und der Anblick des Jüngsten Gerichts das über der Pforte sich dem aus der Kirche Gehenden mahnend vor Augen stellt. Auch wo Giotto die besondern Arten des Guten und Bösen in herkömmlicher Weise durch Frauengestalten mit den Attributen ihrer Wirksamkeit allegorisirt, sucht er doch durch Körperbau, Haltung, Gesichtsausdruck nach näherer Bezeichnung; so schwebt die Hoffnung geflügelt jungfräulich zart dem Genius entgegen und streckt den Arm nach der Krone aus die er bringt; die Verzweiflung ist ein Weib das sich erhängt, die Zornwuth

zerreißt ihr Kleid, Schlangen gehen aus dem Munde der Schelsucht hervor um sie zu zernagen, die Ungerechtigkeit lagert in Gestalt eines Raubritters mit Klauen und Haken vor einer Burg, und der Unglaube wandert im Doctorengewand selbstgefällig dem Abgrund zu, in welchen ihn der Götze hineinzieht den er trägt, und der ihm den Strick an den Hals gelegt hat. — Der Parallelismus des Gedankens verknüpft in einem Cyklus von Tafelbildern Scenen aus der Geschichte Jesu mit solchen aus dem Leben von Franciscus. — Endlich bemerken wir daß uns Dante's Porträt von Giotto's Hand erhalten ist und den Beweis führt wie viel er mit wenig Mitteln auch in der Auffassung der Persönlichkeit zu leisten wußte.

Künstlerisch werthvoll sind vor allem Giotto's Darstellungen aus der biblischen Geschichte. Das Geheimniß ihrer Kraft hat Schnaase ausgesprochen: es liegt in ihrer sittlichen Wahrheit, in der Tiefe des Gefühls mit welcher er, ganz auf das Seelenleben gerichtet, die Aeußerungen desselben in den Begebenheiten aufzeigte, in der Kenschheit und Energie mit der er diesem Ziele unbeirrt vor allem andern nachging. Darum verließ er die typisch feste Zeichnung seiner Vorgänger und opferte die allgemeine aber fremdartige Schönheit; die eckigern Gesichtsformen erleichterten den Ausdruck der Leidenschaft, und die breite Gewandbehandlung gestattete es die natürlichen Bewegungen des Körpers anzudeuten und so die Regung des Gemüths noch im Faltenwurf ausklingen zu lassen. Seine anspruchlose Vortragsweise, die schlichte Andeutung der umgebenden Außenwelt hält den Beschauer beim Ausdruck des Geistigen, im Mittelpunkt der Handlung fest, die er mit der ganzen Kraft der Gegenwart nach ihrer ethischen Bedeutung empfindet. Wir reihen noch eine feine Bemerkung Burckhardt's an. Allerdings spricht Giotto's Kunst nicht zu dem zerstreuten und übersättigten Auge; der Gedanke muß ihr entgegenkommen; dann aber bedarf es keiner besondern Kennerschaft. Nehmen wir z. B. sein Gethsemane; unfreundlich, scheinbar ohne Lichteffect und Individualisirung, wird das Bild nicht schöner auch wenn man es mit der Lupe untersucht. Vielleicht besinnt sich aber jemand auf andere Darstellungen desselben Gegenstandes, wo die drei schlafenden Jünger zwar nach allen Gesetzen der verfeinerten Kunst geordnet, colorirt und beleuchtet, aber eben nur drei Schläfer in idealer Draperie sind. Giotto deutet an daß sie unter dem Beten eingeschlafen seien. Und solcher

unsterblich großen Züge enthalten die Werke seiner Schule viele, aber nur wer sie sucht wird sie finden. Hat doch auch Boccaccio schon gesagt daß Giotto nicht darauf ausgegangen die Augen der Unwissenden zu ergötzen, sondern dem Verstande der Einsichtigen zu gefallen.

Giotto lebte von 1276—1336; Florenz war der Mittelpunkt seiner Thätigkeit, aber sie verbreitete sich über Italien und sein Geist beherrscht ein Jahrhundert lang die Schule die sich ihm anschloß. Sie machte zum Gemeingut wie er die ganze Scala der Gefühle in Formen und Geberden ausgeprägt, und reproducirte die glücklich gefundenen Motive mit freien Zuthaten, wie das auch in der antiken Kunst geschehen ist; sie zollte gleich ihm der Allegorie ihren Tribut, oder erlag manchmal den Aufgaben der Buchgelehrsamkeit, sie schwang sich aber auch zu Schöpfungen empor welche das Symbolische und das Individuelle so innig oder so kühn verschmelzen wie die göttliche Komödie, die auch für sie ein Leitstern blieb. Selbst die handwerksmäßigen Meister empfingen im Besitzthum der Schule die Mittel zu Bildern von edler Art, und wie die Maler nach der einen Seite hin zünftig waren und mit andern Gewerben sich zu einer Gilde verbanden, so betrachteten sie doch selber ihr Amt wie ein priesterliches, und die Künstler von Siena nennen sich gerade in ihren Zunftsatzungen durch Gottes Gnade berufene Offenbarer, welche den Unwissenden die nicht lesen können die wunderbaren Thaten des Glaubens darstellen. Und wie die Empfänglichkeit des Volks gerade den Bildern entgegenkam, und gern die Räthsel der Symbolik löste, das bezeugt uns der Volkstribun Cola di Rienzi, wenn er in Rom durch Gemälde die patriotische Leidenschaft entflammen will. Da sah man eines Tags am Stadthaus ein Wrack auf stürmendem Meer, das trug ein hohes Weib in Trauerkleidern mit aufgelöstem Haar, kniend und betend, die verwitwete Roma; um sie auf Schiffstrümmern vier todte Frauen, die um ihrer Ungerechtigkeit willen den Tod gefunden: Babylon und Karthago, Troia und Jerusalem. Geflügelte Thiere, die auf Muscheln blasend den Sturm erregten, ließen sich als Anspielungen auf die Namen römischer Aristokraten und ihre Wappen erkennen. In der Höhe schwebte der schreckliche Weltrichter, Schwerter gingen aus seinem Munde. Seine Strafe sollte die Schuldigen treffen, Rom gerettet werden. Ein andermal war eine Frau ausgestellt, die zwischen Plebejern und Königen in Flammen

brannte; ein Engel mit nacktem Schwert kommt zur Rettung, und während flüchtige Raubvögel ins Feuer stürzen, schwebt eine Taube mit einer Myrtenkrone über dem Haupt der Matrone; „ich sehe die Zeit der großen Gerechtigkeit und du erwarte die Zeit" lautete die Inschrift.

Nach dem Tode des Meisters war Taddeo Gaddi, der 24 Jahre lang mit ihm gearbeitet hatte, das Haupt der Schule. Die Reize des täglichen Lebens gingen dem Auge auf und boten anmuthige Züge dar, die man in die Darstellung des Heiligen aufnahm, wie namentlich Angelo Gaddi in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts that. Um die Mitte desselben aber geht allen Genossen Andrea di Cione voran, der durch Verkürzung seines Beinamens Arcagnolo gewöhnlich Orcagna heißt. Wir kennen ihn schon als Baumeister und Bildhauer; das gesteigerte Schönheitsgefühl von Andrea Pisano kam durch ihn in die Malerei; grandios und phantasievoll kühn im Gedanken kommt er in der Energie des Ausdrucks wie im Adel der Form Dante noch näher als Giotto selbst. Diesem stand wieder an Ernst und Pathos Nicolo di Piero so nahe daß manche seiner um 50 Jahre jüngern Werke dem Altmeister zugeschrieben worden sind. Dagegen verführte die Leichtfertigkeit der Production den Spinello von Arezzo (daher Aretino) zur Oberflächlichkeit und handfertigen Wiederholung der wohlbekannten Figuren und Motive ohne jene geistige Anstrengung die zwar aufgeht in das Werk, sodaß man ihm die Arbeit nicht ansieht die es gekostet, die ihm aber allein eine dauernde Anziehungskraft verleiht.

Betrachten wir einige hervorragende Werke und treten in den Kapitelsaal neben Santa Maria Novella zu Florenz. Die Altarwand zeigt die Passion Christi, das Kreuzgewölbe der Decke Auferstehung und Himmelfahrt. Die rechte Wand gibt uns ein symbolisches Bild mittelalterlicher Weltanschauung: vor einem Dome thronen Kaiser und Papst umgeben von den Würdenträgern des Staats und der Kirche; eine Heerde Schafe von Hunden bewacht weidet zu Füßen des Papstes, eine andere wird im Hintergrunde von Wölfen angefallen, vertheidigt von schwarz und weiß gefleckten Hunden, die als domini canes die Dominicaner bedeuten, deren Stifter dann auch in Person gegen die Ketzer predigt, und weiterhin die in Freuden und Verirrungen des weltlichen Treibens Verstrickten zur Buße ruft. In der Mitte der obern Hälfte des Bildes ist die Pforte des Himmels aufgethan. So sehen wir

hier die Wirksamkeit der Kirche, während die Wand gegenüber ihre Weisheit verherrlicht. Thomas von Aquin thront in der Mitte; Engel schweben über ihm, Propheten und Evangelisten sitzen zu seiner Rechten und Linken, und zu seinen Füßen kauern überwundene Ketzerfürsten. Unter dieser Gruppe sitzen unter gothischen Baldachinen 14 Frauen, Tugenden, Künste und Wissenschaften, und jeder zu Füßen ein Mann der durch sie Ruhm gewonnen. Das Ganze hat offenbar ein staubtrockener Scholastiker angeordnet, es ist ohne die Freiheit der Composition wie sie später ein Rafael so glorreich in der Disputa bei aller feierlichen Gemessenheit bewährt, aber in dieser Gebundenheit hat der Künstler nun bei den Frauen seinen Sinn für Anmuth in Form und Bewegung entfaltet, bei den Männern das Forschen nach der Wahrheit oder die begeisterte Freude im Genuß derselben in mancherlei Abstufungen trefflich ausgeprägt. Sinniger als die Vermengung von Symbol, Allegorie und Wirklichkeit in dieser Kapelle sind in der Incoronata zu Neapel die Sacramente dargestellt durch Situationen des menschlichen Lebens, welche das Irdische in seinen Beziehungen zum Göttlichen von der Wiege bis zum Grabe auf eine Weise ausdrücken, die mich an die dichterische Auffassung in Schiller's Glocke erinnert. So wird z. B. die Ehe durch die Vermählung eines fürstlichen Paares bezeichnet; während der Bräutigam der Braut den Ring bietet, nähert der Priester die Hände beider; Ritter halten einen Baldachin über ihnen, Engel segnen von oben den Bund, und unten beginnen Posaunenbläser und Geiger aufzuspielen zum Reigen, zu dem Edelknaben und Edelfräulein zierlich antreten. Man hielt die Gemälde lange für Giotto's Arbeit, doch Minieri Rizzi und Schulz haben dargethan daß die Kapelle durch die Königin Johanna gestiftet wurde, die bei des Meisters Tod erst 10 Jahre alt war, und auf deren Vermählung mit Ludwig von Tarent gerade das erwähnte Gemälde sich bezieht. Auch zeigt die Ausführung jene naive Grazie, jene Richtung auf das Wohlgefällige die erst unter dem nachwachsenden Geschlecht in der Schule sich entwickelt.

Ein Heiligthum der Kunst ist das Campo santo zu Pisa; die offene Grabstätte in der Mitte ist von einem hohen Corridor umgeben, der nach innen durch Arkaden sich öffnet, während die Innenseite der Wandfläche durch Malereien geschmückt sind. Da malte Buonamico Buffalmaco die Kreuzigung, Auferstehung und Himmelfahrt Christi, und bewährte sich als einer der geistvollsten

Schüler Giotto's. Er war durch seinen guten Humor so sehr ein Liebling der Novellenerzähler geworden, daß Rumohr ihn ganz zur Mythe machen wollte, während nun eine alte Liste der Malergenossenschaft vom Jahre 1351 seinen Namen und seine Existenz sicherstellt. Dann kam Orcagna von Florenz herüber, wo er bereits mit einem Bruder in der Kapelle Strozzi in San Maria novella Paradies und Hölle gemalt, diese in ängstlich engem Anschluß an Dante in einem Durchschnitt des unterirdischen Schlundes mit seinen Abtheilungen und Strafarten, jenes aber bereits in großartig freier Auffassung als die Gemeinschaft der Seligen in Gruppen voll Hoheit und Liebreiz. Im Campo santo ward die Hölle von neuem dargestellt, jetzt etwas selbstständiger mit größern und besser geordneten Figuren, aber immer eine nicht recht erquickliche Illustration des Dichters. Im Jüngsten Gericht ist der Maler selbständig; Christus der ernst und drohend seine Wundenmale zeigt, Johannes und Maria neben ihm, der Erzengel der das Gericht verkündet, das Gegenüber von Seelenschmerz und Himmelswonne, von seliger Ruhe und bewegter Verzweiflung, das alles ist hier schon in voller Macht vorhanden und der Keim geworden für die Schöpfungen eines Michel Angelo und Cornelius. Dann stellt sich der Maler in seiner Weise mit einem selbsterfundenen Farbengedicht vom Triumph des Todes an Dante's Seite. In der Mitte des Bildes schwebt die Todesgestalt, ein gewaltiges Weib (la morte) in dunkelm Gewand mit wildflatterndem Haar zwischen den Fledermausflügeln, die Sense schwingend, — keine Allegorie, kein Symbol, sondern eine dämonische Macht in schlagend wirkender Verkörperung, aus Gefühl und Phantasie geboren und beide unmittelbar anregend Leichen aus allen Ständen liegen unter dem Tod am Boden, Engel und Teufel streiten sich um ihre Seelen, und führen die gerechten himmelan oder schleudern die sündigen in flammenspeiende Schlünde des Gebirges rechts im Hintergrund. Blinde, Krüppel, Bettler strecken in paralleler um Erlösung flehender Geberde ihre Arme nach dem Tod aus; der aber fliegt auf eine Gesellschaft in der rechten Ecke des Bildes, die lebensheiter wie jene im Decamerone von Boccaccio unter Blütenbäumen des Gesanges und der Liebe sich freut. Gegenüber auf der linken Seite des Bildes bewegt sich ein ritterlicher Jagdzug durchs Gefild; da stößt er auf drei verwesende Fürstenleichen in ihren Särgen; ein Mönch deutet auf diese hin, zwei Reiter kehren

ſich ab, ſchaudernd der eine, gleichgültig der andere, ein dritter beugt ſich zu näherm Anblick vor; ſelbſt in der Haltung der edeln Roſſe iſt das Ungewöhnliche des Eindrucks ſichtbar; die trefflich geordnete Gruppe gipfelt für uns in einer Dame die wehmüthiges Sinnen zur Einkehr in ſich ſelber bringt. Den Frieden der Seele durch die Richtung derſelben vom Vergänglichen zum Ewigen haben die Einſiedler gewonnen, die hier am Berge im Hintergrund ihr beſchauliches Leben führen. Es weht ein Hauch romantiſcher Poeſie über dem Ganzen; Glanz und Luſt der Erde wie die Schauer des Todes ſtehen in großartigem Contraſt einander gegenüber, wirken ineinander und leiten den Beſchauer zur Erhebung über das Irdiſche, Sinnliche, Vergängliche zum Geiſtigen, zur Ruhe in Gott.

Andere florentiniſche Künſtler, ein Franciscus, ein Andreas, ein Antonius malten an derſelben Wand in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts weiter. Da ſehen wir zunächſt die Geſchichte Hiob's im landſchaftlich und architektoniſch entwickelten Hintergrund nach ihren verſchiedenen Acten geſchildert; auch die Thiere ſind hier gut gezeichnet, und vorzüglich iſt im Vordergrunde die Eröffnungsſcene im Himmel, wo Jehova in ehrwürdig milder Geſtalt Zwieſprach hält mit dem Satan, der hier zottig behaart mit Hörnern und Fledermausflügeln „in trotziger Ritterlichkeit" auftritt, phantaſtiſch, aber großartig, nicht als die fratzenhafte Caricatur, zu der die Teufel ſonſt gewöhnlich werden. Ein anderes Gemälde der Brüder Pietro und Ambrogio di Lorenzo ſtellt das Leben der Einſiedler in der thebaniſchen Wüſte dar, wo der Verſucher ihnen bald als verlockendes Weib, bald als disputirender Philoſoph entgegentritt und doch durch die Maske ſeine Krallen zeigt. Oder es werden die Geſchichten des heiligen Rainer, endlich von Spinello Aretino die des Epheſus und Potitus erzählt. An der gegenüberſtehenden Wand malte Pietro von Orvieto Schöpfung, Sündenfall und Sündflut; daran reihten ſich ſpäter Benozzo Gozzoli's liebenswürdige Darſtellungen des menſchlichen Lebens im Spiegel des Patriarchenthums.

Florenz mit ſeinem vielbewegten Treiben ſowol in der fruchtbaren Thätigkeit der Gewerbe und des Verkehrs wie in den politiſchen Kämpfen wandte ſich auch in der Kunſt zur Handlung, zu dramatiſcher Spannung und epiſcher Entfaltung; die Bergſtadt Siena führte zu ſtillerer Beſchaulichkeit, zur Pflege ſchwär-

merischer Gefühle, und damit zu lyrischen Stimmungsbildern. Da ist es interessant daß während Dante seinen Freund Giotto den Meister nannte der den Ruhm der andern verdunkele, Petrarca seine Laura von Simon Martini dem Sienesen malen ließ und ihn in drei Sonetten feierte. Statt die einfachen Typen der altchristlichen Ueberlieferung mit der Charakteristik der besondern Richtungen und Bethätigungen des Geistes zu vertauschen, beseelte man sie mit der Wärme des Gemüths und löste die Starrheit und Härte der byzantinischen Formen durch weiche Empfindungen zu milder Friedensruhe. Die Schönheit des Heiligen ward hier das Ziel, die Andachtsbilder gelangen am besten. Von solchen des genannten Meisters sagt E. Förster: „Wunderbar zieht über alle Gesichter ein sanfter Duft, der sie uns in eine obschon leuchtende Ferne rückt, ein Gefühl fast unwiderstehlicher Sehnsucht im Beschauer rege macht, und uns einen Blick in die ahnungsreiche nur von durchsichtigem Schleier umwobene Seele des Künstlers thun läßt, der ausgerüstet mit den Anlagen zu höchster Vollendung noch in dem Bann der ungeübten und unfreien Kindheit der Kunst gehalten wird." — Die Lorinzetti, Pietro und Ambrogio, ragen dann hervor. Der letztere, der sich auch im Campo santo den Compositionen der Florentiner angenähert und in die erste Reihe der Künstler tritt, wenn wie Crowe und Cavalcaselle behaupten, er auch dort das Jüngste Gericht und den Triumph des Todes gemalt hat, Bilder die Vasari dem Orcagna zuschreibt, — Ambrogio stellte mit poetischem Gefühl in umfassenden Werken sowol Begebenheiten als Ideen dar. Im Kreuzgang des Minoritenklosters malte er die Schicksale von Franciscanern, die den Sarazenen das Evangelium predigten und Märtyrer ihres Glaubens wurden; es ist erstaunlich wie er da im Gemälde eines Sturmes die Stimmung und Macht der Natur zur Anschauung bringt, wenn die Bäume sich biegen und brechen, die Frauen das Haupt verhüllen, die Krieger die Schilde übers Haupt halten um den Hagel aufzufangen. In einem Saale des öffentlichen Palastes seiner Vaterstadt malte er gutes und schlechtes Regiment mit seinen Folgen. Gerechtigkeit, Weisheit, Eintracht mit paarweis geordneten wohlgesinnt und friedlichen Bürgern sehen wir an der einen Wand; die andere zeigt einen Greis mit Scepter und Krone, der das Stadtregiment darstellt, umgeben von den religiösen und bürgerlichen Tugenden; darunter eine wehrhafte Reiterschar, hülfesuchende und bestrafte

Uebelthäter. Mehrere der allegoriſchen Figuren ſind innerlich beſeelt, wie denn die Friedensgöttin, die ſorglos auf dem Polſter ruht und das Haupt in der Hand wiegt, durch ihre edelmilden Züge und das ſanft die Glieder umwallende weiße Gewand lebendig zur Seele ſpricht. Auf der rechten Seitenwand ſehen wir die Folgen der guten Regierung: Handel und Wandel auf dem Markt und in den Gaſſen der Stadt, Tanz und Feſtfreude, das Land voll grüner Saaten und arbeitender Bauern, ein luſtiger Jagdzug, dann beladene Karren auf den Straßen bis zum Seehafen hin; der Segen der Ordnung, die über dem Ganzen ſchwebt, iſt klar und freundlich dargeſtellt. Auf der Wand gegenüber ſitzt die Tyrannei, eiſengerüſtet in blutrothem Mantel, mit Hörnern und Schweinshauern, den Dolch in der Hand, umgeben von Stolz, Geiz, Verrath, Wuth, Krieg; zu ihren Füßen liegt die Gerechtigkeit gebunden; Reiſende werden geplündert, wilde Banden verwüſten eine brennende Stadt, das Feld liegt wüſte. Bei der mehr andeutenden als ſinnlich ausführenden Darſtellungsweiſe iſt, wie auch Schnaaſe fein bemerkt, die Verbindung der ſymboliſchen Figuren mit den genrehaften Scenen der Wirklichkeit keineswegs ſtörend; das Ganze hält die Mitte zwiſchen einem Vortrag den man ableſen ſoll und einem für den Genuß der Anſchauung componirten Gemälde, und der Maler hat naiv treuherzige Verſe beigeſchrieben die ſeine Abſicht im einzelnen wie nach der ſittlichen Wirkung des Ganzen ausſprechen.

In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts iſt Berna oder Barna, und gegen Ende deſſelben Taddeo di Bartolo der namhafteſte Meiſter, beide voll Empfindung und Anmuth, der letztere durch Arbeiten in Perugia einflußreich auf die umbriſche Schule. Bei andern ward die Milde matt und ſentimental.

In Oberitalien herrſchte eine friſche Wechſelwirkung der Künſtler in der Fortbildung von Giotto's Weiſe; die reifſte Frucht ſind die beiden Kapellen der Heiligen Felix und Georg zu Padua, von Altichiero da Zevio und Giacomo d'Avanzo ausgemalt. Ernſt Förſter hat das Verdienſt ſie vom Staube befreit und gewürdigt zu haben. Scenen aus der Jugend und der Paſſion Jeſu ſtehen zwiſchen der Legende der genannten Heiligen ſowie der Lucia und Katharina. Ein entſchiedener Fortſchritt in der Technik zeigt ſich durch die ſorgſam abrundende Modellirung der Körperformen und die kalten Mittel-, die tiefen Localtöne in den fein abgeſtuften Farben; in gleichem Maße ſind Schönheitsgefühl und Natur-

kenntniß gewachsen, und das Augenblickliche des Ausdrucks, die Individualität der Charaktere, die Deutlichkeit der Handlung in der Menschenwelt entfaltet sich bald in architektonischer, bald in landschaftlicher Umgebung, die mit richtiger Perspective gezeichnet hier das Feierliche, dort das Heitere der Stimmung erhöht.

Zu noch herrlicherer Vollendung gedieh die sienesische Weise in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts durch Gentile da Fabriano und durch Beato Giovanni Angelico von Fiesole, den Dominicanermönch des Marcusklosters zu Florenz. Michel Angelo sagte von dem erstern seine Bilder seien wie sein Name: das italienische Wort gentile verbindet die Bedeutung sittlichen Adels mit Anmuth in Sitte und äußerm Leben. Die Luft des Frühlings und der Liebe athmet in seinen Bildern wie in den Liedern der Minnesänger, und gleich den jüngern Meistern der kölner Schule hat er bei aller Frömmigkeit seine kindliche Freude an Glanz und Schmuck, die auch er in einer Anbetung der Könige huldigend vor dem Christkind erscheinen läßt. Das Wenige das von ihm erhalten ist, berechtigte dennoch Kugler zu dem Ausspruch: Fiesole und Gentile erscheinen wie zwei Brüder, beide hochbegabte Naturen, beide voll des innigsten liebenswürdigsten Gemüths, aber jener ist ein Mönch und dieser ein Ritter geworden.

Der Meister von Fiesole (1387—1455) erwarb durch die Frömmigkeit seines Herzens und seiner Bilder den Beinamen des Seligen und Engelgleichen, Beato Angelico. Er war ins Kloster getreten um ungestört vom Treiben der Welt und von irdischer Sorge seinem Seelenheil und seiner Kunst leben zu können, und zog das auch dem Bischofssitze vor, den ihm Papst Nikolaus V. anbot. Nie ging er ohne Gebet an die Arbeit, und oft flossen seine Thränen, wenn er das Leiden des Heilandes darstellte; was sich in innerer Anschauung ihm aus der Tiefe seines Gefühls reflexionslos gestaltete und in empfindungsvollen Linien aus seiner Hand hervorquoll, das dünkte ihm ein Gnadengeschenk des Himmels. Die Seligkeit der reinen Seele, die ihren Frieden in sich und Gott gefunden hat, kann nicht vollkommener dargestellt werden als von ihm; dagegen ist das Leidenschaftliche oder Böse ihm fremd, und er ist zaghaft und befangen, wenn er es bei den Widersachern oder Verdammten ausdrücken, in heftiger und kräftiger Bewegung zeigen soll. Dafür gelingt ihm die Schönheit des Heiligen, die stille selige Anbetung,

die Hingebung des gläubigen und hoffenden Gemüths; er gibt ſeinen Geſtalten ſo viel Körperlichkeit als nöthig iſt dies zur Erſcheinung zu bringen in rhythmiſch klaren Linien, in lichten harmoniſchen Farbentönen. Burckhardt ſagt nicht zu viel: Eine ganze große ideale Seite des Mittelalters blüht in ſeinen Werken voll und herrlich aus; wie das Reich des Himmels, der Engel, Heiligen und Seligen im frommen Gemüthe der damaligen Menſchheit ſich ſpiegelt, wiſſen wir am genaueſten und vollſtändigſten durch ihn, ſodaß ſeinen Gemälden jedenfalls der Werth religionsgeſchichtlicher Urkunden erſten Ranges nicht abgeſprochen werden kann.

Nicht blos weil er anfangs Miniaturen in Handſchriften malte, ſondern weil ſeine auf überirdiſche Reinheit gerichtete Darſtellungsweiſe hier ſich am feinſten und befriedigendſten äußerte, gelangen ihm kleine Tafelbilder am beſten; Gott Vater in der Glorie, der Empfang der Seligen durch den Erlöſer iſt ſtets bewundernswerth. Das ganze Leben Jeſu läßt ſich ſo nach ihm zuſammenſtellen, und vornehmlich tritt der ſittliche Empfindungsgehalt der Begebenheiten, der Seelenausdruck der Geſtalten liebenswürdig klar hervor. Seine Mäßigung in den Darſtellungsmitteln ſtimmte wieder mit der Frescomalerei, und hier ſind die Bilder aus den Evangelien und der Legende, mit denen er die Zellen ſeiner Kloſterbrüder zu Ermahnung, Troſt und Freude verzierte, die unmittelbarſten Ergüſſe ſeiner frommen Begeiſterung, die lauterſten Bekenntniſſe ſeiner Künſtlerſeele. Aber auch in größerm Maßſtab verſuchte er ſich die körperhaftere Durchbildung der Formen anzueignen, die hier nöthig ward und die damals die Zeitgenoſſen erreichten, als er die Evangeliſten und Kirchenlehrer am Gewölbe und die Geſchichten des heiligen Stephanus und Laurentius in einer Kapelle des Vaticans ausmalte. Voll edler Majeſtät ſchwebt ſeine Gruppe der Propheten über den erſchütternden Weltgerichtsbildern die Luca Signorelli in der Madonnenkapelle des Doms von Orvieto ſchuf. Das ergreifendſte und vollkommenſte ſeiner umfangreichen Werke bleibt mir die Andacht zum Kreuz im Kapitelſaal ſeines Kloſters. Nicht blos die treuen Frauen und der Jünger der Liebe ſtehen hier dem gekreuzigten Erlöſer nahe, auch Heilige, Kirchenväter, Ordensſtifter und Scholaſtiker ſchließen in friesartiger Compoſition ſich an; die Intenſivität der Empfindung iſt ebenſo unübertrefflich als die zarte perſönliche Individualiſirung der Charaktere und die Abſtufung

des Ausdrucks der Verehrung, der sinnenden Betrachtung, des Schmerzes, der schwärmerischen Hingebung bewundernswerth.

Der deutsche Meistergesang und die Musikschule der Niederlande.

Konrad von Würzburg hatte darauf hingewiesen daß unter allen Künsten die des Gesanges weder gelehrt noch gelernt werden könne, sondern der Ausfluß einer göttlichen Gnadengabe sei; das 14. Jahrhundert machte in unsern Städten auch Poesie und Musik zur Sache der Schule, der zunftmäßigen Ausübung. An die Stelle der höfischen Dichter, der ritterlichen Minnesänger traten Handwerker, welche nun die von jenen befolgten Regeln im Bau der Verse und der Melodien aufnahmen und erweiterten, sodaß sie sich selbst als deren Nachfolger und Fortsetzer bezeichneten. Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob, gilt als der erste der in Mainz eine bürgerliche Genossenschaft zur Pflege der Dicht- und Sangeskunst gründete; man kämpfte mit Liedern um Ehrenpreise und erwarb den Meisternamen wie sonst in den Zünften durch ein Meisterstück, das heißt durch die Erfindung und den fehlerlosen Vortrag eines Tons, eines Gedichtes in eigenem Versmaß und eigener Melodie. Manchmal waren es die Mitglieder eines bestimmten Gewerks, gewöhnlich die Sangeslustigen aus allen Zünften, die sich zu einer Innung zusammenschlossen; deren Vorstand hieß das Gewerk, es bestand aus dem Merkmeister und seinen Merkern, den Kritikern, dem verwaltenden Schlüsselmeister, dem kassaführenden Büchsenmeister und dem preisaustheilenden Kronmeister. Kränze von Gold- oder Silberdraht oder ein aus Goldblech geschlagenes Bild vom harfenspielenden König David waren der Preis; die Gedichte welche ihn gewonnen wurden in das Zunftbuch eingetragen. Die Regeln hießen Tabulatur; wer sie einübte war Schüler, wer sie verstand war Schulfreund, wer Lieder nach fremden Tönen verfaßte und vortrug war Sänger. Das Gesetz der Dreigliedrigkeit galt für die Strophen fort; um immer neue zu erfinden machte man sie länger, ersann immer verwickeltere Reimverschlingungen mit vielerlei

Ueberkünstelung. Gewöhnlich kamen die „Liebhaber des deutschen Meistergesangs" an Sonn- und Feiertagen nach geendetem Gottesdienst in ihrer Schule zusammen zur Ehre Gottes; nichts Schandbares oder Gemeines sollte vorgetragen werden; die Stoffe der Lieder waren der Bibel entlehnt und einer der Merker hatte aufzupassen daß nichts gegen die Heilige Schrift darin vorkomme, während die drei andern die Reime, das Versmaß und die Melodie überwachten. Im Inhalt herrschte statt Gefühl und Schwung eine verständige Lehrhaftigkeit; Sittensprüche wurden durch Beispiele aus dem Alten und Neuen Testament, auch aus der heimischen Sage und der Zeitgeschichte erläutert und veranschaulicht und die Gleichnisse wieder durch moralisirende Betrachtung ausgelegt. Die Form ward nicht durch den Stoff erzeugt, sondern war eine fertige überkünstliche Schablone, die man mit Worten ausfüllte; doch war es von Bedeutung daß man in Deutschland einmal auf die Form so viel Werth und Nachdruck legte. Auch die Melodien der umfangreichen Strophen waren schwerfällig und geistlos nüchtern; es kam eben zu Tage was man in der Kunst lehren und lernen kann. Und dennoch daß das Handwerk sich auf seine Art auch hier der Kunst näherte, war eine Brücke zwischen dem Ideal und der alltäglichen Wirklichkeit und ihrer Arbeit; und die ehrbare Haltung, die treue Einigkeit die das Bürgerthum in dieser seiner Festfreude bewies, wird stets in der Sittengeschichte zu preisen sein, wenn auch diese zunft- und schulmäßige Uebung von Poesie und Musik für die Literatur beider Künste keine vorzügliche Früchte trug. So blieben der Nachwelt meist nur die verwunderlichen Namen im Gedächtniß, mit denen die Meister und ihre Gevattern die neuen Töne tauften, wo neben dem grünen und rothen Ton auch die Gelbveigleinweis, die gestreifte Safranblütweis vorkommt, der geschwänzte Affenton an der Fettdachsweis eine Kamerädin findet und der gläserne Halbkrügelton sich der Schreibpapierweis gesellt.

Der Meistergesang war Kunst im Regelzwang der Schule; die Musiker welche Melodien für Instrumente verarbeiten wollten, griffen nicht nach seinen Weisen, sondern schöpften lieber aus dem Quell des Volksliedes, der nie versiegte. Die limburger Chronik erwähnt mehrmals, welche Melodien gemein waren zu pfeifen und zu trommeln und zu allen Freuden, und gedenkt 1374 eines aussätzigen Barfüßermönchs: „Was er sang das sungen alle Leute gern, und alle Meister pfiffen und alle Spielleut führten

den Geſang und das Gedicht.“ Und doch mußte der kranke Gottbegnadete klagen:

Man weiſt mich Armen vor die Thür',
Untreu ich ſpür
Zu allen Zeiten.

Fahrende Muſikanten, dieſe Kunſtvagabunden, zogen durch die Länder und waren den Bauern zum Tanz der Lieder oder der Bürgerſchaft zum Gelag im Rathhausſaale willkommen. Der Thürmer der das Feuer oder den Feind durch ſeine Horn- oder Poſaunenſignale zu verkünden hatte, ſollte von ſeiner hohen Warte herab nicht blos erſchrecken, ſondern auch am Abend oder Morgen einen Choral über die Stadt hin erklingen laſſen; um ihn ſcharten ſich dann die Pfeifer, und thaten ſich mit Trommlern, Geigern und andern Spielleuten zu Innungen zuſammen, die ihren Zunftmeiſter Pfeifer- oder Geigenkönig nannten, ihre eigenen Gerichtstage hielten und von Ort zu Ort ihre Verbindungen hatten. Aehnlich bildeten ſich die Muſikantenbrüderſchaften in Frankreich, die Minſtrelzünfte in England. Hatten doch auch die Bettler in Paris ihre genoſſenſchaftliche Ordnung und ihren König Peteau.

In Italien finden wir vornehmlich künſtleriſch gebildete Sänger, welche zu den Worten der Dichter die Melodie finden und mit wohlklingender Stimme vortragen. So begegnen ſie uns in den Novellen, ſo in der göttlichen Komödie, wo Caſella am Berg der Reinigung jene Canzone Dante's „Die Liebe die mit mir im Geiſte redet“ ſo ſüß zu ſingen anhebt, daß alle Seelen ſo beſeligt ſcheinen als ob ihnen nichts anderes am Herzen liege.

Die natürliche Begabung und das lebendige Schönheitsgefühl führte in Italien dazu daß zwiſchen der Unmittelbarkeit des Volksgeſanges und den contrapunktlich ausgeklügelten Compoſitionen die Kunſt des Improviſirens gepflegt ward; es galt der Gelegenheit ein Gedicht zu ſchaffen und die Stimmung des Augenblicks melodiſch laut werden zu laſſen; der Sänger begleitete ſich auf der Laute, und wie ſpäter Leonardo da Vinci, ſo wird jetzt ſchon ein vielſeitiger Meiſter der bildenden Kunſt, Andrea Orcagna, als ſolch poetiſcher Lautenſpieler geprieſen.

Wir erinnern uns wie ſchon das frühere Mittelalter die Harmonielehre ausgebildet, Franco von Köln bereits eine Theorie derſelben gegeben. Das Zuſammenſingen verlangte eine feſte

Zeitmessung der einzelnen Noten, man theilte sie in ganze, halbe, viertel, achtel Töne, und regelte den gemeinsamen Gang der verschiedenen Stimmen so daß stets Tongruppen von gleicher Zeitdauer einander entsprachen, mochten sie nun durch eine oder mehrere dort lange, hier kurze Noten oder selbst durch Pausen ausgefüllt sein; man kam allmählich dazu den Takt nicht blos durch Striche in der Notenschrift oder durch die Fingerbewegung im Gesang fürs Auge zu bezeichnen, sondern auch die ersten Noten durch einen Accent zu markiren, wodurch das ganze Tonwerk seine präcise Gliederung erhält wie ein Bau durch behauene Werkstücke, und in der Mannichfaltigkeit der Bewegung das gesetzliche Maß der Zeit gleich den Pendelschlägen einer großen Uhr vernommen wird. Hatte man sich anfangs begnügt über den festen gehaltenen Lauf der Melodie, welche der Tenor vortrug, eine höhere Stimme, den Discant, allerhand Tonfiguren ausführen und so die einzelnen Noten jener arabeskenartig umspielen zu lassen, hatte man eine kindliche Freude daran gehabt auch ganz auseinanderliegende Melodien doch harmonisch zu verbinden, so strebte man jetzt nach einem Ganzen das aus mannichfaltigen einander entsprechenden Gliedern bestand. Eine Note, ein Punkt stand hier gegen oder über den andern, daher der Name der contrapunktlichen Schreibart, die alle Stimmen von einer vollkommenen Consonanz aus sich entfalten und wieder zu ihr zurückkehren ließ, mochte nun eine die andere wecken und zur Nachfolge reizen während sie selber voranschritt, oder mochten die Oberstimmen das Thema des Tenors vielfältig umranken, oder mochten alle denselben Gedanken von verschiedenen Stimmungen oder Individualitäten aus durchführen. Mehr und mehr erkannte man wie die aus dem Gegeneinanderstreben und der Unterschiedlichkeit der einzelnen Kräfte und Lebenstriebe sich entwickelnde Versöhnung durch das Eintreten und die Auflösung dissonirender Klänge zum reinen Accord darzustellen ist. Man nahm nun am liebsten für die Instrumentalmusik oder den kunstvollen Kirchengesang eine Volksmelodie zum Thema, das man mit einem wahren Stimmengeflecht umwob; hier konnte der Meister sein Verständniß der Harmonielehre, hier seinen Erfindungsreichthum zeigen, während das Grundmotiv wie der Text einer Predigt dem Hörer bereits vertraut war und durch dasselbe das Ganze volksthümlich blieb.

Den ausgebildeten Tonsatz, der auf solche Weise Kirchliches

und Weltliches verschmolz, verdanken wir den Niederländern; dort wo ein Jahrhundert später die Oelmalerei durch van Eyck und seine Schule in der Verbindung des naturwahren Realismus mit der idealen und gedankenvollen Composition eine neue Epoche für die Malerei begründete und den Italienern voranging, vollzog sich eine künstlerische That von nicht minderer Größe. Die Blüte der flandrischen Städte beruht auf der Verbindung von Handel und Gewerbe; vereinte Kraft schützte das Land gegen das Meer; Gesetzlichkeit und Freiheit erhob das Volk zu Macht und Lebensfreude: so fand denn hier das Zusammensingen, das ich von Anfang an als ein besonderes Kennzeichen deutscher Art schon in Bezug auf die Ursprünge des Volksepos betont habe, nun hier musikalisch seine künstlerische Durchbildung. Man wollte nicht so sehr die vollendete Virtuosität des Einzelsängers hören, in geselliger Freude vielmehr wollten alle einstimmen und in selbstständiger Entfaltung, in lebendigem Ringen wie in einträchtigem Zusammenwirken der verschiedenen Kräfte das gemeinsame Gefühl aussprechen, das gemeinsame Ziel erreichen. Der Italiener Guicciardini hat es selber anerkannt daß die Belgier die wahren Vorsteher der musikalischen Kunst seien, die sie sowol begründet als zur Vollkommenheit gebracht. Es sei ihnen natürlich und wie angeboren daß Männer und Frauen nicht blos aufs lieblichste, sondern auch eine ganz richtige Musik miteinander singen, und da zu dieser Anlage die Kunst sich gesellt habe, so haben sie sich zu jenen Leistungen der Vocal- und Instrumentalmusik emporgeschwungen, um deretwillen sie in andere Länder berufen und überall so hochgeachtet werden. Die Meisterschaft mit welcher die niederländischen Tonsetzer, ein Wilhelm Dufay, ein Eloy, ein Egid von Binch sogleich auftreten, setzt eine eifrige volksthümliche Kunstübung wie die wissenschaftliche Arbeit der frühern Zeit voraus; in Bezug auf jene mögen wir mit Ambros sagen: „Wo man seit lange so vortreffliche Zeuge und Stoffe webt, war man prädestinirt auch die Töne zu reichen Kunstgebilden zu verweben, und wie die Teppichwirker von Arras die historische Figurengruppe eines Haupt- und Mittelbildes mit dem zierlichsten Rankenwerke von Arabesken umgaben, so umgab der Tonsetzer seinen Tenor mit reichem Stimmengeflechte."

Mit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts beginnt diese ältere niederländische Schule, die nun nicht mehr blos über den cantus firmus der Messe durch geschickte Sänger lustige ver-

wehende Tongebäude aufführt, sondern ihre Compositionen gründlich durcharbeitet und schriftlich aufzeichnet. Sie nehmen zugleich vom Gregorianischen Gesang und vom mehrstimmigen weltlichen Lied ihren Ausgang, und sind in ihren Arbeiten bereits so sicher in der Stimmführung und in der Technik des Satzes, daß von ihnen die neue Aera der Musik datirt werden muß. Es liegt ganz im Geiste der Zeit und des aufstrebenden Bürgerthums daß sie ihren Messen beliebte Melodien weltlicher Lieder zu Grunde legen; gerade so kleiden die nachfolgenden Maler die Gestalten der biblischen Geschichte in das Gewand der damaligen Niederländer und versetzen sie in die Stuben oder die Landschaft der eigenen Heimat: das Heilige wird dadurch heimisch und das weltliche Leben in seiner Tüchtigkeit empfängt die religiöse Weihe.

Die Lyrik. Petrarca.

Als Rudolf von Habsburg den Thron bestieg, da drängten sich die ritterlichen Poeten an ihn heran, aber er war mit nüchternem Sinn bedacht den Frieden gegen die adeligen Räuber zu schaffen und sich eine Hausmacht zu gründen; das minniglich Schwärmerische, das abentenerlich Phantastische lag ihm fern, er ließ die literarischen Epigonen, die noch davon sich geistig und leiblich nähren wollten, unbeachtet stehen, und es kümmerte ihn nicht wie sie darüber klagten und ihn verklagten. Noch bildete das Ritterthum ohne die ideale Weihe aus der Zeit der Kreuzzüge die höfische Gesellschaft, und zeigte in den Turnieren neben der Kraft des Arms und der Gewandtheit in der Waffenführung die vornehme Sitte und den Glanz einer stattlichen Erscheinung, und da finden sich auch Versemacher ein um die Heroldsdienste zu verrichten, die Wappen in gereimten Beschreibungen zu schildern, in Reimsprüchen die Turnierordnung auszurufen und den Sieger mit einem Ehrenlied zu begrüßen. Ein solcher ist der Suchenwirt, der die Thaten der österreichischen Edeln am Ende des 14. Jahrhunderts besingt, mit geblümten Phrasen anhebt, dann trocken erzählt, und gewöhnlich das Lob seines Helden mit dem Hinblick auf sein Wappen beschließt. Es liegt ganz in alle-

gorieliebenden Geſchmack der Zeit, wenn die Wappenthiere als Symbole der Helden, die Helden unter der Geſtalt der Wappenthiere beſungen werden. Auch der Suchenwirt klagt über den Verfall des Ritterthums, das ſtatt Gott und den Frauen zu dienen, Witwen und Waiſen zu ſchützen, bei Tanz und Spiel verliege oder räuberiſch am Weg lagere. Die Hoffnung daß es beſſer werde hat ſein Freund der Teichner aufgegeben; er entſagt dem Gaukelſpiel der Welt und wird ein ernſter Sittenprediger. Hans Beheim, der ſein ehrſames Weberhandwerk verlaſſen hat um an den Höfen ſeine Kunſt zu üben, preiſt ſeine Dienſtherren nach dem würdeloſen Wahlſpruch: Weß Brot ich eſſe deß Lied ich ſinge.

Wie waren da doch jene bürgerlichen Meiſterſänger, deren wir bereits erwähnten, von wahrhaft edlerm Schlag! Sie blieben auf dem Felde der Poeſie noch Handwerker in der Kunſt, zu deren freier Höhe die beſſern Maler oder Bildhauer ſich erhoben, aber ſie trieben die Kunſt um Gottes willen und zu eigener Seelenfreude. Wie ſie in Deutſchland um die Wette ſangen und den Sieger krönten, ſo finden wir am 1. Mai in Frankreich die Blumenſpiele zu Toulouſe, wo der Rath 1324 alle Pöeten aufgefordert hatte zuſammenzukommen und freudigen Herzens um den Preis eines goldenen Veilchens zu kämpfen. Eine reiche Bürgerin, Clemence Iſaure, die Sappho von Toulouſe, erneuerte die Wettkämpfe indem ſie auch noch eine ſilberne Roſe ſtiftete. In Nordfrankreich und Belgien bildeten ſich die Kammern der Rhetoriker, die das Band mit der Muſik löſten und ſich nach der Art gelehrter Literaturvereine auf das geſprochene Wort beſchränkten.

Den künſtleriſchen Abſchluß für die Poeſie der Troubadours und Minneſänger gab Petrarca in Italien, wo die Liebe bereits als Genuß der Schönheit aufgefaßt ward und nun das neuerwachende Studium des claſſiſchen Alterthums den Sinn für formale Vollendung ausbildete. Bei Petrarca ſind der Dichter und der Menſch nicht eins wie bei Dante, er iſt vielmehr eine doppel- und mehrſeitig ſchillernde Natur, es iſt viel Scheinſames an ihm, in trüber gärender Zeit geht der Zauber der reinen klaren Form ihm auf, und nun beherrſcht ihr Reiz und die Rückſicht auf ſie das Gemüth und überwiegt den Gehalt. Das iſt ſeine Größe daß in ſeiner Seele ſchon der Geiſt des Alterthums eine Wohnſtätte gewonnen, und wenn ſeine innige warme Liebe zu

Italien vergebens auf eine politiſche und religiöſe Reformation gehofft, ſo hat er mit raſtloſer Begeiſterung an der Wiedererweckung der antiken Literatur gearbeitet und iſt dadurch der Morgenbote eines neuen Weltalters humaner Bildung für ſein Vaterland geworden, hat dieſem dadurch eine dritte Führerſchaft Europas vorbereitet. Hochgeehrt in ſeiner Zeit und viel geprieſen von ſeinen Freunden während mehrerer Jahrhunderte hat er gerade in dem unſerigen — ich erinnere an Schloſſer und Ruth — das harte Verdammungsurtheil erfahren daß er ein geſinnungsloſer Höfling, ein heuchleriſcher Schmeichler, ein nur vorgeblich contemplativer Schönredner geweſen. Allerdings ſuchte Petrarca die Gunſt der Großen und die Beifallsbezeigungen des Volks, aber er verwerthete ſeinen Ruhm und ſeinen Einfluß um zum Heile der Menſchheit zu wirken; er richtete ſeine mahnende ſtrafende Rede an Kaiſer und Papſt, und bewies durch die That daß die Colonnas ihm theuer, theuerer aber Rom und Italien waren. Fürſten und Städte ſuchten ſeinen Rath und ſeine Vermittelung, indem ſie auf ſeine weltmänniſche Gewandtheit wie auf den Glanz ſeines Namens rechneten, und ſie hörten auf ſeine Stimme, weil ſie ſich dieſelbe für die Nachwelt ſichern und gewinnen wollten. Er war der Liebling des Jahrhunderts, der ſich vieles erlauben durfte, er ſtand mit allen hervorragenden Zeitgenoſſen in perſönlichem oder brieflichem Verkehr, er war das Orakel der nach Bildung Verlangenden, er gefiel ſich in dieſer Stellung, aber er benutzte ſie um in der gewaltthätigen Zeit des Verfalls einer überlieferten Geſittung die Macht des Geiſtes zur Geltung zu bringen. Das war nicht blos durch kleinliche Künſte der Eitelkeit, das war nur möglich wenn ein großes Talent ſich ſelber einſetzte. Wir werden in mancher Beziehung durch ihn an Alexander von Humboldt erinnert. Und halten wir feſt daß eine bedeutende, die Menſchheit fördernde Wirkung doch nur das Ergebniß einer wirklichen Kraft ſein kann, ſo mögen wir immerhin zugeſtehen daß er die Geheimniſſe ſeiner Seele in Zwiegeſprächen mit dem heiligen Auguſtin dem Publikum zu Gehör beichtete, daß er in ſeinen Briefen an die Nachwelt ſich ſelbſt ſo zurechtſetzte wie er gern von ihr geſehen ſein wollte, daß er eine einſeitig äſthetiſche, keine ethiſche Natur war, ein Mann des ſchönen Scheins, der ja nicht gehaltlos zu ſein braucht, auf den es ja in der Kunſt ankommt, und der auch im Leben nicht zu verachten iſt. Um ſich ſelbſt mit Würde zu verbrämen wirft der gereifte

Mann in lateiniſchen Schriften geringſchätzige Seitenblicke auf ſeine italieniſchen Liebesreime wie auf Jugendverirrungen, aber er fühlt doch daß ſie gerade ihn unſterblich machen, und darum wird er auch im Alter nicht müde an ihnen zu glätten und zu feilen. In der lateiniſchen Proſa hatte er ſich den Cicero zum Muſter erkoren, und wie bei dieſem der Schriftſteller größer iſt als der Menſch, der Denker, der Staatsmann, ebenſo bei Petrarca; nicht was er ſage, ſondern wie er es ſage war auch ſein erſtes Augenmerk; dafür aber lebte zum erſten mal nach den barbariſchen Wörtern und Satzgefügen der Scholaſtiker und Kanzleien in ſeinem Stil der reine Adel der lateiniſchen Sprache in Kraft und Eleganz wieder auf, während aller weiche Wohllaut deſſen das Italieniſche fähig iſt im Tonfall ſeiner Verſe das Ohr entzückt.

Petrarca war 1304 in Arezzo geboren. Sein Vater war in demſelben Jahr wie Dante aus Florenz verbannt worden und ſiedelte bald darauf mit ſeiner Familie nach Avignon über, wo damals der päpſtliche Hof reſidirte. Der Sohn ſollte in Montpellier und Bologna die Rechte ſtudiren, aber ſeine rege Phantaſie führte ihn dort zu der Poeſie und dem Leben der Troubadours, ſein wiſſenſchaftlicher Eifer hier zu Virgil und Cicero. Sein Vater ſtarb früh und der zweiundzwanzigjährige Jüngling trat in den geiſtlichen Stand ein um durch Erlangung einer Pfründe den Muſen leben zu können. Da ſah er in der Kirche am Charfreitag des Jahres 1327 Laura, die Gattin Hugo's de Sade, und entbrannte in Liebe zu ihr; nach Art des mittelalterlichen Minnedienſtes huldigte der Kleriker nun der Verheiratheten in ſeinen Liedern; er zog ſich in die Einſamkeit zurück und erfüllte die Luft von Vaucluſe mit ſeinen poetiſchen Seufzern, die ſofort allgemeine Bewunderung erregten. Laura wußte in einer Miſchung von ſittlichem Takt und Selbſtgefälligkeit den Begehrlichen in ſeine Schranken zu weiſen, den Verzweifelnden lächelnd wieder heranzuziehen, und während er davon ſang wie ihre Schönheit ihn zur Tugend und zum Himmel führe, tröſtete er ſich über das verſagte Glück in ihren Armen durch eine wilde Ehe auf dem Lande oder durch die Gunſt der buhleriſchen Königin Johanna von Neapel. Noch gedachte er ſeinen Dichterruhm eigentlich durch das lateiniſche Epos Afrika zu begründen, das in der Geſchichte des dritten Puniſchen Kriegs die alte Römergröße und den Scipio beſingt, längſt aber ungenießbar geworden iſt. Er ſtrebte durch eine öffentliche und feierliche Krönung in Rom den

Lorber zu erlangen. Er ward dazu eingeladen, ging aber zuerst nach Neapel um von König Robert durch ein Examen seine Würdigkeit in Kunst und Wissenschaft prüfen zu lassen. Mit dem Mantel dieses Königs angethan erschien er 1341 in Rom, zwölf scharlachbekleidete Knaben eröffneten den Zug aufs Capitol, die angesehensten Männer folgten, und unter dem Jauchzen der Menge setzte ihm der Senator Orso den Kranz aufs Haupt. Das Diplom erklärte daß Gott das Princip der Heldentugend und des Genies in die ruhmvollste Stadt von Ewigkeit eingepflanzt habe, daß die Männer des Schwerts durch die Dichter unsterblich geworden. Zwar meinten viele die Poesie bestände in nichts als in lügnerischen Erfindungen. Aber das Amt des Dichters sei hoch und ernst, die Verkündigung der Wahrheit in anmuthigen Formen und Farben. — Es ist das Glück des Genius daß wenn er seine persönlichen Neigungen und Leidenschaften befriedigt, er zugleich eine Mission für die Menschheit erfüllt. Wie Petrarca die Krönung betrieb und in Scene setzte, erscheint sie als ein Schaustück der Eitelkeit, und doch lautet das Urtheil der Geschichte wie Gregorovius es verkündet: „Mitten unter den Freveln der Parteikämpfe, in der düstern Verlassenheit Roms glänzte der Ehrentag eines Dichters vor dem milden Lichte reiner Menschlichkeit; er rief vom classischen Capitol herab der in Haß und Aberglauben versunkenen Welt ins Bewußtsein zurück daß die erlösende Arbeit des Geistes ihr ewiges Bedürfniß, ihr höchster Beruf und ihr schönster Triumph ist."

Schon früher war Petrarca durch seine Sehnsucht nach Rom geführt worden, schon früher hatte er den Papst zur Rückkehr dorthin in einer poetischen Epistel aufgefordert, und man kann sagen daß fortwährend aus seinem Munde die Stimme Italiens gegen die Abwesenheit des Hauptes der Christenheit protestirte. Da begannen die alten Steine mit ihren Inschriften zu einem jungen Notar in Rom zu reden und ihn für die Freiheit und Größe seiner Vaterstadt zu entflammen, und dieser Cola Rienzi ward als Sprecher des Volks gegen den Druck der Aristokraten nach Avignon gesandt. Dort sah er Petrarca, beide schwärmten mit dichterischer Phantasie von der Wiederherstellung Roms, und heimgekehrt beschloß Cola den Traum von der alten Herrlichkeit zu verwirklichen, „was er lesend gelernt hatte handelnd zu unternehmen". Wie Don Quixote von seinen Ritterbüchern aus die Welt im Schimmer der Romantik sah und auszog danach zu

leben und zu wirken, ſo auch der junge Römer im Bann der Geiſterſprüche die aus den Dichtern, Rednern, Geſchichtſchreibern wie aus den Ruinen des Alterthums ihn umklangen; in weißer Toga predigte er von dem Majeſtätsrecht des römiſchen Volks, das er retten wolle aus der Gewalt des räuberiſchen Adels, und während der des Narren ſpottete der den Staat durch Bilder reformiren wolle, zog Cola in feierlicher Proceſſion aus der Kirche am Pfingſtmorgen auf das Capitol, wohin er das Volk durch Herolde zur Verſammlung berufen hatte; ſeine feurige Rede ſtellte die Misbräuche und das Elend der Gegenwart in Contraſt mit der Verfaſſung und der Größe der antiken Republik; das Volk genehmigte die neue Ordnung der Dinge die er nach dem Muſter der alten vorſchlug, und übertrug ihm jubelnd die unumſchränkte Gewalt als ſeinem Tribun und Reformator des Staats. Beſtürzt entflohen die Großen, das Volk ſtand in Waffen, aber es ward kein Blut vergoſſen, der Adel huldigte auf den Ruf Cola's ſeiner Verfaſſung. Der Tribun ſchrieb an die römiſchen Provinzen, an die Städte Italiens das Joch abzuwerfen und die freie Verbrüderung eines heiligen und untheilbaren Italiens zu ſchließen; am 1. Auguſt ſolle in Rom ein gemeinſames Nationalparlament gehalten, eine Bundesgenoſſenſchaft mit dem Haupte Rom gegründet werden. Und daß er dieſe große Idee ausgeſprochen, daß er ſie durch Italiens eigene vereinte Kraft ausgeführt wiſſen wollte, bleibt Cola's weltgeſchichtliches Verdienſt, wenn er nun auch trunken vom erſten Glück und von der Vergötterung des Volks mit prunkenden Reden, feſtlichen Aufzügen und theatraliſchem Gepränge eine politiſche und religiöſe Umwälzung und Neubildung zu vollziehen wähnte wie man ein Schauſpiel aufführt, während dazu die ganze ſittliche Energie und das ganze organiſatoriſche Genie eines Cromwell und die ernſte und gründliche Mitarbeit des Volks nöthig geweſen wäre. Die gute Natur des Volks zeigte ſich beim erſten Lichtſtrahl des Friedens und der Freiheit, ein heimkehrender Bote erzählte wie er den Stab Rienzi's durchs Land getragen und die Menſchen vor demſelben niedergekniet und ihn mit Freudenthränen geküßt hätten, weil nun die Straßen und Wälder ſicher vor Räubern ſeien. Petrarca ſah mit Stolz und Wonne daß Italien ſich wie durch einen Zauberſchlag aufrichte und ſein Ruhm bis ans Ende der Welt dringe; er rief dem Tribun Heil zu und ermahnte das Volk ihn wie einen Gottgeſandten zu ehren; jetzt galt es die Freiheit zu

behaupten und das Reich wieder zu erlangen. Die Adelsgeschlechter Italiens, mit denen er sonst so gern verkehrt, sind ihm jetzt fremde Eindringlinge, nach ihren Wappenthieren geartet, taub gegen das Flehen der Armen, blind für die Thränen der Frauen und Kinder; ein Sohn Roms aber steht auf dem Felsen Tarpeias um aus aller Noth zu erlösen, und nie ist einem Sterblichen der Weg zur Größe so leicht gebahnt gewesen. Hören wir einige Strophen der prächtigen Canzone:

Du edler Geist, Regierer jener Hülle,
In der ein Held die Pilgerschaft hienieden
Vollendet, klug, erfahren und verwegen,
Nun dir der Stab der Ehren ward beschieden,
Mit dem du Rom von seines Irrsals Fülle
Zurückführst mahnend zu den alten Wegen,
Ruf' ich zu dir! Wo fänd' ich sonst ein Regen
Der Tugend, der die Menschen überdrüßig?
Wo einen Mann vor böser That erbangend?
Weß bist du wol erwartend, weß verlangend,
Italia? Trotz deiner Noth unschlüssig,
Alt, fühllos, träge, müßig?
Schläfst du für immer? Wird dich niemand wecken?
Am Haar möcht' ich dich aus dem Schlafe schrecken!

Nein, nimmer wird aus diesem dumpfen Brüten
Ein Menschenruf die matten Glieder rütteln,
Von schwerer Wucht am Boden festgehalten.
Doch du deß Arme kräftig sind zu schütteln
Und aufzurichten, du hast nun zu hüten
Rom, unser Haupt, nicht ohne Schicksalswalten.
So leg denn Hand an; die zerstreuten alten
Ehrwürd'gen Locken fasse mit Vertrauen,
Daß aus dem Schlamm die Faule sich erhebe!
Ich der ich Tag und Nacht um sie erbebe,
Ich muß auf dich mein höchstes Hoffen bauen;
Soll wieder aufwärts schauen
Das Volk des Mars zu seines Ruhmes Hallen,
So wird dies Glück in deine Tage fallen.

Die alten Mauern, die mit Furcht und Zittern
Und Liebe heute noch die Welt erfüllen,
Wenn sie sich wendet zu vergangenen Tagen,
Die Gräber, drin bestattet sind die Hüllen
Derer die nicht vor dieser Welt Zersplittern
Von Ruhm vergessne Namen werden tragen,
Dies alles was jetzt Ein Ruin erschlagen

Hofft nur von dir jedweder Noth Zerſtreuung.
O treuer Brutus, große Scipionen,
Wie werdet ihr mit Dank die Kunde lohnen
Von eures Amtes würdiger Ernennung!
Wie richtet in Erfreuung
Fabricius ſich auf und ruft hernieder:
Mein Rom, mein Rom, du wirſt noch herrlich wieder!

Aber ſtatt alle Kraft der politiſchen Aufgabe zuzuwenden verglich ſich Rienzi mit Chriſtus und bezog die Meſſiashoffnungen der Myſtiker auf ſich; er meinte mit ſeinen Erlaſſen die Tyrannen der italieniſchen Städte zu vertreiben und durch die Schenkung des römiſchen Bürgerrechts den Particularismus zu brechen; er lud Papſt, Kaiſer und Könige nach Rom um ihre Aemter von der Majeſtät des römiſchen Volks zu empfangen. Der Rieſenſchatten des antiken Reichs, der auf Rom lag, wurde von den Enkeln für ein wirkliches Weſen gehalten, ſagt der geiſtvolle Geſchichtſchreiber der Stadt, und findet in Dante's und Petrarca's Lehren Milderungsgründe für die Phantaſtereien des Tribunen. Der meinte etwas gethan zu haben wenn er die neuen Bundesartikel Italiens auf eherne Tafeln eingraben ließ, und aus dem Bundestage der Nation ward ein eitles Verbrüderungsfeſt mit der Farce eines Ritterſchlags und des Roſenwaſſerbades das Cola im Taufbecken Conſtantin's vornahm, worauf er ſich mit ſechs Kränzen krönen und zum Auguſtus wie zum Candidaten des heiligen Geiſtes ausrufen ließ. Das Volk ſchlug eine Empörung der Barone nieder, aber nun verwandelte ſich der Tribun in einen grauſamen und ſchwelgeriſchen Tyrannen; aus dem Taumel des Rauſches verfiel er in muthloſe Schwäche als der Papſt jetzt gegen ihn einſchritt; er legte ſeinen ſilbernen Kranz und ſein ſtählernes Scepter auf dem Altar der Jungfrau von Aracöli nieder und entfloh; ſein Werk verſchwand von der Bühne der Welt wie ein Carnevalſpiel von der Herrlichkeit des Alterthums, ein nebelhaftes Vorſpiel von deſſen geiſtiger Wiedergeburt. Umſonſt hatte Petrarca zu Maß und Beſonnenheit gemahnt: „Wo iſt dein Genius der dir guten Rath eingibt? Wenn es wahr iſt was ich höre, dann lebe wohl auch du, mein Rom, auf lange Zeit!“ Dann in Avignon wegen der Verfaſſung Roms um Rath gefragt verlangte er eine demokratiſche Verwaltung; die Römer ſollten den Senat mit Männern des Volks ſelbſt beſetzen, dem Adel und ſeiner Parteiſucht müſſe die alles

verpeſtende Tyrannei entriſſen werden. Rienzi lebte mehrere Jahre unter ſchwärmeriſchen Einſiedlern in den Abruzzen, und erſchien plötzlich vor Karl IV. in Prag; der aber forderte praktiſche Mittel zum Römerzug ſtatt der Prophezeiungen Merlin's und der weiſſagenden Träume von einer irdiſchen Dreieinigkeit des Kaiſers, Papſtes und Volkstribuns; er ließ ihn gefangen ſetzen und lieferte ihn dann nach Avignon aus. Dort nahm Petrarca ſeiner ſich an; der Dichter wollte nicht daß einem Patrioten die Begeiſterung für die Größe und Freiheit des Vaterlandes zum Verbrechen angerechnet werde; er beklagte den unwürdigen Ausgang, aber pries den glorreichen Anfang Cola's, und hieß die Römer ihren Bürger ſich vom Papſt zurückzufordern, denn das Reich gehöre der Stadt Rom und wenn auch nichts von ihr mehr übrig wäre als der nackte Fels des Capitols. Und ein neuer Papſt, Innocenz VI., gedachte den Kirchenſtaat wieder aufzurichten, und ſandte mit dem großen Staatsmann Cardinal Albornoz auch den phantaſtiſchen Rienzi nach Rom, wo dieſer Senator ward und zum zweiten mal, nun im Dienſte der Kirche, regierte; aber er war älter, doch nicht verſtändiger und feſter geworden, nur ſeine Ideen hatten ihren Flug, ſeine Worte ihren Zauber verloren. Er lachte und weinte in einem Athem, Geldnoth trieb ihn zur Bedrückung des Volks, Gewaltmaßregeln erbitterten den Adel; vergebens entfaltete er das Banner Roms gegen eine Empörung und wies auf die goldenen Buchſtaben Senatus populusque Romanus, die für ihn reden ſollten; von einem Degenſtoß ward er durchbohrt, ſein Leichnam durch Juden am Mauſoleum des Auguſtus verbrannt, die Aſche wie jene Arnold's von Brescia zerſtreut. Er war der letzte den der Glaube des Mittelalters an die Weltmacht Roms noch einmal begeiſterte, aber zugleich zeigte er prophetiſch ſeinem Vaterland das Ziel der Zukunft und verkündete die Ideen einer neuen Zeit; die geniale Art wie er ſie ausſprach, gab ihm jene magiſch verſtrickende Gewalt über die Herzen, wenn auch die träumeriſche oder lächerliche Art wie er ſie zu verwirklichen wähnte, ihm den tragiſchen Sturz bereitete. Gregorovius nennt ſein ganzes Leben ein Gedicht und ihn ſelbſt einen in die Politik verirrten Poeten; die Phantaſie Roms hat dieſe Geſtalt erzeugt, ſie iſt aus der dichteriſchen Kraft des Volksgeiſtes zu erklären, „ein Heldenſpieler im zerlumpten Purpur des Alterthums" iſt er ſelbſt das Abbild Roms in ſei-

nem Verfall, und darum charakteriſtiſch für unſere Betrachtung des Phantaſielebens der Menſchheit.

Die Erneuerung der römiſchen Republik in der politiſchen Sphäre war ein Traum, die Wiedererweckung des Alterthums im Reiche des Geiſtes, der humanen Bildung, Kunſt und Wiſſenſchaft aber war die reale Aufgabe, der nun Petrarca ſeine Kraft widmete. Ueberall auf ſeinen Reiſen in Italien, Frankreich, Deutſchland und durch ſeinen brieflichen Verkehr in England, ja bis nach Conſtantinopel hin weckte er das Intereſſe für die claſſiſchen Schriftſteller, für die Entdeckung, die Sammlung und das Studium ihrer Werke. Hier war nun der Dichter Boccaccio ſein eifrigſter Genoſſe, und die eigenen Bücher die er ſchrieb, der Troſtſpiegel in Glück und Unglück, in welchem Freude und Schmerz, Furcht und Hoffnung ſich unterreden, ſeine Briefe an die von ihm bewunderten Männer des Alterthums, ſeine Lebensbeſchreibung römiſcher Helden, ſeine hiſtoriſchen Erzählungen, anekdotenhaft gefällig und ſtets mit Rückſicht auf die Anwendung fürs Leben vorgetragen, ſie waren nach Form und Inhalt die Frucht jener Studien für ihn ſelbſt und für die Nation.

Daneben fuhr er fort gegen Avignon, „die Weltkloake" zu eifern. Die Sündenlaſt ſchreit zum Himmel, daß Feuer herabregne, heißt es in einem ſeiner Sonette; ein anderes ſchildert das Verderbniß der Kirche und des päſtlichen Hofes mit folgenden Worten:

Herberge du des Zorns, des Jammers Quelle,
Des Irrthums Schule, Haus der Ketzereien,
Einſt Rom, nun Babel, die wir maledeien,
Weil ihr entſprang endloſer Thränen Welle,

Werkſtatt des Trugs, der Unſchuld Marterſtelle,
Pfuhl den die Böſen ihren Lüſten weihen,
Hölle Lebend'ger, hoff'ſt du auf Verzeihen?
Ein Wunder wär's daß dich nicht Gott zerſchelle!

Gegründet arm und keuſch, blickſt frech du nieder
Auf deine Gründer, zeigſt der Hörner Stärke,
Schamloſe! Wie, ſoll Hoffnung dir noch frommen?
Auf was? Auf deiner Buhlen ſchnöde Werke?
Auf deinen Raub? Conſtantin kehrt nicht wieder,
Und was er ſchenkte werde dir genommen!

Ein anderes Sonett ſchließt:

Zerſchlagen werden deine Truggeſtalten,
Zertrümmert ſinken deine Burgen nieder,
Es frißt die Flamme die darinnen ſchalten;
Dann kehrt die Unſchuld ſchöner Seelen wieder
Zur Erde, golden wird ſie ſich geſtalten,
Und alte Tugend preiſen neue Lieder.

Und dann erhebt er noch einmal ſeine Stimme für das geliebte Vaterland in der berühmten Canzone an die Machthaber Italiens, die er zur Einigkeit und zur Befreiung vom fremden Joch, zur Vertreibung der Söldnerſcharen auffordert. Er hebt an:

O mein Italien, ob kein Wort das Fieber
Der tödlich tiefen Wunden,
Die deinen ſchönen Leib durchwühlen, heile,
So ſei doch meine Klage ſo erfunden
Wie Arno hofft und Tiber
Und Po, an dem ich jetzt mit Schmerzen weile!

Sagt was ſoll das Schwert der Fremdlinge auf dem Boden der Heimat! ruft er entrüſtet aus. Hat doch die Natur die Schirmwand der Alpen aufgethürmt, und Marius und Cäſar die wilden Eindringlinge hinausgeworfen. Aber ihr, in niederm Zwiſt geſpalten, laßt der Erde ſchönſten Fleck zerreißen.

Ihr Herrſcher, ſeht wie raſch die Zeiten fliehen
Und wie das Leben leiſe
Mitflieht und wie der Tod im Nacken lauert.
Noch ſeid ihr hier, — ſeid eingedenk der Reiſe!
Nackt muß die Seele ziehen
Zum dunklen Paß, von Einſamkeit umſchauert.
So lang der Weg noch dauert
Legt ab den Groll, den Haß und das Verachten,
Verkehrte Winde für die Fahrt durchs Leben.
Die Zeit die ihr zum Streben
Nach Schaden braucht, laßt ſie zu edlem Trachten
Im Rath und in den Schlachten
Fortan verwendet werden
Um echten Ehrgeiz rühmlich zu bekunden!
Nur ſo wird Heil auf Erden
Und offen einſt der Himmelsweg gefunden.

Und nun jene göttliche Stanze, wie Alfieri ſie nannte, die Machiavelli zum Schluſſe ſeines Buchs vom Fürſten erkor:

Iſt dies der Boden nicht der mich erzogen?
Iſt's meine Wiege nicht,
Das ſüße Neſt das traulich mich umfangen?
Mein Vaterland und meine Zuverſicht,
Die Mutter, fromm gewogen,
Die meiner beiden Aeltern Staub empfangen?
Um Gott, hört mein Verlangen
Und laßt euch endlich rühren! Mit Erbarmen
Schaut dieſes ſchmerzenreichen Volkes Zähren,
Die Hülfe nun begehren
Nächſt Gott von Euch! Gebt daß ihr wollt erwarmen
Nur einen Wink den Armen,
Und gegen Wuth wird Tugend
In Waffen ſtehn und kurz wird ſein das Kämpfen,
Denn in Italiens Jugend
Ließ ſich noch nicht der Muth der Väter dämpfen!

Wie ſolche Zeitgedichte Petrarca's der Gipfel aller Sirventeſen der Troubadours ſind, ſo wurde die Minnepoeſie in den Sonetten und Canzonen zu Ehren Laura's vollendet und abgeſchloſſen, ähnlich wie ſpäter das höfiſche Epos des irrenden Ritterthums von Arioſt. Durch Kekule und Biegeleben haben wir eine vortreffliche Ueberſetzung erhalten, der ich mit wenigen Aenderungen folgen kann. Petrarca iſt Kunſtlyriker, und ſtatt der Lieder die ein unmittelbarer Aushauch der Seelenſtimmung ihre Melodie mit ſich bringen und in leichten ſangbaren Weiſen erklingen, liebt er das Sonett, das ſchon in ſeiner Geſtalt auf Satz, Gegenſatz und Vermittelung hinweiſt, in lang austönenden Verſen zur Betrachtung einlädt, aber in ſeiner Kürze auch wieder den Gedanken kryſtalliniſch gleich einem Edelſtein zu ſchleifen anreizt; und ſo finden wir bei Petrarca ein Spiel mit Empfindungen in zierlichen Redewendungen, eine wohlgeſchulte Gefühlsdialektik, die ſich zu Antitheſen zuſpitzt, und wie ſie an Feinheit und Klarheit die Vorgänger, von denen ſie vieles aufnimmt, alle übertrifft, ſo zu einer überreichen Nachfolge anreizt, die mehr durch ſinnreiche Einfälle, gewandte Technik und wohllautende Reime als durch Originalität und Wahrheit des Gefühls und Ausdrucks glänzt. Auch bei ihm ſelber ſchon wirkt die Variation deſſelben Gedankens im ſymmetriſch gegliederten Strophenbau und der klangvollen Sprache wie Muſik. Er ſchwelgt im wunderſamen Glanz der holden Augen Laura's und klagt daß dieſen das Glück verſagt ſei ſich ſelbſt zu ſehen; ihm ſind ſie die Sterne

die ihn im Sturm auf den Wogen des Lebens zum Hafen leiten, ihn treibt der liebende Gedanke, der ihrem Blick entstrahlt, zu Thaten und Gesängen, ihr verdankt er's wenn er die Unsterblichkeit erringt. Sie ist die Krone der Schöpfung, die ganze Natur ist verklärt in ihr.

Wo fand die Liebe Adern Goldes, webend
Zwei blonde Flechten? Und die frischen Rosen
An welchen Büschen? Und auf weichen Mosen
Den duft'gen Schnee, ihm Puls und Athem gebend?

Woher die Perlen, wo gezügelt schwebend
So süße Worte fremd und sittig kosen?
Woher der Stirne Pracht, der wolkenlosen,
In heiterm Reize sich zum Himmel hebend?

Aus welcher Engel Sphären stieg uns nieder
Der himmlische Gesang, der mich durchhaucht
Und schmelzt, daß kaum zu schmelzen was geblieben?
Aus welcher Sonne quoll der glanzvoll lieben
Feenaugen Licht, das Krieg und Frieden wieder
Mir gibt, und mich in Eis und Feuer taucht?

So glänzend sah ich nie die Sonne steigen,
Wenn sich des Himmels Düfte rings verzogen,
Nie nach dem Regen den geschmückten Bogen
So blühende Farben in den Lüften zeigen,

Wie damals, als ich ihr mich gab zu eigen,
Von süßer Flammen anmuthsvollem Wogen
Das Engelsantlitz lieblich schien umflogen,
Vor dem sich Erdenreize schüchtern neigen.

Ich sah den Liebesgott so selig lenken
Die schönen Augen daß mir dunkler Schatten
Seitdem auf alles andre sank hernieder;
Sah wie sein Bogen mich zum Ziele hatte,
Darf nimmer nun an sichre Tage denken,
Und säh so gerne doch so Süßes wieder.

Nur aus dem Lande der Ideen kann ihre Schönheit stammen, und wer sie geschaut der sucht das göttlich Schöne; wie Gott anschauen das ewige Leben ist, so verleiht ihr Anblick Seligkeit im wechselvollen irdischen Dasein. So verwebt Petrarca den Platonismus mit der mittelalterlichen Liebespoesie. Das conven-

tionelle Preisen wird zu einem Idealbild der weiblichen Natur; er sieht in der Geliebten

Bei edlem Blut ein still demüthig Leben,
Bei hohem Geist ein kindlich rein Gemüthe,
Die Frucht des Alters bei der Jugend Blüte,
Ein fröhlich Herz, das Mild' und Ernst umweben.

Sie hat sich vom Himmel herabgeneigt um den Dichter dorthin emporzuheben; er singt:

Der Tugend Blüte du, der Schönheit Quell
Die mir das Herz von Niedrigkeit gereinigt!

Dieser veredelnde Einfluß der Liebe kommt ihm namentlich nach Laura's Tod zum Bewußtsein; das Bild ihrer Seelenschönheit hebt sich in seinen rührenden Klagen auf dem dunkeln Grunde der Wehmuth um so reiner hervor. Glühend und doch das Heil der Seele suchend konnte er in das schöne strenge Antlitz schauen, sie hat ihm Tugend, er ihr Ruhm bereitet. Ich bin nicht todt, o wärst auch du am Leben! vernimmt er als Geistergruß aus dem Jenseits; ach nur die Thräne kann auf Erden dauern! seufzt er leise, und hofft daß wenn sein Lied so mächtig werde wie sein Leid, dann die Edelsten das Andenken der Geliebten bewahren werden.

Wie herrlich sahen wir herniedersteigen
Ein Wunder, das zu bleiben nicht begehrte,
Das kaum gesehn zurück zum Himmel kehrte,
Als Zierde für den ewigen Sternenreigen!

Doch mir gebeut der Welt sein Bild zu zeigen
Die Liebe die zuerst mich singen lehrte,
Und in verlorner Mühe dann verzehrte
Was nur an Kunst und Geist und Zeit mein eigen.

Noch ist im Lied das Höchste nicht gelungen,
Ich weiß es selbst, und jeden der zum Preise
Der Liebe sang ruf' ich zum Zeugen an.
Wer sich zum Schaun der Wahrheit aufgeschwungen,
Der senkt den Griffel still und seufzet leise:
Selig die Augen die sie lebend sahn!

Im höhern Alter machte Petrarca noch einen Versuch durch ein allegorisches Gedicht in Terzinen mit Dante zu wetteifern; aber dazu mangelte ihm die Tiefe des Gedankens und die plastische

Kraft der Charakteristik, wenn auch die Anlage etwas geistvoll Großartiges hat. Eine Reihenfolge von Visionen entwickelt sich vor seiner Seele. Zuerst kommt der Triumphzug der sinnlichen Liebe, Amor mit den von ihm Bezwungenen, darunter namentlich die erotischen Poeten Roms und des Mittelalters; dann aber siegt in Laura die Keuschheit über die Sinnlichkeit, und sie legt ihren Kranz triumphirend im Tempel der Sittsamkeit nieder. Da kommt der Tod, und da es der Wille Gottes ist daß alles Irdische ihm erliegt, folgt auch Laura seinem Reigen; von der Erde scheidend erscheint sie dem Dichter und bekennt ihm ihre Liebe, und wie sie durch Entsagen und Versagen sein und ihr Heil erworben habe. Da erscheint dem Tod gegenüber der Ruhm, und sein Geleite bilden die Helden, die Weisen, die durch ihn das Sterben besiegt haben. Auch hier werden viele namhaft aufgeführt, aber nicht recht lebendig veranschaulicht. Doch mit Unwillen erblickt die Zeit daß Endliches ihr trotzen will, und vor ihren Augen erbleichen und verschwinden allmählich auch die stolzesten Namen; der Ruhm ist doch nur eine zweite Sterblichkeit. Da wendet sich der Dichter vom Vergänglichen zu Gott und fragt nach dem Ende des Wechsels, und nun steigt vor seinem vertieften Geiste der Triumph der Ewigkeit empor, in der alles Edle, Schöne in unvergänglicher Gegenwart verklärt besteht und die Herrlichkeit Gottes in allem offenbar wird.

Und nimmer wird der frische Kranz erblassen
Des ewigen Ruhmes und der ewigen Schöne.
Doch allen die das Erdenkleid verlassen
Strahlt sie voran, die meine müden Töne
Für diese Erde fordern, aber fest
Der Himmel hält daß er sie liebend kröne.—
Am Strome der den Genfersee verläßt
Hat Liebe mir den langen Krieg beschieden,
Der mir das Herz noch in Erinnrung preßt.
Glückselger Stein, der du sie deckst in Frieden!
Einst wird ihr schöner Schleier auferstehn,
Und war ihr Anschaun Seligkeit hienieden,
Was wird erst sein ihr himmlisch Wiedersehn!

Während so die Kunstdichtung des Mittelalters nicht blos in Frankreich und Deutschland verhallte, sondern zugleich in Italien formal vollendet wurde, erklang in den Bergen der Schweiz das historische Volkslied in naturfrischen Tönen. Der Kampf der

freien Land- und Stadtgemeinden gegen das Haus Habsburg entwickelte sich zum Sieg des Bauernthums über die Ritter, des Bürgerthums über die feudale Aristokratie; die schlichte Sitte, das Vaterlandsgefühl freuten sich ihrer Kraft, und sahen ihr Gottvertrauen durch den glücklichen Ausgang belohnt. Da klang auch der alte einfache Volkston aufs neue in den Liedern welche die Schlachten von Frauenbrunnen, Sempach und Näfels feierten, ihren Helden und Gott zu Ehren, sie gingen von Mund zu Mund, sie wurden ein Gemeingut und als solches fortgebildet, und hallten in dem Gesang Veit Weber's nach, der die burgundischen Kriege schon etwas chronikenhafter schildert. Um die Schweizerberge herum fing damals schon die Helle der Geschichte zu leuchten an, und die historische Aufzeichnung der Begebenheiten hinderte das Anwachsen der Lieder zum Volksepos; aber wie sie und nach ihnen die Sage durch die Erneuerung alter mythischer Erinnerungen und durch die Ausprägung einiger typischen Gestalten und Thaten in Tell und Winkelried das Factische dichterisch aufgefaßt, so ist es in das Volksbewußtsein eingegangen, so wirkt es fort in der Geschichte.

Allegorien. Poetische Erzählungen in Vers und Prosa.

In der echten Kunst sind Begriff und Anschauung nicht geschieden, die Idee beseelt die Erscheinung und gewinnt Gestalt in ihr, das Einzelne empfängt die Weihe des Allgemeinen, dessen Gesetz es selbstkräftig erfüllt. Am Ende des Mittelalters aber kam ein frisches volksthümliches Naturgefühl den fertigen Begriffen der Scholastik entgegen, und wie diese schon gleichsam zu geistigen Einzelwesen ausgeprägt waren, so suchten die Laien sie sinnlich vorstellbar zu machen. Man liebte Fabeln, Gleichnisse, Beispiele in der Rede, man liebte Personificationen mit sorgsam gewählten Attributen in der Malerei, und hier wie dort begegnet uns eine Freude am Allegorischen, das in seiner Lehrhaftigkeit mehr zum Verstand als zum Gemüthe spricht, und so lange ein Zwitterwesen bleibt bis das geistige Innere eine unmittelbar sprechende und ansprechende Gestalt in der personificirenden Ideal-

bildung gewinnt, die wir an den griechiſchen Göttern und an manchen Schöpfungen neuerer Künſtler bewundern. Ich verweiſe auf die Erörterung in meiner Aeſthetik, I, 416—432.

Wir gedachten ſchon des Romans von der Roſe, wir betrachteten Dante's göttliche Komödie, und bemerken hier weiter wie gerade jetzt, wo die Geiſtlichkeit und die Ritter nicht mehr die Culturträger waren, die Schulmeiſter, die halbgelehrten Laien ſich gefielen ihre Lebensanſicht zur Mahnung wie zur Ergötzung des Volks in poetiſcher Einkleidung vorzutragen und ſich zur Allegorie wandten. Die Handlung trat zurück, das Lehrhafte ſtand im Vordergrund. Die Tochter von Zion iſt die Seele, die zu Gott ſich ſehnt, und der Verſtand wie der Glaube, die Liebe wie das Gebet werden perſonificirt um zu ihr zu treten und für die himmliſche Hochzeit gute Rathſchläge zu geben. Hadamar von Laber ſchildert die Leiden und Freuden der Liebe in einem Gleichniſſe der Jagd; hier begegnen uns manche liebenswürdige Züge, hier findet die Seele den Widerſchein der Stimmungen in der Natur, und doch wird es bald lächerlich oder barock, wenn das Herz der Hund ſein ſoll, der den Jäger bald auf die Fährte bringt, bald ihm entläuft und mit den wölfiſchen Merkern ſich zerbeißt. Da ſtreiten ſich die Minne und der Pfennig um ihre Vorzüge und das Geld weiß darzuthun daß und warum es die Welt regiert. Da treten im Buch der Maide die verſchiedenen Künſte und Wiſſenſchaften vor Kaiſer Karl IV., jede beſchreibt ſich ſelbſt und ihre Werke, nur nicht ſo genial wie in Schiller's Huldigung der Künſte; der Kaiſer weiß nicht welcher er den Preis geben ſoll, ſondern ſchickt ſie im Geleit der ritterlichen Sitte in das Land der Natur, wo ſie ſammt den Tugenden von der Theologie auf Gott hingewieſen werden, der alles mit Wiſſenſchaft, Kunſt und Tugend vollendet.

Ein lateiniſches Werk aus dem Ende des 13. Jahrhunderts von Ceſſoles in der Picardie iſt faſt in alle Sprachen überſetzt; es beabſichtigt das Schachſpiel, das den Mönchen verboten war, durch moraliſirende Deutung zu empfehlen; es nimmt ſeine Figuren zum Ausgangspunkt um die verſchiedenen Stände zu ſchildern, und im Spiel ſelber das Getreibe der Welt darzuſtellen, neben Anekdoten und Scenen der Geſchichte allerlei gute Lehren und Sittenſprüche einzuflechten. — François de Rues läßt in ſeinem Roman vom Mauleſel (de Fauvel) dieſen mit allen Sünden und Laſtern ſich berühren; die Laſter treten auf, Dame Hab-

ſucht, Schmeichelei, Eitelkeit u. ſ. w. Der Held kommt zu Ehren, betrügt und wird betrogen, und heirathet am Ende Fräulein Scheinehre, die unechte Tochter Fortunas. — Am Dichterhofe zu Barcelona war Iñigo Lopez de Mendoza, Marques de Santillana als Schriftſteller und Mäcen für die Literatur thätig; er verfaßte den Günſtlingsſpiegel mit ſteifer Gelehrſamkeit; von ſeinem Freund Juan de Mena haben wir eine moraliſirende Allegorie, die für das anziehendſte Denkmal der caſtilianiſchen Poeſie im 15. Jahrhundert gilt. — Der Italiener Fazio degli Uberti ließ die Theile der Welt in ſeinem Dettamondo als Perſonen auftreten, und Federigo Prezzi ſchilderte in ſeinem Quadriregio die vier Reiche der Liebe, des Satans, der Tugenden und Laſter; die Logik der Eintheilung und Gliederung iſt ebenſo unklar als das Einzelne froſtig. — Ich erwähnte dieſe Werke um zu zeigen wieweit der Geſchmack oder die Geſchmackloſigkeit der Scholaſtik ſich an die Stelle der romantiſchen Poeſie zu drängen ſuchte; es war nothwendig daß ein naturfriſcher Trieb vom Volk aus und die Wiedererweckung des Alterthums durch die Wiſſenſchaft eine neue Periode der Kunſt heraufführten.

Indeß vergnügte die adelige Geſellſchaft ſich immer noch an den Ritterbüchern, und die Sammelwerke, deren ich ſogleich bei der Darſtellung der epiſchen Poeſie als ihrer Ausläufer nach Art der Kykliker gedachte, entſtanden meiſt in dieſer Zeit. Und dann trat deren nüchternem und verſtändigem Weſen gemäß die Proſa an die Stelle des Verſes; ließ ſich doch der Stoff ſo bequemer mittheilen, und war der feinere Geſchmack für die echte poetiſche Kunſtform in jenen Geſchlechtern doch erloſchen. Der gewaltthätige rohe Sinn in den Tagen des Fauſtrechts griff nach den wilden und zugleich das Gemüth ergreifenden Vaſallenkämpfen der Karlſage, und ſo wurden von den Niederlanden her die Haimonskinder ein Lieblingsbuch aller Stände. Der Sieg des Gelehrtenadels über den bewaffneten, der geiſtigen Gewandtheit über die Körperſtärke findet in Malagis und Spiet ſeine Helden. Die Fürſtin von Lothringen überträgt den Roman von Lother und Maller aus dem Lateiniſchen ins Franzöſiſche, und ihre Tochter, die Gräfin Eliſabeth von Naſſau, danach ins Deutſche. Octavian und Fortunat, Griſeldis und Meluſine werden erzählt. Wie die feudalen Verhältniſſe ſich auflöſen, Tyrannen in den italieniſchen Städten emporkommen oder geiſtvolle Männer ſich an den Fürſtenhöfen oder in der Literatur hervorthun und zu hohen Ehren

gelangen, ſo wird nun auch im Roman über die Schranken des geſellſchaftlichen Ranges hinweggeſprungen und eine Miſchung der Stände vollzogen. Die fabelhafte Geſchichte von der Thronbeſteigung Hugo Capet's in Frankreich macht ihn zum Fleiſchersohn, und ſchildert wie er durch Stärke und Klugheit die Krone verdient und ſeine zehn natürlichen Söhne zu Anſehen bringt; gerade in den Kindern der Liebe, die Fürſten und Ritter mit den Töchtern des Volks erzeugten, ſah man die friſche Naturkraft, das ſinnliche Feuer, und zugleich den Anreiz nach hohen Dingen zu trachten. Ein bairiſcher Fürſt liebte die ſchöne Agnes Bernauerin von Augsburg, und rächte ihren tragiſchen Tod durch langjährigen Krieg; und die Abenteuer des ungariſchen Königs Sigismund mit der Bojarin Eliſabeth Morſſinai, die dem Türkenſieger Johann Hunyad den Urſprung gaben, gingen in den Roman ein; der Beiname Corvinus, den deſſen Sohn Matthias als König führt, wird daher abgeleitet, daß der Ring den Sigismund zur Wiedererkennung der Geliebten und des Kindes ihr gegeben, von einem Raben geraubt, doch glücklich wieder gewonnen worden ſei.

Die Wunder der Ferne, die man früher in die Dichtungen von Alexander oder vom Herzog Ernſt verflochten, wurden nun durch Reiſebeſchreibungen erſetzt. Der Venetianer Marco Polo zog mit ſeinem Vater und Oheim zum Tartarenchan und nach China, und beſchrieb was er ſelbſt geſehen und was ihm berichtet worden, indem er beides mit Kritik ſonderte; ſo klärte er zuerſt Europa über das innere Aſien auf, und den Gebrauch des Schießpulvers wie des Compaſſes bringt man mit ſeinen Mittheilungen in Verbindung. Mehr auf die Unterhaltung der Leſer berechnete der Engländer Maundeville die Erzählung ſeiner Reiſeabenteuer in Aſien und Afrika, indem er auch das Fabelhafte nicht verſchmähte, wenn es recht ergötzlich war.

Das Ritterthum lebte noch im Glanze des Hofadels fort, während das Fußvolk und das Schießpulver bereits die Schlachten entſchied, und der Staat anfing durch die Polizei und die Rechtspflege der Unſchuld den Schutz und die Hülfe zu gewähren, den zu leiſten der Ritterſchlag verpflichtet hatte. In jenen vornehmen Kreiſen ſpielte nun die Einbildungskraft in einer Nachblüte der bretoniſchen Dichtungen und brachte die Amadisromane hervor, eine Miſchung von überwuchernder Phantaſterei und nüchterner Verſtändigkeit. Die Einleitung erinnert ganz an die Sagen aus der Tafelrunde. Amadis iſt ein Kind der Liebe des Königs

Perion von Gallien und der Prinzessin Elise von Britannien. Er wird ins Meer ausgesetzt, aber von einem schottischen Ritter aufgefischt und unter dem Namen des Kindes der See erzogen. Dann kommt er an den Hof des schottischen Königs und verliebt sich in die englische Königstochter Oriana. Seine Aeltern erkennen ihn vermittels eines Ringes, und in einer Reihe von Abenteuern mit Zauberern, Feen und Riesen treibt sich sowol er als sein Bruder Galaor herum. Amadis ist der liebestreue, Galaor der liebesleichtsinnige Held, dieser Gegensatz zieht sich durch das Werk, aber ohne traditionelle Grundlage erging sich die Phantasie in willkürlichen Erfindungen, und die Modelektüre verlangte nach immer neuen derartigen Ergötzungen müßiger Stunden; so entstand eine ganze Reihe solcher Bücher mit immer andern Abenteuern, immer andern Namen, während im Grunde die Befreiung von Damen das immerwiederkehrende Thema bildet: von Riesen geraubt, von fremden Königen entführt, von Zauberern entrückt und mit Blendwerk umgeben müssen sie durch Muth und List wie durch magische Künste und wunderkräftige Waffen wieder heimgeholt und zum Liebesbund gewonnen werden. Dabei soll das Benehmen der Helden und Heldinnen ein Beispiel feiner Sitte sein, und manchmal deuten die Dichter an daß man in ihren Gestalten personificirte Begriffe sehen und das Ganze allegorisch auslegen solle. Das ging bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts hinein, erst der Don Quixote von Cervantes macht diesem Geschmack ein Ende, während gleichzeitig noch der Franzose Gilbert Saunier in seinem Roman ein Sammelwerk verfaßte das die beliebtesten Geschichten alle in einem Auszuge vereint. Und wie unser Kaiser Max selber der letzte Ritter heißt, so schließt er die allegorisirende Ritterdichtung selber ab mit dem Weißkönig und dem Theuerdank; Max Treizsauerwein führte das erste Werk nach seinen Entwürfen aus, am andern half der Geheimschreiber Melchior Pfinzing. Jenes erzählt die Geschichte Friedrich's III. und Maximilian's noch nicht so romanhaft als der Theuerdank (der auf Abenteuer Denkende) in welchem der „kleingroße" Kaiser sein eigener Homer geworden. Im Anschluß an die Brautfahrtgedichte des Mittelalters schildert er uns seine Jugendschicksale, seine Werbung um Ehrenreich, König Ruhmreich's Tochter, Maria von Burgund, und die Heimführung derselben; die Abenteuer die er auf seinen Fahrten, auf seinen Gems- und Bärenjagden erlebt, sind eingeflochten, weniger

erfahren wir von der Weltlage und ihrem Umſchwung. Drei allegoriſche Figuren, Fürwittig, Unfallo und Neidelhart, repräſentiren die Unbeſonnenheit der Jugend, die gefährlichen Zufälle, die Tücke der Widerſacher, jene Mächte die dem Gelingen des Unternehmens im Wege ſtehen, die aber überwunden werden. In drei Engpäſſen hat er ſie zu bekämpfen; Fürwittig z. B. reizt ihn ſeine Schnabelſchuhe zwiſchen den umlaufenden Granit einer Poliermühle zu halten, wodurch mit dem Schuh auch beinahe der Fuß und der ganze Theuerdank zerquetſcht worden wäre! Am Ende wird ſtrenge Juſtiz geübt, die Gegner werden als Verbrecher hingerichtet, geköpft, gehängt, von der Mauer geſtürzt. Die trockene Reimerei bewegt ſich mehr im Ton der handwerklichen Meiſterſänger als der Romandichtung. Aber ſie erſchien unter den Erſtlingen der Prachtwerke deutſcher Buchdruckerkunſt, und ward dadurch ein berühmtes Denkmal von dem Erfindungsgeiſt und der Fertigkeit des Bürgerthums; ſie erſchien zu Augsburg in demſelben Jahre wo Luther in Wittenberg ſeine 93 Sätze anſchlug, die der Markſtein einer neuen Zeit geworden.

Gegenüber den phantaſtiſchen Träumen und Wundern der Ritterromane machte ſich längſt ſchon der Sinn für Natur- und Lebenswahrheit in kleinen Erzählungen geltend, die in Proſa klar und einfach ein anziehendes Ereigniß ſchilderten und auf die Charakterzeichnung, auf die verſtändige Motivirung und die pſychologiſche Entwickelung den Nachdruck legten. Man nannte ſie Novellen, Neuigkeiten, und wenn auch die gereimten Schwänke und Sagen des Mittelalters oder die Ueberlieferungen des Orients gar häufig den Stoff boten, ſo ward derſelbe doch in die Sitten und Anſchauungen der Gegenwart verſetzt und ſo das Alte neugeboren. In der Kunſt des Erzählens brach auch hier der formale Schönheitsſinn der Italiener die Bahn, und er that es mit Hülfe des claſſiſchen Alterthums nach dem Vorbilde ſeiner maßvoll klaren plaſtiſchen Darſtellungsweiſe.

Giovanni Boccaccio (1313—75) war das Kind der Liebe eines florentiner Kaufmanns und einer Pariſerin. Vom Kaufmannsſtand und von der Rechtsgelehrſamkeit zog ihn ſein Geiſt zur ſchönen Literatur des Alterthums, und von den römiſchen Dichtern und Geſchichtſchreibern wandte er ſich zuerſt im Abendlande zu den Griechen, zu Homer und Platon. Er ſchrieb Geſchichten berühmter Männer und Frauen der Vorzeit, ja über

Geographie und Mythologie, und war ähnlich wie Petrarca raſtlos für die Wiedererweckung der vorzüglichſten Schriftwerke und für ihre Erklärung thätig. Nicht minder aber war er für die Größe Dante's begeiſtert; er beſtieg den Lehrſtuhl den Florenz auf ſein Betreiben für die Auslegung der göttlichen Komödie gründete. Außerdem ward auch er um ſeiner Geiſtesgewandtheit und vielſeitigen Bildung willen oft mit Staatsgeſchäften betraut. Glückliche Jugendtage verlebte er in Neapel, wo er ſich der Liebe von Maria, einer natürlichen Tochter König Robert's erfreute. Der Roman Fiametta feiert unter dieſem Namen ſeine Geliebte. Er iſt ein ganz ſubjectives Büchlein, ein Seelengemälde, ein Vorläufer von Goethe's Werther, aneinander gereihte Ergüſſe eines weiblichen Gemüths, das ſein Glück und Leid der Liebe in Sehnſucht und Erinnerung mit glühenden Farben ſchildert. Boccaccio's andere Jugendwerke tragen das Doppelgeſicht des Jahrhunderts, die Elemente zweier Weltalter liegen unverſchmolzen nebeneinander. Er wendet ſich in der Theſeide, im Filoſtrato zum Alterthum, aber er behält noch das ritterliche Coſtüm, und die Liebe von Palemon und Arcitas zu Theſeus Schweſter Emilie bildet dort, die Liebe von Troilus und Creſſida bildet hier den eigentlichen Mittelpunkt; die romantiſchen Gefühle überwiegen die Handlung. Einen Gegenſatz zu dieſen Gedichten, in denen Boccaccio die achtzeilige Stanze zur claſſiſchen Form des italieniſchen Epos ſtempelte, bildet ein Ritterroman in Proſa, Filicopo, wo die luſtigen Abenteuer im gewichtigen Proſaſtil der alten Geſchichtſchreiber, wie des Livius, erzählt werden, und Mars und Venus nicht blos thätig erſcheinen, ſondern der Papſt ſelbſt der Statthalter Juno's heißt. In der Hirtendichtung Ameto treten ſieben Frauen auf, erzählen ihre erſte Liebe und ſingen jede eine Hymne an eine Göttin des Alterthums; man gewahrt deutlich die Freundinnen des Dichters in dieſen Geſtalten, wirkliche Erlebniſſe in ihren Berichten, und doch ſollen die Frauen am Ende Allegorien der Tugenden ſein; die Poeſie, ſagt der Dichter ſelbſt, ſei eine irdiſche Hülle und körperliche Einkleidung der unſichtbaren Dinge, der göttlichen Kräfte, ja eine Art von Theologie.

Claſſiſch endlich durch die völlige Durchdringung von Form und Inhalt, durch die Geſtaltung anmuthiger Bilder des wirklichen Lebens in einer kunſtvollen Proſa ward Boccaccio im Decameron; die Sättigung mit Realität, die wir in ſeinen Novellen bewundern, quillt aus der heitern Luſt am Menſchlichen und

Natürlichen. Sieben Mädchen und drei Männer, alle jung, ſchön und geiſtreich, ſind vor der Peſt in Florenz auf ein Landgut geflüchtet, und wie das farbenhelle Gemälde ihres glücklichen Behagens ſich von dem dunkeln Hintergrunde der entſetzlichen Krankheit und des Unglücks in ihrem Gefolge lieblich abhebt, ſo tröſten ſie ſich ſelbſt über die Noth des Lebens durch die Betrachtung all des Reizenden und Herrlichen das es ſonſt bietet, indem ſie an zehn Abenden je zehn Geſchichten erzählen. Das Edle, Zarte, Rührende wechſelt mit dem Muthwilligen und ſinnlich Ausgelaſſenen; großartige Züge und feine Sitten contraſtiren mit den Schwächen und Gebrechen der Sterblichen, die bald mit ſcherzender Laune, bald mit ſatiriſchem Spott behandelt werden; namentlich ſchwingt der Dichter ſeine Geiſel gegen die Ausſchweifungen der Geiſtlichkeit. Ohne Ermüden folgt man den mannichfachen Tönen die er anſchlägt, jede Erzählung hat ihren Werth für ſich, und wenn die eine eine uralte Ueberlieferung der Gegenwart aneignet, ſo iſt die andere der Geſchichte der eigenen Zeit, des eigenen Landes entlehnt, die dritte aus einem franzöſiſchen Fabelbuch genommen; alle aber ſind im Geiſte des Dichters neu geſchaffen und bieten zuſammen ein reiches Bild ſeiner Zeit und des menſchlichen Fühlens und Treibens überhaupt; alle Stände und Berufskreiſe, alle Geſchlechter und Lebensalter ſind mit ihren Tugenden und Laſtern, Freuden und Leiden von einem Herzenskündiger geſchildert, der wie Horaz lachend die Wahrheit ſagt und die Menſchen weiſer und beſſer machen will indem er ſie ihre Thorheiten und Gebrechen ſelber zu belachen zwingt. — Die Nachfolger Boccaccio's haben ihn nicht erreicht, geſchweige übertroffen. Sacchetti, Ser Giovanni, dann ſpäter der Erzbiſchof Bandello, bewegten ſich mit Vorliebe im Gebiete des Schlüpfrigen und zeigen uns einen Verfall der Sitten ins Ueppige und Gemeine, der die Reformation und ihre ſittliche Strenge nothwendig machte.

Noch etwas früher als Boccaccio in Italien begründete Don Juan Manuel den klaren Stil der Novellenproſa in Spanien durch ſeinen Grafen Lucanor. Dieſer iſt ein Fürſt der ſich in verſchiedenen Lagen von ſeinem Freunde und Miniſter Patronio Rath erbittet; die Belehrung erfolgt durch kleine ſinnreiche und gefällig erzählte Geſchichten, deren Moral ein verſificirter Spruch zuſammenfaßt, deren Stoff dem Sagenſtock entſtammt den die Verbindung des Orients und Occidents ſeit den Kreuzzügen zum

Gemeingut gemacht. Lustiger und ausgelassener ist der schalkhafte Erzpriester von Hita, Juan Ruiz, ein Vorläufer von Rabelais in grotesker Komik. In einem Werk von der Liebe sammelte er ernste Erzählungen und heitere Schwänke, Volkslieder und Reflexionen, alles in bunter Mischung der poetischen Formen; der Dichter erzählt seine Liebschaften mit verschiedenen Damen, er lehrt durch glückliche und unglückliche Erfolge die Kunst zu lieben, schließt aber damit daß doch nur die Liebe zur heiligen Jungfrau dauernd beselige. Der Priester berichtet uns seine Abenteuer mit einer Nonne, mit einer Maurin, und zeigt überall einen unverwüstlich heitern Muth und hellen Blick ins Leben; ein Prachtstück lustig behandelter Allegorie ist die Episode vom Kampf und Sieg des Prinzen Carneval über Dame Fasten, einem nordfranzösischen Fabliau nachgedichtet. Ueberhaupt zeigt sich bei ihm schon der Humor, der später zu so herrlicher Blüte kam, — ähnlich wie bei dem Engländer Chaucer.

In England war während des 12. und 13. Jahrhunderts das Angelsächsische die Sprache des Volks, das Französische die des Hofs und Adels gewesen; die Nothwendigkeit des gegenseitigen Verständnisses trieb zu einem Mischdialekt, und mit der Verschmelzung der beiden Elemente zur englischen Nation vollzog sich nun auch die Bildung einer Sprache, die dem Grundstock der Worte nach niederdeutsch von den Normannen aber Formen, Wendungen und einzelne Bezeichnungen aufnahm. Als der gelehrte Wiklef sich reformatorisch an das Volk wandte, da gab er dieser sich eben vollziehenden neuen Ausdrucksweise das erste Gepräge der Schriftsprache durch seine Bibelübersetzung. Doch während die Minstrels in ihren Balladen den englischen Volksgesang ausbildeten, dichtete Gower noch lateinisch und französisch, bis er endlich in seiner Liebesbeichte auch ein moralisch allegorisches Gedicht mit eingelegten Erzählungen in der neuen Weise versuchte, die aber bei ihm so ungefüge blieb als der Inhalt langweilig war. Der Begründer der englischen Nationalliteratur ward sein Zeitgenosse Chaucer (1328—1400). Ein wechselvolles Leben, das ihn vom Königshof in den Tower, von London nach Italien geführt, brachte ihn mit Boccaccio und Petrarca in persönliche Berührung und erwarb ihm zur Veredlung seines Geschmacks, die er bei diesen fand, eine Fülle von Anschauungen, eine allseitige Menschenkenntniß. Er übersetzte den französischen Roman von der Rose, er eignete jene antik-romantischen epischen Dich-

tungen Boccaccio's dem Engliſchen an, aber dann ſchuf er ſein eigenthümliches Werk in den Canterburygeſchichten. Auch hier erkennt man das Vorbild des Decameron; um eine Wallfahrt nach Canterbury zum Grab des heiligen Thomas Becket zu machen haben ſich 29 Perſonen beiderlei Geſchlechts in einem Wirthshaus der londoner Vorſtadt Southwark zuſammengefunden, der luſtige Wirth ſchließt ſich als der dreißigſte an und ſchlägt vor daß jeder auf der Hin- und Herreiſe eine Geſchichte erzähle; wer es am beſten gemacht, ſolle zechfrei ausgehen. Während Boccaccio's Geſellſchaft aber durch Sitte und Bildung gleich iſt und ihre Erzählungen daher den gleichen Ton haben, führt Chaucer den Mönch und Ritter neben dem Büttel und Müller ein, den Gelehrten neben dem Dichter, die Nonne neben der Weltdame und dem Bürgerweib, den Koch und den Bauer neben dem Ablaßkrämer, und weiß ſie prächtig zu ſchildern und fortwährend in den Geſprächen zu charakteriſiren, welche die Geſchichten umrahmen; und dieſe ſelbſt ſind nun mannichfachſter Art, wie ſie eben wieder den verſchiedenen Ständen und Perſönlichkeiten angemeſſen erſcheinen, pathetiſch und derbkomiſch, meiſt in fünffüßigen gereimten Jamben, aber auch in kunſtvollen Strophen, oder in einer langathmigen Proſa und einem Bänkelſängerton, wodurch er dort die ſcholaſtiſche Darſtellungsweiſe, hier die verfallende Ritterdichtung parodirt; wir hören die Prieſterlegende neben dem Volksſchwank, und gewinnen einen bunten Auszug des mittelalterlichen engliſchen Lebens, in welchem alle Stilgattungen ſich geltend machen dürfen. Wie die Italiener nach Petrarca's und Boccaccio's Vorgang auf Weichheit und Wohlklang der Sprache und auf zierliche feine Redewendung zum Ausdruck der Gedanken und der Sitte bedacht waren, ſo gewann die engliſche Literatur ſogleich durch Chaucer ihre Richtung auf praktiſche Weltkenntniß, auf individuelle Charakterzeichnung und Mannichfaltigkeit der Darſtellungsweiſe; unter ſeinen Erzählungen tragen die den Preis davon welche in der Naivetät des Volkstons auch eine ſaftige Zote nicht ſcheuen und den engliſchen Humor zunächſt nach ſeiner Kraft im Komiſchen entfalten.

In Schottland fand das Nationalgefühl ſeine Sprache durch ein epiſches Gedicht in welchem Barbour von Aberdeen (1316—96) die Befreiung ſeines Vaterlandes von engliſcher Oberherrſchaft durch König Robert Bruce erzählte, und durch den Preis den der blinde Minſtrel Harry den Thaten des Ritters

Wallace zollte. Später besang der Mönch William Dunbar in einer Allegorie von der Distel und der Rose die Verbindung der Wappen Schottlands und Englands zur Feier der Hochzeit Jakob's IV. mit einer englischen Prinzessin; es war das Symbol daß nun auch der Unterschied schottischer und englischer Poesie sich ausglich und die Dichter alle in London ihren Mittelpunkt fanden.

Das religiöse Drama, die Maskenspiele und der Fasnachtschwank.

Wir haben bereits gesehen wie das mittelalterliche Drama von der Darstellung der Passion ausging und durch biblische Stoffe den großen allgemeingültigen Inhalt und die religiöse Weihe empfing, wie in den allegorischen Moralitäten der Schwerpunkt in das Sittliche gelegt ward und wie in einzelnen Figuren dieser ernsten Stücke sowie in selbständigen kleinen Bildern das wirkliche Leben auch nach seiner lächerlichen Seite in den Kreis der Darstellung gezogen, die Naturwahrheit als ein drittes Element der Kunstgattung gewonnen ward. Das aufstrebende Bürgerthum arbeitete auf der gegebenen Grundlage weiter. Für Frankreich gab Paris den Ton an; hier bildeten sich drei Genossenschaften, hier finden wir die erste stehende Bühne seit dem Alterthum. Pilger, die von Jerusalem, Rom und Sanct Jakob de Compostella heimgekehrt, blieben als Gesellschaft zusammen und führten die Leidensgeschichte Jesu zu Saint Maure bei Vincennes auf; Karl VI. privilegirte sie 1402, und sie hießen nun die Brüderschaft der Passion, und richteten für ihre Spiele das Hotel de la Trinite ein, das von deutschen Edelleuten zur Beherbergung von Pilgern gegründet war. Zunftmäßig blieben sie bei ihren Misterien stehen, hielten aber auch darauf daß nun sonst niemand solche aufführte. Der Dialog erweiterte sich, die Charakterzeichnung ward individueller, das Ganze immer mehr in die Gegenwart verpflanzt, ähnlich wie in der Malerei das Auge für Naturwahrheit aufgethan ward. Eine andere Zunft nun, die der Clerks, der Gerichts- und Advocatenschreiber, hatte das Vor-

recht öffentliche Ceremonien zu leiten; sie hieß la Bazoche, was man von der Gerichtshalle, der Basilika, ableiten will. Sie wandte sich nun, da sie keine biblisch geschichtlichen Stoffe behandeln durfte, zu den Moralitäten, und stellte lebendige Menschen unter die allegorischen Figuren der Tugenden und Laster, wobei sie es sich angelegen sein läßt die verschiedenen Stände, Berufskreise, Lebensalter zu charakterisiren und die Trockenheit der Anlage durch lustige Episoden, durch witzige Gespräche annehmlich zu machen. Sehr beliebt war der christliche Ritter unter den Anfechtungen der Welt, des Fleisches und des Teufels, die er nach dem Rath seines guten Engels mit Gottes Gnade besteht, oder die Verdammung der Gelage und das Lob der Mäßigkeit zum Besten des menschlichen Leibes. Daß das Parlament 1476 ihre Aufführungen verbot, zeugt für mancherlei satirische und tolle Ausschreitungen; die Darstellungen wurden bald wieder erlaubt, aber unter Censur gestellt, und da verschollen sie. Neben diesen Genossenschaften that sich ein Liebhabertheater aus jungen Leuten vornehmer Familien zusammen; sie nannten sich Enfans sans souci, und spielten auf dem Markt des Innocents allerhand possenhafte und ergötzliche Stücke. Die Passionsbrüderschaft verband sich mit ihnen und ließ sie nach einem ernsten biblischen Stück das Publikum mit ihren Späßen erheitern, wie in Athen auf die Tragödie das Satyrdrama folgte. Leider hatte in der folgenden Periode die Wiedererweckung der Antike für Frankreich nicht den Erfolg daß das volksthümliche Schauspiel nun künstlerisch durchgebildet ward wie in Spanien, sondern eine höfische Classicität hat es verdrängt, und nur im Puppenspiel lebte es fort, zum Theil als Parodie der vornehmen Bühne.

Ganz ähnlich finden wir wie die Fahnengenossenschaft in Rom, die Geiselbrüderschaft in Treviso sich dem Schauspiel zuwenden; Vorstellung, Fest, Historie, Beispiel, Misterium sind seine wechselnden Namen. Zu den Passions- und Osterspielen kommen Scenen aus dem Leben der Heiligen, welche Schuld und Sühne, Buße und Bekehrung darstellen, und Allegorien welche die Seele im Kampf zwischen dem Guten und Bösen, bestürmt von den Lockungen der Sinnlichkeit, vertheidigt von den christlichen Tugenden zeigen oder den Fortgang vom blos genießenden zum sittlich thätigen und selig beschaulichen Leben schildern. Oder man stellte das Jüngste Gericht dar, und ließ die Vertreter der Geistesrichtungen, die Uebertreter der besondern Gebote, die in der Uebung

besonderer Tugenden Bewährten unter historischen Personen der Reihe nach erscheinen, ihre Sache führen, ihr Urtheil empfangen. Da finden wir nun früh den formalen Schönheitssinn der Italiener wieder, der an wohlgegliederter Rede in kunstvoll gebauten Stanzen und Terzinen seine Freude hat, und in vollströmendem wohllautendem Erguß seiner Gefühle und Betrachtungen sich ergeht, dagegen das Wortgefecht wie den von der Energie des Willens bedingten raschen Gang der Handlung ausschließt, was doch das eigentlich Dramatische kennzeichnet. Dafür ist die Musikbegleitung reich, und es wird schon viel auf Schaugepränge gehalten; Flugmaschinen, Tänze, glänzende Decorationen künden bereits im Keime die Prunkoper an, und der classische Schulgeschmack lagerte sich über das Volksthümliche, daß es sich im ernsten Schauspiel nicht frei entfalten kann. Die Gelehrten ahmten früh das antike Drama, den Seneca nach, und Albertus Mussatus dichtete schon im 13. Jahrhundert nicht blos eine Achilleis, sondern auch in seiner Eccerinis eine Lesetragödie vom Tod des Tyrannen Ezzelino. Viel wichtiger aber ist uns daß die altitalische Posse sich unter dem Volk erhalten hat und jetzt wieder in reicherer Ausbildung in dem Lustspiel mit stehenden Charaktermasken hervortritt; es heißt comedia dell' arte, — ich glaube nicht aus Ironie, sondern weil nur der Entwurf im allgemeinen feststand, der Kunst des Darstellers aber die Erfindung des Dialogs und die Durchführung der Rolle überlassen blieb. In solchen Stegreifkomödien hat das Improvisationstalent der Italiener sich bewundernswerth geäußert. Verschiedene Städte haben hervorstechende Typen ihres Volkslebens in diese Maskenschwänke geliefert, die sich auch dadurch als ein Nationalgut bewähren. Der alte römische Schalksnarr Sannio mit seinem rußschwarzen Gesicht und seinem Gewand aus hundert Flicklappen ist der Arlechino geworden, der die schwarze Larve vornimmt, den hölzernen Säbel schwingt und ein ebenso unverschämtes Maul hat wie sein antiker Ahnherr; gleich den Sklaven der alten Komödie unterstützt er mit verschmitzten Anschlägen die lustigen oder ausschweifenden Kinder gegen die gestrengen Aeltern; Bergamo hat ihn vornehmlich ausgestattet. Der langhaarige weißgekleidete buckelige Pulcinell setzt den römischen Maccus fort; er ist der Spaßmacher aus Apulien, und Neapel bildet seine Rolle vornehmlich zu jener ergötzlichen Mischung von Dummdreistigkeit und Pfiffigkeit aus, die in die Komik eingeht welche sich andere mit

ihr machen wollen. Die Colombina ist die Geliebte des Arlechino. Bologna, die berühmte Juristenschule, schafft eine Parodie der echten Wissenschaft, den Typus des pedantischen Gelehrten, des rechtverdrehenden Wortmachers im Doctor Gratiano; Venedig steuert die Figur des reichen Kaufherrn bei, den Pantalon in rothen Hosen und schwarzem Mantel, den gutmüthigen Papa. Rom liefert ein paar Stutzer, den Don Pasquale, und Gelsomino, Neapel später nach spanischem Muster den großsprecherischen Soldaten, Ferrara den listigen Brighella, den Tellerlecker und Gelegenheitsmacher; einfältige Bediente, ein marktschreierischer Quacksalber, beschränkte ungehobelte Bauern aus Calabrien kamen hinzu, ein Stotterer, Tartaglia, durfte nicht fehlen, der Gegensatz der zungenfertigen Kameraden. Solche Figuren wurden gleich denen des Schachspiels in immer neuen Combinationen vorgeführt; irgendeine Geschichte des Tags oder irgendein alter Schwank ward durch sie dargestellt; die stehenden Witze wollte das nachwachsende Geschlecht auch wieder hören, durch neue Späße mußte das Publikum überrascht werden. Das französische Hoftheater hat bekanntlich die italienischen Masken ins Anständige modificirt, verzierlicht, ihnen aber auch den Volkshumor genommen. „In solcher Verfeinerung", sagt Rosenkranz, „ist es zum theatralischen Carneval der ganzen Welt geworden, wenn auch oft nur in der Form der stummen Pantomime, weil diese die Gefahr der gesprochenen Zote wegnimmt; denn in welchem Grade die sogenannte gebildete Welt die mimische Zote verträgt, zeigt sie in ihrer Bewunderung des damaligen Ballets, das zur mimischen Prostitution heruntergesunken ist."

Auch in Deutschland kamen die herkömmlichen Passions- und Osterspiele aus den Kirchen auf die öffentlichen Plätze, aus den Händen der Geistlichen in die der Bürger, welche natürlich nicht in fremder Sprache reden wollten, und mehr und mehr den Gesang durch das lebhaft bewegte Gespräch zurückdrängten; in einzelne choralartige Lieder stimmten auch die Zuschauer mit ein. Wie die lateinischen Texte die Grundlage bildeten, so nahmen Geistliche sich der Leitung des Ganzen an, aber die Stimmung des Volks, das sich gegen den Verfall der Kirche auflehnte, brach in satirischen Ausfällen hervor, und sie wollte nicht blos durch das Tragische gerührt, sondern auch durch das Komische ergötzt sein; der Salbenkrämer ward zum schelmischen Marktjuden, und wenn Christus bei der Höllenfahrt die Patriarchen zu sich in den

Himmel holte, so tröſteten ſich die Teufel daß nun ihr Reich durch gottloſe Pfaffen bald ungeheuren Zuwachs erhalten werde. Die Aufführung geſchah an Feiertagen, die Darſteller zogen auf die Bühne, der Ausſchreier ordnete und benannte ſie dort ſtatt des Theaterzettels, und die Einzelnen traten hervor wie die Handlung es verlangte. Zwiſchen die neuteſtamentlichen Scenen legte man entſprechende altteſtamentliche in Form von lebenden Bildern oder auch in voller Handlung und Unterredung ein. Den Schluß machte eine Rede jenes Ausſchreiers, die mit dem züchtig Frommen das Luſtige und Lächerliche miſchte. Von Land zu Land, von Geſchlecht zu Geſchlecht pflanzten die Stücke ſich fort, die darum in allem Weſentlichen übereinſtimmen. Auch die Weihnacht und die Marienfeſte, der Fronleichnamstag ſollten nun ihre Bühnenſpiele haben, und man nahm neben dem Leben Jeſu und ſeiner Mutter die Stoffe aus der Legende, oder aus der heiligen Geſchichte, die man in Zerbſt und anderwärts von der Schöpfung bis zum Jüngſten Gericht zur Darſtellung brachte, indem die verſchiedenen Zünfte die einzelnen Abſchnitte an verſchiedenen Tagen vortrugen. Die Schrecken des großen Sterbens riefen die Todtentänze hervor, in denen Freund Hein zu Menſchen aller Art herantrat und im Wechſelgeſpräch ſie nach und nach in den Reigen aufnahm, der mit grellem Pfeifenklang und tollen Sprüngen über die Bühne zog. Ein Spiel von den klugen und thörichten Jungfrauen war auch durch ſeine Verwandtſchaft mit der Allegorie dem Zeitgeſchmack beſonders werth; wir wiſſen daß ſeine Aufführung zu Eiſenach im Jahre 1322 den Landgrafen Friedrich mit der gebiſſenen Wange ſo furchtbar erſchütterte daß er an der Gemüthsbewegung erkrankte und ſtarb; daß alle Heiligen und ſelbſt Maria vergeblich Fürbitte für die thörichten Jungfrauen einlegten, war ihm ſo peinvoll erſchienen. Ein Geiſtlicher, Theoderich Scheruberg, machte die Fabel von der Päpſtin Johanna im Spiel von Frau Jutten zur Waffe gegen Rom.

Die langen ſtrengen Faſten verſagten dem Volk die althergekömmliche Frühlingsfeier bei deſſen Anfänge; Mummereien, Lieder und lärmende Spiele, die den Jahreswechſel bezeichneten, wurden nun vor den Beginn der Faſten gelegt, wo überhaupt die weltliche Freude in Tanz und Schmaus ſich noch einmal austoben wollte; die Faſnacht hat nicht vom Faſten, ſondern gerade vom Schwärmen (faſen, faſeln) den Namen. Es ward Volksſitte daß junge Burſche vermummt herumzogen und was ſich im

Lauf des Jahres Anstößiges oder Lächerliches begeben hatte, mit allerhand derben Späßen in Geberden und Worten aufführten. Gewöhnlich geschah es innerhalb der Häuser, man rückte ein paar Bänke aneinander und die Bühne war fertig. Diese parodistische kecke Gelegenheitsdichtung aus dem Stegreif ist in Nürnberg durch Hans Rosenblut den Schnepperer und Hans Folz auch in die Literatur eingeführt worden. Aber noch ist alles roh, zotenhaft, grotesk; man findet keine Charakterentwickelung, keine planvolle Composition, keine Intrigue, wohl aber kecke Sittenschilderung und lebendige Rede und Gegenrede, Anklage und Vertheidigung. Die Proceßform ist überhaupt im Drama damals so häufig; die Rechtspflege trat an die Stelle der brutalen Gewalt, die Parteien führten ihre Sache vor dem Richter, und zu der ernsten Frage nach Schuld und Sühne, die auch in der Religion die Menschheit bewegte, kam die komisch leicht auszubeutende Weise wie jemand sich selbst im Netze fing das er andern gestellt, sich in die eigenen Schlingen verwickelte und in den Ausflüchten sich selber verrieth. Die Geschichte der Susanne wie das Urtheil des Paris, der Streit des Pfennigs und der Liebe wie der Kampf des Sommers und Winters, Eheskandale im Zank von Mann und Frau wie Jahrmarktscenen zwischen Käufern und Verkäufern erschienen in der Form des Rechtshandels; Shakspeare's Kaufmann von Venedig und der Zerbrochene Krug von Kleist haben später sie künstlerisch vollendet.

Auch in England gewannen die Mirakelspiele und Moralitäten in den Händen des Bürgerthums ein volksmäßig weltliches Gepräge. Werke wie sie in Chester, Wakefield und Coventry durch die Zünfte und Innungen aufgeführt wurden, sind aus dem 14. Jahrhundert erhalten; ursprünglich von Mönchen verfaßt wurden sie doch mehr und mehr umgearbeitet und zur Belustigung der Zuschauer mit drastischer Naturwahrheit ausgestattet. Der dramatische Geist zeigt sich früh in dem Sinn der Handlung, der die englische Poesie auszeichnet, und früh strebte man nach einem Gesammtbilde der Welt von der Schöpfung bis zum Jüngsten Gericht in der Darstellung der Ereignisse des Alten und Neuen Testaments; das Erhabene mischte sich mit dem Lächerlichen, das Heilige mit dem Profanen, das Biblische mit den Beziehungen auf die Gegenwart. Das geschah zur Belehrung und Ergötzung der Menge; aber mit Ulrici finden wir einen tiefern ideellen Bezug in dieser Mischung. Die großen Thaten

Gottes sind keine Vergangenheit, die heilige Geschichte erschien als das immerdar Gegenwärtige, das eigene Leben ward ihr eingegliedert; der Kampf zwischen dem Reiche des Lichts und der Finsterniß wird alle Tage gekämpft, die Anfechtungen des Teufels verschonen niemand. Aber das Böse ist das Verkehrte und Widersinnige, sich selbst Zerstörende, und so erscheinen der Teufel und seine Gesellen, Herodes und die Schergen der widerrechtlichen Gewalt als entsetzliche Hanswürste, als kolossale Narren, als dumme und vor Gott ohnmächtige, in ihrem Gebaren lächerliche Fratzen. Auch in den Moralitäten fiel dem Laster die Rolle zu durch thörichtes Gebaren wie durch den Hohn und die Fopperei die es gegen die Mitspielenden zum besten gab, das Volk zu belustigen; es trug ein buntes Kleid und die Peitsche in der Hand. Immer mehr suchte man die allegorischen Figuren der Tugenden und Sünden zu individualisiren, die Scheinheiligkeit, den Stolz, den Geiz in Charaktermasken zu veranschaulichen, die schon den typischen persönlichen Charakteren nahe kommen wie sie das spätere Lustspiel in Handlung setzt. Weit verbreitet und vielfach nachgebildet war das Schauspiel von Jedermann. Gott klagt über die Schlechtigkeit der Welt trotz all seiner Gnade, und sendet den Tod aus um Jedermann zur Rechenschaft vor seinen Thron zu laden. Vergebens bittet Jedermann um Frist, vergebens sucht er Hülfe; Reichthum, Verwandtschaft, Kameradschaft verlassen ihn. Nur Gutthat möchte mit ihm gehen, wenn sie sich nicht zu schwach fühlte, da man sie verhungern ließ. Sie empfiehlt Jedermann ihrer Schwester Erkenntniß, die ihn belehrt, tröstet und zur Beichte führt. Da wird Gutthat wieder kräftig, und während Schönheit, Kraft, Verstand ihn verlassen, begleitet sie ihn zum Tode, und dieser führt ihn nun nicht in die Hölle, sondern zu Gott, der ihn liebevoll aufnimmt.

Prosa: Geschichtschreibung und mystische Philosophie.

Der Realismus des Bürgerthums führte zur Grundlegung der Prosa, während in der phantasievollen Jugendzeit der neuern Völker, die das Ritterthum repräsentirt, die poetische Form sich

jedem Stoff anschmiegte, und so das Lehrgedicht wie die Reimchronik beliebt war, oder von Gelehrten wissenschaftliche Kenntnisse so gut wie Tagesbegebenheiten prosaisch in lateinischer Sprache aufgezeichnet wurden. Die Städte welche in den Kämpfen der Geschlechter und Zünfte im Innern sich eine freie Verfassung errungen hatten, zu Macht und Reichthum kamen und ihre Unabhängigkeit gegen außen behaupteten, wollten die Kunde davon auch den Enkeln überliefert wissen und die Darstellung selber lesen; es entstanden nun in allen deutschen Ländern die Chroniken in der heimischen Sprache; erst unsere Zeit lernt sie recht würdigen und verwerthen, je mehr sie einsieht daß die Entwickelung von Kunst und Gewerbe, von Bildung und Sitte für die Menschheit mehr bedeutet als jene Kriege, die nicht um einer Idee willen geführt werden, und nun zerstören was dort gebaut worden ist. Wir beriefen uns wiederholt auf das treffliche Buch des limburger Stadtschreibers Johannes; Strasburg, Zürich, Köln, Nürnberg, auch bairische und thüringische Städte erhielten ähnliche Arbeiten. Sie vergleichen sich dem Volks- und Meistergesang, sie zeigen weniger die Individualität oder besondere Kunst der Verfasser, als den gesunden kräftigen Sinn der Gemeinde. Die Aufzeichnung der Stadtrechte schließt sich an, und knüpft sich an den Sachsen- und Schwabenspiegel, die für Nord- und Süddeutschland die volksthümlichen Ordnungen des Rechts festgestellt hatten.

Das höfisch französische Ritterthum fand seine Blüte in den Kriegen mit England und einen meisterhaften Schilderer in Froissart, der die theatralischen Sitten wie die echte Hochherzigkeit, das waghalsige Spiel mit Gefahren wie die gefälligen Umgangsformen mit gleich hingebender Bewunderung und gleich anziehender treuherziger Anschaulichkeit darstellt. Die Kämpfe von Florenz, welche der Stadt die Freiheit errangen und ausbildeten, sie an die Spitze Italiens brachten und ihr die Bluttaufe gaben für das Führerthum im Reiche des Geistes und der Kunst, diese Kämpfe riefen auch zwei Geschichtschreiber hervor die sich den beiden großen Dichtern als würdige Genossen zur Seite stellen, Dino Compagni und Johann Villani. Dem erstern hat neuerdings Karl Hillebrand ein gründliches Buch gewidmet; Schlosser urtheilte bereits: „Dino Compagni strebt nicht nach liebenswürdiger Breite und unterhaltenden Anekdoten; er ist wahr, ernst und tief wie Thukydides, und seine Geschichte streng wie das

Weltgericht.“ Das läßt ihm Dante die Hand reichen. Er erzählt wie die großen Alten ohne sie nachzuahmen was er selber gesehen, woran er selber Antheil genommen. Die natürliche Kraft seiner Sprache, die originelle Eleganz des naiven Ausdrucks wird auch neuerdings von den Italienern bewundert, welche früher die feinere Glätte, die gefeiltere fließendere Wohlredenheit Villani's und Petrarca's bevorzugten. Der Anblick von Rom und das Vorbild seiner classischen Schriftsteller erweckten Villani das allmähliche Wachsthum seiner Vaterstadt Florenz dem Volk so anmuthig darzustellen wie Titus Livius in Bezug auf Rom gethan, und gleich diesem die Sagen, Ortslegenden und Anekdoten der umliegenden Orte einzuflechten oder zur Vorhalle der hellern Zeiten zu machen, die er nun mit pragmatischem Geiste und in politisch demokratischem Sinne behandelt.

Deutschland muß am Ende des Mittelalters die Palme der Geschichtschreibung den Romanen überlassen; dafür vertiefte sich das vom Christenthum genährte selbstkräftige germanische Gemüth in das innerste Wesen und den tiefsten Grund der Dinge, und Prediger, wie der Franciscaner Berthold von Regensburg, zogen reisend einher, und erschütterten, erhoben und erquickten die Herzen des Volks mit der evangelischen Wahrheit; Prediger aus dem Kreis der Gottesfreunde sind dadurch die Erzväter unserer Philosophie geworden, daß sie gegenüber dem Verfall der Kirche und den herkömmlichen Satzungen das Erleben des Ewigen in der eigenen Seele, die Versenkung des eigenen Denkens und Wollens in Gott aussprachen. Diese Mystik sondert nicht nach Art der verständigen Betrachtung, die Ideen sind ihr eine Angelegenheit des Herzens, und im Irdischen sieht sie nicht blos ein Gleichniß des Himmlischen, sondern eine Offenbarung Gottes. Bernhard von Clairvaux und die Victoriner hatten die Autorität der Kirchenlehre bestehen lassen und den Inhalt durch das fromme Gefühl der Seele angeeignet, sie hatten vornehmlich die verschiedenen Zustände unterschieden und beschrieben, durch welche stufenweise das Gemüth zu Gott sich erhebt. Die deutsche Mystik vertieft sich selbständig in das ewige Wesen, sie webt in der Innerlichkeit des eigenen Bewußtseins, und ihre Liebe zu Gott ist Gottes eigene Lebensvollendung.

Meister Eckhart, der am Anfang des 14. Jahrhunderts am Rhein wirkte, ist der Denkgewaltigste unter ihnen, und nachdem seine Predigten, Sprüche und Abhandlungen nun in Franz

Pfeiffer's vorzüglicher Ausgabe vollständiger als seither vorliegen, berichtigt sich manches in den frühern Darstellungen, auch in meiner eigenen liebevoll eingehenden Charakteristik dieser ganzen Richtung, wie ich sie in der Philosophischen Weltanschauung der Reformationszeit gegeben habe. Denn Gott weiß sich bei Eckhart nicht nur im Menschen, wie bei Hegel, sondern er heißt eine lebende Vernünftigkeit, die sich selber versteht, sein Gebären ist zugleich ein Inbleiben, er ist das Eine das in ihm selber quellend ist; Eckhart nimmt vom Pantheismus die Wahrheit desselben auf, die Erkenntniß daß Gott in allen Dingen gegenwärtig, daß außer ihm kein Wesen besteht, sondern alles in ihm und durch ihn; aber er berichtigt und ergänzt dies damit daß Gott auch in sich selbst über den Dingen lebt, ja er nennt ihn das ewige Ich: „Niemand mag das Wort Ich eigentlich sprechen als der Vater", weil er allein durch sich selber und der wahrhaft Seiende ist, der allem andern erst das Sein verleiht; „die Freude des Herrn das ist der Herr selber, er lebet selber in ihm selber". Er ist das in sich eine reine Wesen, will die Seele zu ihm, dem höchsten Gute gelangen und selig werden, so muß sie sich aus der Zerstreutheit sammeln, sie muß schweigen und Gott in sich reden lassen, sie muß sich nicht selber suchen, sondern die Selbstsucht überwinden und ihm sich hingeben; dann geht er in sie ein und lebt in ihr, sie in ihm. Das ist nicht die Vernichtung der Persönlichkeit in einem Abgrunde des selbstlosen Seins, sondern die Erfüllung des Geistes und Willens mit dem Gehalte der Ewigkeit, der Liebesbund des Schöpfers und Geschöpfs, der beide vollendet in seliger Harmonie.

Gott sieht und bekennt sich in allen Dingen, wo er ist da muß er wirken und sich selber bekennen; des Vaters Anblick seiner eigenen Natur, ihr Widerblick das ist der Sohn. Gott ist ein Wort das sich selber spricht immerdar, ein Wesen das alle Wesen in ihm hat; er fließt aus in alle Creatur und bleibet doch in sich, wie die Seele in allen Gliedern des Leibes und doch bei sich selbst ist; Gott ist ein Innenstehen in sich selbst und zugleich der Boden und Reif aller Dinge, er gibt der Seele Leben wie sie dem Leibe Wesen gibt. Er hat in all seinem Wirken gar ein selig Ende, nämlich sich selbst, und daß die Seele mit all ihren Kräften zu ihm sich zurückbringe; sie trägt an sich eine Urkunde göttlicher Natur, und findet nicht Ruhe bis sie wieder zu ihrem Ursprunge gelangt. Gott aber steht vor der Thür des

Herzens und wartet daß wir ihm aufthun, da geht er sogleich ein, denn er hat uns nicht minder nöthig als wir ihn. Sein Ausgang ist sein Eingang, er vollendet sich selbst, wenn das von ihm Ausgeflossene sich wieder zu ihm zurückwendet, dann findet er den Widerschein seines eigenen Wesens in der Creatur, und ruht in ihr und sie in ihm; ihr gegenseitiges Lieben ist der heilige Geist.

Darum hat Gott die Welt geschaffen daß er in der Seele geboren werde. Wer ihm seinen Willen ergibt dem gibt Gott auch den seinigen wieder, und wenn unser Wille eins ist mit Gott, dann wird der ewige Sohn in uns geboren, und wo das in gottminnender Seele geschieht, da ist der Mensch Gott und Mensch zugleich, denn wie der ewige Sohn aus dem Herzen des Vaters quillt, so quillt er in einer gottinnigen Seele; Gott gebiert sich in uns, wenn wir in ihm geboren werden. Eine Frau sprach zu Christo: Selig ist der Leib der dich trug! Da antwortete Christus: Selig sind die das Wort hören und es behalten! Es ist Gott werther daß er geistig geboren werde von einer jeden Jungfrau oder guten Seele, denn daß er leiblich in Maria's Schose lag. In jeglichem guten Gedanken und gutem Werk werden wir allezeit neugeboren in Gott, und Güte ist daß Gott ausschmilzt und sich allen Wesen gemein machet; wer ihm benehmen könnte daß er die Seele liebt, der nähme ihm sein eigen Wesen; in der Liebe blühet der heilige Geist auf, in der Liebe darin Gott sich selbst liebt liebt er alle Geschöpfe. Wer von der Liebe gefangen wird der hat das allerstärkste Bund und doch eine süße Bürde, und wer die auf sich nimmt der kommt dem Heil damit näher als mit allen äußern Uebungen und Kasteiungen, denn er ist Gott zu eigen und von aller Aeußerlichkeit frei geworden, denn wer alles in Liebe thut der ist der Sohn. Die aber meinen durch Fasten und Pönitenzen die geistige Armuth und Gelassenheit zu erlangen, daß Gott erbarm, sie sind innerlich Esel. Wer kommen will in Gottes Grund als in sein Größtes, der muß zuerst kommen in seinen eigenen Grund, in sein Kleinstes; denn niemand mag Gott erkennen, er erkenne denn sich selbst. Der Kern des ewigen Lebens liegt im Verständniß, und Vernünftigkeit ist das Haupt der Seele, das eingedruckte Bild und der Funke göttlicher Natur, ein göttliches Licht. So hat der Mensch ein Morgen- und Abendlicht: in diesem sieht er die Dinge nach ihrer Besonderheit, im Morgenlicht sieht er alles in

Gott. Erkennst du eine Blume nach ihrem Wesen, so ist sie edler denn die ganze Welt. Denn Gott ist das eine Wesen in allem, alles lebt in ihm und durch ihn, und wenn du ihn in allem findest, so ist das ein Zeichen daß er dich geboren hat als seinen Sohn. Die Vernunft blickt durch alle Hüllen und dringt in das Wesen und macht sich eins mit ihm. Verständniß und Liebe wirken zusammen: was möchtest du lieben was du nicht erkennst, und was hülfe das Wissen, wenn du nicht liebend eins würdest mit dem ewigen Wesen? Was der Mensch mit großer Arbeit erstreiten muß das wird ihm eine Herzensfreude und damit wird es fruchtbar. Wo Gott in allem erkannt und geliebt wird, da stellt sich unaufhörlich das Geheimniß der Dreieinigkeit dar, indem der Mensch als Sohn zum Vater zurückgekehrt ist und in ihm lebt; was er thut das thut er in Gott und Gott in ihm. Das Auge mit dem ich Gott sehe ist das Auge mit dem er mich sieht, sein Auge und mein Auge ist eins.

Daß der Mensch, der von Gott ausgegangen, wieder in ihm eingehe und eins werde mit ihm, dabei aber doch für sich bestehen bleibe, das drückt Ruysbroek so aus daß er in der Umarmung Gottes vernichtet wird, und doch immer wieder auflebt, indem die Uebung der Liebe zwischen Gott und uns wie Blitze hin- und hergeht. Wir geben die Selbstsucht auf, da finden wir uns in unserm ewigen Wesen in Gott, „denn wir haben ein ewiges Innebleiben in ihm; der Geist wird die Wahrheit selber die er begreift, wir werden das Licht damit wir sehen und was wir sehen". — Der Mensch, lehrt Thomas von Kempen, muß von der Welt abscheiden und der Eigensucht absterben, dann fängt er an in Gott zu leben. Kein anderer Weg zum Licht als der Weg des Kreuzes. Die Ruhe wohnt nicht im Vielen, welches zerstreut, sondern im Einen, welches einigt. Gib alles hin und du wirst alles finden, denn du wirst Gott finden, wirst in seiner Liebe leben, und Frohes und Trauriges, Süßes und Bitteres mit gleichem Danke hinnehmen. Ergib deinen Willen in Gottes Willen, so hast du Frieden, und jede Creatur ist dir ein Spiegel des Lebens, der dir Gottes Güte vor Augen stellt. Die verwirklichte Liebe, wie sie Gottheit und Menschheit eint, ist Christus; die Nachfolge, die Nachbildung Christi darum das höchste Gebot für uns und der Weg zur Seligkeit, die darin besteht daß Gott in uns eins und alles ist.

War Thomas Mönch wie Fieſole, wie dieſer nur auf das Eine was noth thut in der Stille der Seele gerichtet, der Welt aber ein Fremdling, ſo war Suſo ritterlichen Geſchlechts, und voll heiterer Anmuth, wie Gentile da Fabriano, empfänglich für alles Schöne in Bild und Ton, ein Freund der Natur, deren Auferſtehungsfeſt im Frühling er mit geiſtigen Maien ſchmückt. Ich hatte ein minniglich Herz mein Leben lang, ſagt er ſelbſt, und wie ein Minneſänger freut er ſich an Sternen und Blumen, denn jegliches leitet ihn empor zu Gott, aus dem es gekommen, und deſſen Herrlichkeit es abſpiegelt. Wir meinen einen unſerer perſiſchen Freunde aus dem Kreiſe der myſtiſchen Dichter zu vernehmen, wenn er Gott ſagen läßt: „Ich will ſie (die Geſchöpfe) alſo inniglich durchküſſen und alſo minniglich umfahen, daß Ich ſie und ſie Ich und wir alleſammt ein einiges Eins ewiglich bleiben ſollen.“ Das ewige Weſen iſt aller Dinge Grund und Ziel, und in und über allen, ein Kreis deſſen Mittelpunkt allenthalben und deſſen Umfang nirgends iſt, ſeiner ſelbſt und aller derer die es mitgenießen wollen eine wonnegebärende Seligkeit. Wie alles von Gott ausgeht muß es wieder in ihn eingehen, wie er ſich im Sohn entgießt, ſo iſt der heilige Geiſt die wiederbiegige Liebe Gottes. Chriſtus iſt ſeiner ſelbſt entworden und in die Gottheit eingefloſſen, ſo ſollen auch wir von der Weltluſt uns bekehren und ihn in uns walten laſſen. Dann wird es ſtille im Gemüth, und wie der Geiſt ſeine Natürlichkeit aufgibt, dringt er, durch den Sohn gefreit, in die ewige Gottheit; ſeine wahre Geburt iſt die Wiedergeburt, durch die er mit ſeinem Urquell ſich eins weiß und mit ihm daſſelbe will und wirkt.

Ein Laie, Nikolaus von Baſel, der Gottesfreunde Mittelpunkt, war es der auch den Prediger Tauler in Strasburg aufmerkſam machte wie er allzu äußerlich rede, weil er ſelbſt noch nicht mit Gott eins geworden. Von da an aber redete Tauler voll hoher Geſinnung und tiefen Gemüths wie ein Prophet des neuen Bundes, indem er in allen Begebniſſen des Lebens auf die Gegenwart Gottes hinwies, Leid und Freude ruhig hinnehmen lehrte, aber vor der ſelbſtgemachten Myrrhe, vor den härenen Hemden und Stachelgürteln warnte, die den Frieden nicht bringen; der wird uns durch Gottergebenheit und Nächſtenliebe. In ſich einförmig wirkt das ewige Weſen alles Mannichfaltige; in dem Wort darin Gott ſich ſelber ausſpricht, hat er alle Creatur geſprochen; alle Dinge ſind ſein Sichergießen, aber alle Ausgänge

um des Wiedereingangs willen. Der tiefe Grund der Seele iſt Gott ſelbſt, darum zieht es ſie in das Allerinnerſte, und ſie hat nun Ruhe und Seligkeit in ihm. Der Menſch gewinnt ſich ſelbſt in Gott, indem er ſeine Endlichkeit und Eigenſucht zum Opfer bringt; daß und wie dies geſchehen ſoll bildet das Thema aller Predigten Tauler's, und dadurch vertritt er beſonders die ethiſche Seite der Myſtik. Wenn die Seele ſich ſelbſt im Auge hat, ſieht ſie Gott nicht; wenn ſie ſich ſelber entwird und alle Dinge verläßt, ſo findet ſie ſich wieder in Gott, wenn ſie ihn erkennt, dann ſchaut ſie ſich ſelber und alle Dinge ihm. Die Seele muß in ſich, dem Tempel Gottes, die Wechslertiſche umſtoßen, und allein den Herrn wohnen laſſen, ſie muß rein und lauter ſein, dann ſchaut ſie Gott in ſich; der Liebe, die keines Lohnes begehrt, gibt Gott ſich ſelber zum Lohn. Alle Creaturen ſind ſein Geſpür oder Fußtapf, aber ſie wiſſen es nicht, die Seele aber weiß es, darum wird Gott in ihr geboren, von ihr erkannt, in ihr offenbar. Wer die Dinge nimmt nach der Ordnung wie ſie Gott geordnet hat, der findet ihn in allen Dingen, und ſo er Gott findet, vergißt er die Dinge und hänget ihm allein an. So hat er den Frieden, ſo ergibt er ſeinen Willen in Gottes Willen, und da wirkt nun Gott in ihm und durch ihn, und wie der Geiſt verſchmilzt in Gottes Geiſt, ſo wird er erneut alſo daß fortan Gott in dem Menſchen lebt. Der Wille der ſich Gott gefangen gibt geht ein in die ewige Freiheit, hier ſind alle Wunden geheilt, hier iſt die Seligkeit. Das Einswerden mit Gott in Erkenntniß und Liebe iſt der Wiedereingang der Welt in ihren Urſprung, iſt die ewige Geburt des Worts in der Seele. Daß dieſe Geburt außer mir geſchehe, was hilft mir das? Daran liegt alles daß ſie in mir geſchehe. Sie geſchah vorbildlich und urbildlich in Chriſtus; darum ſo wir ihn anziehen, geht die Weisheit und Liebe des Vaters in uns ein, und ſind wir durch ihn eins geworden mit Gott. Sein Reich das iſt er ſelbſt mit allem ſeinen Reichthum; er will in allen ſeinen Werken ſich ſelber, und daß die Seele mit allen ihren Kräften in ihm ſich wiederfinde und ſelig ſei.

Ein Laie, Rulman Merſwin, ſchrieb das Buch von den neun Felſen, den Stufen der Reinigung, auf welchen die Gottesfreunde emporklimmen um ſich vor der Flut der Sünden und vor dem Netze des Böſen zu retten. Was die Heilige Schrift von Chriſto ſpricht das gilt ihm von jedem Menſchen der in ſeinem Gemüth mit Gott ſich einiget; dadurch will er daſſelbe was

Gott will, und ist über die Sünde und das äußere Gesetz erhaben. Meiner Natur, betet Rulman einmal in den Anfechtungen der Krankheit, ist dies Leiden gar widerwärtig, darum so bitte ich dich, mein Gott, daß du dich nicht an sie kehrest und nicht thuest was sie begehret; vollbring du deinen allerliebsten Willen, es thue ihr wohl oder weh.

Was alle diese Männer in ihren Predigten wiederholt verkündigt das faßte ein Priester und Custos im Deutschordenshause zu Frankfurt am Main in einem Büchlein zusammen, das von Luther unter dem Namen einer deutschen Theologie herausgegeben worden ist; der Reformator fand daß man nächst der Bibel und Sanct Augustin hier am besten lerne was Gott, Christus, Mensch und alle Dinge seien, und wünschte daß solcher Büchlein mehrere herauskämen, dann würden wir finden daß die deutschen Theologen die besten seien. Vom sittlichen Leben aus entwickelt es die ewigen Wahrheiten in einer klaren Fassung, die zugleich das fromme Gefühl und die Vernunft befriedigt, sodaß es uns der rechte Ausdruck der religiösen Philosophie in einem Weltalter des Gemüths heißen darf.

Das Vollkommene ist das unendliche Wesen das alles in sich begreift; das Endliche hat aus ihm seinen Ursprung wie der Schein aus dem Sonnenlicht, das Vollkommene kommt in die Seele und nimmt sie in sich auf, wenn es empfunden und erkannt wird. Wenn Endliches am Endlichen hanget, bleibt ihm das Unendliche fremd. Erkennt die Creatur sich in dem unwandelbaren Gut, lebt und handelt sie in dieser Erkenntnißweise, so ist sie selber gut und eins mit ihm; wendet sie sich von ihm ab, sucht sie das Ihre außer ihm, so ist sie böse. Die Selbstsucht ist der Sündenfall; er wird wieder aufgehoben, wenn Gott in Liebe sich dem Menschen erschließt, der Mensch in Liebe und Erkenntniß Gott sich hingibt. Gott ist das ewige Wesen aller Dinge, eins ist alles und alles eins in ihm; er offenbart sich in der Schöpfung, und wie er in ihm selber Licht und Liebe ist, so haben auch wir das Selbstbewußtsein, das Auge der Seele, und die Kraft das Ewige zu schauen in der Vernunft, die Kraft es zu ergreifen in dem Willen. Wer nun wie vermöge seines Seins, so auch vermöge seines Wissens und seiner Liebe in Gott lebt der will allen Dingen wohl, der ist gut und selig und trägt den Himmel in sich. Dem Wesen nach kann niemand von Gott sich ablösen, wer sich aber mit seinem Bewußtsein und Willen

von ihm abwendet und eigensüchtig in sein Ich eingeht, der wird böse und ist in der Hölle oder sich selber seine Hölle. Gott beruft ihn immerdar, und hält ihm vornehmlich sein Bild in Jesu vor, in welchem der vollkommene Gehorsam, die Einheit mit dem Vater hergestellt ist, sodaß Gott und Mensch und der Mensch Gott geworden. Und so viel vom Leben Christi in dem Menschen ist, so viel lebet Gott selbst in ihm. Dazu muß der Mensch sich Gott dahingeben rein und ganz, sodaß der geschaffene Wille einfließe und zerschmelze mit dem ewigen und der ewige Wille allein daselbst wolle, thue und lasse. So wird der neue Mensch in Gott geboren; er trägt das Gesetz in sich und thut das Rechte, durch Christi Geist im Gehorsam frei. Diese Einigung mit Gott ist das Paradies, der selbstsüchtige Eigenwille aber die Hölle. Das Alleredelste und Lustigste in den Creaturen ist Vernunft und Wille; wo das eine da ist auch das andere, oder wie wir sagen: Selbstbewußtsein und Freiheit bedingen einander, und damit sie wirklich werden muß auch die Möglichkeit des Bösen vorhanden sein. Wäre nicht Vernunft und Wille in den Creaturen, wahrlich Gott bliebe unerkannt und ungeliebt. Wer nun der Selbstsucht entsagt daß er sich in Gott finde, dem sind seine Sünden vergeben, und er steigt aus der Hölle in den Himmel. Nun ist der Wille in seinem Adel und in seiner Freiheit, und es gelingt ihm sein eigen Werk, denn er thut was auch der Rathschluß der Vorsehung ist, das Rechte. Dies freie geistige Leben der Liebe ist das wahre Sein, da hat und sieht und will man Gott in allen Dingen, da sind alle Willen Ein vollkommener Wille, da erkennt und liebt ein jeglicher alles in Einem und Eines in allem, und ist er göttlich oder vergottet, mit dem ewigen Licht durchleuchtet und durchglastet, entzündet und beseligt in der ewigen Liebe.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

12 SET 1883

579119

Digitized by Google